

Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins
für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde
des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung
der angrenzenden Bistümer

90. Band

(Dritte Folge · Zweiundzwanzigster Band)

1970

VERLAG HERDER FREIBURG

Das „Freiburger Diözesan-Archiv“ erscheint jährlich einmal.

Der Umfang beträgt zur Zeit 25 bis 35 Bogen, enthält Abhandlungen und Quellenpublikationen, die Geschichte und Kunstgeschichte der Erzdiözese Freiburg und der angrenzenden Diözesen betreffen, und bringt auch Abbildungen aus dem Gebiet der heimatlichen Kunstgeschichte.

Alle für dieses Organ bestimmten Beiträge und darauf bezüglichen Anfragen sowie die zur Besprechung bestimmten Bücher, Zeitschriften und Ausschnitte aus Zeitungen sind zu richten an Herrn Univ.-Prof. Dr. Hugo Ott, 7800 Freiburg, Am Kirchacker 16, Tel. (07 61) 49 12 35.

Das Manuskript darf nur auf einer Seite beschrieben sein, muß auch in stilistisch druckfertigem Zustande sich befinden und längstens bis 1. Januar dem Schriftleiter vorgelegt werden, wenn es in dem Band des betreffenden Jahres Berücksichtigung finden soll.

Für den Inhalt der einzelnen Aufsätze sind deren Verfasser verantwortlich.

Das Honorar für die Mitarbeiter beträgt für den Bogen: a) der Darstellungen 100 DM; b) der Quellenpublikationen 60 DM.

Jeder Mitarbeiter erhält 20 Sonderabzüge kostenfrei; weitere Sonderabzüge, welche bei Rücksendung des ersten Korrekturbogens bei der Druckerei zu bestellen sind, werden gegen Berechnung geliefert, jeder Teil eines Druckbogens und der Umschlag werden als voller Bogen berechnet.

Die Vereine und Institute, mit denen der Kirchengeschichtliche Verein für das Erzbistum Freiburg im Schriftenaustausch steht, werden ersucht, die Empfangsbestätigung der Zusendung sowie die für den Austausch bestimmten Vereinsschriften an die Bibliothek des Kirchengeschichtlichen Vereins im Kirchengeschichtlichen Seminar der Universität Freiburg im Breisgau, Belfortstraße 11, zu senden.

Anmeldungen zum Eintritt in den Verein sind an den Rechner, Herrn Paul K e r n, Erzb. Ordinariat, 7800 Freiburg i. Br., Herrenstraße, zu richten. Der Jahresbeitrag beträgt für Pflichtmitglieder 20 DM, für Einzelmitglieder 15 DM, wofür die Mitglieder das jährlich erscheinende „Freiburger Diözesan-Archiv“ erhalten. Bei Vorauszahlung des Jahresbeitrages erfolgt der Versand an die Mitglieder portofrei. Nach der Anordnung des Erzbischöflichen Ordinariats vom 14. Dezember 1934 ist für alle Pfarreien und Kuratien die Mitgliedschaft beim Kirchengeschichtlichen Verein Pflicht (vgl. Amtsblatt der Erzdiözese Freiburg Nr. 32/1934, Seite 299/300).

Konten des Kirchengeschichtlichen Vereins: Postscheckamt Karlsruhe
350 04. Öff. Sparkasse Freiburg i. Br. Nr. 2 274 803.

Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins
für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde
des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung
der angrenzenden Bistümer

90. Band

(Dritte Folge · Zweiundzwanzigster Band)

1970

VERLAG HERDER FREIBURG

Schriftleitung: Prof. Dr. Hugo Ott

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Rombach+Co GmbH, Freiburg im Breisgau 1971

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung und Vorbemerkung zu den nachfolgenden Erlebnisberichten und Dokumentationen von KZ-Priestern der Erzdiözese Freiburg. Von Hugo Ott	5–23
Bericht des Pfarrers Richard Schneider über seine Erlebnisse im Konzentrationslager Dachau Von Richard Schneider	24–51
Schutzhaftling Nr. 22 838. KZ Dachau Von Emil Kiesel	52–58
Interview. Von Hugo Ott	59–81
Dokumentarischer Bericht zum „Fall“ des Pfarrers Wilhelm Otto Köhler. Von Hugo Ott	82–124
Bericht von Ferdinand Maurath, Pfarrvikar Von Ferdinand Maurath	125–153
Eine Heimsuchung. Seelsorgebriefe aus der Verbannung Von Franz Weinmann	154–197
Auf der Waage Gottes. Bericht des Priesters Albert Riesterer über seine Erlebnisse in der Gefangenschaft 1941 bis 1945 Von Albert Riesterer	198–250
Bericht des Vikars Kurt Habich Von Kurt Habich	251–258
Erlebtes und Erlittenes Von Eugen Weiler	259–269
Nazizeit – Verfolgung der Kirche Von Oswald Haug	270–292
Bericht des Pfarrers Friedrich Hemmer Von Friedrich Hemmer	293–296
Gefangenschaftsbericht des derzeitigen Pfarrers Paul Wasmer von Waldau (Schwarzwald), zur Zeit der Verhaftung am 22. Februar 1940 Kaplanciverweser in Bingen über Sigmaringen/Hohenzollern Von Paul Wasmer	293–302
Dokumentation zur Verurteilung des Freiburger Diözesanpriesters Dr. Max Josef Metzger und zur Stellungnahme des Freiburger Erzbischofs Dr. Conrad Gröber Eingeleitet und zusammengestellt von Hugo Ott	303–315
Klarissen und Beginen in Basel. Basler Beiträge zur Helvetia Sacra Von Kaspar Elm	316–332
Kult und Kulturreform bei Johann B. Hirscher Von Erwin Keller	333–456
Miszellen Ein unbekanntes Gemälde von Anton Bastian Von Margarete Pfister-Burkhalter	457–459
Die Brautpforte des Säckinger Münsters Von Fridolin Jehle	460–462
Buchbesprechungen	463–474
Jahresbericht 1969	475–476
Kassenbericht 1969	477

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

- Arzt, Axel Rolf, 7800 Freiburg, Zasiusstraße 122.
- Elm, Dr. Kaspar, Univ.-Professor, 4800 Bielefeld, Universität.
- Habich, Kurt, Stadtpfarrer, 7800 Freiburg-Littenweiler, Kath. Pfarramt St. Barbara.
- Haug, Oswald, Pfarrer, 7828 Neustadt (Schwarzwald), Kath. Pfarramt.
- Hemmer, Friedrich, Pfarrer, 6971 Eiersheim, Kath. Pfarramt.
- Keller, Dr. theol. h. c. Erwin, 7887 Wyhlen, Himmelspforte.
- Kiesel, Monsignore Emil, Oberpfarrer, 7000 Stuttgart-Stammheim, Aspergerstraße 60.
- Jehle, Dr. Fridolin, 7880 Säckingen.
- Maurath, Ferdinand, Pfarrer, 7801 Feldkirch, Kath. Pfarramt.
- Müller, Dr. Wolfgang, Univ.-Professor, 7800 Freiburg, Türkenlouisstraße 19.
- Ott, Dr. Hugo, Univ.-Professor, 7800 Freiburg, Am Kirchacker 16.
- Pfister-Burkhalter, Dr. Margarete, CH 4045 Basel, Rütimeyerstraße 25.
- Riesterer, Albert, Pfarrer i. R., 7751 Bingelsdorf, Pfarrhaus.
- Rubner, Dr. Heinrich, Prof. 8400 Regensburg, Universität.
- Rühm-Constantin, Dr. Emmy, Prof., 7800 Freiburg, Neugartstraße 7.
- Schneider, Richard, Pfarrer i. R., 6967 Buchen, Berthold-v.-Henneberg-Straße 11.
- Wasmer, Paul, Pfarrer, 7829 Waldau, Kath. Pfarramt.
- Weiler, Eugen, Pfarrer, 7701 Wiechs a. Randen, Kath. Pfarramt.
- Weinmann, Franz, Pfarrer und Dekan, 7613 Hausach, Kath. Pfarramt.

Einleitung und Vorbemerkung zu den nachfolgenden Erlebnisberichten und Dokumentationen von KZ-Priestern der Erzdiözese Freiburg

Von H u g o O t t

Was in diesem Jahrgang des Freiburger Diözesanarchivs der Öffentlichkeit vorgelegt wird, ist ein Ausschnitt aus dem großen Komplex des Kirchenkampfes im Dritten Reich und des Widerstands gegen das NS-Regime aus den Reihen des katholischen Klerus. Die Literatur zur Geschichte des Kirchenkampfes im Dritten Reich ist inzwischen sehr umfangreich geworden. Indes vermißt man in diesem Spektrum noch die genügende Vertretung der Gattung „Erlebnisberichte“ von Verfolgten.¹ Diesem Anliegen wollen die vorliegenden Veröffentlichungen in erster Linie entsprechen.

Wenn die Schicksale der nach dem Konzentrationslager Dachau verschubten Geistlichen der Erzdiözese (soweit darüber Erlebnisberichte vorliegen) dabei im Mittelpunkt stehen, so ist doch von vorneherein darauf zu verweisen, daß in dieser Personengruppe nur ein Ausschnitt aus einem erheblich größeren Kreis der von harten Maßnahmen des Nationalsozialismus betroffenen Geistlichen faßbar ist. Wir verzerren die Optik, vergäßen wir beispielsweise derer, die in Sondergerichtsverfahren wegen Verbrechen gegen das Rundfunkgesetz oder gegen das sogenannte Heimtückegesetz zu hohen Gefängnis- oder Zuchthausstrafen verurteilt wurden. Ich nenne beispielsweise die beiden Kapläne von Achern, die schon zu Beginn des 2. Weltkriegs zu je einem Jahr Zuchthaus verurteilt wurden, weil sie feindliche Sender

¹ Immerhin sind in den letzten Jahren einige Berichte publiziert worden. Ich führe in Auswahl an: *Raimund Schnabel*, Die Frommen in der Hölle. Geistliche in Dachau. Frankfurt/Main. – *Jean Bernard*, Pfarrerblock 25 487. Ein Bericht. Hrsg. von *Charles Reinert* und *Gebhard Stillfried*. München 1962. – *Joseph Spiecker*, Mein Kampf gegen Unrecht in Staat und Gesellschaft. Erinnerungen eines Kölner Jesuiten. Köln 1971. – *Maurus Munch*, Unter 2579 Priestern in Dachau. Trier 1971.

abgehört hatten: Agidius Holzapfel und Otto Maier, deren Schicksal durch das klägliche Versagen ihres Vorgesetzten eine besonders tragische Note erhalten hat. Oder ich muß auf den Todtnauer Pfarrer Stephan Blattmann verweisen, den das Sondergericht Stuttgart wegen Abhörens feindlicher bzw. neutraler Sender und wegen Verbreitens von Nachrichten nach dem Heimtückegesetz zu vier Jahren Zuchthaus verurteilte – oder es sei des Pfarrers von Langenenslingen hier Erwähnung getan, Paul Birkle, der vom Stuttgarter Sondergericht wegen ähnlicher Tatbestände zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist. Die Liste ließe sich noch fortsetzen. Daß in diesen Fällen eine Verschiebung nach Dachau nicht erfolgte, lag meist an der langen Haftdauer. Zu bemerken ist auch hier (wie aus den folgenden Erlebnisberichten immer wieder deutlich hervorgeht), daß die Ahndung dieser sogenannten Verbrechen nach dem geltenden Strafrecht meist der Schlußpunkt hinter eine jahrelang währende Beobachtung durch die Geheime Staatspolizei war, die dann die längst mißliebig gewordenen Geistlichen meist auf Denunziation hin fassen und zur Strecke bringen konnte. Die Zuchthäuser von Bruchsal und Ludwigsburg, die Gefängnisse von Freiburg, Heidelberg, Mannheim oder Rottenburg waren ebenso Schauplätze des Leidens und sahen Erniedrigung von Geistlichen, die letzten Endes für einen politischen Widerstand büßten, wie immer er reflektiert und artikuliert gewesen sein mochte.

Auch wer mit Landesverweis bestraft wurde – und das waren, wie die unten beigegebene Liste ausweist, nicht wenige –, nahm ein hartes Los auf sich.

Das Schandmal eines Zuchthäuslers war wohl ebenso schwer zu tragen wie das Brandmal des KZ-Häftlings. Wenn uns in diesem Band die Schicksale der Geistlichen nahegebracht werden, die als politische Häftlinge den bitteren Gang nach Dachau antreten mußten, so seien damit gleichzeitig alle jene miteinbezogen, die ihren politischen Widerstand gegen das totalitäre Regime des Nationalsozialismus in irgendeiner Weise mit Haft und Leiden bezahlen mußten.

Es sollte eigentlich in diesem Zusammenhang die prinzipielle Frage nach dem Widerstand gegen das Dritte Reich aus dem kirchlichen Raum untersucht werden. Ich habe mich an anderer Stelle dazu am Beispiel der Geistlichkeit der Erzdiözese Freiburg geäußert² und muß mich hier mit wenigen Andeutungen begnügen: ohne Frage brachte

² Vgl. meine Studie „Möglichkeiten und Formen kirchlichen Widerstands gegen das Dritte Reich von seiten der Kirchenbehörde und des Pfarrklerus. Dargestellt am Beispiel der Erzdiözese Freiburg“ in: Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft (im Erscheinen).

das NS-Regime schon bald nach der Machtübernahme für eine Reihe von Geistlichen (besonders in den Gebieten, die eine aktive nationalsozialistische Arbeiterpartei hatten) eine harte Konfrontation, zahllose Schikanen, die überdies um so schwerer waren, je stärker sie nach außen hin in persönlicher Feindschaft lokaler Parteigrößen gründeten.³ Ich nenne das Schicksal des Pfarrers von Plankstadt, Augenstein, der schon im Mai 1933 von den neuen Machthabern aus seiner Pfarrei gewiesen worden ist, hier exemplarisch.⁴ Die Androhung und Verhängung des Schulverbots wurde seit 1933 häufig geübt. Die Gehässigkeiten einer bestimmten NS-Presse, die der „Lahrer Zeitung“ oder „Der Alemanne“, abgesehen von Organen wie „Stürmer“, gehörten zum Alltag vieler Priester dieser Diözese. Dabei waren die Möglichkeiten, gegen Maßnahmen von staatlichen Stellen und Parteiorganen der verschiedensten Gliederungen, besonders im Bereich von Jugend- und Vereinsarbeit, Widerstand zu leisten, sehr begrenzt, sollte der Geistliche sich in dem Rahmen des geltenden Reichskonkordats wohlverhalten. Der Feldzug des Gauleiters von Franken, Julius Streicher, des Herausgebers des „Stürmer“, durch das badische Land im Jahre 1936 brachte eine merkliche Verschärfung der Situation der Geistlichen, weil hierbei die Diffamierungen im Zusammenhang mit meist angeblichen Sittlichkeitsvergehen und Vergehen gegen die Devisenbestimmungen von Geistlichen in einer ungeheueren Weise zunahm.^{4a} Die Bestandsaufnahmen der Schikanen gegenüber Geistlichen, die seit 1937 im Freiburger Ordinariat aufgestellt und dann den Dekanen vertraulich zugeleitet wurden, zeigen die sich verstärkende Tendenz der Kirchenfeindlichkeit, die allmählich in einen Kirchenkampf umzuschlagen drohte. Ich führe als Beispiel das Rundschreiben des Generalvikars Dr. Rösch vom 5. November 1938 an alle Diözesangeistliche an, das die gespannte Lage schlaglichtartig beleuchtet:

„Es ist uns zur Kenntnis gekommen, daß nicht bloß der Postverkehr der Geistlichen immer wieder überwacht, sondern auch deren ganze Tätigkeit schon bisher an der Hand von eingehenden Fragebogen einer geheimen Kon-

³ Ich verweise grundsätzlich auf die einschlägigen Akten im Erzbischöflichen Ordinariatsarchiv (EOAF), wo sich die überwiegend auf lokaler Ebene erfolgten Schikanen seit der Machtübernahme recht gut fassen lassen.

⁴ Ebda. An diesem Fall ließe sich andererseits die erfreuliche Geschlossenheit der Pfarrgemeinde Plankstadt darstellen, die sich so lange als möglich unter Führung ihres Vikars Knecht für den verbannten Pfarrer einsetzte

^{4a} Vgl. jetzt *Hans Gunter Hockerts*, Die Sittlichkeitsprozesse gegen katholische Ordensangehörige und Priester 1936/37. Mainz 1971.

trolle unterzogen wird. Diese Überwachung wird künftig noch verschärft werden; selbst im kleinsten Ort soll alles gesammelt werden, was die Geistlichen in ihrem Wandel und in ihrer Einstellung gegenüber Staat und Partei sich zuschulden kommen lassen.

Wie die heutige Tagespresse berichtet, soll in allernächster Zeit auch eine *Versammlungsaktion* größten Stils durch Redner der NSDAP durchgeführt werden. In Baden allein werden im November und der ersten Dezemberhälfte 1300 solche Versammlungen abgehalten werden. Es ist nach den bisherigen Erfahrungen wohl damit zu rechnen, daß die Versammlungsredner, „die Kündler der neuen Weltanschauung“, sich keineswegs auf die Erörterung politischer Belange beschränken, sondern auch die Kirche und ihre Vertreter vielleicht in leidenschaftlicher Weise angreifen werden.

Diese ernststen Gefahren sollen für alle Seelsorger eine Mahnung sein, in jeder Hinsicht würdig ihres Berufes zu wandeln und alles zu vermeiden, woran man gerechter Weise Anstoß nehmen kann. Die hochw. Herren Seelsorger werden aber auch in erhöhtem Grade wachsam sein gegenüber allen Angriffen auf Kirche und Priestertum und in entschiedener, aber kluger Weise Religion und Kirche verteidigen.“

Die mit dem Kriegsausbruch gegebene veränderte Situation ermöglichte ein bedeutend schnelleres Zuschlagen der Geheimen Staatspolizei in einer Reihe von Fällen. Als Straftatbestände kamen besonders das Abhören feindlicher Sender, Verstöße gegen die Polenseelsorge, Behandlung bestimmter Komplexe im Religionsunterricht in Frage. Zahlreiche Verfahren gegen Geistliche vor Sondergerichten und die Verschubung von Geistlichen in das Konzentrationslager Dachau seit Ende 1940 stellten den Freiburger Erzbischof und seine Kirchenbehörde vor ganz neue Probleme. Die Kirchenbehörde versuchte zunächst eine erneute Bestandsaufnahme von Maßnahmen des Regimes gegen Geistliche zu schaffen. Am 3. Oktober 1940 wurden die Dekane ersucht, bis zum 10. Oktober einen Bericht zu geben, welche Dekanatsgeistliche bis dato von der Gestapo einvernommen worden sind.⁵ Das Ergebnis der Umfrage wurde unter dem 22. November 1940 den Dekanen vertraulich bekanntgegeben.⁶ Danach war seit 1933 seitens der Gestapo gegen 354 Seelsorgegeistliche vorgegangen worden. Das Ordinariat schätzte die tatsächliche Zahl auf etwa 400. Die Folgen dieser staatspolizeilichen Einvernahme: in 256 Fällen ohne Strafverfahren, in 53 Fällen Verwarnung bzw. Verweis, in 37 Fällen Schulverbot, in 34 Fällen Haft-, Gefängnis- oder Zuchthausstrafen, in 34 Fällen Beschlagnahme von Akten, in 9 Fällen Orts-, Bezirks- oder Landesverweisung, 26 Verfahren wurden eingestellt, 23 Priester wur-

⁵ EOAF, Nationalsozialismus, Fasz. 54. Erlaß Nr. 12 980.

⁶ Ebda, Erlaß Nr. 14 969.

den amnestiert und ein Geistlicher wurde im Sondergerichtsverfahren freigesprochen.⁷ Die Einvernahmen beruhten auf den mannigfaltigsten Tatbeständen, bei denen jedoch Predigtstätigkeit (127), Religionsunterricht (49) und Jugendarbeit (83) überwogen.

Der Generalvikar informierte im gleichen Erlaß den Diözesanklerus auch über den neuesten Stand der Durchführung der KZ-Haft von katholischen Geistlichen. Nach einer Mitteilung des Reichsministers für die kirchlichen Angelegenheiten an den Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz, Kardinal Bertram, vom 9. November 1940 sollten gemäß Entscheidung des Reichsführers SS und Chefs der Deutschen Polizei alle bislang in den verschiedenen Konzentrationslagern untergebrachten Geistlichen im KZ Dachau zusammengefaßt werden, dort nur mit leichten Arbeiten beschäftigt werden und die Gelegenheit erhalten, täglich die Messe zu lesen bzw. zu besuchen. Freilich könne von einer Einäscherung der Leichen von im KZ Dachau verstorbenen Geistlichen aus gesundheitspolizeilichen Erwägungen nicht Abstand genommen werden. Dr. Rösch teilte zugleich mit, daß gemäß dieser Weisung ein Diözesangeistlicher in der Vorwoche nach Dachau verbracht worden ist.⁸

In diesen ersten Kriegsmonaten hatte sich der Zugriff der Gestapo auf die Seelsorgearbeit der Geistlichen in allen deutschen Diözesen erheblich verstärkt. Seitens der Fuldaer Bischofskonferenz (Kommissariat der Fuldaer Bischofskonferenz in Berlin) war man bemüht, das vordringlich erscheinende Problem der seelsorgerlichen Betreuung der katholischen Schutzhäftlinge sicherzustellen und das Los der im KZ Dachau einsitzenden katholischen Geistlichen zu erleichtern. Kardinal Bertram hatte deshalb bereits am 22. Juli 1938 im Auftrag der deutschen Bischöfe das Reichskirchenministerium gebeten, unter Berufung auf Artikel 28 des Reichskonkordats für die katholischen Schutzhäftlinge eine regelmäßige Seelsorge zu ermöglichen, besonders aber die Spendung der Sterbesakramente durch die zuständigen Geistlichen zuzulassen.⁹ Das Kirchenministerium lehnte am 30. August 1938 die-

⁷ Es handelte sich um den Kuraten von Varnhalt, Edelbert Augenstein, der im März 1940 wegen Äußerungen in der Christenlehre in Schutzhaft genommen wurde.

⁸ Es war der Pfarrer von Beuggen, Richard Schneider. – Der Generalvikar schrieb in diesem Zusammenhang: „Wir ersuchen die Priester unserer Erzdiözese in dieser schweren Prüfungszeit ihrer Mitbrüder in besonderer Weise in ihrem Gebete zu gedenken. Wir selbst werden wie früher nichts unterlassen, um den in Haft gesetzten Diözesanpriestern baldmöglichst wieder ihre Freiheit zu erwirken.“

⁹ EOAF, Nationalsozialismus, Fasz. 118. Schreiben des Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz an den Reichsminister für die kirchlichen Angelegenheiten vom 26. März 1940.

ses Gesuch aus sicherheitspolizeilichen Gründen ab.¹⁰ Kardinal Bertram trug dann am 26. März 1940 dem Reichskirchenministerium erneut die Bitte vor.¹¹ Bertram forderte: 1. wenn nicht regelmäßigen, so doch periodischen Gottesdienst sowie Seelsorge in den Konzentrationslagern, 2. Zulassung der zuständigen (Orts-)Geistlichkeit bei lebensgefährlichen Erkrankungen zur Spendung der Sterbesakramente, 3. Erlaubnis des Brevierbetens für die inhaftierten Geistlichen, 4. Erdbestattung der Leichen. Erst am 9. November 1940 beantwortete das Reichsministerium für die kirchlichen Angelegenheiten das Schreiben mit den oben bereits angeführten Bescheiden.¹² Damit ist der Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen sich die priesterliche Existenz im Konzentrationslager „entfalten“ konnte.

Dem ersten Diözesangeistlichen folgten seit 1941 immer mehr Diözesanpriester. An einigen Einzelfällen seien die Vorgänge illustriert, die zur Inhaftierung und zur Verschubung nach Dachau führten. Ich möchte dies zunächst an einem Einzelschicksal verdeutlichen, das natürlich stellvertretend ist, am Schicksal des Vikars Franz Weinmann an der Oberen Pfarrei in Mannheim.¹³ Am 16. März 1942 wurde Weinmann von der Geheimen Staatspolizei einem stundenlangen Verhör unterzogen, von dem er nicht mehr in das Pfarrhaus zurückkehrte. Dem Stadtpfarrer wurde von der Gestapo lediglich mitgeteilt, daß sein Vikar nicht mehr zurückkomme. Im Schreiben des Pfarrers an das Ordinariat konnte nur die Vermutung geäußert werden, Weinmann befinde sich im Mannheimer Amtsgerichtsgefängnis. Klarheit über die Anschuldigungen gegen den Vikar erbrachte erst das ausführliche Schreiben des badischen Kultusministeriums von Anfang April 1942, in dem Weinmann die Befugnis zur Erteilung des

¹⁰ Schreiben Nr. G II. 4565, ebda. zitiert.

¹¹ „Es ist mir nicht möglich, bei jenem Bescheid mich zu beruhigen. Habe ich doch von Kindheit an und in der katholischen Volksschule und im katholischen Gymnasium, dem ich meine Ausbildung verdanke, stets den Grundsatz gehört und befolgt gesehen, daß man bei aller Treue zur eigenen religiösen Überzeugung stets pietätvolle Achtung und Rücksicht dem religiösen Innenleben Andersdenkender zu erweisen verpflichtet sei: ein Grundsatz, den man doch auch im Bereiche der nationalsozialistischen Weltanschauung nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch zu beobachten bestrebt sein wird.“ Kardinal Bertram führte als eindrucksvolles Beispiel an: „Wenn ich den Bericht der Kommandantur des KZ Buchenwald, d. h. Weimar-Buchenwald, vom 3. Februar 1940 über die Krankheit und das Ende des früher zu meiner Diözese gehorenden Erzpriesters Paul Polednia lese, wirkt es geradezu erschütternd, zu denken, wie ein Greis in so entsetzlichen Krankheitszustande selbst allen seelsorgerlichen Trostes entbehren mußte.“

¹² Ebda., Schreiben II 5431/10.

¹³ Vgl. die Unterlagen der folgenden Ausführungen, EOAF.

Religionsunterrichts entzogen wurde. Die Anklagepunkte der Gestapo, die zur Schutzhaft und schließlich zur Verschubung nach Dachau ohne ein Gerichtsverfahren führten, waren: 1. Weinmann habe 1941 fünf verbotene Bücher aus der Pfarrbibliothek ausgeliehen, was zur polizeilichen Schließung der Bücherei führte. Dabei sei festgestellt worden, daß sieben Bücher der Schriftstellerin Undset fehlten, die später in der Privatbibliothek des Vikars gefunden worden seien: Versuch, diese Bücher der Sicherstellung zu entziehen – ein Vorwurf, der später bei den Bemühungen der Kirchenbehörde, Weinmann freizubekommen, als besonders gravierend seitens des Reichssicherheitshauptamtes bezeichnet worden ist. 2. Weinmann habe im Dezember 1941 in einer sogenannten Meßerklärungsstunde das Schreiben des Erzbischofs an den badischen Kultusminister vom 29. November 1941 verlesen und dabei den Stil des Schreibens gerühmt, 3. bei Besprechungen des Lebens von Tagesheiligen in diesen Meßerklärungsstunden habe Vikar Weinmann gelegentlich Anspielungen auf die gegenwärtigen kirchenpolitischen Verhältnisse eingeflochten und Maßnahmen früherer Regierungen mit gegenwärtigen Begriffen wie Schutzhaft, Denunziation u. dgl. geschildert. Als charakteristisch werden Beispiele angeführt: „In einer Schilderung über das Wirken der ersten christlichen Gemeinde und der Apostel in Jerusalem legte er die Vertreibung der Apostel aus dem Tempel dar und erklärte in diesem Zusammenhang folgendes: ‚Ob nun der Tempelhauptmann sich zu der gleichen Richtung bekannte, oder ob er, um nicht in Ungnade zu verfallen, sich bei den Machthabern als gesinnungstüchtig erweisen wollte, ist nebensächlich. Auch in ihm loderte der Unwille auf. Überlegung und Prüfung brauchte er nicht. Die Zuträger waren ja Parteigenossen oder Anhänger der obersten Machthaber.‘ In einer anderen Stunde erklärte er die Wunderheilungen durch verschiedene Glaubensverkünder und stellte die Behauptung auf, daß derartige Wunder früher notwendiger als heute waren, da die Kirche damals Christus und den Glauben gegen eine ungläubige Welt verteidigen mußte. Dabei gebrauchte er den Satz: ‚Aber jetzt auch wieder?‘.“ Es werden noch weitere Beispiele angeführt, die zeigen, daß Weinmann ziemlich lückenlos seit dem Frühjahr 1941 überwacht worden war. Seine Erklärung zum Feste des hl. Hilarius am 14. Januar 1942 erschien besonders schwerwiegend: „Sein Amt war rein geistig aufgefaßt und hat sich vor jeder Einmischung in die Staatsführung streng gehütet. Aber er konnte und wollte nicht schweigen, als der Staat mit plumpen Händen in das Heiligtum der Kirche, des Glaubens und des

Dogmas eingriff. Damit wird er zu einem modernen Bischof. So müssen auch die unsrigen handeln.“ 4. wurde Weinmann vorgeworfen, er habe die Vorgänge um Verhaftung und Entlassung des Münsteraner Bischofs weitererzählt und die Silvesterpredigt des Freiburger Erzbischofs in entstellender Weise weiterverbreitet, den Möldersbrief verlesen, zu einem englischen Flugblatt mit der Predigt Bischofs v. Galen gegen die Euthanasie nicht ablehnend Stellung bezogen. 5. Weinmann halte seit Mitte Februar 1942 in einem kircheneigenen Raum besondere Zusammenkünfte für männliche Jugendliche ab. „Bei den Teilnehmern handelt es sich um besonders aktive Jugendliche. Als Ziel der Arbeit in dieser Jugendgruppe gab Weinmann an, daß sie gegen den Zeitgeist auf religiösem Gebiet arbeiten müssen, denn wenn sie fest im Glauben sind, könne sie niemand niederringen. Als Ziel seiner gesamten Jugendarbeit gab Weinmann bei seiner Vernehmung an, daß er die Jugendlichen zu tapferen, einsatzbereiten Christen erziehen wollte. Er betrachte die Stellungnahme gegen alle Erscheinungen auf dem kirchenpolitischen Gebiet, die sich gegen den katholischen Glauben richten, als seine Berufs- und Amtspflicht.“ Das Ministerium zog den Schluß, daß das Verhalten Weinmanns geeignet sei, die katholische Jugend der Oberen Pfarrei in Mannheim zu einer staatsablehnenden Einstellung zu erziehen und die innere Geschlossenheit des Volkes zu untergraben.¹⁴ –

Jetzt setzte seitens der Freiburger Kirchenbehörde rege Aktivität ein. Ein Mechanismus kam in Gang, der bereits gut ausgebildet war, weil die Behörde seit 1940 in vielen Fällen ähnlich reagieren mußte. Die Hauptstelle war der Berliner Bischof Wienken, der als Beauftragter der Fuldaer Bischofskonferenz die Kontakte mit dem Reichssicherheitshauptamt herzustellen hatte. Man versuchte, die Inhaftierten jeweils vor der Verschubung nach Dachau aus den Klauen der Gestapo zu holen – fast immer ohne Erfolg. Es war ein aussichtsloser Kampf.

¹⁴ Aus dem Schreiben des Ministeriums für Kultus und Unterricht sei noch ein weiterer Vorwurf zitiert: „Bei einer Besprechung der Katholischen Aktion kam er auf die Einschränkung der Arbeit der Geistlichkeit zu sprechen und bezeichnete die ergangenen Bestimmungen auf kirchenpolitischem Gebiet als Stachelndraht. Nach den bei ihm vorgefundenen Aufzeichnungen erklärte er in diesem Zusammenhang folgendes: ‚Nur religiös ist schon recht, wenn Andere auch auf ihrem Gebiet bleiben. Wenn die aber ständig hineingreifen in das eigene Gebiet, dann soll man noch Dankeschön sagen. Das geht nicht. Der Schäferhund wehrt sich, wenn der Wolf in seine Herde einbricht. Das ist Naturdrang, auch bei uns Christen. Allerdings kann es vorkommen, daß der Schäferhund bei dieser Gegenwehr den Kürzeren zieht gegen die brutale Gewalt des Wolfes, aber unrecht hat der Wolf doch. Und dann noch etwas: man kann in dieser Abgrenzung des Reinreligiösen auch zu weit gehen – Bibliotheken!‘“

Auch im Falle Weinmann hatte sich Freiburg unverzüglich mit Bischof Wienken in Verbindung gesetzt. Erzbischof Gröber berichtete den Inhalt des Schreibens des Kultusministeriums und formulierte Argumente für die Verhandlungen mit dem RSHA, die aus dem familiären Bereich entnommen waren und die ganze Hilfslosigkeit veranschaulichten: „Die Familie, der Weinmann entstammt, sind rechtschaffene, pflichttreue Handwerksleute in Hinterzarten i. Schw., die vaterländisch zuverlässig sind und ihre völkische Pflicht gewissenhaft erfüllen . . . Der Bruder und der Schwager sind im Dienste der Wehrmacht und stehen an der Ostfront“, heißt es beispielsweise. Die Ohnmacht war besonders dadurch gekennzeichnet, daß kein Kontakt zum Inhaftierten hergestellt werden konnte. RA Hermann Veit aus Karlsruhe, der die Vertretung hier wie auch in anderen Fällen übernahm, konnte nur berichten, daß die Gestapo vorerst nicht die Absicht habe, das Verfahren an die Staatsanwaltschaft abzugeben und daß zu befürchten sei, daß es überhaupt nicht zu einem ordentlichen Gerichtsverfahren kommen werde. Eine Verteidigung sei nicht möglich. Die Akten lägen in Berlin beim Reichssicherheitshauptamt. Erzbischof Gröber war angesichts dieser Lage und besonders angesichts der Vielzahl und der Schwere der Anschuldigungen gegen Vikar Weinmann sehr pessimistisch gestimmt, weil er aus vorangegangenen Fällen wußte, daß bereits geringere Anschuldigungen zur KZ-Haft führten. Gleichwohl ersuchte er Bischof Wienken, alles zu tun, um Weinmann die Verschubung nach Dachau zu ersparen. Doch Bischof Wienken konnte nur berichten, daß wenig Hoffnung für Entlassung bestehe. Und am 26. Juni 1942 teilte er in Freiburg mit, Weinmann sei am 5. Juni bereits nach Dachau überführt worden. Er habe vorher nochmals alle entlastenden Momente vorgebracht. Doch eine Rücknahme der gegen ihn verhängten Lagerschutzhaft komme nicht in Frage. Damit war für die Außenwelt der Vikar Weinmann zur Gefangenen-Nr. 30 332 geworden, und er war eingereiht in die große Zahl der in Dachau einsitzenden Lagerschutzhäftlinge, in die große Zahl der im Priesterblock 26 zusammengefaßten deutschen Geistlichen, eingegliedert in eine große Zahl von Geistlichen aus der Erzdiözese, die gerade im Frühsommer 1942 anwuchs, so daß Erzbischof Gröber neben den ständigen Bemühungen, die über den Beauftragten der Fuldaer Bischofskonferenz Bischof Wienken von Berlin liefen, sich entschloß, den Papst zu einer diplomatischen Intervention zu veranlassen. Am 6. Juli 1942 ersuchte Erzbischof Gröber Papst Pius XII. um diploma-

tische Schritte für die 10 aus politischen Gründen in Dachau inhaftierten Geistlichen seiner Diözese.¹⁵

Am Fall des Pfarrers Richard Schneider, der bereits im November 1940 nach Dachau verbracht worden war und dort bis zum Kriegsende ausharren mußte, läßt sich aus den Akten sehr deutlich herausarbeiten, in welchem starkem Maße die Kirchenbehörde sich erst mit den Praktiken der Gestapo und des Reichssicherheitshauptamtes vertraut machen mußte.¹⁶ Sein Verbrechen bestand darin, daß er aus pastoralen Überlegungen heraus auf Eltern einzuwirken versuchte, ihre Söhne nicht zur Waffen-SS gehen zu lassen. Am Fall Schneider mußte die Kirchenbehörde die ersten bitteren Erfahrungen mit der Taktik der Geheimen Staatspolizei sammeln. Über den am 6. September 1940 verhafteten Pfarrer Schneider konnte erst nach mehreren und längeren Recherchen in Erfahrung gebracht werden, daß er sich in Schutzhaft befand und mit einer baldigen Entlassung nicht zu rechnen war. Die Schneider angelasteten Punkte wurden nicht bekanntgegeben. Immerhin konnte der Waldshuter Dekan auf vertraulichem Wege erfahren, daß das Reichssicherheitshauptamt den Fall Schneider an sich gezogen hatte. Seine Prognose: es werde wie in den Fällen der Geistlichen Bäumele und Haas, die beide eine längere Schutzhaft

¹⁵ EOAF, Nationalsozialismus, Fasz. 118 Das Schreiben, in dem Erzbischof Grober für die inzwischen 10 inhaftierten Diözesangeistlichen (R. Schneider, E. Kiesel, A. Bernhard, F. Maurath, E. Thoma, A. Riesterer, M. Schwall, O. Haug, Dr. H. Feuerstein, F. Weinmann) um päpstliche Intervention bat, wurde wie folgt eingeleitet und beendet: „Heiliger Vater! Vertrauend auf die Apostolische Vatergute Ew. Heiligkeit und im tiefsten Herzen erschüttert durch das Los einer größeren Anzahl von Diözesanpriestern nahe im mich dem Mittelpunkt der christlichen Einheit und Gerechtigkeit, um Ew. Heiligkeit kniefällig zu bitten, für die nachfolgenden Priester meiner Erzdiözese vielleicht auf diplomatischem Weg die Entlassung oder Strafabkürzung in Dachau zu erreichen Mit mir bitten die Angehörigen oder Eltern dieser Priester und mein ganzer Klerus in mitbrüderlichem Schmerz, damit er den Glauben an die deutsche Volksgemeinschaft und die Gerechtigkeit auch uns Geistlichen gegenüber wieder gewinne. Erneut bitte ich nun Ew. Heiligkeit, das Los dieser meiner Diözesanpriester zu erleichtern und ihnen, namentlich jenen, die schon so lange Monate in Dachau weilen müssen, durch diplomatische Schritte die Freiheit zu erwirken. Kein einziger von diesen zehn Männern ist fähig, ein Verbrecher an Staat und Volk zu sein Selbst wenn dem einen oder anderen in seinen Worten etwas unterlaufen ist, was die gegenwärtige Staatsregierung oder die Partiestellen ahnden zu müssen glauben, so war es doch nicht so schwer, daß ein Verbringen nach Dachau der sühnenden Gerechtigkeit entsprach. Die meisten von ihnen halte ich für völlig unschuldig. Nicht bloß mein Klerus, sondern auch das ganze katholische Volk meiner Erzdiözese wurde aufatmen, wenn diese priesterlichen Männer wieder heimkehren konnten. Kniefällig bitte ich darum Ew. Heiligkeit, das Geeignete zu unternehmen, sofern Ew. Heiligkeit es für gut halten

Indem ich den Fischerring Ew. Heiligkeit küsse und den geliebten Vater der Christenheit meiner unerschütterlichen Treue versichere, bitte ich um den Apostolischen Segen.

gez. † C. Erzbischof.“

¹⁶ Vgl. die Unterlagen für die folgenden Darlegungen, EOAF.

erdulden mußten und dann Landesverweis erhielten, auch bei Pfarrer Schneider verfahren. Aber: die Rechtsanwälte Karl und Hermann Siebert mußten das Ordinariat Anfang November vom Schutzhaftbefehl gegen Pfarrer Schneider benachrichtigen: „Er gefährdet nach dem Ergebnis der staatspolizeilichen Feststellungen durch sein Verhalten den Bestand und die Sicherheit des Volkes und Staates, indem er dadurch, daß er in wiederholten Fällen die Eltern zur Waffen-SS eingezogener Männer aufsuchte und sich über den Eintritt in die SS in abfälliger Weise äußerte, größte Empörung unter der Bevölkerung hervorrief und erwarten läßt, er werde, insbesondere in der Kriegszeit, weiterhin Unruhe unter die Bevölkerung tragen.“ Die Waldshuter Rechtsanwälte schrieben dazu: „Rechtsmittel gegen Anordnungen der Gestapo gibt es bekanntlich nicht. Man ist ihr einfach wehr- und schutzlos ausgeliefert.“ Dieses ohnmächtige Ausgeliefertsein wurde besonders deutlich, als bekannt wurde, daß Schneider am 22. November 1940 nach Dachau verschubt worden war und die Karlsruher Gestapo-Leitstelle die Rechtsanwälte wissen ließ, daß eine Vertretung von Personen in Schutzhaftssachen nicht zulässig sei. Diese nach Ansicht der Rechtsanwälte rechtswidrige Stellungnahme ließen die Anwälte vom Präsidenten der badischen Rechtsanwaltskammer Dr. Ludwig gutachtlich klären – mit folgendem Ergebnis: die Gestapo-Leitstelle Karlsruhe vertritt aufgrund eines Erlasses des stellvertretenden Chefs und Inspektors der Gestapo vom 11. April 1935 den Standpunkt, daß ein Rechtsanwalt nur *die* Rechte besitzt, die auch jeder andere Staatsbürger geltend machen kann, der für einen von der Schutzhaft Betroffenen eintritt. Er darf schriftliche Gesuche einreichen, einen Anspruch auf Akteneinsicht und auf Mitteilung politisch-polizeilicher Vorgänge hat er nicht. Sprecherlaubnis ist nicht zugelassen, wenn dadurch der politisch-polizeiliche Zweck gefährdet wird. Die Konsequenz: der Rechtsanwalt ist als Verteidiger im Sinn des § 148 der Strafprozeßordnung ausgeschlossen. Dr. Ludwig wies darauf hin, daß sich die Gestapo damit über einen einschlägigen Erlaß des Reichsministers der Justiz vom 31. Januar 1935 hinweggesetzt habe. Damit war auch für die Zukunft der Modus procedendi abgesteckt, was die Kontaktnahme mit der Karlsruher Gestapo-Leitstelle anlangte. – Noch war man sich in Freiburg nicht im klaren darüber, wie bei der Lagerhaft in Dachau weiter zu verfahren sei, um für Pfarrer Schneider und den seit Dezember 1940 ebenfalls nach Dachau verschubten jungen Vikar von St. Franziskus in Pforzheim, Emil Kiesel, Hafterleichterung zu erlangen. Man hoffte, über das erz-

bischöfliche Ordinariat München-Freising Näheres zu erfahren. Doch auch München-Freising vermochte nur Ungefähres zu berichten. Man gab von dort Freiburg den Rat, sich der Vermittlung von Bischof Wienken in Berlin bzw. des Rechtsanwaltes Dr. Otto Lenz am Berliner Kammergericht für die Kontaktnahme mit dem allein kompetenten Reichssicherheitshauptamt zu bedienen, ein Rat, den die Freiburger Kirchenbehörde durchaus befolgte – seit dieser Zeit stand das Ordinariat in ständigem Kontakt mit Bischof Wienken und versuchte unermüdlich, für die Häftlinge Haftbefreiung – oder zumindest Hafterleichterung zu erreichen. So tastete man sich allmählich in die Maschinerie der Gestapo und in die Organisation des Konzentrationslagers hinein – es war eher ein pragmatisches Vorgehen, durch das bestimmte Mechanismen entwickelt worden sind, deren Effizienz freilich nahezu gleich Null geblieben ist. Es kann hier auf nähere Spezifizierung verzichtet werden, weil anhand der Dokumentation zum Fall des Pfarrers Otto Wilhelm Köhler das Funktionieren dieses Mechanismus klar wird.

Indes dürfte ein Dokument im Zusammenhang unserer Darlegungen von besonderem Interesse sein, weil aus ihm das Bemühen des Freiburger Oberhirten ersichtlich wird, die Praktiken des NS-Regimes im kirchenpolitischen Kampf von der grundsätzlichen Seite her zu betrachten. Eine Antwort auf den folgenden Brief an den Reichsminister der Justiz ließ sich aus den Akten nicht feststellen. Vermutlich blieb auch diese Stellungnahme wie so viele andere ohne Bescheid.

Brief Gröbers vom 4. August 1941¹⁷

Der Erzbischof von Freiburg

Hochverehrter Herr Reichsjustizminister!

Wenn ich mich im folgenden an Sie, Herr Reichsjustizminister, wende, so veranlassen mich dazu Vorgänge, die sich in den letzten Wochen innerhalb meiner Diözese zugetragen haben. Ich wende mich an Sie, weil Sie der vom Führer bestellte öffentliche Vertreter des Rechts und der Gerechtigkeit sind. Ich tue es als deutscher Mann und als Bischof, in dessen Beruf es liegt, die Gerechtigkeit zu wahren und dem Recht seine Ehre zu geben, damit das öffentliche Wesen keinen Schaden erleide.

Ew. Hochwohlgeboren wird es bekannt sein, daß in bald allen Gauen in langsamem Vorangehen oder in summarischem Zugreifen die Klöster aufgehoben werden. Ein Gesetz, das diese Unterdrückung verlangt, besteht nicht oder wurde wenigstens nicht publiziert. Bei einzelnen Klöstern soll, wie man

¹⁷ EOAF, Nationalsozialismus, Nachlaß Gröber.

sagt, durch die Gestapo eine Schuld festgestellt worden sein. Dem steht die Beteuerung der Unschuld oder der Unkenntnis gegenüber. Trotzdem erfolgte die Beschlagnahmung und Enteignung und die Austreibung der bisherigen Klosterinsassen sehr häufig in wenigen Stunden. Sie durften sich mit dem nötigsten versorgen und, wenn es gut geht, 50 RM vom bisherigen Klostervermögen mitnehmen. Männer an der Schwelle des Greisenalters oder hin-fällige Kranke sind ohne Heim und ganz auf das Mitleid ihrer Verwandten oder Bekannten angewiesen. Klösterliche Frauen, denen man nicht die geringste Schuld aufbürden konnte, verlieren Heimat und Ehre oder sie werden wie niedrige Mägde behandelt und müssen zusehen, wie innerhalb der klösterlichen Mauern ein Leben sich entwickelt, das nicht gerade als Beweis für eine deutsche Kulturhöhe betrachtet werden kann. Sie wissen es, Herr Reichsjustizminister, daß gegen die Maßnahmen der Gestapo ein Verfahren unmöglich ist. Das scheint mir aber ein Zustand zu sein, der für die Dauer das Rechtsempfinden des Volkes im Tiefsten verletzt und fast dazu verleitet, innerlich mit dem eigenen Volk und seiner Führung zu zerfallen. Es ist ein altes Wort, das aber gerade durch sein Alter an Beweiskraft gewinnt, daß die Gerechtigkeit das Fundament des Staates und der öffentlichen Ordnung ist. Ich bitte Sie, Herr Reichsjustizminister, Ihren Einfluß dahin geltend zu machen, daß das Volk seinen Glauben an den Rechtsstaat wieder gewinnt und sich nicht weiter nur der Gewalt gegenüberstellt, gegen die es kein anderes Mittel gibt, als das Leiden und der innere Protest. Daß gerade dieses innere Sichaufbäumen in der Gegenwart schon Verwüstungen selbst bei Heeresangehörigen angerichtet hat, dürfte Ew. Hochwohlgeboren bekannt sein. Und was werden erst die deutschen Helden katholischer Überzeugung bei ihrer Heimkehr sagen, wenn sie Trümmer statt blühender religiöser Gemeinschaften vorfinden und aus den Ruinen erkennen, daß sie für etwas gekämpft haben, was in ihrem Glauben und ihrer Hoffnung eine ganz andere Gestalt besaß. Verstehen Sie mich nicht falsch, Herr Reichsjustizminister: Wo Staatsfeindlichkeit nachgewiesen werden kann, muß die Gerechtigkeit ihren Weg gehen. Wo die Schuld aber nur konstruiert wird, oder wo für die Schuld eines Einzelnen die ganze Gemeinschaft vernichtet wird, ist eine Klosteraufhebung ein flagrantes Unrecht. Denn nicht bloß der private Bürger hat das Recht auf Eigentum und das Recht auf einen normalen Prozeß, wenn sein Eigentum etwa für die Öffentlichkeit von Stadt und Volk benötigt wird, sondern auch der in einer klösterlichen Gemeinschaft lebende deutsche Mensch. Ich könnte hier auf das Reichskonkordat mit dem Heiligen Stuhl hinweisen, das in Art. 15 Bestimmungen trifft, die den Klosteraufhebungen direkt zuwiderlaufen. Man wird mir vielleicht entgegnen, daß das Konkordat nicht mehr zu Recht bestehe. Ich müßte darauf erwidern, daß weder von Berlin noch vom Vatikan etwas erfolgt ist, was der Aufhebung des Konkordates gleichkäme. Verstöße gegen das Konkordat müssen darum als Rechtsbruch bezeichnet werden. Auch der Staat muß sich an Rechte, Gesetze und geordnete Verfahren halten, denn wie könnte er sonst von den Untertanen die Befolgung der Gesetze verlangen?

Aber nicht bloß die Aufhebung der Klöster hat mich in meinem Glauben an das deutsche Recht auf das schmerzlichste erschüttert, sondern auch die Art und die Weise, wie man die Geistlichen behandelt, die den Diözesanverbänden angehören. Mehrere meiner Priester wurden von der Gestapo nach Dachau verbracht, ohne daß der kirchlichen Behörde mitgeteilt oder auch nur ange-

deutet worden wäre, warum diese Deportierung erfolgte. Andere sitzen schon Monate wegen sog. Polenfrevel im Gefängnis. Auch hier erkläre ich, daß ich Übertretungen der Gesetze aufs schwerste mißbillige und mich für die Übertreter keineswegs einsetze. Aber in mehreren Fällen lag das Ergebnis der von meinem Ordinariat angestellten Untersuchungen so, daß von einer Schuld kaum oder gar nicht die Rede sein kann. Man sage nicht, daß der katholische Klerus auf diesem Weg zur Treue dem jetzigen Staat gegenüber gebracht werden könne. Wer auch nur wenig von der Erziehungskunst versteht, der weiß, daß auch der erwachsene Mensch nicht durch Härte und Strafe Erkenntnisse und Sympathien gewinnt, sondern viel eher verliert. In jedem Falle muß ein Verhältnis bestehen zwischen Schuld und Strafe. Jede durch ihr Maß ungerechte Strafe ist eine Selbstverletzung des Staates und eine Erschütterung des Vertrauens auf Recht und Gerechtigkeit. Das gilt namentlich auch, wenn jetzt in meiner Erzdiözese eine taglich wachsende Anzahl von Seelsorgepriestern deswegen von der Gestapo für mehrere Wochen eingesperrt werden, weil sie an Christi Himmelfahrt einen späteren Gottesdienst gefeiert haben. Hier lagen die Verhältnisse in vielen Fällen so, daß es den Geistlichen im Schwarzwald und in den entfernten Gegenden meiner Erzdiözese bei den zögernden Postverbindungen gar nicht zur Kenntnis gebracht werden konnte, daß eine gottesdienstliche Feier nicht erlaubt sei. Andere sahen, daß fast die gesamte Bevölkerung der Ortschaften ohne Zutun des Pfarramtes den Feiertag in herkömmlicher Weise durch Arbeitsruhe halte. Was lag da näher, als die Leute in einem Gottesdienst zu sammeln, was um so erklärlicher ist, als wir in schwerer Kriegszeit uns befinden. Man kann es begreifen, daß die Bevölkerung nicht bloß mit Staunen die Abführung ihres Seelsorgers in die „Schutzhafte“ verfolgt, namentlich, wenn sie wahrnehmen muß, daß es der Kirchenbehörde nicht möglich ist, einen Ersatz für den inhaftierten Pfarrer zu bestellen. Weit über 200 junge Geistliche meiner Diözese sind zum Heeresdienst einberufen und stehen draußen an den Fronten, wie auch meine Theologen bis auf 12 von 340 mit den Waffen dienen und bereits in 10 Fällen durch ihren Heldentod den Beweis erbracht haben, daß sie ihr Vaterland gerade so opferwillig lieben wie die anderen. Wenn diese Schutzhafte sich noch mehreres bleibt mir nichts anderes übrig, als in den betreffenden Gemeinden die sonntäglichen Gottesdienste einzustellen und den Grund dafür in einem öffentlichen Schreiben darzulegen.

Herr Reichsjustizminister! Die kirchenpolitischen Verhältnisse nehmen eine Gestalt an, die mich nur mit den größten Sorgen in die Zukunft blicken läßt. Nicht bloß deswegen, weil man etwa der Kirche den Kampf erklärt hat, sondern darum, weil man eine Einfrierung der Rechtsmittel beobachten muß, die immer noch zum Niedergang eines Volkes, nicht aber zu seinem Aufstieg führten. Wer weiß, welche neue Belastungen durch den Krieg uns noch bevorstehen? Wäre es da nicht an der Zeit, die innere Front zu stärken und alles zu verhindern, was den Glauben an Recht und Gerechtigkeit und den Sinn für die Volksgemeinschaft erschüttert?

Mit dem Ausdruck meiner besonderen Wertschätzung,
Ihr ergebenster

gez. † C.

Erzbischof

Die Ausführungen von Erzbischof Gröber bedürfen wohl keiner näheren Erläuterung, da sie Satz für Satz für sich selbst sprechen.

Nach diesen Vorbemerkungen übergebe ich die nachfolgenden Berichte und Dokumentationen der Öffentlichkeit. Es wurde bei den autobiographischen Teilen bewußt von einem allzu starken redaktionellen Eingriff abgesehen. Die Formen des Interviews und der Dokumentation wurden gewählt, um auch unter anderen Aspekten das Thema zu betrachten.

Diese einleitenden Bemerkungen werden durch eine Liste von Freiburger Diözesangeistlichen abgerundet, die aus politischen Gründen Maßnahmen des NS-Regimes erdulden mußten.¹⁸

**Priester der Erzdiözese Freiburg/Br.,
die aus politischen Gründen die Maßnahmen des Dritten Reiches
über sich ergehen lassen mußten**

In der folgenden Zusammenstellung wird der persönliche Status und Wirkungs-ort des jeweilig Betroffenen zum Zeitpunkt der Maßnahme angegeben.

1. Augenstein Edelbert, Kurat in Varnhalt	Äußerungen in der Christenlehre	Schutzhaft im März 1940
2. Bäumle August, Pfarrer in Weizen	Äußerungen im Religionsunterricht	11. 5. – 5. 9. 40 Haft, Landesverweis: 11. 11. 1940 – 1945
3. Becker, Matthias, Vikar in Rheinfelden	Äußerungen in der Christenlehre	Schutzhaft: 11. 12. 41
4. Bernhard Adolf, Pfarrer in Hondingen	Äußerungen bei Beerdigung	Haft: 3. 3. – 21. 8. 40, dann Dachau † 11. 7. 42
5. Biehler, Valentin, Pfarrer in Mösbach	Abträgliche Äußerungen gegen Staatsgewalt	Schutzhaft: 11. 12. 41 – 11. 3. 42
6. Biesing Otto, Vikar in Elzach	Äußerungen im Gesellenverein und auf der Kanzel	Schutzhaft: 21. 8. – 10. 9. 40
7. Birkle Paul, Pfarrer in Langenenslingen	Radio und Verbreitung von Nachrichten	3 Jahre Zuchthaus 3 Jahre Ehrverlust (Ludwigsburg)
8. Blaser Fr. Xav., Pfarrer in Illmensee	Abträgliche Äußerungen	Landesverweis: 20. 6. 40 – 11. 6. 42

¹⁸ Es sei hier angemerkt, daß diejenigen Geistlichen, die unter dem Vorwurf sittlicher Verfehlungen verurteilt wurden und zum Teil auch nach Dachau verschubt worden sind, hier nicht angeführt sind. Diese Entscheidung habe ich nach langen Überlegungen getroffen, obwohl ich weiß, daß es durchaus ernste Gründe gibt, sich anders zu entscheiden.

- | | | |
|---|---|--|
| 9. Blattmann Stephan,
Pfarrer in Todtnau | Radio, Heimtücke-gesetz | Haft: 28. 2. 40 (Stuttgart)
4 Jahre Zuchthaus
4 Jahre Ehrverlust |
| 10. Bogenschütz Matth.,
Pfarrer
in Trochtelfingen | Heimtücke-gesetz | Haft: 15. 5. 40
Sondergericht Stuttgart
6 Monate Gefängnis |
| 11. Braun Eugen,
Pfarrer in Lauf | Bekanntgabe
von Kirchnaustritten | 2 Monate Gefängnis |
| 12. Bucher Albert,
Pfarrer in Limbach | Abträgliche Äußerungen | Haft:
30. 7. 40 – 21. 12. 40 und
10. 5. 41 – 10. 10. 41
Landesverweis:
10. 10. 40 – 1945 |
| 13. Busam, Josef,
Vikar in Todtnau | Radio | Haft: 12. 3. 40
1 Jahr Gefängnis |
| 14. Fehrenbach Matth.,
Pfarrer in Owingen | Abträgliche Äußerungen | Haft: 7. 8. – 6. 11. 40
Landesverweis:
8. 11. 40 – 1945 |
| 15. Feurstein Dr. Heinr.,
Pfarrer
in Donaueschingen | Äußerungen
in der Predigt | Haft: 7. 1. 42,
nach Dachau: 22. 6. 42
† in Dachau: 2. 8. 42 |
| 16. Fränznick Franz Ant.,
Pfarrer in Bollschweil | Äußerungen
auf der Kanzel, Trauung | Haft: 27. 6. 42,
nach Dachau: 24. 7. 42
† in Dachau: 27. 1. 44 |
| 17. Gaisert Michael,
Pfarrer
in Steinhilben | Er starb am Tage nach
Reg.-Präsident Dr. Simon in Sigmaringen wegen
seiner Predigten. (Schlaganfall!) | einer Maßregelung durch |
| 18. Gehrig Franz,
Vikar in Forst | Abträgliche Äußerungen | Schutzhaft:
24. 6. – 15. 7. 40 |
| 19. Gehrig Kilian,
Pfarrer in Boxtal | Unterlassung
des Siegesläutens | Schutzhaft:
7. 6. 40 – 1. 10. 40 |
| 20. Haas Karl,
Pfarrer in Laiz | Polenseelsorge | Haft:
31. 12. 39 – 20. 8. 40
Landesverweis:
5. 9. 40 – 1945 |
| 21. Habich Kurt,
Vikar in Pforzheim | Äußerung
im Religionsunterricht | Haft:
25. 3. 42 – 15. 4. 42
erneute Haft Juli 42,
dann Dachau
bis Kriegsende |
| 22. Hahn Hermann,
Pfarrer
in Riedböhringen | Abträgliche Äußerungen | Haft: 2. 9. 41,
Dachau – 2. 4. 42 |
| 23. Haug Oswald,
Pfarrer
in Emmendingen | Äußerungen
im Religionsunterricht | Haft: 9. 3. 42,
ab 22. 5. 42 Dachau
– 24. 12. 42 |

- | | | |
|---|---|---|
| 24. Hemmer Friedrich,
Pfarrer
in Röhrenbach | Polenseelsorge | Haft: 1. 4. – 1. 5. 40
Haft: 22. 9. 40,
Dachau – 11. 2. 42 |
| 25. Heim Hermann,
Vikar in Eberbach | Heimtückegesetz | Sondergericht Stuttgart
4 Monate Gefängnis,
Haft: 22. 4. 40 |
| 26. Holzapfel Ägidius,
Vikar in Achern | Radio | Sondergericht Mannheim
1 Jahr Zuchthaus
1 Jahr Ehrverlust
Haft: 22. 11. 39 |
| 27. Kiesel Emil,
Vikar in Pforzheim | Äußerungen über Polen
im Religionsunterricht | Haft: 16. 10. 40,
Dachau bis Kriegsende |
| 28. Köhler Wilhelm,
Pfarrer in Görwihl | Heimtückegesetz | AG Waldshut:
Haft: 21. 7. 40 Dachau,
1 Jahr 1 Monat
Gefängnis, dann
Dachau bis Kriegsende |
| 29. König Josef,
Pfarrer
von Nöggenschwil | Heimtückegesetz | Gefängnis Waldshut:
23. 11. 44 – 20. 4. 45 |
| 30. Legler Hermann,
Pfarrer
in Birkendorf | Äußerungen
gegen den Führer
und die Partei | Schutzhaft AG Konstanz:
11. 9. 44 – 22. 11. 44
Schutzhaft KZ Dachau:
22. 11. 44 – Mai 1945 |
| 31. Lenz Otto,
Pfarrer in Karlsdorf | Abträgliche Äußerungen | Schutzhaft:
19. 7. 40 – 29. 7. 40 |
| 32. Leserer Johann,
Pfarrer in Illmensee | | 21 Tage Schutzhaft |
| 33. Maier Otto,
Vikar in Achern | Radio | Sondergericht Mannheim
1 Jahr Zuchthaus
1 Jahr Ehrverlust
Haft: 21. 11. 39 |
| 34. Maurath Ferdinand,
Vikar in Karlsruhe | Züchtigung
im Religionsunterricht,
staatsfeindl. Betätigung | Haft: 2. 5. 41,
Dachau bis Kriegsende |
| 35. Mayer August,
Pfarrer
in Todtnauberg | Radio | Sondergericht Mannheim
1 Jahr 3 Monate
Zuchthaus
2 Jahre Ehrverlust
Haft: 12. 3. 40 |
| 36. Martin Philipp,
Pfarrer
in Heddesheim | Abträgliche Äußerungen | Schutzhaft:
3. 11. 41 – 3. 2. 42 |
| 37. Merkel Fridolin,
Pfarrer in Wieden | Radio | 1 Jahr Zuchthaus
2 Jahre Ehrverlust
Haft: 12. 3. 40 |

- | | | |
|--|-------------------------------------|---|
| 38. Metzger Dr. Max,
Meitingen
bei Augsburg | Hochverrat | Volksgerichtshof:
Todesurteil vollstreckt:
17. 4. 44 |
| 39. Müller Ludwig,
Pfarrer in Nußbach | Äußerungen
auf der Kanzel | Landesverweis:
11. 4. 1940 – 1945 |
| 40. Oswald Gustav,
Pfarrer
in Immendingen | Polenseelsorge | Schutzhaft:
21. 1. – 9. 5. 40 |
| 41. Riesterer Albert,
Pfarrer in Mülhausen
bei Engen | Wandern, Zeltlager | Haft: 1. 7. 41 – 2. 10. 41,
26. 10. 41 Dachau
bis Kriegsende |
| 42. Rombach Nikolaus,
Pfarrer
in Herrischried | Kanzelmißbrauch | Haft: 18. 4. – 1. 7. 40 |
| 43. Ronecker Ludwig,
Pfarrvikar
in Zuzenhausen | Polenseelsorge | Schutzhaft:
8. 11. 41 – 8. 2. 42 |
| 44. Ruf August, Msgr.,
Pfarrer in Singen | Fluchthilfe | Gefängnis Rottenburg/N
10. 12. 43 – 29. 3. 44
Wegen Alter und
Krankheit haftunfähig
† 8. 4. 1944 |
| 45. Schach Franz,
Pfarrer und Dekan
in Bingen, Hz. | Heimtückegesetz | Sondergericht Stuttgart
8 Monate Gefängnis |
| 46. Schneider Richard,
Pfarrer in Beuggen | Abhaltung vom Eintritt
in die SS | Haft: 7. 9. 40,
Dachau bis Kriegsende |
| 47. Schreck Richard,
Kurat
in Wutöschingen | | Landesverweis:
1. 5. 1941 – 1945 |
| 48. Schwall Joh. Michael,
Pfarrer
in Raithaslach | Abträgliche Äußerungen | Haft: 9. 10. 41, Dachau
– Ende März 45 |
| 49. Sporer Ludwig,
Vikar in Hechingen | | Landesverweis:
1. 4. 41 – 1945
24. 6. 1942 Einberufung
zur Wehrmacht,
1944/45 vermißt, in russ.
Gefangenschaft in Sibirien
Landesverweis trotzdem
nicht aufgehoben |
| 50. Thoma Emil,
Pfarrer in Eppingen | Polenseelsorge | Schutzhaft Heidelberg:
2. 7. 41 – 10. 9. 41
Schutzhaft KZ Dachau:
11. 9. 41 – 28. 3. 45 |

51. Trabold Eduard, Pfarrer in Kollnau	Bemühung um kirchliche Trauung	21 Tage Schutzhaft
52. Tröndle Ludwig, Pfarrer in Oberharmersbach	Unterlassung des Siegesläutens	10 Tage Schutzhaft
53. Vogel Karl, Pfarrer in Straßburg, Hz.	Radio	Sondergericht Stuttgart 10 Monate Gefängnis, Haft: 21. 5. 40
54. Wasmer Paul, Kaplaneiverweser in Bingen, Hohz.	Heimtückegesetz	Sondergericht Stuttgart 3½ Jahre Gefängnis, Haft: 23. 2. 40 Dachau bis Kriegsende
55. Weiler Eugen, Pfarrer in Wiechs a. R.	Paßvergehen/Juden	Haft: 2. 6. 42 Dachau 5. 10. 42 bis Kriegsende
56. Weinmann Franz, Vikar in Mannheim	Außerung in der Christenlehre, Bibliothek	Haft: 16. 3. 42, Dachau bis Kriegsende
57. Weißhaupt Heinr., Pfarrer in Achberg- Esseratsweiler	Außerungen im Religionsunterricht	Schutzhaft: 18. 6. 40 – 29. 6. 40
58. Zürn Bruno, Vikar in Odenheim	Außerungen im Religionsunterricht	Schutzhaft: 11. 3. 40 – 25. 6. 40

Bericht des Pfarrers Richard Schneider über seine Erlebnisse im Konzentrationslager Dachau

Vorgeschichte

Pfarrer Richard Schneider, geb. 5. 1. 1893 in Hundheim bei Wertheim, ordiniert am 12. 6. 1921, kam am 1. Mai 1930 als Pfarrverweser nach Beuggen, Dekanat Säckingen, und wurde ein Jahr später als Pfarrer investiert.

Die Pfarrei Beuggen bildet politisch die Gemeinde Karsau mit den Weilern Beuggen und Riedmatt. Die größtenteils katholische Gemeinde ist in ihrer religiösen Haltung liberal, besser gesagt wessenbergianisch eingestellt, was nicht wunder nimmt, wenn man weiß, daß Freunde Wessenbergs Pfarrer in Beuggen waren und Beuggen ehemals eine Staatspfarrei war, d. h. durch den Staat besetzt wurde. Durch die angrenzende Industriestadt Rheinfelden beeinflußt, war ein großer Teil der Bevölkerung sozialistisch eingestellt, besonders jener Teil der Bevölkerung, der im Laufe der letzten 20 Jahre zugezogen war. Nur wenige gute Katholiken waren darunter. Ein Lehrer namens Fugazza hatte schon vor 1914 dort die Lehren des Materialismus verbreitet und unter der Bevölkerung statt Bibeln Häckels „Welträtsel“ verteilt. Pfarrer Schneider konnte bei Hausbesuchen erleben, daß Männer ihm die „Welträtsel“ oder den „Pfaffenspiegel“ zeigten mit dem Bemerkten: „Das ist mein Evangelium!“ Diese zugewanderte Bevölkerung stellte auch zumeist die Anhänger des NS-Systems vor und nach der „Machtergreifung“.

Zum ersten Zusammenstoß mit diesen kam es anläßlich der Wahl des Reichspräsidenten 1932. In einer Wahlversammlung hatte der Redner die Rassenpolitik des NS besonders behandelt. Durch einen Artikel „Hat Hitler Mongolenblut“ informiert, machte Pfarrer Schneider in dieser Versammlung die Bemerkung: „Hitler ist sowenig rassenrein wie die Hunde in Karsau.“ Das trug ihm die Bekämpfung in der NS-Presse wie den Haß der NS ein, die es ihm nicht verziehen, daß er die NSDAP als die Partei der Faulenzer und Bankrotteure bezeichnete.

Begreiflich, daß schon bald nach der „Machtergreifung“ das Kesseltreiben gegen Pfarrer Schneider einsetzte. „Der muß aus dem Ort raus“, konnte man oft hören. Schon im Mai 1933 kamen die ersten polizeilichen Verhöre. Ein Volksschüler aus einer Nazifamilie, wirklich ein Bankrotteur, behauptete, Pfarrer Schneider hätte in der Schule gesagt, die Schüler sollten sich nicht zu der „Dreck-HJ“ begeben. Allein, nach langen Verhören ergab sich, daß nur dieser Schüler so etwas gehört hat.

Ein Dorn im Auge war dem Stützpunktleiter, der wie sein Schwiegervater als erste aus der Kirche austraten, der Jungmännerverein. Spitzel bewachten immer dessen Veranstaltungen. Der Versuch, sein Vermögen in die Hand zu bekommen, scheiterte daran, daß Pfarrer Schneider rechtzeitig dessen Besitz auf den Fonds überschrieben hatte, so daß bei der Aufhebung nichts zu „fischen“ war.

Ebenso erging es der NS-Frauenschaft. Weil Pfarrer Schneider bereits vor 1933 den Frauenverein von Karlsruhe löste und als Elisabethenverein dem Caritasverband der Erzdiözese anschloß, konnte die Schwesternstation nicht in NS-Hände kommen.

Den ersten größeren Zusammenstoß mit den NS-Gewaltigen gab es wegen dem Kriegsverein (Kyffhäuserbund). Pfarrer Schneider hatte schon vor 1933 den Auftrag erhalten, diese Kriegerkameradschaft wieder ins Leben zurückzurufen. Als es soweit war, kam das 3. Reich. Der Stützpunktleiter A. wandte sich über den Kreisleiter F. dagegen, daß Pfarrer Schneider die Gründung vornahm, und hatte dafür einen Mann, den Ratsschreiber, vorgeschlagen, der 1913 als Einjähriger bei den 113ern desertiert war, während des Krieges erst aus der Schweiz nach Deutschland zurückkehrte und dann auch strafällig geworden war. Dagegen verwahrte sich Pfarrer Schneider. In diesem Streit wurde der Bezirksleiter des Kyffhäuserbundes, Finanzsekretär Staufenbergel, nach Buchen strafversetzt. Schließlich einigte man sich, daß ein Regimentskollege von Pfarrer Schneider, Fritz Fricker, die Gründung vornahm. Wieder kam es zu neuem Krach, als der Stützpunktleiter Pfarrer Schneider nicht gestattete, einen Lichtbildervortrag über die deutsche Kriegsgräberfürsorge zu halten, obwohl er in vielen auswärtigen Stellen denselben Vortrag gegeben hatte. Als dabei Pfarrer Schneider die Karten aufdeckte und in einer Sitzung die Kameraden über das Intrigenspiel des Ortsgruppen- und Stützpunktleiters und seines Adjutanten, des benannten Ratsschreibers, informierte, da war der Ratsschreiber nunmehr sein geschworener Feind, dem er offen sagte: „Ich werde Sie vernichten!“

Die Nachmission durch Kapuzinerpater Emanuel im Frühjahr 1935 brachte wieder einen Konfliktstoff. Pfarrer Schneider lud durch Hausbesuche die Pfarrkinder dazu ein. Dabei ertappte er die Mutter des früher erwähnten Schülers in einer peinlichen Situation mit einem ihrer Kostgänger, einem 150prozentigen NSler. Dieser zeigte Pfarrer Schneider an, er habe im Beichtstuhl der Frau gesagt, sie solle den „Saukerl“ aus dem Hause weisen. Weil Pfarrer Schneider jede Aussage verweigerte, fiel die Sache unter den Tisch, blieb aber in seinen Akten bei der NSDAP.

Gegen die Angriffe der NSDAP in Versammlungen gegen Orden, die Kirche und Hierarchie nahm Pfarrer Schneider in Predigten Stellung, besonders auch gegen Goebbels berüchtigte Rede in Münster über die Kirche in Deutschland. Einem Parteiredner in Rheinfelden, der sich als Studienkollege des Pfarrers von Säckingen ausgab, konnte er an Hand von Unterlagen nachweisen, daß er ein wegen § 175 verurteilter und aus dem evangelischen Dienst entlassener Geistlicher ist. Der schlechte Besuch der örtlichen Versammlungen wurde Pfarrer Schneider zugeschrieben. Stützpunktleiter A. sagte deshalb einmal: „Wenn der Schwarze da drunten eine Versammlung einberufen hätte, da wäre der Saal voll!“

Einen „schwarzen Strich“ zog sich auch Pfarrer Schneider deshalb zu, weil er 1939 im Juli einem Regimentskameraden (F. A. Rgt. 66) und seiner Frau, die getaufte Juden waren, Oberstaatsanwalt Heinzheimer, im Pfarrhaus Wohnung gab, ihm ermöglichte, seine alten Regimentskameraden zu treffen.

Mit Ausbruch des 2. Weltkrieges wurde das Kesseltreiben gegen Pfarrer Schneider noch größer. Es kam auch daher, daß die Postenführer des Grenzschutzes SS-Angehörige waren. Dann wurden die Lehrer zum Militärdienst eingezogen, die zwar Mitglieder des NS-Lehrerbundes waren, aber innerlich der Bewegung fernstanden. An ihre Stelle kamen Lehrer, die eingefleischte NSDAPler waren, z. T. wie Lehrer Mögginger aus der Kirche ausgetreten waren. Sie untergruben in jeglicher Weise die Autorität des Orts Pfarrers, hielten die Kinder der Kirche fern usw. Pfarrer Schneider hat in besonderen Berichten der Kirchenbehörde über die Zustände genaue Auskunft gegeben.

Mit dem „Heimtücken- und Annahmegesetz“ war nunmehr dem neuen Ortsgruppenleiter eine Handhabe gegeben, eher das Ziel zu erreichen gegen Pfarrer Schneider. Dies hat der Ortsgruppenleiter auch öffentlich ausgesprochen. Immer wieder verklagte er Pfarrer Schneider bei der Gestapo. Vornehmlich zeigte er ihn an, weil er an die Soldaten ins Feld schrieb. Angeblich kamen die Briefe aus dem Feld zurück mit einem Protest des Empfängers, daß Pfarrer Schneider geschrieben habe. Schon im Dezember 1939 erhielt er ein Verbot der Gestapo dahin lautend, daß er nicht an die Soldaten schreiben dürfe. Die Antwort darauf war: Pfarrer Schneider schickte zu Weihnachten jedem Soldaten ein Päckchen. Im Januar 1940 erschien die Gestapo im Pfarrhaus und nahm Pfarrer Schneider das Adressenverzeichnis der Soldaten weg, angeblich, er wäre des Landesverrats verdächtig. Nur die Privatadressen von Soldaten ließ man ihm auf seinen scharfen Protest und Widerstand.

Im Kampf des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs Dr. Conrad Gröber gegen die NS-Weltanschauung, wie im Kampf der Partei gegen den Herrn Erzbischof, stand Pfarrer Schneider ganz hinter seinem Erzbischof. Dabei schlug er der Gestapo auch ein Schnippchen. Den Hirtenbrief über die Vorgänge in Kloppenburg las er nicht, wie angeordnet, am 2. Adventssonntag vor, sondern bereits zwei Tage vorher, am 8. 12. Und als die Polizei kam und die Verlesung untersagte, konnte Pfarrer Schneider nur antworten: „Sie kommen zu spät; bereits geschehen!“

Verhaftung und Internierung

So war allmählich ein ganzes Bündel im Akt des Pfarrers Schneider bei der Gestapo in Waldshut zusammengekommen. Es bedurfte nur noch weniger Umstände, um endlich mit ihm Schluß zu machen. Den äußeren Anlaß bot eine Sache, die sich Ende Juni Anfang Juli 1940 abspielte.

Zwei Jugendliche des letzten Jahrgangs der Christenlehropflichtigen kamen nicht mehr zur Christenlehre. Pfarrer Schneider begab sich zu dem Vater B. des einen und frug, warum der Sohn nicht mehr zur Christenlehre käme. Er erhielt zur Antwort: „Der ist zur SS gegangen.“ „Da habe ich Sorge, daß er dort seinem Glauben nicht treu bleibt“, erwiderte Pfarrer Schneider. Unter Hinweis, was der Vater dem Sohn gegenüber machen soll, verabschiedete sich der Pfarrer.

Anfang Juli begab sich Pfarrer Schneider zur Mutter des anderen Jungen. Zugleich hatte er die unangenehme Aufgabe, dieser Witwe zu kondolieren zum Tode des ältesten Sohnes, der beim Frankreichfeldzug als erstes Todesopfer der Gemeinde zu beklagen war. Er stellte wegen dem zweiten Sohn die gleiche Frage wie bei B. Auf die gleiche Antwort gab Pfarrer Schneider die gleiche Erwiderung an Frau P. „Dafür werde ich sorgen, daß er das nicht tut!“, war ihre Antwort. Wie sehr die Befürchtung von Pfarrer Schneider berechtigt war, zeigt, daß dieser junge SS-Mann wirklich auch aus der Kirche austrat. Eine abfällige Bemerkung gegen die SS erfolgte in beiden benannten Fällen nicht.

Ende Juli ging im Orte das Gerede um: „Nachstens wird ein hoher Herr geholt.“ Näheres war nicht zu erfahren. Pfarrer Schneider hatte einen bestimmten inneren Drang, seinen Urlaub in der Heimat bei den betagten Eltern zu verbringen. Er tat es in der ersten Augusthälfte. In seine Heimat bekam er die Nachricht, daß die Gestapo dagewesen wäre, erst bei B. und P., und dann sei sie auch ins Pfarrhaus gekommen. Nun war klar, worum es ging und worauf es hinausging. Er nahm Abschied von seinen Eltern, ohne zu ahnen, daß er den Vater nicht mehr sehen würde, denn er starb im März 1942. Exzellenz Erzbischof Dr. Conrad Gröber wurde von Pfarrer Schneider persönlich über die Sache unterrichtet am 14. 8. 1940. Exzellenz meinte, dafür werde Pfarrer Schneider wie in ähnlichen Fällen eine dreiwöchentliche Haftstrafe bekommen. Als alter Soldat werde er das doch ertragen können.

Auf Vorladung auf den 24. 8. 1940 erfolgte bei der Gestapo in Waldshut eine mehrstündige Vernehmung. Dabei ergab sich laut dem vorliegenden Protokoll, daß Herr B. sich geärgert habe, daß Pfarrer Schneider so etwas sagen konnte, und Frau P. empört dem Pfarrer zur Antwort gegeben habe, sie sei stolz, dem Führer einen Sohn geschenkt zu haben und noch stolzer, ihm gleich einen andern dafür gegeben zu haben. Auf die Frage des Gestapobeamten, ob Pfarrer Schneider die gemachte Äußerung bereue, gab dieser zur Antwort: „Man bereut nie, seine Pflicht getan zu haben.“

Eine abermalige Vorladung zur Gestapo nach Waldshut erfolgte auf Samstag, den 7. 9. 1940. Als Pfarrer Schneider den Gestapobeamten frug, was nun schon wieder los sei, bekam er zur Antwort: „Nun sind wir soweit.“ „Und nun?“, frug Pfarrer Schneider. „Sie sind verhaftet“, war die Antwort. Bevor Pfarrer Schneider ins naheliegende Gefängnis gebracht wurde – im Auto, um Aufsehen zu vermeiden –, konnte er per Telefon Stadtpfarrer Bieser über seine Verhaftung verständigen. Damit schlossen sich hinter Pfarrer Schneider die Tore der Freiheit für 55 Monate.

In einer Einzelzelle auf der Südseite des Gefängnisses, dessen Personal freundlich und zuvorkommend war, vergingen die Tage mit Klebearbeiten und Gebet. Das Brevier, das Neue Testament und die Psalmen von Grundl hatten die Wärter Pfarrer Schneider gelassen. Nur einmal wurde die Einsamkeit unterbrochen: Gleich in den ersten Hafttagen wurde Pfarrer Schneider zum „Erkennungsdienst“ gebracht. Dort machte man von ihm photographische Aufnahmen und nahm ihm Fingerabdrücke, mit anderen Worten: nahm ihn ins „Verbrecheralbum“ auf. Diese Maßnahme ließ nichts Gutes ahnen. Sie wurde bestätigt, als nach drei Wochen der Aufseher Pfarrer Schneider sagte: „Sie werden nicht entlassen!“ Erst seit dieser Zeit setzten Be-

fürchtungen ein und zeigten sich jene Symptome, die man Haftpsychose nennt. Auch wurden die Forderungen, Pfarrer Schneider vor ein ordentliches Gericht wegen seiner Äußerungen zu stellen, abgewiesen.

Am Allerseelentag, dem 2. 11. 1940, kam ein Gestapobeamter in die Haftzelle und übergab ihm einen unterm 20. 10. 1940 von Heydrich unterzeichneten „Schutzhaftbefehl“. Er lautete: „Pfarrer Richard Schneider von Beuggen wird zum Schutze von Volk und Staat in Schutzhaft genommen, insbesondere, weil er in wiederholten Fällen zu Eltern zur SS eingezogenen Männern gegangen ist und sich in abfälliger Weise über die SS geäußert hat und dadurch höchste Empörung hervorgerufen hat, und zu erwarten ist, daß er auch fernerhin, besonders in der Kriegszeit, Unruhe in die Bevölkerung trägt.“ Dem Gestapomann gab Pfarrer Schneider zur Antwort: „Das alles ist übertrieben und verlogen!“ Doch darauf erfolgte keine Antwort.

Erst nach seiner Rückkehr aus Dachau erfuhr Pfarrer Schneider, daß der Stellvertreter des inzwischen eingezogenen Stützpunktleiters, Herr St., Unterschriften in der Gemeinde sammelte mit dem Ersuchen, daß Pfarrer Schneider nicht mehr in die Gemeinde zurückkehrt. Doch nur wenige Gemeindeglieder sollen sich dazu hergegeben haben.

Am Donnerstag, dem 7. 11. 1940, kam der Wärter in die Haftzelle und sagte Pfarrer Schneider: „Machen Sie sich fertig, Sie kommen auf Schub!“ Von zwei Gendarmen mit entschärfter Waffe wurde er zur Bahn gebracht. Dort stand ein Gefängniswagen auf dem Geleise. Der den Wagen begleitende Beamte sagte den Gendarmen: „Heute nehmen wir die nicht mit, die nach Dachau kommen, erst am Montag.“ Auf diese Weise erfuhr Pfarrer Schneider, wohin der Weg ging.

Ins Gefängnis zurückgebracht, begann für ihn ein Seelenkampf auf Leben und Tod. Bereits durch das in der Schweiz erschienene Buch „Die Moorsoldaten“ mit dem bekannt, was er zu erwarten hatte in Dachau, rang er innerlich mit dem Gedanken, ob er sich nicht die Leidenszeit durch Selbstmord abkürzen solle. In seiner Not schlug er willkürlich die Psalmen von Grundl auf. Es war der Psalm 141: Aus dem Kerker des Leidens, als David in der Höhle war. Er las die inhaltsreichen Verse, die ganz seine Lage bekundeten, er las aber auch: Wenn mein Verstand nicht mehr ein und aus weiß, auch da kennst du meinen Weg. Und erst der Schlußvers: Deduc me Domine. Da ging ihm ein Licht auf! Der Sturm war vorbei, die Ruhe wieder da. Mit dem schmerzhaften Rosenkranz auf den Lippen schlief Pfarrer Schneider die ganze Nacht seelenruhig. „Es ist dein Weg“, sagte er sich immer wieder und ging entschlossen und gefaßt der finsternen Zukunft entgegen.

Am Montag, dem 11. 11. 1940, begann der Schub nach Dachau. Über Säckingen-Lörrach ging es nach Freiburg. In Weil a. Rhein kamen straffällige, zu hohen Zuchthausstrafen verurteilte Soldaten hinzu. Ihre keineswegs niedergeschlagene Stimmung ließ ahnen, wie es schon im Gebälk des Nazistaates krachte, und weckte die Hoffnung, daß sein Bestand bald dem Ende entgegenging. Nach einer Nacht im Gefängnis in Freiburg ging es weiter nach Bruchsal; ein Jude aus Freiburg mit katholischer Familie war der Begleiter von nun an. In Karlsruhe kamen Zuchthäuserinnen auf dem Schub nach Ludwigsburg hinzu. Im Untersuchungsgefängnis zu Bruchsal war Zwangsaufenthalt vom 12. 11. bis 18. 11. Am Montag, dem 18. 11., ging es mit kurzen

Aufenthalten in Stuttgart und Ulm nach Ingolstadt. Mit einem ehemaligen Zuchthäusler, der bereits 22 Jahre hinter Kerkermauern verbracht hatte, zusammengesesselt, wurde Pfarrer Schneider ins Gefängnis gebracht. Vier Tage verbrachte er hier in einer feuchten, stinkigen Zelle mit Zuchthäuslern und Wilderern die Zeit zum Weitertransport zur letzten Station:

D a c h a u

Am 22. 11. 1940, abends 4 Uhr, wurde Pfarrer Schneider wieder mit einem Häftling zusammengesesselt. Diesmal war es der Freiburger Jude. Unter scharfer Bewachung ging es zur Bahn. Schon war es dunkel, da hörte man rufen: Dachau.

Baumlange SS-Männer rissen die Türe des Transportwagens auf und begannen gleich wahllos auf die Gefangenen einzuschlagen. Meistens waren es Polen, darunter vor allem solche der polnischen Intelligenz. Unter Geschrei und Fußstritten wurden alle in einen Lastwagen gepfercht, und rasch ging es außerhalb der Stadt zum Konzentrationslager. Vor dem Eingangstor ins eigentliche Lager hagelte es Schläge und Tritte, bis alle ihre Häftlingsnummer erhalten hatten und ihre Personalien aufgenommen waren. Pfarrer Schneider bekam die Häftlingsnummer 21613, die ihm mit der Bemerkung übergeben wurde: „Die trägst du, solange du lebst. Hier kannst du die Augen schließen.“ Hinein ging's ins Lager. Die Entpersönlichung begann. Völlig entkleidet, aller Körperhaare beraubt, ging's ins Bad. Unter Gebrüll und Schlägen wurden die Häftlinge abgeduscht, mit kaltem Wasserstrahl auf die Genitalien gequält, wobei ein 70jähriger Graf aus Polen schon fast zu Tode kam. Ein Zebraanzug, zerrissene Unterwäsche, zu kleine Schuhe bildeten die Haftkleidung.

„Pfaffen, Bibelforscher und Juden kommen auf den Strafblock!“ rief eine SS-Männerstimme. So wurde Pfarrer Schneider und der Freiburger Jude im Laufschrift über den schneebedeckten Lagerplatz auf Block 15 (Judenblock) und 17 gebracht. Die Häftlinge der „Strafkompagnie“ waren schon zur Ruhe gegangen. Auf der überfüllten Stube 1 lagen sie nicht nur in drei Stockwerken übereinander auf den Strohsäcken, auch der Fußboden der Wohnstube war belegt. Pfarrer Schneider wurde im Schlafraum, der wegen der Überfüllung auch jetzt im Winter die Fenster offen lassen mußte, zwischen zwei Häftlingen in den Graben der beiden Bettstellen gelegt. Als der Neuankömmling seine zukünftigen Blockkameraden begrüßte mit einem Größ Gott!, da hob der eine seinen Kopf und frug ihn, woher er komme. Als er vernahm, er käme aus dem Badnerland, sagte er freudig: „Ich bin auch aus dem Badischen, aus Haslach im Kinzigtal, wo der Hansjakob her ist.“ Es war ein Malermeister, der als „Ernster Bibelforscher“ wegen Verweigerung der Heeresdienstpflicht ins KZ kam und, wie er Pfarrer Schneider schilderte, schlimme Zeiten unter Schlägen und Fußstritten erleben mußte. Mit seinen absonderlichen Bibelauslegungen konnte er Pfarrer Schneider nicht infizieren, wohl aber mit Läusen, vielleicht auch mit seinen vielen Geschwüren, die seinen Körper bedeckten. Denn bei der Kälte schmiegt sich die Schläfer eng aneinander, um sich gegenseitig nachts unter der dünnen Decke warmzuhalten.

Morgens um 5 Uhr begann das Tagewerk im

S t r a f b l o c k .

Ein Gewimmel herrschte wie in einem Ameisenhaufen, als „der Bär“ brummete, das Signalhorn zum Aufstehen. Wehe, wer nicht sofort aus dem Bette sprang! Denn das konnte schon Fußtritte und Prügel eintragen. Schnell anziehen, schnell waschen mit entblößtem Oberkörper und dann „Bettenbau“. Wehe, wenn der Strohsack nicht eben wie eine Tischplatte gebaut war, wehe wenn der gestreifte Überzug der Bettdecke nicht schnurgerade dalag. Dafür gab es besondere Lagerstrafen wie Essensentzug, sogar Prügelstrafe. Dann gab es das Frühstück, braunes, warmes Wasser, das der Häftling mit einem Teil seiner kargen Tagesration Brot eiligst hinunterwürgte. Nun hieß es die Stube räumen, um den Boden auf Hochglanz zu bringen. Darum mußte alles bis auf das Stubenkommando ins Freie trotz Sturm und Regen.

Auf der Blockgasse traf Pfarrer Schneider fünfzehn Geistliche, darunter zwei evangelische. Die Confratres waren zumeist Tschechen, vorab Jesuiten aus Prag. Ein ostpreußischer Priester, Pruczekoski, nahm sich des Neuzugangs an und weihte ihn in die Tagesordnung ein, vor allem, daß die Häftlinge des Strafblocks völlig recht- und schutzlos sind, bestimmt zum Tode. Darum nenne man das Arbeitskommando dieser Unglücklichen auch die „Todeskompanie“. Die grausamsten und brutalsten SS-Männer hätten hier das Kommando.

Kurz vor 6 Uhr hieß es „Antreten“. Da die Häftlinge auf dem Zugangsblock nicht mit den übrigen Häftlingen zusammenkommen durften, fand der Zählappell auf der Blockstraße statt. Dann rückte das ganze Kommando zur Arbeit aus, kam um 12 Uhr zurück und ging wieder zur Arbeit bis zum Eintritt der Dunkelheit. So ging es sonn- und werktags. Denn Strafhäftlinge hatten keine Ruhe und Erholung zu erwarten. Sie waren in einem „Vernichtungslager“, das sich in der Öffentlichkeit „Umschulungslager“ nannte.

An diesem Tag mußte Pfarrer Schneider nochmals zum „Erkennungsdienst“, damit neue Fotos und Fingerabdrücke für das Verbrecheralbum gemacht werden. Dort traf er nochmals den polnischen Grafen. In einem günstigen Augenblick konnte er dem betagten Manne sagen, daß er die Strapazen des Lagers bei seinem Alter nicht lange erträgt. Nach einem kurzen Reuegebet gab er ihm die Lossprechung. Wie gut das! Denn drei Wochen später war er schon tot. Wehe aber, wenn er bei dieser priesterlichen Tätigkeit erwischt worden wäre. Dies war unter Strafe verboten. Kaplan Emil Kiesel, der kurz darauf ins Lager kam, wurde deswegen angezeigt und kam dafür auf den „Block“, d. h. er wurde auf einen Tisch gespannt und bekam von SS-Männern 50 Doppelschläge auf das Gesäß mit Ochsenziemern, so daß er zerfleischt und blutüberströmt auf den Block zurückkam. Im Erkennungsdienst wurde zum ersten Male das ganze Repertoire gemeiner Schimpfworte über Geistliche über Pfarrer Schneider ausgegossen und mit den Worten geschlossen „Hier kannst du verrecken!“, „Hier kannst du die Augen schließen!“ Die Arbeit an dem Tag bestand darin, an der Zebra Kleidung die Häftlingsnummer und den roten Winkel anzubringen, vor allem aber auf dem Rücken den schwarzen Punkt, der den Häftling als „damnatus ad bestias“

kennzeichnete. Am Abend, nach dem Einrücken des Arbeitskommandos, kam der Blockführer auf die Stube, ein brutaler, sadistischer SS-Scharführer. Ahnungslos lief ihm Pfarrer Schneider in die Hände. „Ah!, da ist ein Neuzugang, ein Pfaffe! Warum bist du da?“, ließ er mit verbissenen Lippen vernehmen. Noch bevor aber Pfarrer Schneider antworten konnte, sah der Blockführer einen Häftling mit violettem Winkel, einen Bibelforscher. Diese waren seine „Lieblinge“. „Alle Bibelforscher antreten!“, schrie er. Dann bearbeitete er sie mit Schlägen und Fußtritten, bis alle stöhnend auf dem Boden lagen. Während dieser Schreckensszene konnte Pfarrer Schneider sich dünn machen und entging so ähnlichem Leid.

Am Montag, dem 25. 11. 1940, ging es zum ersten Male mit zur Arbeit. Neben Strafblock 17 rückte auch der Judenblock 15 zum gleichen Arbeitsplatz aus, einer Kiesgrube innerhalb des SS-Lagers. Zuerst gab es eine „Gaudi“, indem man die Juden drangsalierte oder einen Geistlichen und Juden sich gegenseitig Ohrfeigen erteilen ließ; dann stieg ein Teil der Gefangenen in das knöcheltiefe Moorwasser, hob Sand und Kies aus, den die andern auf hochbeladenen Schubkarren im Laufschrift auf einen Ablageplatz schieben mußten. Der Erzpriester von Gleiwitz, Dr. Anton Corzek, wurde gemeldet, daß er nicht genug leistet. Dafür kam er an den „Baum“, d. h. er wurde mit den Händen auf dem Rücken mit einer Kette eine Stunde lang aufgehängt. Die Angst vor dieser Strafe „wegen Faulheit“ trieb die Häftlinge an, bis zum Zusammenbruch zu schufteten. Begreiflich, daß täglich Häftlinge zusammenbrachen und sterbend in den Straßengraben gelegt wurden. Niemand durfte ihnen helfen. Die Priester konnten höchstens beim Vorbeifahren still die Absolution sub conditione erteilen. Und wenn die Ärmsten noch lebten, mußten sie mit auf den Block genommen werden und anderntags wieder zum Arbeitsplatz. Erst nach ihrem elenden Lebensende wurde eine Bahre geholt, um sie in die Leichenkammer zu bringen.

Eines Tages hat ein SS-Wachmann privat Pfarrer Schneider vernommen, warum er nach Dachau kam. Schließlich sagte er: „Nun bleibst einmal einige Jahre hier. Und wenn du herauskommst, suchst du dir ein schönes Mädchen und heiratest!“ „Das hätten Sie mir vor fünfundzwanzig Jahren sagen sollen“, gab Pfarrer Schneider zur Antwort.

Am Nachmittag des 28. November 1940 hatte Pfarrer Schneider Vernichtung durch den Lagerführer Zill, einen rohen und ordinären SS-Hauptsturmführer. An Hand der Strafakte informiert, wurde Pfarrer Schneider mit den gemeinsten Schimpfworten überschüttet und dann aus dem Zimmer gejagt. Ein Glück für ihn, daß es nicht unter Fußtritten geschah, wie es bei Zill üblich war. Doch das Unglück folgte auf dem Fuß! Er mußte anschließend bei Schneesturm am Lagertor still stehen in seinem dünnen Sträflingsanzug. Auf den Block zurückgekehrt, sprach er seinen Leidensgenossen sogleich die Befürchtung aus, daß er sich dabei eine Lungen- und Rippenfellentzündung geholt habe. Husten und Schüttelfrost und nach einigen Tagen Bluthusten wie Auftreten von Geschwüren am Körper bestätigten die Befürchtung. Bei Krankmeldung wurde er abgewiesen mit dem Bemerkten: „Du kannst so verrecken, du hast ja den schwarzen Punkt!“ So mußte Pfarrer Schneider trotz der schweren Erkrankung weiterhin in Eiswasser stehend Sand schöpfen oder Karren schieben, in seinen nassen Kleidern frierend vor

dem Lagertor stehen, bis dies zum Einrücken geöffnet wurde. Angina und Stirnhöhlenentzündung kamen hinzu, ebenso Darmkatarrh. Zusehends zerfiel er, und seine Kameraden rechneten, wie er schon, mit seinem Tode.

Am 2. Adventssonntag, dem 8. Dezember 1940, mußte das Strafkommando wegen dichten Nebels nicht ausrücken. Dafür war Exerzieren auf dem Appellplatz. Da öffnete sich auf einmal das Lagertor, auf dem in eiserner Schrift steht: Arbeit macht frei. Etwa 600 Häftlinge wankten von einem Transport herein. Es waren polnische Geistliche, die aus anderen Lagern kamen und nun in Dachau auf einen Sonderblock kamen. Die kommenden Tage kamen immer wieder Transporte von Priestern. Man munkelte von einem „Pfarrerblock“. Am Nachmittag des 11. Dezember 1940 mußten die Geistlichen des Strafblocks nicht ausrücken, sondern ihre wenigen Habseligkeiten zusammenpacken. Man führte sie auf Block 30, wo sie mit Jubel von Confratres empfangen wurden. Der

P r i e s t e r b l o c k

war für die Priester aus dem Strafblock die Rettung vor baldigem Tod.

Zunächst waren die Blöcke 28 und 30 zur Aufnahme von Priestern zu rechtmacht worden. Nach einigen Wochen kam noch der Block 26 hinzu, weil die Zahl der Zugänge allmählich auf 1000 (Tausend) katholische und einige Dutzend evangelische Geistliche gestiegen war. Diese drei Blocks wurden im Lager noch extra mit Stacheldraht umgeben, damit die anderen Lagerinsassen mit den Geistlichen nicht in Berührung kommen konnten. Außerdem wurde an jedes Blocktor noch ein Wachposten durch einen Häftling gestellt, damit Unberechtigte nicht sich hineinbegeben konnten. Jegliche priesterliche Tätigkeit wurde untersagt, vor allem mit Häftlingen auf anderen Blocks. Die Geistlichen mußten nicht mehr zur Arbeit ausrücken. Sie hatten nur Eßkübel zu schleppen, sonst unter tags sich auf der Blockgasse aufzuhalten. Im Gesamtlager durften sie sich nicht bewegen. Sie bekamen die gleiche armselige Lagerkost. Zusätzlich kam hinzu eine angebliche Papstspende: Täglich einen Becher Bier und eine Flasche Wein für sechs Mann. Diese Zulage mußte unter Aufsicht eines Scharführers eingegossen und auf einmal „ausgesoffen“ werden.

Nicht nur den SS, sondern auch vielen, weltanschaulich anders eingestellten Häftlingen war der „Pfaffenblock“ ein Dorn im Auge. Von Anfang an wurden hinterhältige Versuche unternommen, den Priesterblock zum Scheitern zu bringen. Spitzel überwachten den Block, um Befehlswidrigkeiten festzustellen, sie zur Meldung zu bringen und so die Aufhebung der Vergünstigungen wie des Blocks zu erwirken. Es bedurfte eiserner Disziplin wie größter Klugheit, um die „Anschläge der Gottlosen“ zuschande zu machen. Wenn man bedenkt, daß mit der Zeit das Lager überbelegt wurde, besondere Werkstätten innerhalb des Lagers aufgetan wurden, so ist es zu verstehen, daß da immer wieder auf den Block 26–30 hingewiesen wurde und man sogar gegen Ende von Dachau mit dem teuflischen Gedanken spielte, die am 21. Januar 1941 eröffnete Kapelle auf Block 26 zum Bordell zu machen, um die bisherigen Räume als Werkstätten benutzen zu können.

Hilfreiche Hände nahmen sich auf Block 30 des schwerkranken Pfarrers Schneider an. Besonders war es Jesuitenpater Johannes Lenz, der ihn betreute, am warmen Ofen ihm einen Platz verschaffte, damit er den schmerzhaften

Brustkorb dort anlehnen kann. Und als sein Zustand sich nicht besserte, verschaffte er Pfarrer Schneider durch Vermittlung von Bürgermeister Dr. Richard Schmitz aus Wien die Aufnahme in den Krankenblock. Denn nur wer dem Reviercapo H. empfohlen war, durfte mit Aufnahme rechnen, noch mehr, auch hoffen, wieder lebend und gesund herauszukommen.

Am 23. 12. 1940 kam Pfarrer Schneider auf den Krankenblock. Zunächst kam er auf den Bau für Darmkranke. Da sah er mit eigenen Augen, wie Kranke getötet wurden, sei es durch übergroße Dosen Gift, durch Luftembolien oder Einspritzen von Benzin. Als Reviercapo H. Pfarrer Schneider auf diesem Todesblock feststellte, sagte er: „Der gehört nicht hierher, der kommt auf den Block für Inneres.“ In einer Holzbaracke, deren Innenwände durch die Kälte von Reif weiß waren, fand er Aufnahme. Liegen bleiben und schlafen, hungern und frieren war die ganze Behandlung.

Hier feierte Pfarrer Schneider die hl. Weihnacht zum ersten Male im Lager. Erzpriester Corzek, der mit ihm schon im Strafblock war, befand sich auch auf dieser Krankenstube. Die Lagerstrafe am „Baum“ hatte ihn zugrunde gerichtet. Er litt an Herz- und Kreislaufstörungen, obwohl er erst 50 Jahre alt war. Seine letzte Predigt war die Weihnachtsansprache an die Kranken. Bald wieder entlassen, endete er durch einen Herzschlag am 6. Februar 1941. Pfarrer Schneider drückte noch in der Heiligen Nacht einem ehemaligen russischen Gardeoffizier die Augen zu. Der Hüne starb an einer Lungenentzündung. Einige Wochen später starb in seinen Armen ein Jude namens Grünbaum aus Frankfurt, der aus dem Lager Neuengamme bei Hamburg zurückgekommen war. Mit Phlegmonen und Darmruhr ins Revier gebracht, brach er beim Gang auf die Aborte zusammen. Bis ihn Pfarrer Schneider auf seinen Strohsack zurückbrachte, war er bereits tot.

Erst Ende Januar 1941 kam endlich auch einmal ein SS-Arzt zu den Kranken. Bei Pfarrer Schneider stellte er fest: Exsudat rechts nach Pneumonie. Nach vier Wochen kam er wieder. „Schwartenbildung, keine Punktion mehr möglich“, war die diesmalige Diagnose. Weil inzwischen bei Pfarrer Schneider Dutzende von Geschwüren aufgetreten waren, wurde er auf den „Grätzeblock“ verlegt, wo er drei Wochen weilte und dann auf Block 30 zurückverwiesen wurde. Er kam dann gleich auf Block 26 und fand in der Stube 2 neben der Kapelle Aufnahme. Auf diesem Block blieb Pfarrer Schneider dann bis zu seiner Entlassung im Jahre 1945. Die damals üblichen

Arbeiten im Lager

nahmen nunmehr ihren Anfang.

5 Uhr: Aufstehen, Kaffeekübel schleppen, Waschen, Bettenbau, Zimmerreinigung.

1/26 Uhr: Hl. Messe von Polenpfarrer Rabuski.

6 Uhr: Antreten zum Lagerappell.

11 Uhr: Eßkübel schleppen auf die Blocks.

1 Uhr: Leere Kübel zur Küche zurückschleppen.

5 Uhr: Abendessen schleppen.

6 Uhr: Abendappell.

8 Uhr: In die Betten.

Die verbleibende Freizeit wurde mit Gebet, Konversation und Studien, soweit es möglich war, ausgefüllt. Durch Kardinal Bertram waren Breviere ins Lager gekommen, auch durfte man sich theologische Bücher mit der Zeit kommen lassen.

Trotzdem war das Leben im Pfarrerblock nicht angenehm. Einmal war es die Enge. Statt 50 waren auf einer Stube weit über 100, später sogar bis 300 Menschen zusammengepfercht. Das machte nervös. Die ärmliche Lagerkost ohne Fett und Fleisch, arm an Kalorien und Vitaminen ließ die Häftlinge immer mehr abmagern und zur Entkräftung bringen. Das Hungergespenst ging um. In der schlimmsten Zeit wogen die zu Skeletten abgemagerten Häftlinge oft nicht einmal mehr 50 kg. Hungerruhr stellte sich ein. Hungerödeme an den Beinen, ja in der Bauchhöhle waren keine Seltenheit mehr. Und trotzdem mußten Eßkübel geschleppt werden, gefüllt 75 kg schwer, alles im Laufschrift, vom Frühjahr an barfuß. Brach ein Träger zusammen, wurde der Kübelinhalt verschüttet, so wurde dem betreffenden Block ein Eßkübel entzogen. Wenn die SS dazu noch mit Stöcken auf die Lastenträger einschlug, so war erst recht das Lagerleben so recht als Sklavenleben fühlbar.

Bis zum Frühjahr 1942 waren die Geistlichen nur innerhalb des Lagers zu Diensten herangezogen. Im Januar 1942 hörte man sich herumsprechen: „Die Juden haben sie nun in der Plantage erledigt, jetzt kommen die Pfaffen dran.“ Und wirklich begann man Arbeitskommandos für die Plantage von März an zusammenzustellen. Ende April kam Pfarrer Schneider auch dazu. Um 6 Uhr wurde nach dem Zählappell ausgerückt in das mit Reif bedeckte Moorgelände, das mit der Zeit zu einer großen Anbaufläche für Heil- und Gewürzkräuter, Gemüse und Gladiolen gerodet worden war. Ohne Übertreibung darf man sagen, daß jeder Quadratmeter dieser Plantage mit dem Leben eines Häftlings, vor allem Juden, bezahlt wurde. Die Arbeit bestand in roden, umstechen, jäten, die Egge ziehen, die Straßenwalze ziehen usw. Bei Regen und Sturm durfte der Arbeitsplatz nicht verlassen werden. Durchnäßt und durchgefroren kamen die Arbeitssklaven abends wieder schwankend ins Lager zurück.

Infolge der ärmlichen, unzureichenden Kost suchten die Häftlinge alles Eßbare zu erhaschen: Gras, Blätter, Lauch, Petersilie, was alles auf der Plantage zu finden war. Diese Ernährung erhöhte nur die Zahl der an Hungerödemen Erkrankten und trug wesentlich zu den hohen Totenziffern unter den Geistlichen bei. Das große Priestersterben setzte unter den polnischen Geistlichen im Juni 1942 ein, unter den Deutschen im Juli 1942.

Zuvor schon wurden 300 Geistliche unter 3000 Selektierten zur Vergasung ausgewählt. Pfarrer Schneider entging wie durch ein Wunder diesem Schicksal in den von Eichmann ersonnenen Vergasungswagen. Es war am 24. Juni 1942. Wegen Sehnscheidenentzündung des rechten Armes hatte er acht Tage Schonung. Da hieß es auf einmal: Alle, die nicht arbeiten, antreten. Die Häftlinge wußten, was das bedeutet: Ein „Himmelfahrtskommando“ wird zusammengestellt. Pfarrer Schneider nannte dem SS-Arzt Namen, Alter und Arbeitsplatz. Als dieser ihn mit einem Zeichen zu den Totgeweihten hinwies, gab der neben ihm stehende Reviercapo Zimmermann zur Antwort: „Ach, Herr Hauptsturmführer, der Pfarrer Schneider ist ein fleißiger Ar-

beiter in der Plantage, der kann nach fünf Tagen wieder arbeiten.“ Daraufhin erfolgte die Abstellung zu den arbeitsfähigen Häftlingen.

Dem Capo Zimmermann konnte Pfarrer Schneider im Dachauer Prozeß der Alliierten als Entlastungszeuge durch dessen Einstehen für ihn selbst das Leben retten.

Die Errettung aus Dachau verdankt Pfarrer Schneider vor allem dem Umstand, daß er ab Juli 1942 ein Sonderkommando in der Plantage erhielt, das des Schadlingsbekämpfers.

Die ganze Arbeit spielte sich auf dem Versuchsgelände des Reichsnährstandes ab und auf den Abteilungen für Heil- und Gewürzkrauter. Aus letzteren wurden in einer Gewürzmühle die sogenannten „Prittelbacher Gewürze“ hergestellt, Pfeffer aus inländischen Gewürzpflanzen. Es galt die tierischen, pflanzlichen und bakteriologischen Schädlinge zu erkennen und mit entsprechenden Bekämpfungsmitteln biologischer und chemischer Art zu vernichten. Es war ein höchst interessantes Gebiet, nicht so stumpfsinnig wie beständiges Graben und Jäten, dazu auch nicht so anstrengend und aufreibend. Die Arbeit war abwechslungsreich in den Gewächshäusern, den Versuchsbeeten, auf dem Freiland. Die Kapläne Maurath und Weinmann, beide Priester der Erzdiözese Freiburg, waren als Gehilfen beigegeben. Auch denen war dieser „Druckposten“ zu gönnen, zumal Kaplan Maurath an Zwölffingerdarmgeschwüren litt und oft schlimme Zeiten durchmachte. Es gab dabei auch Gelegenheit, sich Eßbares zu organisieren und so etwas mehr an Nahrung zu sich nehmen zu können, als die geringe Lagerkost bot. Wegen der Mäusebekämpfung gaben junge Russen, die unter den Arbeitern auf der Plantage waren, Pfarrer Schneider scherzweise den Namen „Capo Maus“. Er blieb ihm bis heute unter den ehemaligen KZ-Priestern.

Trotz dieses leichten Kommandos blieb Pfarrer Schneider fernerhin nicht verschont von

E r k r a n k u n g e n

Die furchtbare Zeit in der Strafkompagnie hatte seine Gesundheit schwer angeschlagen. Nässe und Kälte hatten neben unzureichender Lagerkost das Blut krank gemacht. Häufige Halsentzündungen lösten ständig massenhafte Geschwüre aus; offene Wunden an den Unterschenkeln kamen hinzu. Mehrere Hundert Geschwüre bedeckten mit der Zeit den Körper von Kopf bis Fuß. Bei der unzureichenden und einseitigen Kost kam zu der Abmagerung bis zum Skelett im Juli 1942 zum ersten Male die Hungerruhr. Sie wiederholte sich im September 1942. Völlig entkräftet wurde er ins Revier eingeliefert. Nach mehrtägiger Bewußtlosigkeit erwachte Pfarrer Schneider wieder im Gegensatz zu seinen eingelieferten Leidensgenossen zu neuem Leben.

Furunkulose und Gesichtsröse brachten Pfarrer Schneider im November 1943 abermals ins Revier, in die Seuchenabteilung. Da inzwischen Ärzte die Kranken betreuten, kam es dahin, daß im Januar 1944 die völlig vereiterten Mandeln entfernt wurden. Seitdem gingen die Geschwüre zurück und hörten allmählich ganz auf.

An Weihnachten 1944 erkrankte Pfarrer Schneider an infektiöser Gelbsucht, die neben dem Flecktyphus im Lager grassierte. Nach zweimonatigem Aufenthalt im Krankenbau kam er wieder auf seinen Arbeitsplatz zurück.

Dieses Durchstehen der schweren Erkrankungen wäre nicht erfolgt, wenn nicht ab November 1942 im Lager

Lebensmittelpakete

aus der Heimat zugelassen worden wären. Der Tod vieler Häftlinge an Unterernährung wäre nicht erfolgt, hätten die beiden Lagerführer Zill und Hoffmann dies wie schon seit Ostern 1942 in andern Lagern gestattet. Erst als der neue Lagerkommandant Weiss dies gegen den Willen der beiden Lagerführer durchsetzte, konnten ohne Einschränkung Pakete mit Nahrungsmitteln und auch Bekleidungsstücken ins Lager kommen. Damit hörte vor allem das Massensterben an Hungerkrankheiten auf. Zwar forderte der Bauchtyphus im Frühjahr 1943 viele Opfer und erst recht Flecktyphus und andere Seuchen gegen Ende 1944 und im Frühjahr 1945, doch waren diese Todesfälle auf unhygienische Verhältnisse zurückzuführen, die eintraten mit der Überbelegung des Lagers.

Unter all den bekannten und unbekanntem Nothelfern mit Lebensmitteln ins Lager Dachau muß besonders Stadtpfarrer Pflanzel und den ehrw. Schwestern in Dachau gedankt werden, die durch eine heimliche Organisation meisterlich gerade in der Zeit vor allem Brot ins Lager brachten, als die zunehmende Unterbrechung des Verkehrs Pakete von weither nicht mehr oder nur zeitweise gestattete. Sonst wären gegen Ende der Lagerzeit nochmals viele hungers gestorben. Oft stand Pfarrer Pflanzel in Gefahr, eine Haussuchung durch die Gestapo über sich ergehen lassen zu müssen. Pfarrer Schneider, der Verbindung mit zuverlässigen Laien nach außen hatte, konnte immer rechtzeitig ihn warnen lassen. Beruhigend gab immer der mutige Priester zur Antwort: Sie sollen nur kommen! Sie finden nichts!

Etwa 3000 Priester aus Europa waren im KZ Dachau. Über 1000 starben dort: von den Polen jeder zweite, von den Deutschen jeder vierte.

Als im Januar 1941 die Lagerkapelle eröffnet wurde, waren 1000 Priester im Lager, davon lebten im Januar 1945 nur noch 400. Etwa 800 polnische Priester fanden in Dachau den Tod durch Gewalt, Hunger und Seuchen. Groß war das Priestersterben in Dachau vor allem im Jahre 1942 durch Hunger, im Frühjahr 1943 an Typhus und 1945 an Flecktyphus. Erschütternd und unvergeßlich bleibt das Massensterben betagter polnischer Priester, die nach Beginn des Rußlandfeldzuges in großer Zahl ins Lager kamen und an Kälte und Entbehrungen starben. Gering ist die Zahl der Priester, die bei Versuchszwecken starben, doch werden die Überlebenden dieses verbrecherischen Tuns eines Prof. Dr. Schilling und eines Dr. Rascher zeitlebens an den Folgen zu leiden haben.

Aus der Zahl der in Dachau verstorbenen Priester seien besonders genannt:

1. Weibbischof Michael K o s a l von Posen. Im Weltkrieg 1914/18 kämpfte er als deutscher Offizier auf deutscher Seite, wurde dann zum Priester geweiht und am 15. August 1939 zum Bischof konsekriert. Zu Beginn des Polenfeldzuges verhaftet, mußte er unsägliche Leiden erdulden, kam im Dez. 1940 ins Lager Dachau und starb im Februar 1943 an Typhus. Er arbeitete auf der Plantage. Er war ein stiller Dulder, ein heiligmäßiger Priester, ein Tröster seiner mitgefangenen Priester, ein Märtyrer des Nationalsozialismus.

2. Domkapitular **G e b e r t** von Prag. Von einem andern Domherrn der Gestapo denunziert, weil er ihm im Wege war zum Aufstieg als Weihbischof des deutschen Anteils der Erzdiözese, wegen eines Referates im Domkapitel über die religiöse Lage im deutschsprachigen Anteil der Diözese, kam er im Frühjahr 1941 ins Lager Dachau. Er wußte nur Gutes zu erzählen von den jungen Priestern, die in Prag als Rekruten weilten und heimlich in seinem Domherrenhaus, dem Haus des hl. Nepomuk, zelebrierten, weil der kath. Standortpfarrer es sonst nicht zuließ. Er freute sich, unter den inhaftierten Priestern zu weilten, weil er da vieles lernen und erfahren konnte, was später einmal in der Heranbildung von Priestern von außerordentlichem Nutzen sein konnte. Die Arbeit in der Sandgrube mit der Schaufel war für den betagten Domherrn zu schwer. Er starb an einem Herzschlag im Mai 1941 (18. Mai).

3. Pfarrer **Adolf B e r n h a r d** von Hondingen bei Donaueschingen war der dritte Priester der Erzdiözese Freiburg, der nach Dachau schon im Dez. 1940 kam. Durch den Lehrer und Ortsgruppenleiter kam er in Haft. Er trug sehr schwer an seinem Los. Immer wieder hörte man ihn klagen: „Ich hab doch nichts Unrechtes getan.“ Pfarrer Bernhard zeigte ein außerordentlich reiches theologisches Wissen. Thomas von Aquin kannte er auswendig. Wie oft griff er mit Zitationen des Aquinaten bei theologischen Gesprächen in die Debatten ein. Er litt furchtbar unter Hunger und war einer der ersten deutschen Priester, die im Juli 1942 hungers starben. Sein Todestag ist der 11. Juli 1942.

4. Msgr. Dr. **Heinrich F e u r s t e i n** von Donaueschingen. Seine mutige Neujahrspredigt 1942 gegen die Euthanasie brachte ihn ins Gefängnis und den Tod in Dachau. Er war deshalb ohne Gerichtsurteil zum Tode verurteilt. Ein Verbrechen kann man es nennen, daß der Mann, der wegen körperlicher Leiden weder haft- noch lagerfähig war, hinter Kerkermauern und Stacheldraht kam. In der 1. Julihälfte 1942 kam er im Lager an. Pfarrer Schneider entdeckte ihn auf dem Zugangsblock, wo er ohne Fußbekleidung Aborte säubern mußte. Magen- und Darmbeschwerden hatten ihn bereits dem Tode nahe gebracht. Unsäglich litt er an seinem Darmübel. Auf Block 26 war er nur 14 Tage. Seine Mitbrüder taten ihr möglichstes, um ihm Erleichterung zu verschaffen. Vor Schmerzen meldete er sich krank, kam ins Revier und starb bereits zwei Tage später in der Mittagsstunde des 2. August 1942.

5. Pfarrer **Anton F r ä n z n i c k** von Bollschweil. Sein Seeleneifer machte ihn der NSDAP verhaßt. Kein Wunder darum, daß er in Dachau landete! Dort war er seinen Landsleuten wie allen Priestern auf Block 26 ein Tröster und Ermunterer; er konnte bei allem Elend scherzen und lachen. Sein Seeleneifer erlahmte auch im Lager nicht. Sein Arbeitsplatz auf der Plantage war in einem Raum, wo die von der HJ gesammelten Kräuter und Tees sortiert und geschnitten wurden. Es war ein mit Staub angefüllter Raum. Hinter den Ballen gesammelter Pflanzen hatte sich Fränsnick eine Nische zum Kochen und Beten gebaut. Den ungesunden Arbeitsplatz wollte er einmal deswegen nicht aufgeben, dann aber auch, weil er es gut mit den kommunistischen Mitarbeitern verstand und diese durch sein liebenswürdiges Verhalten zurückgewinnen wollte. Er verteilte alle hochwertigen Nah-

rungsmittel, die ihm zugeschickt wurden, behielt nur für sich die Pflanzen- und Rohkost. Seit Dezember 1943 litt er an Durchfall, hatte Venenentzündung und leichtes Fieber. Er war nicht zu bewegen, sich in Behandlung im Revier zu begeben; gute Betreuung wäre ihm gewiß gewesen. Erst als er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte, kam er am Abend des 24. Januar 1944 ins Revier. Kaplan Maurath, der damals als Krankenpfleger im Revier arbeitete, brachte Pfarrer Schneider auf dem Seuchenblock die Kunde. Franznick wünschte die ersten Tage keinen Besuch, weil er sich so schwach fühlte. Als Pfarrer Schneider sich in der Frühe des 27. Januar auf den Block schlich, wo Fränznick lag, erfuhr er, daß er in der Nacht an Embolie gestorben sei. Pfarrer Schneider veranlaßte die Sektion durch einen ihm bekannten Professor Ali aus Prag. Der stellte fest: Staublung, Darmtyphus, Erkrankung der Leber und Nieren, und schloß sein Gutachten mit den Worten: Wenn er nicht an Embolie wegen der schweren Venenentzündung gestorben wäre, so war er wegen der Erkrankung aller wichtigen Innenorgane doch ein Totgeweihter. Da erst am 27. Januar sein Tod registriert wurde, ist nicht der 26. Januar als Todestag notiert.

6. Am 25. April 1945 erlitt ebenfalls den Tod durch Flektyphus Pfarrer Max Graf von Unteralpfen. Er kam erst im Februar 1945 nach Dachau, und alle Bemühungen, ihn aus dem Zugangs- und Seuchenblock 25 auf den Priesterblock 26 zu bringen, scheiterten. Dem Seuchenblock 25 gegenüber lag der Priesterblock 26 mit seiner Kapelle. Es war für den Confrater recht schmerzlich, nur wenige Schritte davor durch Drahtabspernung abgehalten zu sein. Den Trost hatte Pfarrer Graf, daß ihm täglich durch den Draht die hl. Kommunion zugereicht werden konnte. Pfarrer Schneider überbrachte bei seiner Entlassung am Karsamstag 1945 von Waldshut aus die Grüße des noch Inhaftierten und sprach die Erwartung aus, daß er in Bälde gesund auch nach Unteralpfen zurückkehrt. Doch im Juni 1945 wurde sein Tod bekannt, kurz vor der Befreiung durch die Amerikaner. Statt Pfarrer Graf in seiner Pfarrei begrüßen zu können, blieb Pfarrer Schneider die schmerzliche Aufgabe, die Gedächtnispredigt dem letzten Opfer Freiburger Priester in Dachau zu halten.

Fünf Priester der Erzdiözese Freiburg fanden in Dachau den Tod und das Grab. Wenn auch von den H. H. Pfarrern Bernhard, Feuerstein und Fränznick Aschenurnen an die Angehörigen übersandt wurden, so ist doch das unzweifelhaft nicht die echte Asche ihrer verbrannten Leichen. Denn es fand ja keine Einzelverbrennung statt, und man nahm nur aus der Aschenmasse etwas für die Urnen. In irgendeinem Aschengrab ruht ihr Gebein bis zum Tage der Auferweckung. Die sterblichen Überreste von Kaplan Spies und Pfarrer Graf ruhen mit tausenden im Lager aufgefundenen Leichen in den Massengräbern, die durch die Amerikaner angelegt wurden. Über diese Gräber der Namenlosen darf man die Inschrift schreiben:

Gelitten, gestritten für Freiheit und Ehr',
Ihre Namen kennt nur Gott, der Herr!

Neben dem Priestersterben verdient auch das Priesterleben im Konzentrationslager einer Würdigung.

Ursprünglich in den verschiedensten Lagern und auf zahlreichen Blocks und Kommandos zerstreut, haben die Priester nicht unterlassen, trotz allen

strengen Verboten priesterliche Tätigkeit auszuüben. Sie setzten sich der Gefahr aus, denunziert oder erwischt zu werden, und mußten dafür grausame Strafen erleiden, selbst den Tod. Im Lager waren unter den inhaftierten Priestern mehrere, die deswegen, sogar mehrmals, auf den „Block“ kamen, d. h. mit 25 Doppelschlägen aufs Gesäß bestraft wurden. Dazu gehört auch von den Freiburgern Kaplan Emil Kiesel. Zu den eifrigsten und wagemutigsten Seelsorgern im Lager zählen die Jesuitenpatres Otto Pies und Johannes Lenz und der Speyerer Pfarrer Fritz Seitz, um nur einige zu nennen.

Mit der Zusammenführung der Priester im KZ Dachau und der Errichtung des Priesterblocks wurde für die KZ-Priester eine Vita communis geschaffen, die sich segensvoll auswirkte.

Zentralpunkt dieser Gemeinschaft bildete die Lagerkapelle. Am 21. Januar 1941 wurde sie eröffnet. Hier versammelten sich die Priester in der Morgenfrühe zum gemeinsamen hl. Opfer. Hier holten sie sich Trost und Kraft, um all das Schwere zu tragen, das die Haft mit sich brachte. Hier beteten sie still den Kreuzweg, um ihr Kreuz willig und ergeben zu tragen. Unvergessliche Erlebnisse für die Überlebenden von Dachau! Unvergesslich die Priesterweihe des Karl Leisner am 3. Adventssonntag, dem 17. Dezember 1944, und dessen erstes und einziges hl. Meßopfer am Stephanustag 1944.

Dem Teufel war „Christus hinter Stacheldraht“ ein Dorn, und er fand Helfer, diesen zu beseitigen. Nicht nur die SS, auch Häftlinge atheistischer Weltanschauung versuchten die Beseitigung der Kapelle. Überall lauerten Spitzel, die der Lagerleitung Übertretungen der Lagerordnung hinsichtlich der Benutzung der Kapelle zu melden suchten. Es gab ja unter den jugendlichen Geistlichen unkluge Heißköpfe genug, die sich über die angordneten Einschränkungen für die Kapelle hinwegsetzen wollten und so die Gefahr heraufbeschworen, daß die Kapelle geschlossen wurde. Blockschreiber und Lagerdekan Georg Schelling aus Vorarlberg, einer der am längsten inhaftierten Priester deutscher Zunge, hatte da einen schweren Stand gegenüber seinen unverständigen Confratres. Welche „Geister“ in Köpfen von Häftlingen spukten, zeigt am besten deren Anregung, sogar das im Lager 1944 errichtete Bordell in die Lagerkapelle zu verlegen. Nur die Disziplinhaftigkeit der Mehrzahl der Priester bewahrte die Lagerkapelle vor dem Untergang.

Streng liturgische Feiern, kirchenmusikalische Einlagen, darunter neue Kompositionen von P. Gregor Schwake OSB und dem am 5. 2. 1945 in Buchenwald hingerichteten Karl Schrammel aus der Diözese Leitmeritz erhellten und verschönten die Öde und Trostlosigkeit des Lagerlebens.

Bis zum Sommer 1942 war es auch möglich, besondere wissenschaftliche Zirkel aufzutun, um im geistigen Leben nicht rückwärts zu schreiten. So leitete P. Maurus aus St. Matthias in Trier einen liturgischen Zirkel. P. Dr. Sales aus Münsterschwarzach einen homiletischen Zirkel u. a. m.

In den Wohnräumen drängten sich mit der Zeit bei zunehmender Belegung die Priester immer mehr enger zusammen. Hatte jeder anfangs noch sein eigenes Bett, dann mußten später zwei, ja drei und mehr sich in dieses Lager teilen. Das Zusammengepferchtsein vermehrte noch die Nervosität und Gereiztheit der Bewohner, die ja schon genug mit ihren Nerven abgewirtschaftet waren durch Unterernährung und die mannigfachen Schikanen, die sie als Priester besonders bis Herbst 1942 erdulden mußten. Viel

Menschliches, allzu Menschliches war da festzustellen. Doch im allgemeinen ging nur in seltenen Fällen die Selbstbeherrschung verloren. Das Pauluswort: Ertraget einander, helfet einander blieb doch Leitgedanke der zusammengepferchten Herde.

Die Beurteilung des Klerus der im Lager vertretenen einzelnen Nationen ergibt ein buntes Bild.

Am zahlreichsten war der polnische Klerus vertreten. Er hat furchtbare Blutopfer gebracht. Welt- wie Ordensklerus war recht fromm, ein Teil des Weltklerus hing sehr an gutem Essen und an Geld. Ein polnischer Geistlicher frug einen deutschen, was er zum Frühstück zu sich nehme. Als dieser sagte Milchkaffee mit Brötchen, Butter oder Gelee, bekam er zur Antwort: „Das essen ja bei uns die armen Leute.“ Ein Erlebnis von Pfarrer Schneider illustriert die aurea sacra fames manches polnischen Geistlichen. Als er einmal wegen seiner Furunkulose zur ambulanten Behandlung ins Revier mit polnischen Confratres kam, überschüttete ein Pfleger die polnischen Geistlichen mit einer Flut von Beschimpfungen, deren Inhalt sich gerade mit Geldsachen befaßte. Pfarrer Schneider frug nachher den Pfleger, einen Polen, warum er denn eine solche Wut auf die Geistlichen habe. Dieser erzählte ihm, daß er als Arbeiter mit einer Familie und kranken Frau kaum das Lebensnotwendigste hatte. Da starb ihm ein Kind. Er ging zum Ortpfarrer und meldete die Beerdigung an. Als dieser an Gebühren 20 Zloty – etwa 10 RM – verlangte, gab der Arbeiter zurück: Herr Pfarrer, ich habe wegen der Erkrankung meiner Frau noch nicht 5 Zloty im Haus. „Da kann ich auch Ihr Kind nicht beerdigen“, erwiderte der Pfarrer. Der Arbeiter habe dann eigenhändig sein Kind ins Grab gelegt, während vom nahen Pfarrhaus aus der Pfarrer dieser Beerdigung zuschaute. Die Schilderung kam Pfarrer Schneider unglaublich vor. Er erzählte sie einem polnischen Confrater aus der Diözese Gnesen, namens Schreiber, wirklich ein edler Priester, der leider am 16. September 1942 hungers starb. Dieser bestätigte solche Mißgriffe und erzählte von einem Geistlichen, der für die Beerdigung seines Nachbarpfarrers von dessen Schwester 700 Zloty verlangte und den letzten Zloty hinwegnahm. Als dessen Bischof davon hörte, mußte dieser den „Geizkragen“ unter Androhung der Suspension zwingen, den Betrag wieder zurückzuzahlen. Aus Gesprächen mit deutschen Ordenspriestern, die in Polen wirkten und auch dort verhaftet und nach Dachau gebracht wurden, konnte derselbe geschilderte Eindruck gewonnen werden.

Die Gesinnung des polnischen Klerus gegen die Deutschen war eine zurückgehaltene Feindschaft. Sie resultiert unter konfessionellem Aspekt aus der preußischen Polenpolitik, unter nationalen Vorzeichen aus dem Einfall der NSDAP in Polen. Jegliche Schädigung hielten sie für recht und Mundraub an Deutschen für keine große Sünde, selbst wenn einer dabei die ganze Tagesration Brot hinwegnahm und der Bestohlene 24 Stunden ohne feste Nahrung hungern mußte.

Nach den Polen waren die deutschen und österreichischen Geistlichen am meisten vertreten. Die Diözese Linz stellte die meisten Häftlinge, darunter ihren Generalvikar Dr. Ohnmacht. Süddeutsche und österreichische Geistliche hatten in ihrem Wesen viel Gemeinsames. Gegen die Norddeutschen, besonders östlich der Elbe, bestand eine gewisse Abneigung;

der preußische Ton war den gemütlichen Österreichern zuwider. Geistliche aus allen deutschen Diözesen, außer Bamberg und Eichstätt, waren vertreten. Münster und Freiburg stellten der Zahl nach die meisten. Begreiflich: Waren ja Bischof August von Galen und Erzbischof Conrad Gröber die Staatsfeinde Nr. 1 und 2 in den Augen der SS, und weil man diese erst nach dem „Endsieg“ auch nach Dachau bringen und „unter SS-Jubel“ empfangen konnte, so holte man vorläufig ihre Mitarbeiter in der Seelsorge. Prozentual stellte die Diözese Meißen die meisten Priester. Es war vorweg jüngerer Klerus, der wegen Arbeit mit der Jugend sich den Unwillen der SS zuzogen hatte. Den österreichischen Klerus muß man als etwas weich beurteilen und seelsorgerisch noch zu traditionsgemäß. Unter dem deutschen Klerus waren wagemutige Köpfe, die auch im Lager ihrem Seeleneifer keine Schranken setzten, durch ihre Hilfsbereitschaft wie Gebefreudigkeit nach dem Einsetzen der Paketsendungen sich höchster Achtung bei allen Lagerinsassen, ohne Unterschied der Konfession und Nation, erfreuten. Sie machten wieder gut, was einige verbosteten, die auf ihren Lebensmittelpaketen sitzen blieben und „lieber verderben ließen, als etwas hergaben“. Einige deutsche Geistliche trugen den rosaroten Winkel der wegen § 175 Verurteilten. Die Unglücklichen mußten von der SS viel Bitteres erleiden. Es waren krankhaft veranlagte Menschen, die gerechterweise in eine Verwahranstalt gehörten und nicht in ein „Umschulungslager“. Es waren Menschen mit hohem Intellekt, aber ganz schwachem Willen, in denen das Weib sich regte und nicht der Mann. Es waren Menschen, die Mitleid verdienten, nicht Abscheu.

Eine „Untugend“ bedarf der Erwähnung, besonders unter dem deutschen Klerus: die Sucht zu rauchen. So sehr waren viele dieser Sucht verfallen, daß sie auch in den Zeiten schlimmsten Hungers es nicht lassen konnten und so ihr Herz belasteten, daß es nicht mehr das überschüssige Wasser aus dem Körper schaffen konnte. Mancher der 42 verhungerten Priester könnte noch leben, wenn er sich nicht durch sein sinnloses Rauchen selbst das Grab mitbereitet hätte.

Unter dem Klerus aus der T s c h e c h e i muß man zwischen dem deutschsprachigen und tschechischen unterscheiden. Unter dem deutschsprachigen Welt- und Ordensklerus waren viele laxe Elemente, die einmal Ärgernis ins Lager brachten wegen schlechter Beobachtung des Zölibates und Ärgernis gaben durch ihre Lauheit in religiösen Dingen. Kaum gingen sie sonntags zur hl. Messe. „Das wollen Pfarrer sein und gehen selbst nicht in die Kirche“, rief einmal ein kommunistischer Stubenältester. Für sie gab es im Lager nicht die Pflicht, das Brevier zu beten, ihr „Gebetbuch“ war die Zeitung. Auf dem Index stehende Bücher lasen sie unbedenklich mit der Bemerkung, daß jetzt für sie der Index aufgehoben sei. Die Einsicht, die Domherr Anton Gebert gewann, wird somit verständlich.

Der t s c h e c h i s c h e Ordensklerus war tadellos. Es waren vor allem die Patres der Jesuiten aus Prag, edle, seeleneifrige Jünger des hl. Ignatius von Loyola. Der Weltklerus wies üble Gestalten auf. Einer schrieb in einem Brief aus dem Lager: „Ich verfluche die Stunde, wo mir der Gedanke kam, Priester zu werden.“ Diese Worte kamen durch die Lagerzensur unter die Lagerinsassen. Heute trägt der Unglückliche nicht mehr das Priesterkleid.

Was man schon im Lager von ihm befürchtete, trat ebenso ein wie bei seinem Gesinnungsgenossen, heute Minister Plojar in Prag.

Nationalisten schlimmster Art waren der tschechische Weltklerus. Vor Gott kam das „Land der hl. Wenzelskrone“. „Lieber russisch als österreichisch!“, rief einmal ein Domvikar aus. Ob er auch heute noch diese Ansicht hat?

Aller Anerkennung wert ist der Welt- wie Ordensklerus aus H o l l a n d.

Im großen und ganzen gilt diese Anerkennung auch dem Klerus von B e g i e n und L u x e m b u r g.

Beim französischen Klerus muß man wohl unterscheiden zwischen Welt- und Ordensklerus. Der Ordensklerus ist weltgewandt und weltweit, ganz katholisch eingestellt. Der Weltklerus ist schlampig und nationalistisch, gerade so wie der tschechische, nicht ganz so gehässig gegen alles Deutsche. Man muß auch dazu den größten Teil des deutschsprachigen Klerus der Diözesen Straßburg und Metz rechnen. Selbst im Lager konnten sie es nicht unterlassen, die Deutschen mit Boches zu bezeichnen; auch Bischof Piket von Clermont-Ferrand machte da keine Ausnahme. Rühmlich ist zu nennen der inzwischen verstorbene Generalvikar von Pau, Msgr. Daguzan, der seinen französischen Tischgenossen auf Stube 26/3 erklärte, wenn sie weiterhin das Wort Boches gebrauchen, breche er die Tischgemeinschaft mit ihnen ab. In Gesprächen mit dem französischen Klerus über die geistige Annäherung beider Nationen und Brückenschlag zu einem friedvollen Leben beider Nachbarvölker waren die Franzosen begeistert von der Anregung, daß der französische Klerus den deutschen besucht; als aber vom deutschen Gegenbesuch gesprochen wurde, kam aus dem Munde der Franzosen ein lautes „Impossible“! Es gibt ein französisches Beamtot: Frankreich macht Gesetze, aber keiner hält sie. Danach wollten auch im Lager die französischen Kleriker wie Laien handeln und die Lagerordnung nicht befolgen bzw. sabotieren wo nur möglich. Es bedurfte größter Anstrengungen, das schlimmste abzuwehren und zu verhüten, daß der Priesterblock und damit auch die Kapelle aufflog. Es war wirklich unklug und gefährlich, die Résistance der französischen Intellektuellen, die deswegen in Dachau waren, auch noch im Lager weiterführen zu wollen. Auf Grund dieser Mentalität erklärt sich auch manches harte, unberechtigte und einseitige Urteil aus französischem Munde über die deutschen Priester in Dachau und die Lagerkapelle. Lagerdekan Schelling hatte gerade den Franzosen gegenüber einen sehr schweren Stand, und Pfarrer Schneider konnte den Kommandoführer Kohn in der Plantage günstig beeinflussen, daß er den Metzger Geistlichen Robert Müller wegen Aufforderung zur Sabotage nicht meldete. Er wäre dem Galgen nicht entgangen, und die Geistlichen wären alle von der Plantage weggekommen, auf was für Kommandos weiß Gott allein, jedenfalls keine guten.

Trotz aller nationaler Unterschiede zeigte sich erfreulicherweise kein Unterschied, wenn die ecclesia catholica zum hl. Opfer versammelt war. Alle bekannten sich zu der Una sancta. Als eine Art Splittergruppe konnte man nur die Geistlichen um Pater Kentenich bezeichnen. Sein Versuch, aus Dachau ein zweites Schönstadt zu machen, scheiterte an der Ablehnung durch die Mehrzahl der Geistlichen. Bei der Wahl des Spirituals erhielt die überwältigende Mehrheit gegenüber P. Kentenich der Jesuitenpater Otto Pies. Deshalb verkapselte sich P. Kentenich und hielt nur zu seinen wenigen Anhängern, mit

denen er einer gewissen Lächerlichkeit verfiel. Bezeichnend, wie die protestantischen Geistlichen die Schönstadt-Bewegung kennzeichneten: „Die Äffchen unserer lieben Frau“ nannten sie diese Gruppe. Erzbischof Dr. Gröber war in ihr wegen der Ablehnung der Schönstadt-Bewegung persona minus grata.

Und doch war er unter allen Häftlingen neben Bischof August Graf von Galen von Münster am meisten geachtet. Beide Bischöfe waren ja Staatsfeinde Nr. 1 und 2 in den Augen der SS; das wußten die Häftlinge aus den Äußerungen und dem Wutgeheul auf Predigten beider Kirchenfürsten, die heimlich ins Lager gebracht, vorsichtig von Hand zu Hand zum Lesen weitergegeben wurden. Erzbischof Dr. Conrad Gröber wurde zuallererst lagerbekannt dadurch, daß er an seine in Dachau befindlichen Priester schrieb. Den ersten Brief bekam Pfarrer Schneider; er war in der Zensur arg beschnitten worden. Teile seines Inhaltes waren herausgeschnitten. Aber trotz allem war zu erlesen die Anteilnahme des Bischofs, sein Bemühen um ihre Freilassung und die ermunternden und tröstenden Worte. Auf allen Blocks des Lagers wurde der Brief herumgereicht. Erst viel später begannen andere Bischöfe diese Korrespondenz mit ihren Priestern. Doch scheinbar nicht alle! Denn Geistliche einiger Diözesen waren voller Bitternis gegen ihren Oberhirten, der ihnen Vorhaltungen machte nach der Verhaftung, ja sogar ins Gefängnis ein Formular sandte, nach dem der Inhaftierte auf seine Pfarrpründe verzichten sollte. Nach ihren Aussagen weigerten sich die Inhaftierten, weil sie dadurch ihre Angehörigen, die im Pfarrhaus wohnten, in bitterste Not und Wohnungslosigkeit gebracht hätten. Erzbischof Dr. Conrad Gröber gebührt über das Grab hinaus die Dankbarkeit dafür, daß er ganz die Sorge seiner inhaftierten Priester für ihre Hausgenossen in großzügiger Weise übernommen hatte.

Etwa 50 evangelische Geistliche waren auch auf dem Priesterblock untergebracht. Es waren Deutsche und Holländer. Die deutschen evangelischen Geistlichen waren alle bis auf einen, der heute Landrat in der Ostzone ist, positiv gläubig. Doch differierten sie sehr in ihrer Glaubensmeinung, waren sie ja Lutheraner, Calviner und Unierte. Eine geistige Einheit bildeten eher die evangelischen Geistlichen aus Holland, die sich alle als Reformierte bekannten. Das Verhältnis zwischen den katholischen und evangelischen Geistlichen war stets gut, und bis heute blieben die dort geschlossenen Bande bestehen.

Jahr um Jahr ging dahin. Hoffnungen und Erwartungen schwanden, neue wurden gefaßt. Jeder Tag hatte sein gleichbleibendes Programm. Vom Sommer 1942 an durften die Geistlichen sich mit den anderen Häftlingen vermischen und waren nicht mehr extra im Lager isoliert. Lagerkommandant Weiss hatte die Lagerschrecken Zill, Hoffmann und die Bestien von Blockführern aus Dachau weggebracht. Pakete kamen und halfen über Not und Tod. Die Häftlinge gingen der ihnen übertragenen Arbeit nach und verfolgten die Ereignisse an der Front und die Stimmung in der Heimat mit größter Aufmerksamkeit. Mit den Niederlagen in Stalingrad und Nordafrika, noch mehr mit der Invasion der Alliierten in Frankreich lockerte sich die Lagerdisziplin immer mehr. Zugute kam den Gefangenen, daß die Wachmannschaften keine eigentlichen SS mehr waren. Es waren Kriegsteilnehmer von 1914/18, wirklich zumeist gute Kameraden.

Hier dürfte es am Platze sein, auch ein Wort der Anerkennung Männern des Lagers und im Lager auszusprechen.

Lagerkommandant Weiss war ein menschlich zugängiger Mann. Aus dem Straflager machte er ein Arbeitslager, nahm die Häftlinge in Schutz gegen Roheiten seiner Unterführer, schaffte die grausamen Strafen des „Blocks“ und „Baums“ ab, ließ Paketpost ohne Einschränkung zu. Im Dachauer Prozeß zum Tode verurteilt, konnten alle Fürbitten der Dachauer Häftlinge ihn nicht retten, weil er von Neuengamme her zu sehr belastet war und es für ihn ein Verhängnis bedeutete, daß er von Dachau weg ins Vernichtungslager Lublin kam.

Lagerführer von Redwitz entstammte einem alten bayerischen Adelsgeschlecht. Adlige Gesinnung hatte er sich bewahrt. Er war ein großer Trinker. Human gegen die Häftlinge, konnte man mit ihm offen reden. Wenn er im Dachauer Prozeß zum Tode verurteilt wurde, so deshalb, weil er „Befehle von oben“ durchführte, ohne nach seinem eigenen Gewissen zu fragen.

Kommandoführer David Kirrmann aus Kehl am Rhein, ein Frontkämpfer von 1914/18, war den Häftlingen gewogen. Bis zum Ende glaubte er an den „Endsieg“. Trotzdem er ein treuer „Gefolgsmann des Führers“ war, ließ er sich gegenüber den Häftlingen nichts zuschulden kommen, deckte Unregelmäßigkeiten zu und blieb über Dachau hinaus in gutem Andenken.

Hauptsturmführer Franz Vogt, der Kommandant auf der Plantage, war einst Müllerbursche bei den aus Serbien ausgewiesenen Zisterziensern, die im ehemaligen Kloster Bronnbach a. d. Tauber ein neues Heim fanden. Seine Frau stammte aus Mannheim. Sie und die beiden Kinder übten auch unbehelligt ihre religiösen Pflichten weiter. Als Pfarrer Schneider von V. gefragt wurde, woher er sei, und erfuhr, daß er die Mönche von Bronnbach kenne, wollte er über Abt Bernhard, Prior Robert und die andern Patres und ihr Schicksal wissen. Oft erkundigte er sich über das Befinden von Pfarrer Schneider. Als im Lager an Häftlingen medizinische Versuche vorgenommen wurden auf der Malariastation des Professors Schilling, auf der Phlegmonestation wie durch Unterkühlung und Unterdruckversuche durch Dr. Rascher, wobei auch besonders Geistliche herangezogen wurden, da setzte sich Vogt für seine Arbeitskräfte auf der Plantage ein, worunter 800 Geistliche waren. Er erreichte, daß kein Arbeiter der Plantage zu Versuchszwecken abgestellt wurde. Oft hat er Pfarrer Schneider beauftragt, Häftlinge zu warnen, die müßig herumstanden und sich der Gefahr aussetzten, von den Posten gemeldet zu werden. Rohe Wachmänner, die sich an den Häftlingen vergingen, stellte er sofort vom Wachkommando ab. Darum hatte er auch beim Dachauer Prozeß der Alliierten so viele Entlastungszeugen, daß er als „entlastet“ die Gerichtsstätte verließ.

Revierkapo Zimmermann, ein Häftling, war im Gegensatz zu seinem Vorgänger S. H. kein Unmensch. Pfarrer Schneider sah mit eigenen Augen, wie S. H. kranke Häftlinge tötete. Kapo Zimmermann verdankt er selbst seine Rettung vor der Vergasung.

Unter den vielen Häftlingen mögen wegen ihrer katholischen, aufrechten Haltung nur den Namen nach erwähnt werden: Bürgermeister Richard

Schmitz von Wien, Prinz Xavier de Bourbon-Parma, Caritasdirektor Auer von Freiburg, Arbeitersekretar Joseph Joos von Fulda u. a. m.

Vom November 1944 an sah man das Ende herankommen. Die Lager im Osten wurden geräumt, und große Transporte füllten immer mehr das Lager Dachau auf zu einer Menschenmasse, in einer Enge, denen die bestehenden hygienischen Verhältnisse nicht mehr gewachsen waren. Elendstransporte von Juden aus Ungarn, Zeugen der Untaten von Eichmann, brachten neben den Läusen den Flecktyphus ins Lager. Ein Massensterben begann. Oft weit über 200 Tote am Tage waren die schrecklichen Folgen. Der „Moorexpreß“, ein von Häftlingen gezogener Rollwagen, konnte den Transport zum Krematorium nicht mehr bewältigen. Tage- und wochenlang lagen die nackten Leichen in den Blockgassen der Seuchenblocks. Die Lagerkost wurde immer miserabler, so daß sie Erkrankungen des Verdauungsapparats hervorrief.

Bei dem unbeschreiblichen Elend auf den Seuchenblocks wurden die Geistlichen als Pfleger aufgerufen. Mehr als benötigt wurden meldeten sich deutsche und polnische Geistliche. Sie wurden auf den Elendsblocks von den Kranken wie Boten des Himmels begrüßt. Es hieß Ordnung schaffen an Leib und Seele. Kniefällig erbatene sie die hl. Sakramente; selbst orthodoxe Christen waren darunter. Doch schon nach einigen Wochen erkrankten die selbstlosen Helfer auch an Flecktyphus, und viele Priester waren Opfer ihrer Nächstenliebe. P. Johannes Lenz SJ erkrankte, konnte aber doch wieder gerettet werden. P. Richard Henkes von Schönstadt und P. Engelmar Unzeitig von den Marienhüllern in Würzburg mußten daran sterben; sie waren 45 und 35 Jahre alt. Zur gleichen Zeit erkrankte auf dem Block 26 Pfarrer Dr. August Wessing aus Münster an der Seuche und starb am 4. März 1945. Pfarrer Schneider hatte Verbindung mit dem Kapo des Krematoriums. Er konnte erreichen, daß die Leichname von P. Henkes und Unzeitig wie Pfarrer Wessing und des Schwagers des Pfarrers Styp-Rekowski, eines polnischen Geistlichen, der mit drei Geschwistern inhaftiert war, einzeln des nachts verbrannt wurden und die Asche ins Lager gebracht wurde. Pfarrer Schneider schmuggelte die Reliquien in die Plantage, verpackte sie in Kistchen und ließ sie durch seinen Mittelsmann, einen Arbeiter auf der Plantage, Herrn Hans Köchel aus Prittelbach bei Dachau, ins Pfarrhaus nach Dachau bringen, von wo sie dann weiterbefördert wurden.

Während dieser gefährlichen Aktion schlug für Pfarrer Schneider die

B e f r e i u n g s s t u n d e .

Am Dienstag, dem 27. März 1945, kam kurz vor Mittag Pfarrer Albert Riesterer, der im Gewächshaus II arbeitete, zu Pfarrer Schneider und sagte ganz aufgeregt: „Du, schaff die Kistchen, zwei waren noch da, fort. Wir werden heute Mittag gefilzt. Eben haben sie P. Otto Pies geholt. Da ist wieder was geplatzt. Wenn sie dich erwischen, kommst du an den Galgen.“ „Die sind gut versteckt“, gab er zur Antwort. Beim Einrücken zum Mittagessen standen acht Priester am Lagertor, neu eingekleidet, und winkten ein Lebewohl zu. Unbeschreiblicher Jubel im ganzen Häftlingslager. „Sie kriechen unters Kreuz; sie lassen die Pfaffen frei!“, war ein vielgehörtes Wort. Am Abend hörte man, daß eine Liste von ca. 50 Geistlichen aufgestellt sei, die entlassen werden sollten. Pfarrer Schneider und Pfarrer Emil Thoma wurden auch genannt. Doch Pfarrer Schneider war da ganz ungläubig. Seine

bisherige Erfahrung faßte er zusammen mit der Erwiderung: „Ich glaube, daß ich entlassen werde, wenn das Lagertor hinter mir zu ist.“ Man hatte ihm schon einmal im Dezember 1941 Hoffnung gemacht, daß er entlassen wird. Er mußte zur Vernehmung zu Oberscharführer Bach, aus Bühl i. B. gebürtig, dem Gestapo-Chef des Lagers. Vor ihm lag, wie Pfarrer Schneider abspicken konnte, ein Entlassungsgesuch ehemaliger Regimentskameraden F.A. Rgt. 66 in Lahr, unterzeichnet von Oberst Iffland, General Kraft u. a., aber auch ein weiteres Schriftstück, offenbar der Kreisleitung Säckingen oder vom Ortsgruppenleiter von Karsau. „Dich kann man nicht entlassen, du kannst die SS nicht leiden“, war das erste, was Pfarrer Schneider zu hören bekam. Dann kam eine Flut von Schmahworten: „Du bist ein saudummer Kerl, hast keine Prüfungen bestanden, darum bist du Pfaffe geworden.“ Pfarrer Schneider würdigte ihn keiner Antwort. Bach fuhr fort: „Und wenn ihr dann fertig seid, macht ihr den Leuten die Hölle heiß beim Sterben, so daß sie euch alles vermachen, damit ihr dann Freß- und Saufleben führen könnt, die Knaben verführt, die Mädchen schändet usw.“ – Die Feder sträubt sich, alles wiederzugeben. Da packte Pfarrer Schneider die Wut, und er gab zurück: „Herr Oberscharführer, ich will Ihnen etwas sagen: Wenn jemand eine fromme Stiftung macht, und der Inhaber der Stiftung handelt so, wie Sie eben sagten, da sorgt der Herrgott dafür, daß die Stiftung bald verreckt, sei es durch eine Inflation oder Sakularisation oder wie man das Ding sonst nennt.“ „Was sagst du da?“, gab Bach zurück. Nochmals wiederholte Pfarrer Schneider seine Worte, und Bach sagte: „So habe ich noch keine Antwort bekommen!“ Also ein altes Sprüchlein, das viele schon hören mußten! Es gab noch ein langes Hin und Her an Rede und Widerrede. Es endete damit, daß Bach Pfarrer Schneider einen Stoß gab, daß er in eine Ecke flog. Dieser schaute ihn lächelnd an. Bach schrie voll Wut: „Schau mich nicht so saudumm an!“ Pfarrer Schneider antwortete: „Herr Oberscharführer, ich kann Sie nicht dümmel anschauen, als ich bin!“ Da flog er aus dem Vernehmungssaal hinaus! Seitdem waren drei Jahre vergangen, und Pfarrer Schneider hatte alle Hoffnung aufgegeben, vor dem Ende des Nazismus aus Dachau zu kommen. Jetzt stand er auf der Liste der zu entlassenden Geistlichen, weil, wie man später erfuhr, zuerst diejenigen entlassen wurden, für die seit Jahren Entlassungsgesuche vorlagen.

Am Mittwoch der Karwoche, dem 28. März, wurden am Morgen nach dem Zählappell 24 Geistliche herausgerufen. Darunter waren Kaplan Habich und Pfarrer Thoma; von den meisten hatte man schon tags zuvor von ihrer bevorstehenden Entlassung gehört. Überall unter den Geistlichen auf den Arbeitsplätzen ein Raunen und Tuscheln, ein freudigeres Hoffen.

Am Gründonnerstag, dem 29. März, kam ganz unerwartet die **S t u n d e der Freiheit**.

Nach dem Morgenappell wurden keine Geistlichen herausgerufen. Das Kommando: Arbeitskommando gruppieren! war gegeben. Gerade war der Befehl zum Abmarsch gegeben, da kam der Blockschreiber 26, Lagerdekan Schelling, gerannt und rief laut: Halt! Halt! Er lief die Hundertschaften entlang. Pfarrer Schneider marschierte am Ende der letzten Hundertschaft. „Schorsch, was ist los?“, rief er Schelling zu. „Geh heim, du bist entlassen!“, gab er zur Antwort. „Hurra, ich bin frei! Kopf hoch! In vier Wochen ist der

Schwindel rum“, war der Abschiedsgruß an alle. Noch ein Handedruck, zurück gings in den Block, die Habseligkeiten wurden gepackt. Zur Kleiderkammer; in Zivilkleidung gesteckt, weil die eigenen Effekten einmal im Lager verbrannt waren. Dann gings auf die Kommandantur. Eine Erklärung, daß man im Lager sich keine Krankheiten zugezogen hat, ans Lager keine Forderungen stellt, über die Vorgänge im Lager schweigt usw. mußte unterschrieben werden. Reisegeld, Reiseproviant wurde ausgegeben. Und dann ging es mit vier anderen Glücklichen zum Lagertor hinaus. Es war 11.15 Uhr, als endlich das Konzentrationslager Dachau hinter den Häftlingen lag. Frei!, welche Wonne nach 55 Monaten! Dies Gefühl zu beschreiben, dazu fehlten die Worte. Pfarrer Schneider erlebte 1940 einmal diese Szene. Der Glückliche hatte keine Worte mehr. Er legte sich auf den Boden und streckte die Füße in die Höhe wie ein kleines Kind. „Morgen bin ich daheim, morgen hat meine Frau Geburtstag!“, das war alles, was er herausbrachte.

Nun konnte Pfarrer Schneider wirklich seinen Kopf wieder nach Hause bringen. Im August 1944 waren in Verbindung mit dem Attentat auf Hitler die sozialistischen und kommunistischen bad. Abgeordneten verhaftet und nach Dachau gebracht worden; darunter waren Bock, Heim, Helmstädter, Marzloff u. a. m. Als alle wieder bis auf Heim und Helmstädter – sie starben dann im Lager – entlassen wurden anfangs Oktober 1944, ließ Pfarrer Schneider Erzbischof Dr. Conrad Gröber durch Marzloff, der ja in Freiburg wohnte, Grüße bestellen und ausrichten, daß er seinen Kopf noch oben trägt nach vier Jahren und hofft, ihn auch nach Hause zu bringen. Allerdings war diese Hoffnung gerade gegen Ende des Lagers recht trügerisch!

Am Bahnhof Dachau traf Pfarrer Schneider seinen getreuen Spitzel, Leo Pfanzer; er war bereits in der Plantage gewesen und hörte dort, daß Pfarrer Schneider entlassen sei. Zwei Tage vorher war er abends noch in die Plantage gekommen und brachte keine gute Nachricht aus der Gauleitung München. Es war von Berlin der Befehl gekommen, alle Lagerhäftlinge zu erschießen. Pfarrer Schneider frug Leo Pfanzer, ob da die SS auch genug Munition hätte. Da erwiderte Pfanzer, der Lagerkommandant hätte diese Art der Beseitigung für unmöglich erklärt, weil er nur 10 000 Schuß Munition hätte und die doppelte Zahl Häftlinge. An diesem Morgen mußte Leo Pfanzer berichten, daß an den Fliegerhorst Schleithem das Ansinnen gerichtet wurde, das Lager Dachau durch Bomben zu zerstören, doch die Flieger lehnten es kategorisch ab. So blieb nur noch der SS übrig, das Lager in die Luft zu sprengen und dann alles zu verbrennen. Doch mißlang diese Schurkentat, weil der USA-General Patton rasch angriff und zwei Stunden den SS zuvorkam; ebenso scheiterte die Ermordung der 10 000 Häftlinge, die man in die Berge führte, um sie dort umzulegen. Da wären auch noch Geistliche aus Freiburg umgekommen, die den „Zug der 10 000“ mitmachten und zum Teil entflohen, bevor amerikanische Truppen die Unglücklichen bei Bad Tölz befreiten.

Bei Leo Pfanzer nahm Pfarrer Schneider nach 55 Monaten zum ersten Male wieder an einem gedeckten Tisch das Mittagmahl ein bei Sauerkraut und Speck, bayerischem Bier, wirklich als Mensch behandelt und nicht als eine Nummer. Um 13 Uhr fuhr ihn der Zug aus Dachau hinaus, München zu. Ein letzter Blick hinüber aufs Lager. Wie viele Erinnerungen, wie viele

Kameraden, die ganz dort blieben. Gott allein weiß, wo ihre Asche, ihr verscharpter Leib ruht! Der „Hölle von Dachau“ entronnen. Te Deum laudamus, Ostern, auferstehen schon am Gründonnerstag!

Ohne Fahrkarte wurde in den Zug nach Lindau umgestiegen, sonst müßte man sich eine Genehmigung bei der Polizei holen, weiter als 30 km fahren zu dürfen. Eine Bahnschaffnerin, die Pfarrer Schneider als Häftlingspriester erkannte und begrüßte mit den Worten: Gott sei Dank, daß man euch Priester endlich frei läßt, war die Helferin dazu.

Der Weg über Lindau, nicht über Ulm, war deshalb gewählt worden, weil die Auslandssender, die im Lager heimlich, freilich unter Todesgefahr, gehört wurden, die Nachricht gebracht hatten, daß Ulm und die Donautalstrecke mit Bomben belegt worden waren. So war ein Durchkommen über Lindau sicherer. In den Abend hinein fuhr der Zug und brachte den Glücklichen immer weiter weg von Dachau. Wie gerne hätte er den Weg nordwestwärts genommen, der Heimat zu; allein, er wußte über die Fremdsender, daß bereits im Maingebiet die amerikanischen Truppen operierten und Nordbaden auch die Befreiungsstunde vom Nazismus winkte. Unterwegs wurde bekannt, daß Pfarrer Schneider aus Dachau kommt. Mit Glückwünschen wurde er überhauf, sogar von der Militärkontrolle im Zug. Anstandslos stellte der Schaffner einen Fahrschein München-Lindau aus. Die ersten Stunden des Karfreitags hatten schon geschlagen, als endlich der Zug in Lindau ankam. Ein französisches Ehepaar, das, arbeitszwangsverpflichtet, während eines Bombenangriffs aus Kassel entflohen war und der Schweizer Grenze zusteuerte, hütete während des Aufenthaltes im Bahnhof das Gepäck als Dank dafür, daß es Rat und Hilfe von Pfarrer Schneider bekam. Dieser konnte so auf dem leeren Perron, fern dem Gewühle im Bahnhof, seine Karfreitagsbetrachtung machen, die mehr schon Ostergedanken enthielt. Die Fahrkarte nach Friedrichshafen übergab eine Bahnbeamtin Pfarrer Schneider nach dem „deutschen Blick“ mit den Worten: So, lassen euch die Lumpen endlich frei! In Friedrichshafen war wieder vier Stunden Aufenthalt, bis das Schiff über den Bodensee ging. Da konnte zum ersten Male eine durch Bomben zerstörte Stadt gesehen werden. Als gegen 10 Uhr am Hafen das Schiff bestiegen wurde, kam Kaplan Habich auch aufs Schiff. Er war bereits am Mittwoch entlassen worden, mußte aber wegen den Zerstörungen auf der Bahnstrecke im Donautal über Friedrichshafen weitergeleitet werden. Im hellen Frühlingssonnenschein ging es über den See. Gerade kündeten die Glocken der Stadt Konstanz die Mittagsstunde an, da setzten die beiden Dachauer Häftlinge ihren Fuß wieder auf den Boden der badischen Heimat. Ein reichliches Mahl in der Privatwohnung einer Gaststätte, die voll war mit SS, war gleichsam der Empfang. In St. Stephan empfing Stadtpfarrer F. X. Huber, ein Kursgenosse von Pfarrer Schneider, die Heimkehrer. Dort erfuhr Pfarrer Schneider zu seiner Überraschung, daß er als in Dachau verstorben bekannt sei. Domkapitular Dr. Reinhard, der seit der Ausbombung in Freiburg in St. Stephan wohnte, begrüßte den überraschenden Besuch mit den Worten: „Am nächsten Dienstag wollte ich für Sie eine hl. Messe lesen. Uns hat man in Freiburg mitgeteilt, daß Sie in Dachau verstorben wären.“ Auch im Münsterpfarramt, wo Generalvikar Dr. Rösch Wohnung gefunden hatte, die gleiche Begrüßung: „Wo kommen Sie denn her? Wir führen Sie als Nummer

Vier der in Dachau verstorbenen Priester⁴, waren die ersten Worte von Generalvikar Dr. Rösch. Um so größer nun die Freude des Wiedersehens, daß eine schlechte Nachricht unwahr war!

Mit Eintritt der Dunkelheit führte die Bahn die beiden Dachauer ins badi-sche Land hinein, Pfarrer Schneider bis Immendingen, Kaplan Habich nach Braunlingen. Im Bahnhof Immendingen verbrachte Pfarrer Schneider die Nacht auf den Karsamstag. Ein Soldat saß am gleichen Tisch, der aus Beuggen war, ein Pfarrkind, der Pfarrer Schneider erst erkannte, als er sich ihm zu erkennen gab. Früh 5 Uhr ging ein Zug nach Waldshut ab. Durch die Kontrolle erfuhren im Zug anwesende Zöllner, daß Pfarrer Schneider aus Dachau kam. Gleich kam einer zu ihm und frug, ob es in Dachau so schlimm zugegangen sei. Er habe von Mißhandlungen durch die SS, von Hunger und übler Behandlung gehört, Pfarrer Schneider wußte, daß die „Grenzer“ fast alle ehemalige SS waren, daher war Vorsicht am Platze. „Sehe ich so ausgehungert aus?“, war die Antwort. Er versicherte, daß er niemals von einem SS getreten worden ist, daß Lagerkommandant Weiss und Lagerführer von Redwitz wie Hauptsturmführer Vogt Menschen mit Humanität und Gerechtigkeitssinn waren usw.; jedenfalls konnte der Frager in nichts seine Wiederverhaftung gleich bei der Ankunft in Waldshut erreichen.

Im Pfarrhaus wurde zunächst einmal Toilette gemacht. Dann ging es in die Kirche; es war gerade Sanctus der Messe von Sabbato Sancto. Nach derselben begab er sich in die Sakristei. „Richard, wo kommst du denn her?“, rief laut Stadtpfarrer Tröndle. „Das kannst du dir denken“, gab Pfarrer Schneider zurück. Und dann ein freudiges Begrüßen, besonders vom ehemaligen Stadtpfarrer Bieser, der immer wieder sagte: „Ja, ist es denn möglich!“ Im Nu wußte man in Waldshut, daß Pfarrer Schneider von Dachau zurück sei, und Glückwünsche wie eine Menge von Gaben wurden ins Pfarrhaus gebracht. Bis zum Abend, wo erst ein Zug nach Rheinfelden ging, verbrachte Pfarrer Schneider in Bekanntenkreisen. Um 7 Uhr abends ging der Zug Beuggen zu. In Dachau hatte man Pfarrer Schneider die Auflage gemacht, daß er nicht nach seiner Pfarrei zurückkehre. Scheinbar nahm er die Auflage an und gab als Aufenthaltsort Stühlingen an. Doch frug er in Wirklichkeit nichts mehr nach SS-Befehlen und kehrte dorthin zurück, von wo er widerrechtlich 55 Monate ferngehalten wurde. In Säckingen stiegen Pfarrkinder zu, aber sie erkannten Pfarrer Schneider nicht, selbst dann nicht, als er nach 8 Uhr aus dem Zuge stieg.

Durch Stadtpfarrer Bieser war entgegen dem Wunsche des Heimkehrers das Pfarramt Beuggen verständigt worden, daß Pfarrer Schneider mit dem Abendzug heimkommt. Freilich wurde diese Nachricht erst mit Zweifel aufgenommen, weil am Nachmittag aus Freiburg die Mitteilung gekommen war, daß Pfarrer Schneider in Dachau verstorben sei. So glaubte der Pfarrvikar E. Philipp erst, er solle in Waldshut die Asche des Verstorbenen abholen. Als aber alles sich geklärt hatte, war man zum Empfang am Bahnhof entschlossen. Die Auferstehungsfeier war zu Ende, die Gläubigen hatten sich verlaufen, nur einige Beichtkinder waren noch in der Kirche, als mit Pfarrvikar Philipp Pfarrer Schneider seine Kirche wieder betrat. So erfuhren nur wenige die Heimkehr ihres Pfarrers.

Noch am Abend begrüßte der übergläckliche Heimgekehrte die Confratres der Umgebung am Telefon. Und als er am O s t e r s o n n t a g , dem 1. April 1945, nach 1666 Tagen wieder an den Hochaltar der Pfarrkirche trat, erkannte die gläubige Gemeinde ihn erst, als er sich dem Volke zuwandte. Ein lautes „O jeh!“ ertönte durch die heiligen Hallen. Und ein freudiges Te Deum aus lauten Kehlen beendete den ersten Gottesdienst nach vier Jahren, 6 Monaten und 23 Tagen. Es war Auferstehungsfeier in doppeltem Sinne. A l l e l u j a !

Die kommenden Tage wollten die Gratulanten im Pfarrhaus Beuggen oder am Telefon nicht abbrechen. Aber es kamen auch bereits Warnungen. Denn die Parteibonzen und andere fragten herum, was Pfarrer Schneider über Dachau zu erzählen wußte. Obwohl noch Stillschweigen bewahrt wurde, weil ja die ganze Gegend von SS-Militär wimmelte, so war Gefahr nicht ausgeschlossen. Denn wenn man von Berlin aus alle Lagerinsassen töten wollte, so konnte die Entlassung der deutschen Geistlichen nicht auf Grund einer Gesinnungsänderung und aus Wohlwollen geschehen sein. Pfarrer Schneider bereitete deshalb alles zur Flucht vor, sei es in den Hotzenwald in das abgelegene Elternhaus vom verstorbenen Domkapitular Huber oder nach der Schweiz über das Kraftwerk Ryburg-Schwörstadt. Hier begünstigte die Fluchtmöglichkeit ein Klosterbruder aus Maria Tann bei Villingen, der dort immer des Nachts Wache stand.

Unter den Gratulanten war auch Erzbischof Dr. Gröber. Er begrüßte unter dem 6. April Pfarrer Schneider als parochus redivivus. In einem weiteren huldvollen Schreiben vom 10. 4. 1945 bedauerte Exzellenz, seine Mutter durch seinen Brief vom 9. März 1945 falsch informiert zu haben. In diesem Briefe sprach er meiner Mutter das herzliche Beileid aus über den Tod ihres geistlichen Sohnes im KZ Dachau.

Wie es zu dieser Todesnachricht kam, laßt sich nur vermuten. Nahe liegt folgendes: In seinen Briefen, die alle 14 Tage geschrieben werden durften, hat Pfarrer Schneider unter Verwendung von seinem zweiten Namen Alois, den er im Lager niemals angegeben hatte, und Orten, wo er im 1. Weltkrieg im Lazarett lag, und durch Umschreibungen, die die einfältigen Briefkontrolleure nicht verstehen konnten, über die Seuchen im Lager wie über seine schwere Lebererkrankung berichtet. Seine Mutter hat darüber allzu unvorsichtig erzählt. So wurde mehr als gewünscht bekannt, daß Pfarrer Schneider schwer erkrankt ist im Lager Dachau. Leicht war es nun, daß da jemand dann vom Tode in Dachau weitererzählte. Dies hörte Stadtpfarrer Bär in Wertheim. Dieser erzählte es Dekan Rothermel in Königheim, der es nach Freiburg berichtete. Von da nahm dann die falsche Trauerkunde ihre Runde durch die ganze Erzdiözese. All dies spielte sich Ende Februar, Anfang März 1945 ab.

Noch bevor die ersten Briefe des Heimkehrers das Elternhaus erreichten, war dort die Trauer in Freude verwandelt worden. Pfarrer Ott und Pfarrer Adamus aus der Diözese Mainz waren auch entlassen worden und hatten auf dem Heimweg durch das bereits befreite Nordbaden im Kinderheim St. Kilian in Walldürn bzw. Institut der armen Schulschwestern in Amorbach, wo eine Tante von Pfarrer Schneider Klosterfrau ist, auf die Frage, wie Pfarrer Schneider ums Leben gekommen ist, geantwortet, er sei mit ihnen entlassen

worden. Von Walldürn und Amorbach wurde am 17. April zur gleichen Stunde in sein Elternhaus die Freudenbotschaft gebracht, daß Pfarrer Schneider am Leben ist und in der Karwoche aus Dachau entlassen wurde.

Das endgültige Ende aller Furcht vor der SS und damit die endliche Freiheit brachte der 25. April 1945. Französische Truppen drangen im Hochrheintal vor und drängten ohne blutige Kampfhandlungen die dort operierenden SS-Verbände über den Randen nach Osten zurück. Kaum waren die französischen Truppen nach Beuggen gekommen, da erschien schon ein französischer Offizier im Pfarrhaus und fragte nach Abbé Schneider. Er hatte schon gehört, daß er in Dachau war, und wollte von verschiedenen französischen Häftlingen wissen, die in Dachau weilten: Bischof Piquet, Prinz Xavier de Bourbon, Herr Granger und seiner Schwägerin Frau Granger, der Tochter des Generals Gireaud, Robert Blum u. a. m. Bis auf Frau Granger konnte er gute Kunde bringen, daß alle am Leben sind. Von Frau Granger erfuhr Pfarrer Schneider später, daß sie im Lager Ravensbrück umgekommen ist. Ihre vier Kinder befreiten amerikanische Truppen in Oberbayern.

Ein alter Freund, der im Mai 1945 starb und als schönste Osterfreude die Kunde der Befreiung von Pfarrer Schneider vernommen hatte, schrieb ihm in seinem letzten Brief, daß er in Dachau „Haare und Zähne“ habe lassen müssen. Dies trifft ziemlich genau zu. Infolge der langjährigen Unterernährung waren die Zähne zum Teil ausgefallen, oder Parodontose machte die Entfernung der restlichen notwendig. Der allgemeine Gesundheitszustand war nicht mehr der früherer. Immer mehr zunehmende Gelenkschmerzen, Deformierungen der Füße, Spondylose der Gesamtwirbelsäule, kurz Polyarthrosis, sind und bleiben die „Andenken an Dachau“.

Alle, die vor 1943 nach Dachau gekommen waren, werden körperliche oder geistige Schädigungen erlitten haben, und der eine wird an Schmerzen, der andere am „Lagerkoller“ leiden.

Zusammenfassend darf jeder Davongekommene mit dem Propheten Jeremias (3, 22) sagen:

Misericordiae Domini, quia non sumus consumpti.

Gnade und Erbarmen, daß man die furchtbare Zeit überstand. Gnade, daß man nicht früher entlassen wurde, weil mancher früher Entlassene dann dem Volksgerichtshof verfiel und hingerichtet wurde. Gnade und Erbarmen, weil in und außerhalb des Lagers Menschen mit Herz und Opfersinn an der Rettung der Unglücklichen mitwirkten. Gnade, weil diese Stunden, Tage und Jahre zur Selbstbesinnung und Reife beitrugen. „Ein zweites Priesterseminar“ nannte man nicht zu Unrecht den Aufenthalt in Dachau.

Schutzhäftling Nr. 22838 KZ Dachau

Das Telefon läutet. „Hier Geheime Staatspolizei, kommen Sie bitte so gegen drei Uhr zu einer kurzen Klärung auf unser Büro.“ Aus dieser kurzen Klärung wurde eine Haft von 5 Jahren. „Wir müssen Sie leider bis auf weiteres in Schutzhaft nehmen, weil Sie durch Ihr Benehmen den kriegsgefangenen Polen gegenüber den Bestand und die Sicherheit des Deutschen Reiches gefährdet und Unruhe in größte Kreise der Bevölkerung hineingetragen haben.“ Das „Benehmen“ den Polen gegenüber war ein Gottesdienst und die „Unruhe“ war eine Katechese über die christliche Feindesliebe.

Dieser kurzen offiziellen Erklärung ging aber eine lange Zeit von Verfolgung und Anzeigen voraus wie in allen diesen Fällen. Es war mir an diesem Tage klar, ich mußte jetzt fallen so oder so, denn ich war unbedingt reif für das Gefängnis oder KZ.

I.

Schon im Jahre 1937 begann das Interesse der Gestapo für meine Person. Dieses rege Interesse steigerte sich in den kommenden Jahren. Es mußte ja so sein, denn ein einigermaßen aktiver Geistlicher mußte in einen Konflikt mit diesen Behörden kommen. Allerdings hörte man in jenen heißen Kampfzeiten oft von Mitbrüdern das „weise“ Wort: „Klugheit“. Ja, Klugheit kann auch Feigheit sein, und war es bei vielen. Dafür könnte ich einige Beispiele aus meinem eigenen jungen Priesterleben geben, die mich damals zutiefst beeindruckten und mich nie mehr ganz losließen.

Im Jahre 1939 kam ich als Vikar nach Ettenheim zu dem jetzt vor kurzem verstorbenen Geistlichen Rat, Dekan und Stadtpfarrer Karl Winterhalder, dem damals „besten Dekan“ der Erzdiözese, wie er sich selber rühmte. Wie sah seine Pfarrei aus? Das, was uns jungen Menschen damals am meisten auf der Seele brannte, lag brach darnieder: die Jugendseelsorge. Mit einem Feuereifer stürzte ich mich in diese Arbeit, aber sie wurde mir bald durch den H. H. Chef verleidet. Ich weiß es nicht, ob es Eifersucht war oder etwas anderes. Aber ihm als dem „besten Dekan“ kam es damals nicht darauf an, mich bei der Gestapo zu verkaufen, nur weil ich durch meine Jugendarbeit „einen Keil in seine Pfarrei hineintragen würde“. Damals habe ich zum erstenmale erfahren, daß es sogenannte „Kaplansbändiger“ gibt. Und diese Erfahrung reizte mich zur radikalsten Opposition. Die Sache ging damals bis an die obersten Behörden der Erzdiözese und trug mir einen Verweis ein.

Bei einem damaligen Jungpriesterexamen in Offenburg sagte mir ein Vertreter der Behörde wörtlich: „Beschränken Sie sich doch auf die ordentliche Seelsorge.“ Was gehört eigentlich zur ordentlichen Seelsorge, wenn nicht die Jugendarbeit? so frug ich mich damals. Aber ich war der Besiegte und mein Optimismus der Unterlegene. Gehört das zum Thema dieses Berichtes? Unbedingt, denn ich weiß, daß viele meiner Kameraden aus Dachau genügend über das KZ und seine abgründigen Schandtaten geschrieben haben, aber die Kehrseite einer solchen Haft oder eines solchen Kampfes hat sicher keiner berührt. Ganz abgesehen davon, daß viele der hochwürdigen Mitbrüder für uns Häftlinge nichts anderes übrig hatten, als das altkluge „weise“ Wort: „Hatte er seinen dummen Mund gehalten!“ Aber heute fühlen sich solche Leute als Opfer und Verfolgte einer ehemals gottlosen und christusfeindlichen Welt, sogar zum Teil als halbe Blutzengen oder gar schon Heilige. Ja, jetzt haben viele den Mut, über den bösen Nationalsozialismus zu schimpfen und zu predigen. Und vorher? Das heiße ich Feigheit und nicht Mut! Und das empört mich aufs heftigste, und ich glaube jedem alten KZ-Häftling.

Im Gefängnis zu Pforzheim hatte ich eine ziemlich strenge Einzelhaft in einer halbdunklen Zelle. Wissenschaftlich durfte ich mich nicht beschäftigen, dafür um so mehr Tüten kleben und Etikettchen sortieren. Eines Tages erhielt ich dann den von Heydrich unterzeichneten Schutzhaftbefehl, d. h. meine Fahrkarte nach Dachau. Mit Berufsverbrechern zusammen reiste ich also gen München, von Ulm ab in Handschellen und im Gefängniswagen. Mein unverdrossener Reisegesell war ein mehrmals vorbestrafter Zuhälter und Bordellbesitzer aus Frankfurt, der irgendwo in ein Arbeitslager in Bayern kam. Endlich hieß es Dachau. Mein erstes Erlebnis waren Gewehrkolben, Flüche, Fußtritte, Ohrfeigen und meine Begrüßung: „So du bist ein Saupfaff und du lebst noch, du Hund, du verrückter. Warte nur, du verrückst hier im Lager.“ Ein Urbild des dritten Reiches von SS-Gnaden. Es folgten Verhör, wiederum Ohrfeigen, Verhöhnung meines Rosenkranzes usw. Anschließend Strafkompanie und in der Weihnachtswoche 25 Stockhiebe (Doppelhiebe) mit anschließenden 42 Tagen Dunkelbunker wegen unerlaubten Beihörens von 2 Mithäftlingen. Arbeit in der Kiesgrube war das tägliche Programm, unterbrochen mit Strafexerzieren und sonstigen Schikanen. Alle diese Dinge wurden ja schon so breitgetreten in der Öffentlichkeit, daß es sich hier erübrigt, ein Wort darüber zu verlieren. Ich rede auch nicht mehr gerne von diesen Dingen, um nicht alte Wunden wieder bluten zu lassen. Und für nachträgliche Propagandazwecke möchte ich keinen Stoff liefern. Was mich am meisten beschäftigte in all den Jahren meiner Haft, war mein engster Mithäftling, der Geistliche. Ich berühre hier ein Thema, das sicherlich wenig beschrieben wurde oder wenn schon, dann nur mit den leuchtendsten Farben des Martyriums. Es hat edle Gestalten gegeben. Ich erinnere an einen Bischof Kosal aus der Diözese Leslau, an meine badischen Landsleute Feurstein und Fränznik und an manche andere, die das schwere Los mit mir teilten. Aber im großen und ganzen war das Erlebnis des Pricsterblockes in Dachau für mich eine Katastrophe. Gerade das, worüber der Priester am meisten zu reden pflegt, war dort am wenigsten beheimatet: die Liebe. Dagegen erlebte man krassesten Egoismus, verbunden mit Rücksichtslosigkeit und Unkameradschaft. Ich sehe hier vielleicht zu schwarz, aber es hat keinen

Zweck, Dinge in rosigen Farben zu schildern, die nicht so waren. Ich bin nüchtern geworden in den Jahren meiner Haft und möchte deshalb alles so schreiben, wie ich es erlebte. Was nützen schöne Ansprachen und Worte, wenn nachher nicht Taten folgen? Meine größte Enttäuschung waren die Ordensleute und der höhere Klerus. Sie konnten zumeist ihre Paschanatur nicht verleugnen und wollten vor allem gar nicht verstehen lernen, daß eben ein Lagerleben übersehen muß, was sie einmal draußen waren. Im Lager mußte auch ein Priester zuerst Kamerad sein und Mensch und erst dann, wenn er das bewiesen hat durch edle Rücksichtnahme auf die anderen, durch Fleiß und Anspruchslosigkeit konnte er auch als Priester auftreten. Und da versagten sehr viele, diejenigen, die in letzter Zeit eingeliefert wurden, fast vollkommen. Wir fragten uns oft, woher das wohl kommen mag. Der tiefste Grund liegt meines Erachtens in der Tatsache, daß der Geistliche immer gewohnt ist anzugeben und zu befehlen. Im Geistlichen schlummert etwas wie von einem Pascha. Dann glaube ich, kommt noch hinzu, daß der sogenannte übernatürliche Standpunkt, der den Geistlichen ontisch über das Natürliche erhebt, auch dazu beiträgt, daß eine Einordnung in die Wirklichkeit und gerade in eine solche wie die eines KZ erschwert wird. Sind wir doch ehrlich, wir sind durch den Ordo nicht aus der Haut gefahren und auch keine anderen Menschen geworden, und ich glaube, diese Überbetonung des Übernatürlichen ist nicht immer gut. Wir sind voll und ganz Menschen geblieben und dürfen da nicht in den nebelhaften Sphären der Illusion leben. Viele von uns Geistlichen können nämlich so etwas gar nicht verdauen.

Wir fragten uns oft: Sind wir noch ehrliche, wahre Menschen? Oder hat uns nicht eine gewisse Aszese verbogen? Ich lebte längere Zeit hindurch auf einem anderen Block unter Berufsverbrechern, Asozialen, Polen, Russen, Jugoslawen, Tschechen und Franzosen. Es waren keine Priester, aber ich hatte meine helle Freude, weil es Kameraden waren und Menschen. Und auf dem Priesterblock? Ein Beispiel, das meine Ausführungen bestätigt. Seit Ende letzten Jahres hatten wir auf Block 26 – dem Block der deutschen Geistlichen – einen älteren Priester aus der Diözese Münster in Westfalen als Blockältesten. Anfangs war er voll Begeisterung über „soviel Tugend unter Priestern“. Aber mählich schwand sein Optimismus, und eines Tages gestand er mir, als ich ihn von Block 8 aus besuchte: „Emil, ich bin schwer enttäuscht über die Priester in Dachau. Ich hätte mehr erwartet, vor allen Dingen mehr Liebe und Wahrheit!“ Was nützt alle Aszese und alle Übungen, wenn wir innerlich unwahre Menschen werden. Das merkt man draußen nicht so, weil da jeder an seinem Platze wohnt und im Berufe ist. Aber in einer solchen Leidensgemeinschaft ist ein derartiges Erlebnis furchtbar. Durch mein Kommando – ich arbeitete zuletzt in den Deutschen Ausrüstungswerken, einem SS-Betrieb – kam ich fast nur mit Andersdenkenden zusammen, mit ehemaligen Sozialdemokraten und Kommunisten, auch mit einigen Universitätsprofessoren aus Serbien, edlen Menschen. Wir unterhielten uns oft über religiöse Fragen. Unwillkürlich kam die Rede dann immer wieder auf die Geistlichen. Und die allermeisten bekannten: „Für mich ist der Geistliche im KZ die größte Enttäuschung.“ Man erwartet von uns Geistlichen viel. Aber wir sind zum Stein des Anstoßes für viele geworden, weil wir in etwa doch durch die ganze Erziehungsmethode verkrampt werden. Ich weiß, man

lächelt über meine Ausführungen und tut sie vielleicht ab mit den Worten: „Die anderen sind auch nicht besser oder von Vorurteil gegen uns eingenommen.“ Mag sein, aber deswegen bleibt der Geistliche des KZ doch eine Enttäuschung für sehr viele, weil er eben im tiefsten nicht wahr war oder Kamerad. Es gab Geistliche, die sich grundsätzlich um jede Arbeit drückten, nur weil sie eben Geistliche waren und weil man von einem Geistlichen so etwas nicht verlangen könne. Aber daß sich tausende anderer Kameraden zu Tod arbeiten mußten, das kümmerte sie nicht. Nein, „das ist eben der Wille Gottes“. Was wurde doch mit dieser leeren und billigen Phrase alles abgetan. Als der Caritasdirektor Karls aus Aachen aufgrund seiner Unvorsichtigkeit und seiner Starrköpfigkeit vielen Geistlichen die Lage verschlechterte, hatte man kein anderes Wort, als eben dieser „Wille Gottes“. Zu was doch der Herrgott von faulen und bequemen Menschen mißbraucht wird. Es ist gut, daß die meisten Laien von dem Leben der Priester in Dachau nichts erfahren. Ich glaube, es würde die Machtposition der Kirche doch etwas erschüttern.

Aber ich will durch diese Ausführungen die Gloriole der Geistlichen in Dachau nicht schmälern, denn die allermeisten sind auch hier „bona fide“ und glauben, daß sie wirklich Märtyrer sind. Auf alle Fälle wollen wir bei allem Erleben Männer bleiben und keine Betschwestern-Naturen, die sich in Zeiten großer Leiden in die Nebelhülle irgendeiner verschrobenen Mystik flüchten. Denn uns hat nicht der Wille Gottes in das KZ gebracht, sondern Verkommenheit der Menschen und eine gewisse Feigheit, denn hätten alle sich auf die Hinterfüße gestellt zu Beginn des dritten Reiches, dann wären entweder alle eingesperrt worden von uns Geistlichen – und das wäre das einzig richtige gewesen – oder der Nationalsozialismus wäre an dieser unserer Gesamthaltung krepirt.

III.

Ein besonderes Kapitel in der Geschichte des KZ Dachau ist die „Bewegung von Schönstatt“. Man hat ja in letzter Zeit versucht, überall bei Freunden und Bekannten den Tätigkeitsbericht des „Herrn Paters“ – (es gibt nämlich in der ganzen Welt nur einen Pater) – zu verbreiten. Wenn man diesen Schrieb liest, dann müßte man eigentlich sofort nach Rom reisen, um die Heiligsprechung des Herrn Kentenich noch bei Lebzeiten in die Wege zu leiten. Aber auch hier gilt das Wort: „Sapienti sat!“ Für die meisten von uns war der „Herr Pater“ die größte Enttäuschung. Was hat man doch von ihm erwartet! Und wie wurde man enttäuscht. Seine Bewegung fand im Lager Dachau nicht viel Verbreitung. Sein Freundeskreis war immer gleich groß. Aber durch eine Tugend hat sich die Bewegung im Lager hervorgetan, durch einen gewaltigen „Stolz“. Im Jahre 1942 arbeitete ich im Strohsackkommando mit zwei Jüngern des Kentenich zusammen. Ich durfte nicht an demselben Arbeitstisch sitzen, weil ich durch meinen weltlichen Geist vielleicht ihre „hochgeistigen“ Gespräch gestört hätte. Wie klein sind wir gewöhnliche Menschen doch diesen großen Geistern gegenüber. Und eine solche Bewegung möchte die ganze Welt erobern und umgestalten. Was würde aus solchen Menschen werden? Verkrampfte Gestalten, die vor lauter Hybris nicht mehr wüßten, wie sie sich zu benehmen hätten. Das typische Beispiel:

Sie kümmerten sich um keine Ordnung. Sie waren über alles erhaben. Schwanzten ihr Kommando, wo es ging. Der „Herr Pater“ hätte heute noch die erste positive Arbeit zu leisten. „Ich bin zu Höherem berufen.“ Eine Frage: Welches Apostolat im Lager war wichtiger, eine salbungsvolle, triefende Ansprache, oder ernstliche Arbeit? Wer das Lagerleben einigermaßen kennt, weiß, daß ein Priester durch genaue, gewissenhafte Arbeit mehr leisten konnte als durch die Sprüche und Schlagworte, wie sie einer Schönstätter Bewegung eigen sind. Eine solche Bewegung ist richtig für alte Jungfern, aber nicht für Männer. Wir hatten ein Schönstätter in unserer Stube, einen strammen Jungpriester aus Köln. Anfangs war er es wenigstens. Er kam in die Garne der alleinseligmachenden Bewegung des „Herrn Paters“, und in kürzester Zeit war er eine Jammerfigur, zusammengesetzt aus kuhwarmen Augenaufschlag und hängenden Lippen, faul wie ein Sack, so daß wir seinetwegen mehrmals härteste Kontrollen auf dem Blocke hatten und verschiedene Razzien. So wie dieser waren viele, d. h. die meisten von den wenigen Getreuen. Es war das strenge Verbot, keine schriftlichen Aufzeichnungen aufzubewahren. Die Schönstätter kümmerten sich nicht darum und hetzten uns die Lagerleitung auf den Block. Als ich einmal so einen Hauptvertreter zurechtwies, ich konnte es als einer der ältesten Blockinsassen, gab er mir zur Antwort: „Der Herrgott will nicht, daß wir arbeiten, sondern uns auf eine höhere Sendung vorbereiten.“ Na ja, die höhere Sendung war vielleicht das behäbige Leben ihres „Herrn Paters“, der in den Jahren seiner Haft überhaupt nie begriffen hat, was eigentlich Arbeit ist. Aber heute hält man bestimmt ganz große Reden und läßt sich direkt von den Schwestern und anderen Anhängern der Bewegung anbeten. In einem Rundschreiben der Schönstätter las ich neulich, der „Herr Pater“ hätte allabendlich Vorträge gehalten auf dem Appellplatz. Viele glauben das sicher und wissen nicht, daß so etwas gar nicht möglich war. Wie schätzen doch die Schönstätter ihre Zuhörer ein. Eines wurde uns allen klar: Die Bewegung des Herrn Paters ist für uns kein Segen, sondern ein Fiasko. Es geht auch in der Welt ohne Schönstatt. Wir verzichten gerne auf das 6000 Strophen umfassende Gedicht des Herrn Paters, das in Dachau entstanden ist, während Tausende anderer Häftlinge schwerste Arbeit verrichteten.

IV

„Sind Sie heiliger geworden während Ihrer Haft in Dachau?“ Diese Frage wurde mir schon gestellt. „Die Priester in Dachau müssen hervorgeluchtet haben durch ihr Beispiel und durch ihre höhere Lebensauffassung.“ Wären doch solche Frager selbst nach Dachau gekommen. Ich habe unter Laienhäftlingen genausoviel Gutes gefunden wie unter den Priestern. Andererseits war der Beweggrund des Handelns bei den Geistlichen nicht immer ihre Verankerung in Gott, sondern eben meistens auch recht menschliche Motive. Es gab in manchen Kreisen genausoviel Unrecht wie unter den anderen. Das wissen wenige, daß es einmal auf dem deutschen Block 26 eine Zeit gab, wo Diebstahl genauso daheim war wie auf anderen Blöcken und wo die Diebe nicht außerhalb gesucht werden mußten, sondern in den Reihen der Geistlichen selber. Ich bin davon Zeuge und habe allein in unserer Stube 2 nicht

weniger als 4 Diebe ausfindig gemacht. Gewiß, wir hatten alle wahnsinnigen Hunger. Aber damit darf man die Diebe in den eigenen Reihen nicht entschuldigen und über die Schlechtigkeit der anderen reden. Man spricht oft von der Caritas der Geistlichen im Lager. Sie haben sicher viele herrliche Beispiele edelster Caritas geliefert. Aber das hatten andere auch. Und ich nehme an, daß bei anderen die Motive auch keine schlechteren waren als bei den Geistlichen. Man nennt die Zahl der Selbstmörder bei den Laienhäftlingen und vergleicht damit die geringe Zahl der Selbstmörder unter den Geistlichen. Diesen Einwand darf man schon gar nicht bringen. Denn ein Selbstmord im Lager ist nicht Zeichen eines verzweifelten Menschen, der Schiffbruch am Glauben gelitten hat, sondern die letzte Flucht vor Brutalität infolge vollständig zerrütteter Nerven. Und dann erst unsere Apostel der Caritas im Revier. Damit wird ja viel gearbeitet. O ja, aber die meisten Pfleger waren Laien und doch herrliche Menschen, sogar solche Menschen, die aus einem nichtchristlichen Lager kamen, freireligiös erzogen wurden. Wieviel hat nur ein Heini Stehr, ein Sozialdemokrat aus Nürnberg, getan und viele andere, deren Namen ich vergessen habe. Wir müssen gerecht sein und uns eingestehen, daß die Geistlichen im Lager keine anderen Menschen waren als die anderen. Ich hatte im Lager vor den Familienvätern, die draußen für eine Familie sorgen mußten und ihrer Überzeugung wegen eingesperrt worden sind, mehr Respekt als vor den meisten Geistlichen. Wie viele leben nicht mehr, und kein Mensch redet von ihnen. Warum sollte man gerade um die Geistlichen ein solch Gezeter erheben wie es jetzt manchmal geschieht. Wir sind ja nur deshalb eingesperrt worden, weil wir den Mut hatten, mehr zu sagen als andere oder weil man uns besonders auf dem Strich hatte. Schließlich waren wir ja nur Geiseln, um unsere „Bischöfe im Zaum zu halten“ wie sich einmal ein führender SS in Dachau ausdrückte. Und haben wir vielleicht mehr durchgemacht als die Juden oder Tausende anderer Häftlinge! Ich glaube nicht. Nur können wir jetzt besser reden als soviele andere. Wir dürfen nicht vergessen, die Schuld fällt auch auf uns, auf unseren Stand. Liebäugelten nicht viele von uns mit den Nazis, die man jetzt in Grund und Boden verwirft? Mußte man nicht oft genug hören, „nicht reizen, die Sache geht an sich selber kaputt“. Oder den anderen schönen Satz von der von Gott gestellten Autorität. Wir tragen genausoviel Schuld wie das übrige deutsche Volk. Ich erinnere mich noch an einen Chef, der mir einmal nach einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit den Erziehungsmethoden des 3. Reiches in einer Predigt sagte: „Wenn Sie jetzt nicht aufhören, so zu predigen, dann verbiete ich Ihnen die Kanzel.“ Und jetzt ist der Betreffende sicher ein Opfer der bösen Nazis. Jetzt ist es nicht mehr schwer, über Vergangenes zu reden. Vorher hätte man den Mut aufbringen müssen. Und wir Geistliche hätten viele mitreißen können, wenn wir hier etwas mutiger gewesen wären.

Es erscheinen jetzt in Bälde zwei Bücher: „Priester in Dachau“, von einem Jesuiten aus Österreich, und „Wir 2600 Priester im KZ Dachau“ von einem badischen Landmann. Das ist recht und schön. Darin stehen ergreifende Geschichten über Tugend und Heiligkeit unter uns, über Brutalität und Bestialität der SS. Diese muß gebrandmarkt werden, denn ein solcher Sadismus steht einzig in der Geschichte und ist so furchtbar, daß er gar nicht

geschildert werden kann. Sind wir denn etwas Besonderes, daß über uns soviel Aufsehens gemacht werden muß? Die Welt kennt ja ohnehin die Greuelthaten der vergangenen Zeit. Aber wir brauchen wieder kitzelnde Geschichten, um Katechese und Predigt zu würzen.

Den Verfasser des erstgenannten Buches, Pater Joh. Lenz SJ, traf ich als Zeugen beim Prozeß in Dachau, wohin auch ich als Zeuge gerufen war. Ich war enttäuscht über ihn; denn die Überschriften und der Inhalt seines Buches scheuen nicht davor zurück, alles so zu schildern, was es an Grausamkeiten im Lager gab. Und vor Gericht? Klappte er jämmerlich zusammen und war ein ganz anderer als in seinem Buche, nur eben aus „christlicher Nächstenliebe“. Ist das nicht ein Bild von uns allen?

Ich bin heute noch froh, daß ich nie in einem Kommando war, in dem vorwiegend Geistliche arbeiteten, ich hätte es nicht ausgehalten. Unter den Laienhaftlingen habe ich aber soviel Gutes gefunden, daß ich staunte. Wir sind uns als Menschen näher gekommen und haben uns als Menschen Gutes getan. Wird das vielleicht vor dem Herrgott weniger gewertet? Wir müssen endlich einmal von unserem hohen Roß herabsteigen und ganz natürliche Menschen werden, dann haben wir ein Recht, vor die Menschheit hinzutreten als Lehrer. Das verlangt man von uns, daß wir die Menschen ganz verstehen. Das können wir aber nicht, wenn wir nur immer von unserer „höheren Warte“ aus reden. Wir haben ja gar keine Ahnung vom Leben, ich wenigstens habe es in den Jahren meines Konvikts- und Seminarlebens nicht kennengelernt. Deswegen war Dachau für mich eine außerordentlich gute Schule. Dort habe ich in die Menschheit hineingeschaut und gemerkt und verstanden, daß wir Geistliche noch weit, sehr weit von der Wirklichkeit weg sind. Sind wir nicht in vielen Dingen furchtbar eng? Sind wir noch ganz christlich, nicht konfessionell, sondern christlich? Verstehen wir überhaupt noch unseren Herrn und Meister Jesus Christus? Müßte er heute, wenn er noch einmal kommen würde, nicht wieder mit dem Strick in seinen Tempel, in unsere eigenen Reihen kommen? Hat die Kirche die Zeit verstanden? Ist es nicht so, als ob man jetzt wieder 12 Jahre zurück wäre und in den alten Bahnen weiterstampfte? Im alten Trab? Dies sind Fragen und Gedanken, die viele von uns jungen Geistlichen aus dem KZ beschäftigen.

Man erwartete von mir sicher etwas anderes. Lange säumte ich mit meinem Berichte, weil ich so schreiben mußte; denn die meisten meiner Kameraden werden alles mögliche über Dachau geschrieben haben. Warum sollte man Dachau und die Priester dort nicht auch einmal von dieser Seite sehen. Was in diesen Zeilen steht, ist nicht nur meine Auffassung und Erfahrung, sondern das Erlebnis so vieler anderer, die mit mir der gleichen Auffassung sind. Auf alle Fälle müssen wir als wahrheitssuchende und -liebende Menschen ehrlich sein und auch einmal solche Sätze vertragen können, sonst sind wir keine Priester.

Bonndorf, den 9. Januar 1946

Emil Kiesel Nr. 22 838

Interview

Vorbemerkung zum folgenden Interview. Herr Prälat Kiesel hatte sich bereit erklärt, ergänzend zu seinem vorstehenden knappen Bericht, in einem Gespräch über bestimmte Aspekte der Verfolgung und Inhaftierung zu berichten. Das Gespräch fand am 17. Juni 1970 im Pfarrhaus zu Feldkirch/Breisgau statt. Herrn Pfarrer Ferdinand Maurath sind wir für die Gastfreundschaft zu Dank verpflichtet. Ich hatte als Interviewer Herrn Prälat Kiesel vorher nicht gekannt. Es war auch keine eigentliche Gesprächsvorbereitung möglich gewesen. Wesentliches Kennzeichen sollte die Spontaneität des Gespräches sein. Ott

Ott: Herr Prälat Kiesel, es sind jetzt über 25 Jahre, seitdem Sie eine lange Haftzeit in Dachau hinter sich gebracht haben. Es ist natürlich schwer, wenn man etwas aussagen soll zum unmittelbaren Erlebnis dieser Zeit. Wir wollen ein bißchen chronologisch vorgehen. Aus den Akten, die Sie eben auch noch eingesehen haben, ist Ihnen so einiges in Erinnerung gekommen und zunächst einmal vielleicht die Tage, als Sie im Herbst 1940 vom Schulverbot überrascht wurden und anschließend dann in die Gestapo-Haft kamen. Könnten Sie etwas über diese Vorgeschichte erzählen? Sie haben in den Akten gesehen, daß das Kultusministerium, von der Gestapo informiert, ziemlich genau den sogn. Tatbestand formuliert hat. Vielleicht etwas zu dieser Angelegenheit der Darstellung im Religionsunterricht, die Ihnen offensichtlich dann zum Verhängnis geworden ist. Und können Sie anschließend etwas berichten über die Gestapohaft in Karlsruhe, vor allen Dingen, wie weit Ihnen eine Möglichkeit gegeben war, Rechtsbeistand einzuholen?

Kiesel: Die Verhaftung in Pforzheim war ja nur der Abschluß einer 2^{1/2}jährigen Verfolgung durch die Geheime Staatspolizei. Als ich damals an dem 16. Oktober 1940 in Pforzheim in sog. Schutzhaft genommen wurde, sagte mir einer der beiden Gestapobeamten: „Sehen Sie, so einen dicken Stoß Akten haben wir hier auf unserem Tisch liegen, alles über Sie aus den vergangenen Jahren.“ Es hat begonnen kurz nach meiner Primiz in Bühl bei Grießen im Klettgau, als ich damals das Rundschreiben Papst Pius XI. „Mit brennender

Sorge“ vorgelesen habe. Unmittelbar im Anschluß an den Gottesdienst – ich habe die Enzyklika im Tabernakel eingeschlossen – kam die Geheime Staatspolizei mit einem Gendarm in die Sakristei, um von mir die Herausgabe dieser Enzyklika zu verlangen. Ich verneinte, ganz strikt, und man warnte mich damals: „Wenn Sie so weiter machen, dann werden Sie bald dort landen, wo Sie eigentlich hingehören.“ Die nächste Stelle war Konstanz-Wollmatingen, und dort hat eigentlich das Unglück hinsichtlich des späteren Konzentrationslagers angefangen. Erzbischof Gröber hat uns bei der Priesterweihe im Münster zu Freiburg aufgetragen, daß wir uns in besonderer Weise der Jugend annehmen sollten, und das habe ich getan, vom ersten Tag an, habe versucht, möglichst viele in die sog. Pfarrjugend zu bekommen in Konstanz-Wollmatingen, wurde auch deswegen, weil es mir gelungen ist, ziemlich viele Jungen und Mädchen, Jungmänner und Jungmädchen in der Pfarrgruppe zusammenzuhalten in St. Martin in Wollmatingen, vor den Kreisleiter zitiert, den Dr. Engelhart, den Sohn eines evangelischen Pfarrers, der mich damals ziemlich ernst verwarnt hat und mir versprochen hat, er werde mir Kreisverbot geben, wenn ich nicht aufhöre, gegen den Führer und gegen den Nationalsozialismus zu reden und vor allen Dingen, wenn ich weiterhin einen Keil in die Hitlerjugend hineinzutreiben versuche. Es kam in diesen zwei Vikarsjahren in Konstanz-Wollmatingen noch eine Wahl; ich weiß jetzt nicht mehr, in welchem Jahr das war. Ich glaube, es war schon 1939, und zu dieser Wahl habe ich in Konstanzer Betrieben Flugzettel verbreiten lassen, die ich selber verfaßte und abgezogen habe, Flugzettel, die die Bevölkerung darauf aufmerksam machen sollten, zu überlegen, ob sie nun dem Adolf Hitler und damit dem Nationalsozialismus die Stimmen geben sollen oder nicht. Man tippte auf mich, konnte mir aber nichts nachweisen, weil ich die Flugzettel damals mit der Schreibmaschine eines nationalsozialistischen Blockwarts von Konstanz-Wollmatingen geschrieben habe. Man konnte mir nichts nachweisen, ich wurde einen ganzen Tag verhört und zwar von morgens um sieben bis nachts um eins auf der geheimen Staatspolizei, und am Schluß mußten sie also die Waffen strecken und sagen: „Wir können Ihnen nichts nachweisen, aber wir vermuten immer noch stark, daß Sie es sind.“ Ich bekam nach einiger Zeit – nachdem auch bei Nacht und Nebel einmal SS-Leute auf mich geschossen haben, bei einer Rückfahrt mit der Jugendgruppe von der Insel Reichenau nach Konstanz-Wollmatingen, mich aber nicht getroffen haben – Kreisverbot in Konstanz. Ich wurde dann nach Ettenheim versetzt zum damaligen Dekan und Geistlichen

Rat Winterhalder. Ich wußte, daß man das absichtlich getan hat, um mich – wie man ihn damals in Kreisen der Vikare und Kapläne nannte – einem Kaplansbändiger zuzuführen, der mir Raison und Benehmen beizubringen hat. Ich war mir auch bewußt, daß man im Ordinariat mit meinem Einsatz gegen die HJ und vor allen Dingen gegen den Nationalsozialismus und meinen vielen geharnischten Predigten nicht einverstanden war. So einmal Herr Prälat Reinhard, der mir anläßlich eines Jungpriesterexamens oder Triennalexamens, ich weiß nicht mehr, wie es heißt, gesagt hat: „Herr Vikar, mäßigen Sie sich etwas und handeln Sie klug.“ Ich habe ihm damals gesagt: „Herr Prälat, Klugheit kann auch Feigheit sein, und ich handle so, wie uns Erzbischof Gröber bei der Priesterweihe aufgetragen hat; das lassen Sie meine Sache sein.“ Ich selbst wurde auf Veranlassung vom geistlichen Rat Winterhalder einmal nach Freiburg zitiert, zum Herrn Erzbischof, und wurde dort erneut verwarnt. Ich konnte es aber vor meinem Gewissen nicht verantworten, den Kampf gegen den Nationalsozialismus aufzugeben.

In der Zwischenzeit kam dann meine Versetzung nach Mannheim-Käfertal. Auch dort war meines Bleibens nur kurze Zeit, denn ich hatte einen Kreis von jungen Eheleuten, mit denen ich Bibelstunde hielt, und in diesen Bibelstunden behandelte ich die Geheime Offenbarung, kam auf alle Probleme dieses Buches zu sprechen, so gut es eben damals möglich war. Ich sprach darüber in aller Offenheit. Auch das blieb nicht verborgen, wurde bekannt bei den nationalsozialistischen Behörden, und eines Tages war dann eine große Demonstration der Hitlerjugend von Mannheim vor dem Pfarrhaus, mit dem Ziel, mich aus dem Pfarrhaus herauszuholen, um mich festzusetzen im Gefängnis oder mich zu verprügeln. Die damaligen Demonstranten machten die Rechnung ohne den Wirt, denn von einem Gefolgschaftsführer der HJ habe ich von dieser Demonstration vorher erfahren. Ich selbst habe mich in Zivil unter die Demonstranten begeben, auch ausgerüstet mit einem Holzprügel, und habe mit den Demonstranten zusammen vor dem Pfarrhaus geschrien: „Holt ihn heraus und macht ihn fertig.“ Und als man das nun mittlerweile gemerkt hat, daß der Gesuchte unter den Demonstranten war, hat man sich zurückgezogen, man hat sich geschämt, und die Antwort war dann später meine Versetzung nach Pforzheim in die Pfarrei St. Franziskus. Dort hatte ich die weibliche Jugend zu betreuen; der damalige Betreuer der männlichen Jugend war Vikar Habich, jetziger Stadtpfarrer von Freiburg-Littenweiler, und wir zusammen hatten alle Ehre darin gesucht, mög-

lichst viele junge Leute in diesen Pfarrgruppen zusammenzubringen. Das ist uns auch gelungen, und nun kam dann im Laufe dieser Monate, in denen ich in Pforzheim war, der Polenkrieg, und die ersten kriegsgefangenen Polen kamen in die Nähe von Pforzheim, ich weiß jetzt nicht mehr den Ort. Wilterdingen oder Wilfringen, ich weiß es nicht mehr, wie der Ort heißt, und da ich einigermaßen polnisch konnte, hat man mir den Auftrag gegeben, bei diesen kriegsgefangenen Polen Gottesdienst zu halten.

Ott: Darf ich mal unterbrechen, Herr Prälat, ihre Polnischkenntnisse, war das eine Liebhaberei?

Kiesel: eine Liebhaberei.

Ott: Aber sehr interessant, daß Sie doch eine slawische Sprache, die gar nicht so leicht ist, erlernt haben und immerhin dann in der Seelsorge dieser sehr katholischen Menschen eingesetzt werden konnten.

Kiesel: Ja, ich wurde auch deswegen eingesetzt. Ich habe diese Sprache liebgewonnen in Mannheim. In Käfertal waren ziemlich viele polnische Familien, und ich habe denen zuliebe mit dem Studium der polnischen Sprache begonnen und konnte mich auch einigermaßen ausdrücken, und das wurde mir dann später zum Verhängnis. Nach dem ersten Gottesdienst – es waren lauter junge Offiziere und Unteroffiziere, die damals am Gottesdienst teilgenommen haben – kam auch sofort die Geheime Staatspolizei zu mir und fragte mich, wer mir den Auftrag zu diesem Gottesdienst gegeben habe. Ich hätte vorher bei ihnen nachfragen sollen, um ihre Genehmigung zu bekommen. Meine Antwort darauf: „Ich glaube, daß die kriegsgefangenen Soldaten Sie einen Dreck angehen. Ich habe hier den Auftrag vom Wehrkreiskommando 5 Stuttgart, und der genügt mir. Ich habe mit der Geheimen Staatspolizei in religiösen und kirchlichen Dingen nichts zu tun.“ Die Antwort der Gestapo: „Sie werden schon noch sehen, wenn Sie so weitermachen.“ Die Sache spritzte sich dann insofern in Pforzheim zu, als ich eines Tages auf meinem Gang zur Hilda-Oberschule einen Führer der HJ rechts und links an die Backen gehauen habe, weil er einem dieser kriegsgefangenen Polen, die dort an der Eisenbahnlinie arbeiteten, ins Gesicht gespuckt hat. Auch diese Handlungsweise kam mir teuer zu stehen. Das Ganze wurde aufgefaßt als eine Beschmutzung des Rockes des Führers, wie man gesagt hat, und eine Verächtlichmachung der HJ. Ich muß noch nachtragen von Ettenheim her, in Ettenheim war ich ja längere Zeit Vikar; auch dort versuchte ich nun in der Jugend zu arbeiten, und diese Arbeit in der Jugend wurde mir aber untersagt von meinem damaligen Chef, dem Geistlichen Rat

Winterhalder. Das hat mich nicht daran gehindert, weiterzumachen in dieser Jugendarbeit, und auch Leuten vom naheliegenden Arbeitsdienstlager morgens zwischen vier und fünf, ich meine am Sonntagmorgen, Beicht zu hören. Auch dieses Beichthören wurde mir untersagt, mit der Begründung: „Sie bringen Unfrieden in die Pfarrei.“ Es war selbstverständlich, daß ich diese Äußerung des Stadtpfarrers nicht verstanden habe und daß das Verhältnis zwischen Geistlichem Rat Winterhalder und mir immer schlechter wurde. Das hat dazu beigetragen, daß er mir an sich jede außerordentliche seelsorgerische Tätigkeit und auch das scharfe Predigen verboten hatte. Das nur nebenbei, das ist mir jetzt grad eingefallen.

In Pforzheim selber spitzte sich dann die Sache weiter so zu, daß etwa eine Woche darauf ich im Unterricht gefragt wurde, was ich denn für einen Eindruck von den Polen habe. Ich habe die Äußerung getan, wie ich sie niedergeschrieben habe in meinem Bericht im Januar 1946. Aber hinzufügen möchte ich noch, daß Plakate ausgehängt wurden – ich weiß nicht, ob ich das in meinem Bericht erwähnt habe – daß Plakate ausgehängt wurden mit der Aufschrift: „Feind bleibt Feind. Behandelt die kriegsgefangenen Polen wie die Feinde an der Front.“ Zu diesem Plakat hatte ich in einer Predigt Stellung genommen in Pforzheim, St. Franziskus, und habe nun über die Feindesliebe gepredigt, und der Predigt haben vier Gestapobeamte zugehört; sie saßen unten mitten unter dem Volk. Ich habe sie erkannt; ich habe die Predigt unterbrochen und habe sie darauf hingewiesen, daß es nicht nötig sei, die Predigt nachzuschreiben, weil ich extra für die geheime Staatspolizei – da ich auf ihren Besuch gewartet habe – einen Durchschlag meiner Predigt bereits hier auf die Kanzel mitgenommen habe. Hinzu kommt noch, daß etwa zu gleicher Zeit der Reichsbischof Müller eine Predigt gehalten hat in einer evangelischen Pfarrei, deren Namen ich nicht mehr weiß, deren Pfarrer aber auch Mitglied der Deutschen Christen war, über das Thema: „Kann ein Deutscher Christ sein?“ Ich habe damals die Predigt des Reichsbischofs Müller mitsteno-graphiert und habe am gleichen Abend die Predigt übersetzt und vervielfältigt und in den mir bekannten, evangelischen Pfarrhäusern und in allen katholischen Pfarrämtern ausgeteilt, damit auch dazu Stellung genommen werden konnte. Auch das hat man mir verübelt. Vor allen Dingen aber die Predigt, die mir dann später einmal als Hochverrat ausgelegt wurde. Ich wurde dann am Mittwoch nach diesem Sonntag, an dem ich über dieses Thema gepredigt hatte, festgenommen, und zwar so, wie ich es niedergeschrieben habe. Ich wurde

angeblich auf die Kriminalpolizei gerufen, und dort hat sich herausgestellt, daß nicht die Kriminalpolizei etwas von mir wollte, sondern die Geheime Staatspolizei.

Ott: Darf ich kurz unterbrechen. In dem Bericht des Ministers des Kultus und Unterrichts vom 1. November 1940 an das Erzbischöfliche Ordinariat wird also der Vorgang in der Schulklasse in Verbindung gebracht mit einer Besprechung des Buches „Der Tod in Polen“ von Dwinger, in dem der Klassenlehrer die Greuel an den Volksdeutschen in Polen dargestellt habe, und es wird nur vermerkt, die Äußerungen von Herrn Kaplan Kiesel hätten die Schüler in einen Gewissenskonflikt gebracht. Wollen Sie etwas zu diesem Vorgang darstellen, kennen Sie noch diesen Klassenlehrer, oder glauben Sie, daß man das besser in der Anonymität belassen sollte?

Kiesel: Den Klassenlehrer kenne ich nicht mehr, ich weiß auch den Namen nicht mehr. Ich weiß nur, daß der Klassenlehrer Kreisredner der NSDAP war. Und ich erinnere mich jetzt wieder, daß die Schüler von diesem Buch gesprochen haben und mich gefragt haben: „Herr Vikar, Sie haben doch Gottesdienst gehalten am vergangenen Sonntag bei den polnischen Kriegsgefangenen, was haben Sie für einen Eindruck von diesen Menschen bekommen?“ Und soviel ich mich noch erinnern kann – das habe ich, glaube ich, genau niedergeschrieben in meinem Bericht damals 1946 –, habe ich dann gesagt, daß ich einen recht ordentlichen Eindruck von diesen Leuten habe, und im einzelnen kann ich mich nicht mehr daran erinnern. Ich bin aber etwas Ähnliches gefragt worden in der Oberprima in der Hilda-Oberschule des Mädchengymnasiums von Pforzheim. In dieser Klasse waren hauptsächlich die Töchter von Offizieren und von nationalsozialistischen Amtsträgern drin, und da wurde mir eine ähnliche Frage gestellt, und ich habe auch genauso offen und ehrlich nun diesen Mädchen, diesen jungen Damen damals geantwortet. Aber im einzelnen kann ich mich nicht mehr daran erinnern. Ich weiß nur, daß nicht nur dieser Kreisredner der NSDAP, dieser Lehrer, sondern auch der Rektor dieser Schule – wenn ich mich noch erinnere, war es die Schule unten an der Enz – zugehört haben muß; denn unmittelbar nach dem Unterricht ließ er mich zu sich kommen auf das Rektorat und hat mir schon vom Unterricht gesprochen und hat mich verwahrt: ich dürfte künftighin oder müßte künftighin natürlich solche Äußerungen unterlassen, ansonsten mir der Ausschluß aus der Schule drohe. Damit habe ich angenommen, daß der Rektor irgendwie an der Türe des Klassenzimmers mitgehört hat und daß die Fragen der Schüler damals lanciert in diese Richtung

gerichtet waren, um mir irgendwie einen Fallstrick daraus zu drehen. Denn die Geheime Staatspolizei muß schon lange auf irgendeine Situation gewartet haben, denn bei meiner Verhaftung hatte einer von der Gestapo, ich erinnere mich noch an den Namen Späth, die Äußerung getan: „Endlich ist es uns gelungen. Die Bevölkerung Pforzheims ist über Sie aufgebracht.“

Mich interessierte die aufgebrachte Bevölkerung von Pforzheim, und ich erwiderte: „Ich kann das Autofahren nicht vertragen, und ich möchte durch die Straßen von Pforzheim in das Gefängnis geführt werden.“ Mir begegneten viele bekannte Leute, die mich freundlich grüßten, und als die Türen des Gefängnisses sich hinter mir geschlossen hatten, konnte ich mich nicht der zynischen Bemerkung verwehren: „Wo sind jetzt diese aufgebrachten Leute von Pforzheim, ich meine, sie waren doch alle recht, recht freundlich, die mir begegnet sind.“ Darauf die Antwort dieses Gestapobeamten: „Sie werden schon noch sehen.“

Weiter war nichts mehr mit mir. Ich wurde in eine Einzelzelle gebracht, und dort bekam ich nichts zu lesen, d. h. ich hätte schon Lesestoff bekommen, wenn ich nationalsozialistische Literatur gelesen hätte. Diese hat man mir stoßweise bringen wollen, und ich habe aber dankend abgelehnt. Auf die Frage, ob es mir möglich sei, einen Rechtsanwalt herbeizuziehen, habe ich keine Antwort bekommen. Ich habe später gehört vom Inspektor des Gefängnisses, daß mir kein Rechtsbeistand zustünde, daß ich auch keinen Besuch empfangen könne. Und so hatte ich in diesen Monaten vom 16. Oktober bis 9. Dezember eben nur die Zelle und eben nur dann vielleicht eine Sonderbetreuung, d. h. die Vergünstigung eines Buches, wenn ein gutgesinnter Wachtmeister Dienst getan hat im Gefängnis. Aber sonst nicht. Ich war doch schließlich Gefangener der Geheimen Staatspolizei und hatte mich gegen den damaligen Staat vergangen, und damit war mein Schicksal für die nächste Zeit eben beschlossen.

Ott: Die sogenannte Verschiebung – ein für mich furchtbares Wort, aber es taucht in den Akten auf des KZ Dachau – ist nach den Unterlagen am 9. Dezember erfolgt. Wie wurden Sie mit diesem Tatbestand vertraut gemacht? Was hat man Ihnen denn von der Gestapoleitung in Karlsruhe dazu gesagt?

Kiesel: Mir hat man wegen einer kommenden Verschiebung in ein Konzentrationslager überhaupt nichts gesagt. Am Tag vor meiner Verschiebung kam ein Gestapobeamter und brachte mir ein rosafarbenes Papier, auf dem der Haftbefehl geschrieben war, unterzeichnet vom

damaligen Chef des Reichssicherheitshauptamtes Heydrich. Auf meine Frage, was dieser Zettel zu bedeuten habe, antwortete er mir ausweichend: „Eigentlich nichts; wahrscheinlich werden Sie in nächster Zeit frei kommen.“ Ich gab mich damit zufrieden, aber in derselben Nacht – etwa um Mitternacht – kam der diensthabende Wachtmeister zu mir, brachte mir ein Fläschchen Weihwasser und sagte zu mir: „Nehmen Sie noch einmal Weihwasser, Herr Vikar, vielleicht ist es das letzte Mal in Ihrem Leben. Geben Sie mir Ihr Brevier und alle religiösen Gegenstände, die Sie bei sich haben“ – er meinte damit auch den Rosenkranz –, „denn es wäre für Sie sehr schlecht, wenn Sie diese Gegenstände bei sich trügen. Sie kommen nämlich heute Nacht auf Transport.“ Er konnte mir nicht sagen wohin, weil er es wahrscheinlich selber nicht wußte, aber ich nehme an, daß er es ahnte, denn die Äußerung „vielleicht ist es das letzte Mal in Ihrem Leben“ ließ doch darauf hindeuten, daß ich einer dunklen und schweren Zukunft entgegengehe. Etwa gegen drei Uhr morgens wurde ich von drei Polizisten abgeholt. Die Polizisten trugen alle einen Karabiner mit aufgef-pflanztem Bajonett. Ich wurde auf dem Rücken geschlossen, und ich erlaubte mir damals die Äußerung: „So meine Herren, jetzt ist es endlich erreicht.“ Sie fragten mich: „Was ist erreicht?“, und ich gab dann zur Antwort: „Jetzt stehe ich endlich geschlossen hinter dem Führer.“ Da wurde ich dann bei Nacht und Nebel von diesen drei Polizisten mit der Mahnung, „Machen Sie ja keinen Fluchtversuch, sonst wird von uns von der Waffe Gebrauch gemacht“, auf den Zug gebracht, Richtung Mühlacker/Stuttgart. In Mühlacker hatten wir einige Stunden Aufenthalt.

In Mühlacker wurde ich in eine Zelle mit einer Frau zusammenges-perrt. Die Frau war empört, ich natürlich auch. Sie kam nach Eichach, weil sie zu drei Jahren Zuchthaus wegen Abtreibung verurteilt war, und mein Weg ging ins Unbekannte. Er führte über Stuttgart, Ulm, Ingolstadt, weiter Richtung Mauthausen, Gußen. Das war ursprünglich mein Bestimmungsort, wie ich später erfahren habe. Aber in München wurde mein Ziel umdirigiert; ich verblieb dort noch eine Woche im Polizeipräsidium in der Etschstraße und war mit etwa acht Sicherungsverwahrten auf einer Zelle. Bei diesen Sicherungsverwahrten habe ich eigentlich zum ersten Mal Einblick bekommen in die Mentalität jener Leute, die man Berufsverbrecher nennt. Auch unterwegs war ich eine Zeitlang zusammen mit einem Zuhälter aus Frankfurt, der mich in die Geheimnisse seines Metiers eingeweiht hat, und zwar so drastisch und so klar, daß ich keinen Appetit mehr hatte später, nichts

mehr essen konnte den ganzen Tag. Ich wurde dann nach dieser Woche nach Dachau gebracht mit etwa zwanzig Juden. Unterwegs fragte mich ein Jude in der grünen Minna, d. h. im Transportauto, „Was bist Du?“. Meine Antwort: „Ich bin katholischer Geistlicher“, und seine Antwort darauf, „Gott sei Dank“. Meine Frage: „Warum Gott sei Dank, beantwortete er: „Das wirst Du dann schon sehen.“ Und tatsächlich, als wir in Dachau angekommen waren, war nur die Frage nach dem Saupfaffen, der bei diesem Transport dabei war. Ich meldete mich natürlich nicht, und als mein Name verlesen wurde und ich dann mich zur Stelle meldete, war die erste Begrüßung eine Portion Schläge, die ich vom dabeistehenden Untersturmführer Hofmann – der augenblicklich eine lebenslange Zuchthausstrafe in Straubing verbüßt, ein Mann, der überhaupt uns Geistliche besonders in das Herz geschrieben hatte, aber im negativen Sinne – erhielt. Ich mußte mich im Schnee nackt ausziehen, weil man bei mir den Rosenkranz, oder wie ein SS-Mann gesagt hatte, eine Sportskette, gefunden hatte, und diesen Rosenkranz hängte man mir um den Hals. Ich stand splinternackt im Schnee. Sie führten einen höllischen Lärm auf, tanzten um mich herum und verrichteten so etwas wie ein Gebet, und jeder, der an mir vorbeikam, gab mir einen Fußtritt, eine Ohrfeige oder sonst irgendeinen Schlag, so daß ich vor lauter Angst und Schmerzen die Kälte nicht mehr spürte. Im Anschluß daran, nach dieser Prozedur, die etwa eine Stunde gedauert hat, kam ich ins Bad und mußte mich dort eben den allgemein üblichen Prozeduren unterziehen; sämtliche Haare wurden geschoren usw. Ich wurde in eine Kluft, in einen blau-weiß gestreiften Häftlingsanzug gekleidet, bekam zwei linke Schuhe, die mir natürlich nicht paßten, und auf meinen Einwand, ob ich nicht ein Paar richtige Schuhe bekommen könnte, gab mir der SS-Mann die Antwort: „Sei überhaupt froh, daß du ein Paar Schuhe bekommen hast.“

Ott: Herr Prälat Kiesel, Sie haben jetzt Ihren Bericht soweit vorangetrieben, daß wir Bescheid wissen über Ihre Ankunft im Lager Dachau. Nun haben Sie hier vom Januar 1946 einen sehr ausführlichen Bericht, ein Konzentrat sozusagen, in dem Sie Ihre Erlebnisse im Konzentrationslager Dachau dargelegt haben. Diesen Bericht wollen wir miteinbringen in Ihre Memoiren. Zusätzlich vielleicht noch einige Fragen, die den ganzen Komplex etwas akzentuieren könnten. Aus den Akten geht z. B. hervor, daß Generalvikar Prälat Rösch Ihnen einmal oder mehrmals geschrieben hat. Haben Sie von diesen Schreiben der Kirchenbehörde, die durchaus persönlich auch gehalten waren, jeweils etwas bekommen?

Kiesel: Ich kann mich nur an ein Schreiben erinnern, das ich vom Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg erhalten habe, aber von anderen nicht. Es ist anzunehmen, daß Schreiben unterschlagen wurden, weil gerade meine Post einer besonderen Zensur unterlag, da sich einmal eine meiner Schwestern ein vernichtendes Urteil über den Völkischen Beobachter erlaubt hatte.

So war ich mehr oder weniger auch im Lager drinnen einer von denjenigen, die zu den räudigen Schafen gehörten. Inwiefern sich die Kirchenbehörde für uns eingesetzt hat an höherer Stelle, weiß ich nicht. Darüber habe ich sehr wenig erfahren. Ich bin schon im Jahre 1942 in ein Außenkommando gekommen, und zwar illegal. Ursprünglich hätten die Geistlichen nicht in ein derartiges Kommando kommen sollen, aber ich hatte einen Landsmann, einen Häftling, einen Kommunisten, der im Arbeitseinsatz der Gefangenen tätig war, und der hat nun festgestellt, daß es mir gesundheitlich sehr, sehr schlecht ergangen ist und auch ergeht. Ich hatte die sogenannte Amöbenruhr und hatte später auch einen Anflug eines leichten Typhusanfalls; ich konnte damals allerdings durch Tabletten gerettet werden. Ich wurde eine Zeitlang verborgen im Schlafsaal unseres Blocks, unserer Stube, wurde aber vom SS-Arbeitseinsatzführer, einem Hauptscharführer, entdeckt, und der hat dann Gnade vor Recht walten lassen. D. h. er war großzügig, hat sich darauf berufen, daß er auch einmal Ministrant gewesen sei, der allerdings nichts mehr glaube jetzt, aber doch beweisen möchte, daß er mich, obwohl er mich jetzt total in der Hand habe, begnadigen wolle, daß er auch noch ein einigermaßen gutes Herz habe, obwohl er kein Christ sei. Ich mußte ihm allerdings versprechen, daß ich am anderen Tag wieder zur Arbeit gehe. Das habe ich auch getan und bin eben dann trotz hohen Fiebers wieder jeden Tag zur Arbeit ausgerückt. In diese Zeit fällt auch ein anderes Ereignis. Ich habe zwei Kameraden Beicht gehört, die später gestorben sind. Dieses Beichthören wurde beobachtet und wurde der SS weitergemeldet. Ich bekam dann dafür 25 Doppelhiebe auf dem Prügelbock, weil der Lagerführer, damals Obersturmbannführer Zill oder Sturmbannführer Zill, wissen wollte, was die beiden gebeichtet haben. Ich verweigerte die Aussage, und er kam dann viele Tage in den Dunkelbunker – eine Zeitlang kam er fast jeden Tag mit gezogenem Revolver in meine Zelle, hielt mir den Revolver unter die Nase mit der Bemerkung: „Wenn du jetzt nicht sagst, was die beiden gebeichtet haben, dann knall’ ich dich über den Haufen.“ Ich habe ihm selbstverständlich keine Antwort gegeben, aber als mich meine Nerven eines Tages

verließen, doch ihm erwidert: „Bitte drücken Sie endlich ab, damit ich meine Ruhe habe.“ Darauf hat er sich entfernt, höhnisch lachend, mit der Bemerkung: „Das würde dir so gefallen, du Pfaffe, ich möchte aber aus dir keinen Märtyrer machen.“ Und er ließ sich dann nicht mehr sehen. Von dieser Zeit an hatte ich verhältnismäßig Ruhe. Ich war eben, wie gesagt, bei diesem Außenkommando mit einem anderen Geistlichen zusammen, einem Österreicher. Man hatte von unserem kommunistischen Kameraden aus den Versuch gestartet, einmal auch die Pfaffen in ein derartiges Kommando zu bringen. Ich möchte jetzt noch nachholend bemerken, daß ich vorher schon illegalerweise eine Zeitlang in der Lagerbücherei tätig war. Die Lagerbücherei wurde geführt von dem SPD-Abgeordneten Kurt Schumacher. Kurt Schumacher hat es auf seine Kappe genommen, zwei von uns Geistlichen in dieses Kommando zu nehmen. Als es bekannt wurde, wurden er und wir zur Rechenschaft gezogen, d. h. wir wurden dazu verurteilt, vier Wochen lang die Lagerwalze ziehen zu helfen. Die Lagerstraße wurde neu planiert und asphaltiert, und etwa fünfzehn Häftlinge mußten die schwere Walze ziehen, und darunter war eben auch Kurt Schumacher und dann Josef Stangel, der bereits gestorben ist, ein Österreicher, ein Geistlicher, und ich. Das möchte ich noch nachholen.

Ott: Herr Prälat, Sie haben eben darauf angespielt, daß es für Sie offensichtlich verschiedene Gruppensolidaritäten gegeben hat. Sie sprachen davon, daß die Außenkommandos zum Teil von der Gruppensolidarität kommunistischer Lagerinsassen mitkontrolliert worden sind. Was würden Sie zu diesem sehr wichtigen Strukturelement des inneren Lagerlebens sagen können? Sie haben auch eben auf die Aktivität von Kurt Schumacher hingewiesen. Wie weit ist dann Ihre Bekanntschaft mit den ausgesprochen politischen Häftlingen, die aus parteipolitischen Gründen inhaftiert waren, gediehen? Wie weit war es allen Geistlichen im Lager möglich, hier über ihren engeren Raum hinaus zu gelangen?

Kiesel: Bei den politischen Häftlingen jeder Art, ob jetzt kommunistische Häftlinge oder Häftlinge, die früher Funktionäre bei der Sozialdemokratischen Partei waren oder beim Zentrum, bei den echten politischen Häftlingen herrschte im Grunde genommen von Anfang an eine richtige Solidarität, wobei aber zu beachten ist, daß natürlich die Kommunisten eine gewisse Vorherrschaft hatten, weil sie ja die Ältesten im Lager waren.

In Dachau waren kommunistische Häftlinge, die schon seit 1933 dort einsaßen. Das brachte natürlich mit sich, daß sie auch besondere Stel-

lungen für sich beanspruchten und daß sie auch gewisse Führerpositionen hatten, z. B. Kapos in den Betrieben, dann der Lagerkapo war zunächst einmal ein Kommunist, später dann ein Funktionär der SPD. Dann waren die Leute beim Arbeitseinsatz hauptsächlich frühere kommunistische Jugendfunktionäre oder Funktionäre. Im großen und ganzen war natürlich uns Geistlichen gegenüber zunächst eine gewisse Zurückhaltung gegeben, denn ein Stück dieser alten weltanschaulichen Ablehnung der Religion und des christlichen Glaubens war doch festzustellen. Aber im Laufe der Zeit haben unsere kommunistischen und sozialistischen Kameraden auch gemerkt, daß wir genau solche Häftlinge waren wie sie, d. h., daß wir genau die gleiche Kameradschaft üben konnten, wenn nicht noch mehr. Ich denke daran, wie sehr gerade von unseren Priesterblocks aus Hilfsaktionen gestartet wurden, obwohl wir eine Zeitlang ja auf halbe Portion gesetzt waren hinsichtlich des Essens, Hilfsaktionen an die Blocks, die uns gegenüber waren, in denen Invaliden waren und diejenigen, die eben so langsam auf dem Aussterbeetat waren. Als unsere kommunistischen Häftlinge gesehen haben, daß wir nicht nur Geistliche sind, sondern eben auch Menschen, auf die man sich verlassen kann, hat sich mit einem Mal das Verhältnis zwischen diesen extrem-politischen Gruppen und uns gemildert. Ich möchte hier nicht sprechen von den Schlägertypen bzw. den Proleten aus beiden Parteigruppen. Ich rechne die nicht zu den ehemaligen politischen Funktionären, sondern ich meine jetzt, wenn ich von den Kommunisten und von den Sozialisten, Sozialdemokraten rede, nur diejenigen, die wirklich wegen ihrer politischen Überzeugung und wegen irgendeiner Funktion ins Lager gekommen sind. So habe ich auch eine Zeitlang mit einigen SPD-Funktionären zusammengearbeitet und mit einigen Jungkommunisten, die aus Stuttgart und Nürnberg waren, ins Lager gekommen sind, weil sie eben noch zu Beginn des Dritten Reiches parteipolitisch tätig waren. Das Verhältnis zu diesen Leuten war sehr, sehr gut. Man konnte vernünftig mit ihnen diskutieren, man hat es auch getan, so weit es überhaupt möglich war, aber man hat doch gesehen: sie respektieren den Standpunkt des Geistlichen, wir respektieren die Auffassung und die Haltung des kommunistischen oder sozialdemokratischen Kameraden, und wir halten zusammen, weil das Ziel bei uns überall das gleiche war, und das Ziel hieß einfach: Wir müssen durchhalten, und wir haben Vertrauen darauf, daß doch eines Tages wiederum die Tore für uns sich öffneten. Ich muß sagen, daß ich in der ganzen Zeit z. B., in der ich in den Deutschen Ausrüstungswerken, Werk Dachau, arbeiten mußte, das war

von 1942 im Spätherbst bis zu meiner Entlassung Ende März 1945, dort recht gute Erfahrungen mit meinen anderen Kameraden gemacht habe. Es hat Unterschiede gegeben, es gab natürlich auch Schläger unter den anderen politischen Häftlingen, d. h. solche, die der SS willens waren und getan haben, was die SS wollte, nur damit sie ihre Stellung als Kapo oder vielleicht auch als Stubenältester oder Blockältester wahren konnten.

Ott: Herr Prälat, war eine klare Grenze auch in der Haltung der Häftlinge gegenüber den kriminellen Häftlingen gegeben oder wurden sie mit kriminellen Häftlingen durchsetzt, vielleicht aus einer bestimmten Taktik der Lagerleitung heraus?

Kiesel: Es war im Laufe der Zeit Praktik der Lagerleitung, die politischen Häftlinge zu infiltrieren mit kriminellen. Ich kann da etwas ganz Präzises sagen aus unserem Kommando der WB. WB ist die Abkürzung für Deutsche Ausrüstungswerke Werk Dachau, denn früher hießen sie Wirtschaftsbetriebe der SS, daher die Abkürzung WB. Eines Tages – in dieser WB arbeiteten etwa 4000 Häftlinge – wurde bekannt, daß die Lagerleitung daran gedacht hat, Kriminelle, also sogenannte Grüne (weil sie einen grünen Winkel trugen – im Unterschied zu uns, die wir einen roten getragen haben auf der Kleidung) in unser Kommando zu geben. Die Antwort von uns war, als wir etwa 20 Grüne bei uns gesehen haben, daß der ganze Betrieb wie auf Kommando die Arbeit niedergelegt hat. Trotz der Schärfe des Tones bei uns und der scharfen Überwachung durch die SS wurde diese Arbeitsniederlegung durch die Roten nicht als Sabotage oder Widerstand oder Meuterei angesehen; man hat eine Stunde später alle zwanzig Grüne aus dem Kommando entfernt, und damit war bei uns ein für allemal diese Frage geregelt. Aber man hat, soviel ich mich erinnern kann, ich weiß nicht mehr ganz genau, aber doch zu Beginn des Jahres 1944 angefangen, Grüne als Blockälteste und als Stubenälteste überall einzusetzen. Und ich kann mich auch noch genau erinnern, daß es in der ersten Zeit harte Gefechte – und zwar immer in den Nächten – gegeben hat zwischen den Grünen und den Roten, daß sogar Rote aus ihren Blocks ausgebrochen sind, Grüne überfallen und niedergeschlagen haben und umgekehrt. Man wollte das grüne Element eben ausschalten. Aber man hat auch etwas anderes noch versucht. Als man die stramme Haltung in unserem Kommando gesehen hat, hat man versucht, einige Häftlinge aus den Wirtschaftsbetrieben, in denen ich also arbeitete, auf Blocks zu verlegen, auf denen die Grünen waren. So wurde ich auch von Block 26 damals auf

Block 8 verlegt, und Block 8 war nur mit Grünen besetzt. Und ich kam mit zwei anderen politischen Häftlingen zusammen in die Stube 1. Ich erinnere mich noch ganz gut an den ersten Abend. Am ersten Abend, nachdem es publik war, daß jetzt soundso viele Rote auf diesem ausgesprochen grünen Block sich befinden, ist man daran gegangen, diese Roten fertigzumachen. Fertigmachen im Lagerjargon heißt soviel wie, sie eben ins Jenseits befördern oder so mürbe machen, daß sie auf jede persönliche Meinung und Äußerung verzichten. Das erste Opfer war ich. Ich lag – ich erinnere mich noch sehr genau – in der Ecke des Schlafsaals der Stube 1, und neben mir lag ein Zuhälter aus Mannheim. Und da kamen drei richtige Schlägertypen auf mich zu, zerrten mich aus dem Bett und haben mich niedergeschlagen. Und ich glaube, ich wäre nicht mehr am Leben, wenn nicht dieser Zuhälter aus Mannheim mir geholfen hätte, und dieser Zuhälter galt als Respekts-person auf dem ganzen Block, und der hat auch damals die Äußerung getan: „Wenn noch einmal einer es wagt, sich an meinem Landsmann hier“, er meinte mich, „zu vergreifen, dann hat er es mit mir zu tun.“ Von diesem Tag an hatte ich Ruhe. Ich war ungefähr ein halbes Jahr auf dem Block. Weiter ist mir nichts passiert.

Ott: Herr Prälat Kiesel, Sie haben jetzt von interessanten Vorgängen berichtet, die also einmal in Richtung Selbstverteidigung, aber auch bis zur Selbstjustiz offensichtlich gingen. Waren diese Vorgänge der Lagerleitung bekannt und wurden sie u. U. je nach Gruppe auch geduldet oder sogar einkalkuliert?

Kiesel: Diese Vorgänge waren der Lagerleitung sehr gut bekannt. Sie waren einkalkuliert. Ich habe sogar den stillen Verdacht, daß man diese Gegensätze absichtlich provoziert hat, damit dann die SS im Hintergrund bleiben konnte und später sagen konnte: „Bitte, das waren ja die Häftlinge, die selbst so gegeneinander gegangen sind.“ Ein anderes Erlebnis. Wir waren im ersten Winter fast nur zu Schneearbeiten eingeteilt, aushilfsweise, wurden aber dort schikaniert bis aufs Blut, und wir hatten einen Kapo, von dem es hieß, daß er Mitglied der NSDAP gewesen sei, sogar Mitglied der SS und irgendwie Spitzeldienste zu leisten hatte im Lager. So hat es bei den Häftlingen geheißt. Dieser hatte eine etwas unrühmliche Rolle bei uns gespielt, den Namen weiß ich nicht mehr, er war unser Kapo, und sein Kommando bestand aus lauter Geistlichen. Und jeden Tag hatte er es auf einen anderen abgesehen. Und an dem Tag, an dem ich nun sein Opfer war, da habe ich zur Selbstverteidigung gegriffen. Ich habe vorher schon meinen Kameraden gesagt – das waren fast lauter Polen –:

„Wenn er auf mich jetzt losgeht, heute, dann haue ich ihn mit der Schaufel nieder.“ Um uns herum standen als sogenannte Postenkette drei SS, und tatsächlich fing er auch mit mir an. Es war nichts recht, was ich getan habe. Er hat mir dann auch eine Ohrfeige heruntergehauen, das konnte er sich einfach wohl erlauben und auch ein Blockältester unter Umständen, und daraufhin habe ich ihm mit der Schaufel eine auf den Kopf gehauen, so daß er zusammengebrochen ist. Die SS hat nicht reagiert. Als er wieder zu sich kam, hat der Postenfürer zu ihm gesagt: „Das geschieht dir selber recht, hättest du ihn in Ruhe gelassen.“ Es hätte natürlich auch anders ausgehen können, wenn vielleicht andere Postenfürer dagewesen wären.

Ott: Eine weitere Frage, Herr Prälat. Sie hatten vorhin von landsmannschaftlich motivierter Solidarität am Beispiel des Mannheimer Zuhälters gesprochen. Ist diese landsmannschaftliche Solidarität auch sonstwie deutlich geworden? Hat sie z. T. etwa Gruppensolidarität überspielt?

Kiesel: Sicher, ich möchte so sagen. Sicher war man froh, wenn man einen Landsmann gefunden hat, und sofern es möglich war vor den Appellen usw., hat man sich auch immer wieder guten Tag gesagt oder guten Abend oder guten Morgen, aber zu engeren Verbindungen kam es nicht, weil man doch mehr oder weniger eben auf seinen Block konzentriert war und jeder Block, ich möchte es fast so bezeichnen, seine spezielle Aufgabe hatte, d. h. jeder Block hat mit dem anderen gewetteifert, ja möglichst auf Hochglanz zu stehen, damit von der SS her möglichst wenig Schikanen zu erwarten waren. So war man doch mehr oder weniger immer nur auf das Ganze des Blocks angewiesen und hat die Landsleute eben nur dann getroffen entweder im Kommando oder in der kurzen Zeit vor einem der drei Appelle des Tages.

Ott: Herr Prälat, konnten Sie bzw. konnten überhaupt die Häftlinge das ganze System dieses Lagers durchschauen. War Ihnen die „Architektur“ des Lagers, das System einfach, durchsichtig?

Kiesel: Im Laufe der Zeit hat man schon irgendwie das System durchschauen können; denn der Teufel kann raffiniert vorgehen, aber er verrät sich doch im Laufe der Zeit, und man darf nicht vergessen, daß in allen Schlüsselpositionen des ganzen Lagers Häftlinge waren. Und wo Häftlinge sind, bleibt nichts geheim. Die SS hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wenn ich von mir ausgehen darf. Durch eine Lüge bin ich 1944 oder Ende 1943 auf das Betriebsbüro unseres Betriebes gekommen und wurde eingesetzt als Stenotypist beim Betriebsleiter, einem SS-Obersturmführer. Dieser Betriebsleiter, der an-

geblich zum ersten Mal in seinem Leben einen Pfaffen gesehen hat, einen Pfaffen, der ihn dazu noch ganz anständig angelogen hat, hatte für mich eine besondere Sympathie. Ich durfte u. a. z. B. auch an den Sonntagen die Bibliothek der SS in Ordnung bringen, weil er sagte: „Du bist studiert, und Du mußt alles können.“ Es war eigentlich eine Ehrung für mich. Er hat aber nicht gewußt oder vielleicht gar nicht daran gedacht, daß in dieser Bücherei auch sämtliche Geheimbefehle des Reichssicherheitshauptamtes waren, und daß ich nun die Möglichkeit hatte, alle Geheimbefehle, die z. T. noch nicht ausgeführt waren, abzustenografieren und sie dann weiterzugeben. Es war natürlich ganz klar, daß ich diese Geheimbefehle des Reichssicherheitshauptamtes abgeschrieben und unter die Häftlinge verbreitet habe. Die innere Architektur eines Lagers war verhältnismäßig leicht und einfach zu erkennen. Das ganze Lager hatte ja nur einen Sinn und eine Aufgabe, die Arbeitskraft des ausgestoßenen Häftlings – wir gehörten ja zum Mülleimer der Nation, wie Obersturmführer Hofmann zu sagen pflegte – auszunutzen bis zum letzten, mit dem Ziel, den Häftling auf diese Art und Weise allmählich mürbe zu machen, um ihn dann am Ende eben, wenn er nicht mehr arbeiten konnte, durchs Krematorium ins Jenseits zu befördern.

Ott: Herr Prälat, wie weit war es möglich, daß etwa die intelligenten Häftlinge über den Gang der militärischen Entwicklung informiert wurden? Hatten Sie die Möglichkeit, illegal u. U. informiert zu werden? Gab es die Möglichkeit, u. U. per Rundfunk ausländische Sender, etwa die Schweizer Sender, zu hören?

Kiesel: Ja, diese Möglichkeit war da, und zwar in unserem Kommando hatten wir einen Sender und einen Empfänger. Wir standen in Verbindung mit Beromünster, mit Moskau und mit London und hatten doch zwei Jahre hindurch genau den Stand des Krieges und die ganze politische Situation des Dritten Reiches erfahren können. Man hat gewußt, daß irgendwo ein Sender ist und ein Empfänger. Sie versuchten ihn anzupfeilen, sie haben ihn aber nicht gefunden, denn der Sender war fast jeden Tag in einem anderen Betrieb, und meistens war er – und das haben die nicht herausgebracht – in einer Drehbank installiert bei uns in der Schlosserei. Der Empfänger war im Betriebsbüro in einem Leitzordner untergebracht. Auf diese Art und Weise wußten wir genau Bescheid über den militärischen Stand und über die ganze Situation in Europa. Das hat uns natürlich auch Mut gegeben. Hinzu kam, daß im letzten Jahr bei den häufigen Angriffen auf München oft Flugblätter ins Lager abgeworfen wurden, in deut-

scher Sprache, mit den Plänen des Lagers. Man hat ja absichtlich auch eine Fertigungswerkstätte der Firma Messerschmidt in zwei Baracken des Lagers untergebracht, um damit zu erreichen, daß eines Tages das Lager von den Amerikanern oder Engländern bombardiert würde. Die haben aber genau durch diese Verbindung über den Sender gewußt, wo diese Baracken sind, und eines Tages – ich erinnere mich noch gut daran, weil ich zur Werksfeuerwehr unseres Betriebes gehörte – kam bei einem Großangriff unterm Tag ein großes Bündel an Flugblättern ins Lager geflogen, auf denen ungefähr folgendes stand: „Ihr Häftlinge von Dachau, habt keine Angst. Euch passiert nichts. Wir wissen ganz genau, daß die SS zwei Messerschmidtbaracken eingerichtet hat mit dem Ziel, wir sollen das Lager bombardieren. Wir können aber umgekehrt Euch sagen, daß das Reichssicherheitshauptamt vorhat, sämtliche Konzentrationslager in Schutt und Asche zu legen, nachher mit dem Hinweis, daß es die ausländischen, die feindlichen Bomber gewesen seien.“ So waren auch wir auf diese Art und Weise gewarnt und gleichzeitig informiert über das, was hätte vorgehen sollen, und wir fühlten uns auch in Sicherheit, weil wir wußten, daß uns nichts passieren würde.

Ott: Herr Prälat Kiesel, das war eine sehr interessante Darstellung, die vielleicht gar nicht so allgemein bekannt sein dürfte.

Kiesel: Das kann nicht bekannt sein, weil von den Geistlichen eben nur einer bei dieser Werksfeuerwehr war, und das war ich. Diese Werksfeuerwehr hatte den Auftrag, bei jedem Fliegeralarm, auch in der Nacht, zur Stelle zu sein, um diese großen Fertigungswerkstätten der Waffen-SS und Polizei, wie sie im Untertitel geheißen haben, eben vor irgendwelchen Schäden zu bewahren. Und so bin ich damals als Quasi-Chef dieser Feuerwehrgruppe – sie bestand aus 20 Häftlingen – bei jedem Angriff und bei jedem Fliegeralarm bei dieser sogenannten Werksfeuerwehr gewesen. Ich habe das dann eben erfahren können und auch erlebt, wie wir wirklich bei diesen Alarmen allein waren, kein SS war zu sehen und gar nichts, so daß wir eines Tages mit Brandbomben, die wir aufgelesen haben, selbst einen Teil unseres Betriebes in Brand setzen konnten, um so die Produktion, die wehrwichtige Produktion, zu sabotieren. Diese Sabotage wurde nie entdeckt.

Ott: Jetzt geht es mir um das Verhältnis sozusagen von Häftling zu Häftling, und zwar, wie Sie es persönlich gesehen haben, erlebt haben als Geistlicher. Konnten Sie – offizielle Seelsorge war ja untersagt – als Geistlicher Trost spenden, etwa auch therapeutisch wirken? Sie

sprachen in einem Bericht ja von einer bestimmten Suicid-Rate. Inwieweit können Sie sich daran erinnern?

Kiesel: Ja, es war durchaus möglich, therapeutisch zu wirken. In erster Linie kam es darauf an, dem Anderen gegenüber Kamerad zu sein und Freund. Denn wir hatten doch sehr viele Häftlinge, die im Laufe der Zeit festgestellt haben, daß sie innerlich mehr brauchen als nur ihre politische Anschauung. Ich denke da an verschiedene Kameraden aus den Wirtschaftsbetrieben, die wirklich mit diesem inneren Anliegen zu mir gekommen sind und immer mit der Frage: „Wie kann ich diese Schweinerei und diesen ganzen Schlamassel überstehen? Wer kann mir helfen, ich brauche einfach mehr als bloß das Programm eines Karl Marx oder eines Lenin. Wie kannst du mir da weiterhelfen? Besteht für mich auch ein Weg zu Gott, kann ich an Gott glauben?“ Ich erinnere mich an einen jungen Kommunisten aus Stuttgart. Bei einer nächtlichen Begegnung, als ich im Bad als Dolmetscher für Französisch tätig war, als aus dem Lager Schirmeck-Natzweiler ein Transport mit etwa 1000 Häftlingen angemeldet war. Es haben einige von uns Dienst getan, und als wir nun festgestellt haben, daß von diesen tausend Leuten etwa nur noch 300 richtig am Leben waren, die meisten anderen tot und ein großer Teil bloß noch halb lebendig, und wir dann sehen mußten, wie diese noch lebenden Leute in das Krematorium gefahren wurden, um dort verbrannt zu werden, mich dann dieser junge Kommunist aus Stuttgart gefragt hat: „Kannst du da noch glauben oder soll man da glauben, komme ich da überhaupt noch weiter mit meiner Weltanschauung, oder kannst du mir überhaupt helfen, es ist doch am besten, wenn ich jetzt selbst einen Strick nehme und mich aufhänge, wir müssen da hilflos zusehen, was da alles passiert.“ In diesen Situationen hat man einfach gemerkt, daß man dem anderen mehr sein konnte und mehr sein mußte als nur Kamerad und Freund, daß man auch noch die Aufgabe hatte, ihn – soweit überhaupt noch eine Antenne vorhanden war – hinzuführen auf das Tiefere im Menschen, auf das religiöse Moment und auf die viel größere und weitere Perspektive; das ist schon da und dort gelungen. Namentlich bei ernstdenkenden, weltanschaulich anders eingestellten Kameraden im KZ.

Ott: Darf ich noch eine weiterführende Frage stellen, Herr Prälat? Kann man sagen, daß es etwa zur Konfrontation der Weltanschauungen gekommen ist, gerade auf einer intellektuell hohen Ebene etwa der marxistisch-sozialistischen Weltanschauung mit der katholisch-

christlichen? Gab es auch Versuche oder gab es auch Erfolg bei diesen Versuchen von Konversionen nach beiden Richtungen?

Kiesel: Sicher, der Missionseifer unter den sozialistisch eingestellten Kameraden war genauso groß wie umgekehrt der Versuch, von den Geistlichen her nun die anderen, die Andersdenkenden, für das christliche Gedankengut zu gewinnen. Unter den ernstdenkenden Häftlingen sozialistischer Prägung war mit uns zusammen die Möglichkeit einer ernstesten und vernünftigen Diskussion immer gegeben. Ich kann mich nur an einige Konversionen von sozialistischer Seite erinnern, vielleicht an zwei oder drei, die ich selber erlebt habe. Mehr kann ich da nicht sagen, aber ich weiß und muß bestätigen, daß wir in unserem Kommando, wenn es möglich war, in den Pausen immer vernünftig und ernst miteinander diskutiert haben, u. a. auch so, daß man sich gesagt hat, eigentlich sind doch zutiefst die Standpunkte gar nicht so weit auseinander, und interessanterweise, wenn schon einmal ein Neues Testament erwischt werden konnte, hat immer die Apostelgeschichte am meisten Eindruck gemacht bei den sozialistischen Kameraden. Immer jene Passagen, jene Stellen aus der Apostelgeschichte, in denen nun geschrieben steht von dieser Gemeinsamkeit der Güter und des Lebens der ersten Christen. Man hat darüber gesprochen. Natürlich haben diese Leute auch versucht, ihre Anschauung und ihre ganze Lebenseinstellung, ihre Lebenshaltung zu bestätigen und zu sagen: Wir sind auf dem rechten Weg; genau wie umgekehrt.

Ott: Herr Prälat Kiesel, haben Sie selbst in diesen Diskussionen eine tiefere Kenntnis, etwa der sozialistischen Lehre, erhalten, und kann man das vielleicht auch für einen größeren Kreis sagen? Weiter: sind Sie dann aufgrund dieser Diskussionen zu einer anderen Haltung gegenüber den Sozialisten, den sozialistischen Häftlingen, gekommen und haben ihre Anschauung respektiert?

Kiesel: Ich habe von Anfang an mich bemüht, die anderen Häftlinge, also gerade die Häftlinge sozialistischer Herkunft, zu verstehen und ihren Standpunkt zu respektieren. Denn von Anfang an war es mir klar, daß es nun zunächst einmal darauf ankommt, sich im allgemeinen Leben des Lagers gegenseitig zu stützen und da einander zu helfen. Wir waren ja mehr oder weniger eine Notgemeinschaft und jeder auf den anderen angewiesen. Man hat sich schätzen gelernt, ich betone das nur von den wirklich idealeingestellten sozialistischen Häftlingen, nicht von den Proleten und Schlägertypen, die es auch gegeben hat. Man war sich von Anfang an klar, daß wir eine gemeinsame Aufgabe haben. Man hat diese Aufgabe natürlich nur politisch

gesehen, und zwar hier im Lager drinnen alle Schwierigkeiten gemeinsam zu überwinden und dann nachher, wenn wir eventuell den Endsieg davontragen, gemeinsam miteinander eine neue Welt aufzubauen. Man hat natürlich alles, und das muß man vom Standpunkt des Häftlings aus verstehen, der wirklich in dieser Situation war, wo er sich sagen mußte, für mich gibt es nur zwei Dinge: „Entweder den Untergang oder das Überleben“ – von dieser Situation ausgehend, muß man verstehen, daß man alles, die ganze Zukunft, wirklich nur in einem idealen Lichte gesehen hat, und zwar, wenn man schon einmal diskutiert hat, auch an der Werkbank mit kommunistischen oder sozialistischen Häftlingen, Kameraden, hat man eben immer nur das große Gemeinsame gesehen, nämlich die Überwindung dieses furchtbaren Regimes und den Aufbau einer soliden Gesellschaft, die nicht mehr geprägt ist durch diese diktatorischen Momente.

Ott: Herr Prälat Kiesel, Sie haben vorhin von den Möglichkeiten berichtet, Nachrichten zu erhalten etwa über die Entwicklung draußen. Sie sprachen eben von dem Zukunftsbild der neuen Welt, die nicht mehr von Haß und Unterdrückung geprägt sein sollte, sondern die von der Liebe und von der Verständigung und der Versöhnung der Schichten und Klassen und Gruppen gestaltet sein sollte. Ich möchte jetzt hier nur noch eine Frage stellen. Sind Ihnen die Vorgänge um den 20. Juli und um die Widerstandsbewegung des Goerdelerkreises, des Kreisauerkreises und um die Konzeption eines neuen Deutschlands bekannt geworden, und wie haben Sie als Häftling darauf reagiert? Welche Diskussionen sind da geführt worden?

Kiesel: Die Sache des 20. Juli 1944 ist uns auf diesem Weg, den ich vorhin andeutete, bekannt geworden. Natürlich auch umgekehrt, vom Lager her durch den Völkischen Beobachter, der als einzige Zeitung dann und wann einmal den Weg ins Lager gefunden hatte. Wir waren natürlich erstaunt und erschüttert zugleich. Erstaunt und glücklich darüber, daß es Männer gewagt haben, so etwas zu tun, und erschüttert, daß das Ganze mißlungen ist. Wir mußten damals auch diese haßerfüllte Rede von Hitler anhören, die er im Anschluß an dieses mißlungene Attentat vom 20. Juli 1944 gehalten hat. Die Stimmung im Lager war sehr, sehr gedrückt, so viel ich mich noch erinnern kann. Ich weiß, daß wir tagelang nichts mehr miteinander gesprochen haben, daß jeder den Kopf hängen ließ und sagte: „Jetzt wird wahrscheinlich jeder von uns einen ähnlichen Weg gehen müssen, wie die Männer des 20. Juli.“ Man hat kein Programm gemacht, sondern die Stimmung war eher eine – soviel ich noch in Erinnerung habe aus unserem

Betrieb – Friedhofstimmung. Alles war zerschlagen, und man hat weiter nichts mehr gesehen, hat sich nur gefragt, wie soll es jetzt weitergehen.

Ott: Herr Prälat, konnte man eine Verschärfung der Lagerleitung erkennen nach dem 20. Juli, etwa auch daß Liquidationen in größerem Ausmaß vorgekommen sind?

Kiesel: Es sind Liquidationen vorgekommen, man hat aber nicht mehr genaue Kenntnis davon bekommen. Die Ereignisse haben sich damals überstürzt. Es kamen die Ereignisse in Italien dazu, es kamen sehr viele Badoglioleute ins Lager, man hat sie buchstäblich auf dem Lagergelände verrecken lassen. Tagelang mußten sie kampieren unter freiem Himmel, ohne Nahrung, ohne Decken und ohne alles. Es wurden sehr viele Leute eingeliefert. Wie ich schon gesagt habe, die Stimmung im Lager war auf dem Nullpunkt; sie war geprägt von Angst. Die SS selber versuchte noch einmal aufzutrupfen, verschärfte überall, auch in unserem Betrieb, ihre ganzen Bestimmungen, so daß man einfach den Eindruck hatte, jetzt gehen wir so allmählich – man hatte schon etwas davon gehört – der Auflösung des Lagers entgegen, und zwar der Auflösung im negativen Sinn, nämlich dadurch, daß man eben selber liquidiert wird. Und es haben auch Erschießungen und Erhängungen stattgefunden, davon hat man gewußt, und wir vor allen Dingen wußten davon, weil nämlich die Todeskandidaten jeden Tag an unseren Fertigungsbaracken, durch unser Fertigungsgelände geführt wurden zur Genickschußanlage und zum Krematorium.

Ott: Herr Prälat, nun zum Schluß die Frage: Wie waren die letzten Wochen? Sie selbst wurden laut Aktenunterlagen am 28. März 1945 aus dem Konzentrationslager entlassen, sicherlich in einer Phase der völligen Auflösung, aber wie ist denn die allgemeine Situation in den letzten Wochen, vor allen Dingen Februar und März 1945, gewesen?

Kiesel: Die letzten Wochen, soviel ich mich noch erinnern kann, waren wiederum getragen von Optimismus. Man hat davon gehört, daß sich die deutschen Fronten allmählich auflösen. Wir waren ja immer noch an der Strippe, d. h. wir hatten ja immer noch den Empfänger. Wir haben gehört, daß die amerikanischen Panzer schon in Richtung Süden, also in Richtung München marschieren, und man hat auch da und dort nun selbst unter den SS eine große Unsicherheit gesehen. Die meisten der SS-Leute, wenigstens unseres Betriebes, waren Tag für Tag besoffen. Man konnte nicht mehr vernünftig mit ihnen reden, die Produktion ging auch nicht mehr vorwärts. Wir im Betriebsbüro hatten schon seit Monaten Sabotage betrieben mit den

Berichten, die wir zu liefern hatten, und mit den Bestellungen. Es ging nichts mehr heraus. Ich selber habe wochenlang das Postbuch gefälscht mit der Unterschrift des Adjutanten des Lagerkommandanten. Ich mußte die Post besorgen, weil ich ja Stenotypist beim Betriebsleiter war. Ich habe die Post immer verbrannt. Wir bekamen keine Rohmaterialien mehr herein, die Dichtdeckel, die für die V 2 gedreht werden mußten, stimmten nicht mehr, weil Ingenieure um 100stel Millimeter die Drehbänke falsch eingestellt hatten. Das Rohmaterial kam nicht mehr, weil keine Post mehr herausging. Unser Betriebsleiter stand ständig unter Beschuß. So haben wir ganz still von uns aus die letzten Tage der Auflösung, so schien es uns, auf unsere Weise uns erleichtert und haben dabei erfahren, wie sehr nun die SS allmählich selbst in eine ganz große Unsicherheit und Ziellosigkeit übergegangen ist. So die Äußerung eines SS-Obersturmführers, der abgestellt war von der Front, weil er einen Heimatschuß hatte, zu mir: „Bald werden wir unser Kleid vertauschen, aber denk' dann an mich, wenn ich einmal die Uniform trage, die du jetzt trägst.“ Auf meine Frage: „Ja, was meinen Sie damit“, sagte er: „Das weißt du besser als ich. Ich bin überzeugt, daß wir einem Endsieg entgegengehen, aber einem anderen, als wir erhofft haben. Ich kann nur darum bitten, für mich ein gutes Wort einzulegen.“ Das war so in unserem Betrieb die allgemeine Situation gegen Schluß. Die meisten SS-Leute haben sich auch auf den Götz-von-Berlichingen-Standpunkt gestellt. Unser Betriebsleiter, der war gefährlich, wenn er besoffen war, aber er konnte nicht mehr viel anstellen, weil die meisten Häftlinge ihn sehr gut kannten und ihm aus dem Weg gegangen sind, wenn er in erreichbarer Nähe war, und als wir dann gesehen haben, daß z. B. bei der Panzerdivision Wiking, die in Dachau stationiert war und deren Panzeraufbauten wir reparieren mußten in unserem Betrieb, Jahrgänge eingezogen wurden, die also noch eigentlich schulpflichtig waren, war es uns ganz klar, daß jetzt allmählich die Stunde kommt, in der die Saat für uns aufgehen wird. Das waren so meine letzten Erinnerungen aus Dachau. Eine allgemeine Unsicherheit bei der SS und eine allgemeine Auflösung der Disziplin, obwohl man versucht hat, mit allen möglichen Mitteln eine Verschärfung hereinzubringen, aber die älteren SS-Leute, die hinzugezogen wurden als Verstärkung, Mitglieder vom sogenannten Kyffhäuserbund oder, wie man früher gesagt hatte, von Militärvereinen, die haben sich ebenso auf den Götz-von-Berlichingen-Standpunkt gestellt dem Lagerkommandanten gegenüber und waren mehr auf der Seite der Häftlinge, so daß also für uns an und für sich keine große Gefahr

mehr drohte. Die letzte große Gefahr war dieser Todesmarsch nach Sudelfeld in den bayrischen Bergen, den ich aber allerdings nicht mehr mitgemacht habe, weil ich vorher entlassen wurde. Warum ich vorher entlassen wurde, weiß ich nicht. Das kam plötzlich von einer Stunde auf die andere.

Ott: Ich glaube, das ist das Wesentliche gewesen. Ich bedanke mich vielmals, Herr Prälat. Damit ist doch ein sehr anschauliches Bild gewonnen worden.

Dokumentarischer Bericht zum „Fall“ des Pfarrers Wilhelm Otto Köhler

Von Hugo Ott

Wilhelm Otto Köhler, am 16. April 1904 in Pforzheim als Sohn des Gymnasialprofessors Wilhelm Köhler geboren, 1927 in St. Peter zum Priester geweiht, hatte aus der Familientradition heraus enge Beziehungen zur Zentrumspartei, der er selbst beigetreten ist.

Von seinem kämpferischen Naturell her und aus einer sehr kritischen Grundhaltung heraus kam Köhler sehr bald in Konflikt mit den Mächtigen des Dritten Reiches, denen er in mutigen Predigten bereits 1934/35 die Stirn bot.

Er hat ein besonderes Schicksal auf sich nehmen müssen: mehrmals in Schutzhaft genommen, zweimal nach Dachau verschubt, einem Sondergerichtsverfahren unterworfen, mit Gefängnishaft bestraft.

Ich hatte im Sommer 1970 versucht, mit ihm gesprächsweise seine Erlebnisse auf Tonband zu nehmen – freilich ein vergebliches Unterfangen, weil Pfarrer Köhler sich für diese Form der Dokumentation durchaus nicht geeignet hat. Immerhin habe ich sehr viele Informationen erhalten, die mir seinen Fall transparent machten. Und ich habe ihm schon angedeutet, daß ich der Meinung bin, daß die Aktenlage es ermögliche, ja sogar nahelege, seinen Fall einfach dokumentarisch zu belegen. Er hatte gegen diese Art von „Verewigung“ nichts einzuwenden, wie er sich ausdrückte. Wenige Wochen nach unserem Gespräch ist Pfarrer Köhler gestorben.

Im Folgenden sind die aus den Akten gewonnenen Dokumente zusammengestellt, die sich besonders eignen, das Einzelschicksal eines Geistlichen zu dokumentieren, der in die Mühle der Verfolgung geraten ist. Vollständigkeit der Dokumente ist nicht gegeben, vielmehr soll der rote Faden erkennbar werden.

Bereits das erste Dokument zeigt, daß Wilhelm Otto Köhler als Vikar infolge seiner konsequenten Haltung gegenüber den neuen

Machthabern Ende 1933 mit einem ernsten Verweis bestraft und strafweise versetzt worden ist. Die Forderungen des badischen Kultusministeriums laut Dokument 1, Köhler für längere Zeit aus der Seelsorgetätigkeit herauszunehmen, „so daß ihm keine Gelegenheit mehr gegeben ist, seine hetzerischen Predigten fortzusetzen und den Religionsunterricht zu mißbrauchen“, konnten, wie die folgenden Dokumente beweisen, noch einmal abgeboten werden. Freilich erhielt Köhler von der Kirchenbehörde eine sehr eindringliche Ermahnung. Eigentlich ist schon in dieser frühen Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft der prinzipielle Gegensatz zwischen Kirchenbehörde und einzelnen Geistlichen, die draußen in der Seelsorge standen, feststellbar: Generalvikar Rösch ermahnte den schon zum zweiten Male „zur Anzeige gelangten“ jungen Geistlichen, „künftighin in der Bezugnahme auf die heutigen öffentlichen Verhältnisse sich besonderer Vorsicht (zu) befleißigen“. Vikar Köhler hatte sich für eine kompromißlose Haltung entschieden. Die Anklageschrift des Anklägers vor dem Sondergericht Freiburg vom 20. November 1941 (Dokument 23) enthält einen recht beachtlichen Katalog von „Verstößen“, die von der politischen Polizei registriert worden waren und aus den Vorakten in die Anklageschrift Eingang fanden, damit eine für die Anklage wichtige Prämisse formuliert werden konnte: „Er ist aber trotzdem seit der Machtübernahme in politischer Hinsicht mehrfach sehr unliebsam als typischer Hetzpriester aufgefallen.“ Dem öffentlichen Ankläger standen als urkundliche Beweismittel ja auch 1 Heft Ermittlungsakten der Stapoleitstelle Karlsruhe zur vertraulichen Benutzung zur Verfügung.

Köhler war 1937 in Görwihl, Landkreis Säckingen, als Pfarrverweser aufgezogen und hat auch an dieser neuen Stelle mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg gehalten, wie aus den Gestapovorakten ersichtlich ist. Dort ereilte ihn auch sein Schicksal. Zunächst das Schreiben des Kultusministeriums vom 30. März 1940 (Dokument 3), das den Entzug der Befugnis zur Erteilung des Religionsunterrichts enthält. Das ministerielle Schreiben deutet bereits an, daß die „schweren Entgleisungen“ des Geistlichen zu einer strafrechtlichen Verurteilung führen werden. Die Stellungnahme Köhlers, von der Kirchenbehörde angefordert zur Begründung eines Antwortschreibens an das Kultusministerium, ist eine sehr differenzierte Rechtfertigung, die zugleich aber auch die Situation des Ausgeliefertseins an die politische Polizei verdeutlicht, die mit den Schüleraussagen operierte (vgl. Dokument 6). Freilich sollte es noch über ein Jahr dauern, ehe die politische Partei zuschlug: Vernehmung und Verhängung der Schutzhaft am 21. Juli

1941. Dekan Bieser vom Dekanat Waldshut unterrichtete das Freiburger Ordinariat von der Verhaftung und unterbreitete seiner Behörde auch die diversen Mutmaßungen. Der Dekan konnte, wie Dokument 9 zeigt, gewisse Parallelen zum Fall des Beuggener Pfarrers Richard Schneider konstatieren, und er zeigte sich im Ganzen sehr gut informiert über die Praktiken der politischen Polizei.

Die Dokumente 10 ff. wurden unter dem Gesichtspunkt ausgewählt, darlegen zu können, welche Möglichkeiten bestanden, Rechtsschutz und Rechtsbeistand zu gewähren. Auf die Anfrage der Kirchenbehörde bei der Gestapo-Leitstelle in Karlsruhe (Dokument 10) wurde nie eine Antwort zuteil. Den mit der Vertretung beauftragten Waldshuter Rechtsanwälten wurden die üblichen Schwierigkeiten seitens der politischen Polizei berichtet. Dokumente 12 und 13 lassen deutlich werden, daß die Vertretung von Personen, die in Schutzhaft genommen worden sind, grundsätzlich nicht möglich war, wenigstens im Bereich der Gestapo-Leitstelle Karlsruhe.

Der Fall Köhler nahm eine überraschende Wendung, nachdem zunächst (vgl. Dokument 14) die Erhebung einer Klage vor dem Sondergericht und damit die Freigabe aus der politischen Schutzhaft angekündigt worden war, durch die Verschiebung Köhlers nach dem Konzentrationslager Dachau. Das Freiburger Ordinariat schaltete daraufhin Bischof Wienken vom Kommissariat der Deutschen Bischofskonferenz in Berlin ein. Er sollte im Reichssicherheitshauptamt sowohl den Grund der Inhaftierung Köhlers als auch die Gründe der Verschiebung in das Konzentrationslager in Erfahrung bringen (Schreiben vom 23. August 1941). Die Anfrage der Rechtsanwälte bei der Staatsanwaltschaft beim Freiburger Sondergericht wurde deutlich beschieden: Köhler befand sich nach wie vor in Schutzhaft und nicht in Untersuchungshaft, so daß die Geheime Staatspolizei für die näheren Auskünfte zuständig war (Dokument 16). Gleichwohl war die Staatsanwaltschaft mit der Abfassung der Klagschrift befaßt. Bischof Wienken konnte nach Vorsprache im Reichssicherheitshauptamt die Haftgründe in groben Umrissen erfahren, hatte freilich keine Akteneinsicht und wurde auch nicht unterrichtet, ob Köhler bereits nach Dachau verbracht worden sei (Dokument 17). Pfarrverweser Köhler war nach einem längeren Transportzeitraum schließlich am 5. September in Dachau eingetroffen, wo er bis zum 6. Dezember 1941 verblieb, als er zur Verhandlung vor dem Sondergericht Freiburg (8. Dezember 1941) abgestellt wurde.

In welcher Ungewißheit über das Schicksal des Inhaftierten jedoch die Angehörigen und die Behörde sich befanden, wird aus den Doku-

menten 18 ff. ersichtlich. Die Rechtsanwälte wurden von der Gestapo-stelle Waldshut nicht informiert (Dokument 18), lediglich aufgrund von persönlichen Briefen des Häftlings an seine Schwester konnte sein Schicksal einigermaßen erfaßt werden.

In den Dokumenten 21 ff. wird der Komplex der Vorbereitung und Durchführung des Sondergerichtsverfahrens behandelt. Da die Rechtsanwälte zum Angeklagten keinen Kontakt hatten, eine Akteneinsicht vorerst für sie nicht möglich war, mußten sie zur Selbsthilfe greifen. Sie recherchierten in Görwihl und stießen dabei auch auf den genauen Eintrag Köhlers im Verkündbuch (Dokument 21), aus dem die mutige Haltung des Pfarrverwesers, der sich in seiner Pfarrei einigen erbitterten Gegnern gegenüber sah, sehr klar wird. Das Verfahren, ursprünglich erst beim Sondergericht in Mannheim anhängig, wurde an das Sondergericht Freiburg überwiesen, wie die Rechtsanwälte am 16. September 1941 dem Ordinariat mitteilten. Auch noch Ende Oktober 1941 war den Rechtsanwälten keine Akteneinsicht möglich (Dokument 22). Die volle Wiedergabe der Anklageschrift und des Urteils ist durch die besondere Aussagekraft der beiden Dokumente gerechtfertigt. Beide Dokumente sprechen für sich. Doch ist auf eine besondere Härte hinzuweisen: da der Angeklagte sich bisher nicht in Untersuchungshaft, sondern in Schutzhaft befunden hatte, konnte eine Anrechnung gemäß § 60 RStGB nicht vorgenommen werden. Wir erinnern uns: Köhler wurde am 21. Juli 1941 in Schutzhaft genommen.

Die Rechtsunsicherheit war auch nach dem Urteilsspruch noch gegeben, wie Dokument 25 zeigt, da Köhler sich immer noch in Schutzhaft befand. Die Rechtsanwälte deuteten bereits das künftige Schicksal an: nach der Verbüßung der Gefängnisstrafe drohte die Verhängung der Schutzhaft. Köhler wurde in das Gefängnis Rottenburg a. Neckar zur Verbüßung der Strafe überwiesen. Die Angehörigen Köhlers, die sich wegen einer vorzeitigen Entlassung an den Oberstaatsanwalt gewendet hatten, erfuhren, daß der Strafgefangene aufgrund eines Gesetzes vom 2. Februar 1942 wieder in Schutzhaft genommen werde. Die Aktennotiz des Freiburger Ordinariatsrates Dr. Simon Hirt, des juristischen Sachverständigen im Ordinariat, enthält auch die ventilierten Auswege (Dokument 26): Gesuch beim Reichssicherheitshauptamt in Berlin oder aber freiwillige Meldung zum Militärdienst. Köhler hat sich auf Drängen seiner Angehörigen zu diesem letzteren Ausweg durchgerungen. Wie in den Dokumenten 27 ff. dargelegt ist, hatte diese Aktion keinen Erfolg. Selbst das Angebot Köhlers, in jeder Waffengattung Dienst zu tun, also auf die OKW-Verfügung vom 14. Oktober

1939, wonach Geistliche nur im Sanitätsdienst verwendet werden sollten, zu verzichten, konnte das Schicksal nicht wenden. Die Überführung nach Dachau ist schließlich doch vom Reichssicherheitshauptamt verfügt worden. Der Häftling Köhler sollte nach Verbüßen der Strafhaft keine Stunde auf freiem Fuß sein. Am 4. Februar wurde er in das Polizeigefängnis Stuttgart gebracht und von dort Mitte Februar 1943 nach Dachau verschubt (Dokument 29), wo er dann bis zum 6. April 1945 ausharren mußte.

Das erzbischöfliche Ordinariat setzte sich bei Bischof Wienken für einen nochmaligen Versuch, Köhler zum Militärdienst freizubekommen, ein. Bischof Wienken wurde zwar eine Überprüfung des Falles zugesagt, doch blieb das Ergebnis negativ (Dokument 31). Damit waren vorerst die Mittel erschöpft, für den KZ-Häftling Köhler etwas zu unternehmen.

Die folgenden Dokumente (32 ff.) befassen sich mit der Einstellung der Kirchenbehörde zum Pfarrverweser Köhler, dessen Pfarrei Görwihl seit der Verhaftung im Juli 1941 von einem Pfarrvikar versehen wurde. Wie aus Dokument 32 hervorgeht, strebte der Pfarrvikar danach, auf die Pfarrei investiert zu werden. Die Ansicht Köhlers wurde über seine Schwester am 4. Juli 1943 dem Ordinariat übermittelt (Dokument 33). Der KZ-Häftling Köhler wollte die Anwartschaft auf die Pfarrei Görwihl aufrechterhalten und sah in der endgültigen Besetzung „einen Akt der Geringschätzung und unerwarteter Undankbarkeit“. Der Beschluß des Ordinariats vom 19. August 1943 (Dokument 34) erscheint dem Betrachter unverständlich, da er vom Betroffenen als Bestrafung aufgefaßt werden mußte. Wie an anderer Stelle noch dargestellt werden wird, hat dieses Verhalten der Kirchenbehörde wohl zu Recht Verbitterung und Verhärtung bei dem Häftling Köhler erzeugt.

Desungeachtet – die Bemühungen der Kirchenbehörde, Köhlers Haftzeit zu verkürzen, waren nicht aufgegeben. Wie die Dokumente 35 ff. beweisen, versuchte Freiburg zusammen mit den Angehörigen einen Vorstoß beim RSHA über Bischof Wienken. Diese Aktion gehört in den größeren Zusammenhang des Sommers 1944, als das Ordinariat für alle inhaftierten Geistlichen diese Gesuche stellte. Die Antwort des Geheimen Staatspolizeiamt Berlin (Dokument 38) auf die Eingabe von Frau Köhler, der Kirchenbehörde von den Angehörigen Köhlers zur Kenntnis gebracht, bot mit der vagen Formulierung, Köhler habe es selbst in der Hand, „durch ein einwandfreies Gesamtverhalten im Lager wesentliche Voraussetzungen für seine Freilassung zu schaffen“, Anlaß,

über Bischof Wienken grundsätzlich klären zu lassen (Dokumente 39 und 40).

Wenn mit dem Entlassungsschein aus dem Konzentrationslager Dachau (Dokument 41) der Schlußpunkt dieses dokumentarischen Berichts gesetzt ist, so bedeutet dies zwar einen äußeren Abschluß für den Häftling Köhler, aber: das Trauma der komplexen politischen Verfolgung, der vielfältigen menschlichen Enttäuschungen, der schweren Haft blieb quasi als character indelibilis. Es bestimmte in der Folgezeit die kritische Distanz-Haltung Köhlers, der trotz äußerer Position (er wurde bald als Religionslehrer in Offenburg angestellt) nie mehr in die Nachkriegsgesellschaft integriert wurde, wenn die tieferen Zusammenhänge bedacht werden.

D o k u m e n t 1

Der Minister
des Kultus und Unterrichts.
Nr. E. 10 607

Karlsruhe, den 30. November 1935
Vikar Wilhelm Otto Köhler in Bruchsal.

Vikar Wilhelm Otto Köhler in Bruchsal predigte am Sonntag, den 20. Oktober des Jahres, in Neudorf anläßlich des Patroziniumsfestes, wobei er von der Kanzel herab sich wie folgt äußerte:

„Wir haben in Deutschland heute 21 Millionen Katholiken, diese sollen sich erheben wie eine Woge. Es ist heute so, daß sich halbwüchsige Jungens erlauben können die katholische Kirche und uns Priester zu beschimpfen, ohne daß man sich dagegen wehren kann. Es ist ja traurig, wenn ein Kind seine Mutter beschimpft, aber es ist noch trauriger, wenn Katholiken ihre Kirche beschimpfen lassen. Es gibt katholische Männer, die nicht einmal schamrot werden, wenn man ihnen Broschüren und Bücher in die Hand drückt, in denen die kath. Religion und die Priester beschimpft werden usw. Die andern hat man mit Gewalt weggedrückt und die heute da sind, machen ein großes Geschrei und führen eine Hetze. Wenn man sie fragen würde, was eigentlich dahinter, dann sehe man, daß es nur ein großer Klamau sei. Wenn sich das Sprichwort, daß die Gottlosen keine Ruhe haben, noch nie bewahrheitet hat, so bewahrheitet es sich in der heutigen Zeit. Man soll sich auch einmal überlegen, was sich die kath. Religion alles bieten lassen muß, ohne daß wir uns dagegen wehren können.

In seiner Predigt führte er sodann noch weiter aus, daß man nicht immer alles verdrehen soll, d. h. diejenigen, die an die letzte Stelle gehören, solle man nicht an die erste setzen; zuerst komme unser Herrgott, dann komme lang, lang nichts und dann erst die Volksgemeinschaft.

Vikar Köhler mußte im Oktober 1933 wegen mehrfacher Entgleisungen im Religionsunterricht der Grund- und Hauptschule in Oppenau von dort mit einem ernsten Verweis bestraft und umgehend versetzt werden. Wie aus den

neuerlichen Entgleisungen festzustellen ist, haben diese Maßnahmen auf ihn nicht den nachhaltigen Eindruck gemacht, den man hätte erwarten müssen. Er hat vielmehr mit den oben wiedergegebenen Äußerungen in schwerster Weise die Bevölkerung verhetzt und die nationalsozialistische Regierung beschimpft. Ich halte es daher für unumgänglich, daß der Geistliche auf längere Zeit aus der Seelsorgetätigkeit überhaupt herausgenommen wird, so daß ihm keine Gelegenheit mehr gegeben ist, seine hetzerischen Predigten fortzusetzen und den Religionsunterricht zu mißbrauchen.

Ich bitte mir tunlichst beschleunigt mitzuteilen, daß die entsprechenden Maßnahmen gegen den Geistlichen von dort verfügt worden sind. Ich darf noch bemerken, daß seitens der obersten Polizeistellen des Landes die Verhängung des Ortsverbotes und des Redeverbots sowie die Entziehung der Befugnis zur Erteilung des Religionsunterrichts erwirkt werden wird, falls von dort aus nicht vorgezogen werden will, Vikar Köhler unauffällig von Bruchsal zu entfernen und ihn bis auf weiteres nicht mehr in der Pfarrseelsorge zu verwenden.

In Vertretung:
gez. Frank.

Dokument 2

Erzbischöfliches Ordinariat
Nr. 18 250.

Freiburg i. Br., den 17. Dezember 1935.
Vikar Wilhelm Otto Köhler in Bruchsal.

I. Herrn Minister des Kultus und Unterrichts in Karlsruhe.

Wir haben das dortige Schreiben vom 30. November dem Stadtpfarramt der Hofpfarrei in Bruchsal zur Äußerung mitgeteilt und beehren uns, in Anlage Abschrift der Rechtfertigung des Vikar Köhler sowie des Begleitschreibens des Stadtpfarrers Böhler ergebenst mitzuteilen. Die uns vorgelegte Predigt-skizze enthält keinerlei Äußerungen oder Anspielungen, die als Kritik der Regierung oder der nat. soz. Partei, als „staatsfeindlich“ ausgelegt werden müssen.

Wir können nach den Erklärungen des Angeklagten nur annehmen, daß die Anzeige wahrscheinlich nicht von einem Ohrenzeugen erfolgt ist, sondern von dritter Seite, die auf Grund von aus dem Zusammenhang gerissenen, mehr oder weniger ungenauen Stellen der Predigt ein völlig tendenziöses Bild der wirklich gehaltenen Patroziniumspredigt entworfen hat. Vikar Köhler hat auf die tatsächlichen Angriffe auf Papst und Kirche in unseren Tagen hingewiesen und die Zuhörer ersucht, ihre Glaubensüberzeugung mit Wort und Tat zu bekennen; zu irgendwelchen ungesetzlichen Handlungen hat er aber in keiner Weise aufgefordert.

Nach dem Bericht des Vikars Köhler hat die Untersuchung der Geh. Staatspolizei für ihn nichts Strafbares feststellen können. Wir wären für Mitteilung der dort vorliegenden Zeugenaussagen dankbar, um nachprüfen zu können, ob nicht trotzdem einzelne Stellen der Predigt mit Recht zu beanstanden wären.

Nach den von uns gemachten Feststellungen liegt ein genügender Grund zur Versetzung oder gar vorübergehender Amtsenthebung Köhlers nicht vor. Wir werden aber den Vikar Köhler ermahnen, seine Predigten künftighin vorher immer genau schriftlich festzulegen und dabei, unbeschadet des Vortrages der ganzen katholischen Glaubens- und Sittenlehre, alles zu vermeiden, was als Angriff auf den heutigen Staat und seine Einrichtungen gedeutet werden müßte.

II. Nachricht hiervon an Hochwürden Herrn Vikar Köhler in Bruchsal, Hofpfarrei, unter Rückgabe Ihrer Predigtskizze und der Abschrift Ihrer Erwiderung. Sie wollen, nachdem Sie nun schon ein zweites Mal zur Anzeige gelangt sind, künftighin in der Bezugnahme auf die heutigen öffentlichen Verhältnisse sich besonderer Vorsicht befleißigen. „Seid einfältig wie die Tauben und klug wie die Schlangen.“

Der Generalvikar:
gez. Rösch

Die im vorstehenden Schreiben erwähnte „Anlage“-Stellungnahme von Vikar Köhler.

Zu den gegen mich erhobenen Vorwürfen habe ich folgendes zu erwidern:

1. Es war in der angegriffenen Predigt in Neudorf im ersten Hauptteil vom Eifer für Gott u. seine Kirche die Rede. Dabei wurde ausgeführt, daß wir deutsche Katholiken geschlossen und einig uns Beschimpfungen unserer Kirche und besonders des Hl. Vaters – etwa als „Medizinmann und Zauberer“ – verbitten müssen. Von einer „Erhebung“ oder vom „Sich erheben“ war nicht von weitem die Rede.

2. Es ist richtig, daß ich von unreifen oder halbwüchsigen Buben sprach. Belege für Beschimpfungen der Kirche und ihrer Priester seitens solcher stehen genügend zur Verfügung.

3. Die nächsten beiden Sätze: „Es ist ja traurig . . .“ und „Es gibt katholische Männer, die nicht einmal schamrot werden“ usw. sind ausnahmsweise annähernd richtig wiedergegeben.

4. Geradezu ungeheuerlich sind aber die Zusätze, mit denen der Angeber die von ihm unterschobene Tendenz meiner Predigt beweisen will: „Die Andern hat man mit Gewalt weggedrückt und die heute da sind, machen ein großes Geschrei und führen eine Hetze. Wenn man sie fragen würde, was eigentlich dahintersteckt, dann sehe man, daß es nur ein großer Klamau sei.“

Ich sprach weder von „weggedrückten Andern“ noch von „denen, die heute da sind“. Weder dem Sinn, noch den Ausdrücken nach konnte etwas derartiges meiner Predigt entnommen werden. Wenn ich das gesagt hätte, wäre ich am selben Tag verhaftet worden.

5. Das Wort der hl. Schrift: „Die Gottlosen haben keinen Frieden“, zitierte ich im zweiten Teil der Predigt und führte auf diese Erklärung die Unruhe und Hetze der Gottlosen zurück. Wie sich dadurch ein Katholik zur Anzeige veranlaßt oder eine staatliche Behörde angegriffen fühlen sollte, ist mir schleierhaft!

6. Die weiter angedeuteten Ausführungen standen im Zusammenhang eines Hinweises auf die rechte Wert- u. Weltordnung. Von der Stellung der Werte

war die Rede, nicht von „denjenigen, die an die letzte Stelle gehören“. In der Rangordnung unseres Gewissens gehöre an erste Stelle unser Herrgott und seine ewigen Gesetze, erst lang darnach stünden uns zeitliche, vergängliche Werte, auch hohe irdische Werte wie Volksgemeinschaft.

Soweit zur Richtigstellung der angeblichen „Äußerungen“.

Ich habe die Glaubigen zur Abwehr kirchenfeindlicher Angriffe, zu Glaubenstreue ermahnt; daß damit die Bevölkerung verhetzt und die nationalsozialistische Regierung beschimpft worden sei, ist die Behauptung eines Einzelnen, der nicht Verstand genug hatte, die Predigt richtig aufzunehmen, aber Gemeinheit genug, seine Gehässigkeit in Zusätzen und Unterstellungen zu beweisen.

Für meine Behauptung steht als Zeuge neben den unbefangenen Hörern auch das Geheime Staatspolizeiamt in Bruchsal, das in der Woche nach meiner Predigt in Neudorf ein Verhör anstellte und nach einer weiteren Woche mich verhörte.

Es fand keinen Grund zum Vorgehen gegen mich u. stellte fest, daß ich an den mir vorgehaltenen Stellen ausdrücklich vom alten Freidenkertum sprach, das nach Auflösung seiner früheren Verbände unter neuen, wohlklingenderen Namen die alte bankerrote Firma wieder aufzutun bemüht sei.

Damit war diese Sache bei der zuständigen Polizeistelle erledigt.

Um so mehr muß es auffallen, daß das Ministerium des Kultus und Unterrichts eine von der Staatspolizei abgetane Sache aufnimmt und daran Forderungen und Drohungen knüpft, ohne erst um Feststellung des Sachverhaltes sich zu bemühen. Offenbar hat der abgewiesene Denunziant auf das zu erlegende Schwarzwild nicht verzichten wollen und in Bruchsal eine Stelle gefunden, die ihm weiterhalf zu ihrer eigenen vorgesetzten Behörde.

Nachdem ich fast zwei Jahre in Bruchsal predige, ohne angezeigt worden zu sein, nachdem ich in vier Schulen hier nie Anlaß zur Beschwerde gab, erscheint das Vorgehen in diesem Falle, wobei ohne weiteres vorausgesetzt wird, daß der Angeber recht, und der Geistliche Unrecht habe, als jedes Gerechtigkeitsgefühl verletzend. Und Gerechtigkeit ist schließlich das, was man von einer Regierung zuerst erwarten muß!

gez. Wilhelm Otto Köhler, Vikar

Dokument 3

Der Minister
des Kultus und Unterrichts.
Nr. E. 3460

Karlsruhe, den 30. März 1940.
Pfarrverweser Wilhelm Köhler in Görwihl.

An das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg i. Br.

Pfarrverweser Wilhelm Köhler in Görwihl hat im Religionsunterricht der 6. Klasse der Volksschule in Görwihl im Februar ds. Js. auf die Frage einer Schülerin, ob es nicht Sünde und Mord sei, wenn der Engländer auf die wehrlosen Matrosen des Schiffes „Altmark“ geschossen habe, geantwortet: „Seid

still mit den dummen Sachen, das kann ich nicht leiden, die Deutschen haben auch schon so etwas ähnliches gemacht. Während des Weltkrieges haben die Bayern auch wehrlose Franzosen erstochen.“

In einer früheren Unterrichtsstunde hat Pfarrer Köhler geäußert, die Italiener seien frömmere als wir und wir würden auf der schiefen Ebene sein, wenn die religiösen Verfolgungen so weitergehen würden.

Im Hinblick auf diese schweren Entgleisungen, welche wohl auch zu einer strafrechtlichen Verurteilung des Geistlichen führen werden, sehe ich mich veranlaßt, dem Pfarrverweser Wilhelm Köhler die Befugnis zur Erteilung des Religionsunterrichts zu entziehen.

In Vertretung:
gez.: Unterschrift nicht zu
entziffern

D o k u m e n t 4

Wilhelm Köhler, Pfarrverweser
Görwihl
auf Nr. 4561 vom 9. 4. 1940.

Görwihl, den 12. April 1940.

Schulverbot

An das Erzbischöfliche Ordinariat, Freiburg i. Br.

Zu der vom Herrn Minister des Kultus und Unterrichts verfügten Entziehung der Befugnis zur Erteilung des Religionsunterrichts, die entgegen sonstigem Rechtsbrauch ohne vorherige Anhörung des Beschuldigten erfolgte, habe ich folgendes zu bemerken:

Meine Äußerungen sind in wesentlichen Punkten von den Anzeigern entstellt wiedergegeben; grundsätzliche Bemerkungen sind weggelassen.

Außerdem schloß die Grundhaltung meines Unterrichts jedes Ärgernis aus, das nicht böswillig und wahrheitswidrig „hergestellt“ werden sollte.

Ich sprach beim V. Gebot vom Recht des Staates, Krieg zu führen, und von dem daraus sich ergebenden Rechten und Pflichten des Soldaten, vom Recht zu töten, wie das der Katechismus vorsieht. Das Recht zu töten sei allerdings kein unbeschränktes, sondern durch die Gesetze der Menschlichkeit und Ritterlichkeit begrenzt, die es verböten, wehrlose Gegner und Verwundete niederzumachen. Einige Schüler brachten dann, ohne sich der Ordnung gemäß zu melden, vor, was von Polen an Grausamkeiten verübt worden war. Ich gab zur Antwort: Diese Unmenschlichkeiten wird unser Herrgott bestrafen, darüber könnt ihr sicher sein. Ich setzte die Belehrung fort und sagte etwa: Der rechte Soldat ist hart im Kampf, aber ritterlich im Sieg. Darauf wurde ich erneut durch eine Zwischenfrage unterbrochen, die auf die „Altmark“ Bezug hatte. Ärgerlich über das unaufgerufene Dazwischenreden sagte ich dann: „Laßt diese dummen Sachen; das kann ich nicht leiden!“ Nämlich das Dazwischenreden! Ganz bestimmt fügte ich noch an: „Ihr braucht mir jetzt nicht alles daherbringen, was Ihr noch wißt; ich höre auch Radio und lese Zeitung...“ Im übrigen gibts leider überall brutale und rohe Menschen. Soldaten des Weltkrieges haben mir erzählt, daß da leider auch auf unserer

Seite Roheiten vorkamen, daß z. B. Bayern an verwundeten und sich ergebenden Feinden ihre Wut ausließen und solche in einzelnen Fällen niedermachten“. Den Vergleich des englischen Verhaltens im Altmarkfall mit „ähnlichen Vorgängen“ bei uns habe ich bestimmt nicht gezogen. – Ich ging vielmehr auf die Erwähnung der Altmark gar nicht ein, weil ich das Grundsätzliche dazu, die moralische Verurteilung solcher Grausamkeit, schon in Bezug auf Polen klar herausgestellt hatte.

Mein Hinweis auf das zeitlich weit zurückliegende Geschehen des Weltkriegs läßt deutlich werden, daß ich den Ausnahmecharakter solcher Kriegsentartungen auf deutscher Seite heraus hob. Für die Tatsächlichkeit solcher Fälle darf ich mich auf Augenzeugen und schriftliche Darlegungen von zuständiger Seite berufen. Einer meiner Freunde, Ritter des E. K. I und E. K. II., hat mir darüber eigene Erlebnisse mitgeteilt und ist bereit, mir zu bezeugen, daß ich nicht erfunden habe.

Kann man es mir verargen, daß ich bei der Erziehung der Jugend, in der nicht ganz selten Fälle von Rohheit gegen Tiere und auch gegen Mitmenschen zu tadeln sind – so wurde vor wenigen Jahren im Nachbarort ein kleines Schulkind von einem Schulbuben in fürchterlicher Weise umgebracht – gegen die Roheit und Grausamkeit kämpfe und zur Urteilsbildung über rechtes Kämpfertum zu verhelfen suche?! Ich habe an obiges Beispiel den Schluß geknüpft: ungerechtes Töten drohe die Waffenehre eines Volkes zu beflecken.

Die überwältigende Mehrheit der Kinder hat an meinen Ausführungen nicht im mindesten Anstoß genommen. Darum hat man auch nicht die ganze Klasse verhört, obwohl die Buben darin wohl aufmerksamer als die Mädchen meine Darlegung hörten. Man nahm zwei Kinder heraus – die Tochter des Ortsgruppenleiters, übrigens geistig weit unter dem Durchschnitt, und ihre Freundin und Verwandte. Man hatte auch nicht den Mut, mich anhören zu lassen, was ich gesagt haben sollte.

Die von den Anzeigern ferner herangezogene Bemerkung über die Italiener, für die man nicht einmal entfernt eine Zeit oder Zeugen anzugeben vermag, kann ich in ihrer ursprünglichen Gestalt anerkennen als Lob italienischer Jugenderziehung, in der Religiosität und Kirchentreue fundamental sind, und als Bedauern darüber, daß man anderswo die Notwendigkeit solcher Dinge nicht zugebe und sogar dagegen ankämpfe. Das Wort von religiöser Verfolgung auf deutschem Raum erinnere ich mich als Feststellung des hl. Vaters und deutscher Bischöfe schon gelesen und auf deren Anordnung öffentlich bekanntgemacht zu haben.

Alle meine Ausführungen waren von der Liebe zu meinem Vaterland bestimmt. Bitter berührt es aber, in seiner Arbeit von kleinlichen und persönlicher Feindseligkeit nahegehenden Denunzianten verdächtigt zu werden; noch bitterer allerdings nach dreizehnjähriger unbescholtener Arbeit an der Jugend unseres Volkes, und als Sohn eines badischen Gymnasiallehrers, der über 40 Jahre im Staatsdienst stand, auf das einfältige Geschwätz von zwei zwölfjährigen Mädchen von der Behörde ohne Abwarten meiner Verteidigung der Schule verwiesen zu werden. Sollte das Ministerium zur Klärung der Sache bereit sein, mich persönlich anzuhören, so würde ich gerne dort mich rechtfertigen.

gez. Wilhelm Otto Köhler, Pfarrverweser.

Dokument 5¹

Der Minister
des Kultus und Unterrichts
Nr. E 4806.

Karlsruhe, den 6. Mai 1940.
Pfarrverweser Wilhelm Köhler von Görwihl.

Auf das Schreiben vom 17. April ds. Js. Nr. 5110.
An das Erzb. Ordinariat
in Freiburg i. Br.

Gegen Pfarrverweser Wilhelm Köhler in Görwihl wurde ein staatspolizeiliches Ermittlungsverfahren durchgeführt, in dessen Verlauf Schülerinnen und schließlich der Geistliche selbst eingehend gehört worden sind. Auf Grund des Ergebnisses dieser Ermittlung sah ich mich veranlaßt, dem Pfarrverweser Köhler die Befugnis zur Erteilung des Religionsunterrichts zu entziehen. Dar- nach besteht für mich keine Veranlassung zu einer nochmaligen Prüfung der Angelegenheit. Auch ist die Behauptung abwegig, dem Pfarrverweser Köhler sei die Unterrichts-erlaubnis ohne vorherige Anhörung entzogen worden².

In Vertretung:
gez.: Unterschrift nicht zu
entziffern

Dokument 6

Wilhelm Köhler, Pfarrverweser
Görwihl

Görwihl, den 16. Mai 1940.
Schulverbot. Auf Nr. 6477.

In obiger Sache teile ich dem Erzb. Ordinariat mit, daß ich vor Verhängung des Schulverbotes einmal seitens der Geh. Staatspolizei vernommen wurde. Ich wußte aber nicht, daß das die Form ist, in der die Unterrichtsbehörde mit einem Religionslehrer verkehrt.

Da in dem Schulverbot die Aussage der zwei Schülerinnen, die mir der Polizeibeamte vorgelesen hatte, als Begründung des Verbotes wortwörtlich wiederkehrte, mußte ich annehmen, daß das Ministerium von meiner – wesentlich anderen – Darstellung des Gesagten keine Kenntnis habe. – Das war offenbar ein Irrtum meinerseits, der aus meiner Meinung hervorging, daß das Wort eines Erziehers die Darstellung von zwei Zöglingen vielleicht berichtigen könnte. Das Ministerium hat aber meine Darstellung als unerheblich offenbar zur Seite geschoben und sich der Anklage gleich als Urteil bedient. Das konnte ich nicht vermuten und habe deshalb geschrieben: ich sei vorher seitens dieser Behörde nicht gehört worden.

¹Die Kirchenbehörde hatte unter weitgehender Verwendung der Stellungnahme Köhlers am 17. April an das Ministerium geschrieben und darum gebeten, das Schulverbot gegen Köhler zurückzunehmen.

²Die vorherige Anhörung bestand in einem staatspolizeilichen Verhör, wie Köhler der Freiburger Kirchenbehörde am 16. Mai 1940 (Dokument 6) mitteilte, nachdem er von vorstehendem ministeriellen Schreiben in Kenntnis gesetzt worden war.

Das Ministerium hat selbst einen wesentlichen Punkt meiner Gegenklage bestätigt: es seien „Schülerinnen“ gehört worden! – Warum die Buben der Klasse nicht? Und warum auch nicht „die Schülerinnen der Klasse“, sondern bloß die zwei gefügigen Werkzeuge des Ortsgruppenleiters?

Über die Art des Verhörs hat die Klügere der zwei Mädchen unter Tränen sich vor Zeugen bei mir geäußert! Ich behalte mir die höchst aufschlußreiche Aussage dieser Zeugin zur Verwendung vor, falls eine gerichtliche Behandlung der Sache angängig gemacht werden sollte.

Nach wie vor halte ich die Verhängung des Schulverbotes auf solcher Basis für einen sehr fragwürdigen und das Vertrauen zur Gerechtigkeit des Ministeriums erschütternden Akt.

Wilhelm Otto Köhler, Pfarrer

D o k u m e n t 7

Erzbischöfl. Dekanat Waldshut

Nr. 200

An das Hochwürdigste

Erzb. Ordinariat, Freiburg

Waldshut, den 22. Juli 1941.

Pfarrverweser Köhler von Görwihl.

Pfarrverweser Köhler wurde auf gestern, den 21. Juli, von der Geheimen Staatspolizei vorgeladen zur Vernehmung. Er kam nicht mehr zurück und befindet sich hier in Schutzhaft. Der Geheimen Staatspolizei hier ist nicht bekannt, wie lange die Haft dauert. Wir fürchten, daß der Herr das Schicksal vieler anderer Herren teilt, die nicht mehr auf die Pfarrei zurückkommen.

Für den nächsten Sonntag ist die Seelsorge geregelt, da zufällig ein früherer Vikar des Herrn Köhler, Vikar Kaiser, hier in Urlaub ist. Er wird am Sonntag den Gottesdienst in Görwihl übernehmen. Wir bitten, das weitere anzuordnen.

gez. Bieser, Dekan

D o k u m e n t 8

Erzbischöfl. Dekanat Waldshut

Nr. 201

Auf Nr. 10140 vom 23. 7. 1941.

Hochwürdigstes

Erzb. Ordinariat,

Freiburg/Brsg.

Waldshut, den 25. Juli 1941.

Pfarrverweser Köhler in Görwihl.

Auf unsere wiederholte Anfrage bei der Geheimen Staatspolizei erhielten wir die gleiche Antwort, die wir bereits berichtet haben, die hiesige Gestapo wisse nicht, ob die Schutzhaft des Herrn Pfarrverweser Köhler längere Zeit

gehe; Pfarrverweser Köhler sei auf Anordnung der vorgesetzten Behörde in Karlsruhe in Schutzhaft genommen worden. Nur die Geheime Staatspolizei dort könne also Auskunft geben.

Vor einigen Wochen wurde Herr Pfarrverweser Köhler hier durch einen Beamten der Geheimen Staatspolizei aus Karlsruhe verhört wegen einer *Ohrfeige*, die er einem Knaben gegeben hatte. Es ist möglich, daß diese Festnahme im Zusammenhang damit erfolgte. Wenn die Antwort der Geh. Staatspolizei in Karlsruhe nicht anders lautet und auf keine längere Haft schließen läßt, wäre wohl eine einstweilige Anweisung eines Vikars angebracht.

gez. Bieser, Dekan

Dokument 9

Erzbischöfl. Dekanat Waldshut
Nr. 202

Auf Nr. 10 140 vom 23. 7. 41.

Waldshut, den 26. Juli 1941.

Pfarrverweser Köhler von Görwihl

Hochwürdigstes Erzb. Ordinariat, Freiburg/Brsg.

Die Gelegenheit, unter Umgehung der Post genauen Bericht zu erstatten im Anschluß an unser Schreiben vom 25. Juli, Nr. 201, benützen wir.

Die Gestapo hat sich in den letzten Monaten wiederholt mit Herrn Pfarrverweser Köhler beschäftigt, und es war deutlich zu erkennen, daß sie ein besonderes Auge auf ihn hat. Zuletzt handelte es sich um eine Ohrfeige, die er einem Knaben gegeben hat. Wegen dieses Falles wurde er von einem Gestapobeamten aus Karlsruhe verhört. Am Schluß des Verhörs sagte der Beamte, er werde eine Rüge erhalten. Als Herr Köhler am Tage seiner Festnahme vorher sich bei uns aufhielt, rechnete er mit mehreren Möglichkeiten, weshalb er zur Vernehmung vorgeladen war.

Die erste sei die Predigt in Bruchsal, ferner hatte er erfahren, es habe jemand behauptet, er habe gesagt, die Engländer siegen. Er glaubte aber, der Grund seiner Vorladung sei der, daß er jetzt die Rüge bekommen werde wegen der Ohrfeige.

Als er sich meldete, wurde er ohne jedes Verhör ins Gefängnis gebracht. Gestern, am 25. Juli, versuchte sein Freund, Professor Kempf von Offenburg, der in Görwihl ihn besuchen wollte, ihn im Gefängnis zu sprechen. Es wurde zuerst entschieden abgelehnt, er erklärte aber, er müsse Herrn Köhler unbedingt sprechen, damit er von ihm erfahren könne, wo die oder jene Bücher sind, wie es mit der Gottesdienstordnung zu halten sei, mit den Schulstunden in den Filialen usw. Daraufhin durfte Herr Kempf ihn in Gegenwart eines Gestapobeamten kurz sprechen über diese Fragen. Herr Köhler sagte während dieses Gespräches, er wisse ja gar nicht, weshalb er eingesperrt sei, worauf der Beamte antwortete, doch er wisse es ja, es sei wegen der Ohrfeige.

Am Tage vorher wurde uns auf unsere Frage bei der Gestapo, ob die Haft wohl längere Zeit dauern werde, zum zweiten Mal geantwortet, sie kennen den Grund der Verhaftung nicht, dieselbe sei auf Anordnung der vorgesetzten

Behörde in Karlsruhe erfolgt, sie wüßten also auch nicht, ob die Haft längere Zeit gehen werde.

Das Verhalten der Gestapo erinnert an den Fall des Pfarrer Schneider von Beuggen. Diesem Herrn wurde bei der Verhaftung versichert, seine Haft dauere 3 Wochen, nach 21 Tagen werde er entlassen. Als das nicht geschah, wurde von uns angefragt, warum Herr Schneider nicht entlassen worden sei. Wir erhielten die Antwort von der Gestapo, sie wisse es nicht, es sei von Karlsruhe die Entlassung noch nicht angeordnet, sie könne jeden Tag erfolgen. Wir warteten Tag für Tag, bis wir auf einmal erfuhren, daß Herr Schneider inzwischen schon nach Dachau abgeführt wurde.

Es ist ja möglich, daß die hiesige Gestapo nichts davon wußte, daß Herr Schneider statt entlassen zu werden, nach Dachau gebracht werden soll; es ist aber unwahrscheinlich, denn zwei Tage vor dieser Überführung nach Dachau telefonierte uns die Gestapo, wir sollten der Haushalterin des Herrn Schneider telefonisch mitteilen, sie könne den Herrn noch einmal besuchen. Als von uns erstaunt gefragt wurde, was das „noch einmal“ zu bedeuten habe, es sei uns doch gesagt worden, der Herr könne jeden Tag entlassen werden, kam der Beamte in Verlegenheit. Er wußte zweifellos was für Herrn Schneider bestimmt ist. Auch der Rechtsanwalt wollte ihn am andern Tag besuchen; der Anwalt wurde abgelehnt, ohne daß ihm mitgeteilt wurde, daß Herr Schneider sich bereits in Dachau befindet.

Herr Köhler ist allerdings jetzt der ruhigen Überzeugung, es handle sich nur um diese Ohrfeige. Wir glauben das nicht, sondern halten es für wahrscheinlicher, daß die Gestapo froh ist, den Herrn endlich fassen zu können. Da es immerhin möglich ist, daß diese Bemerkung des Beamten auf Wahrheit beruht, bitten wir, die Geheime Staatspolizei in Karlsruhe anzufragen. Wenn das richtig ist, dann wäre ja nur mit einer kurzen Haft zu rechnen.

Herrn Anwalt Siebert haben wir Mitteilung gemacht vom Wunsche der Kirchenbehörde die Verteidigung des Herrn zu übernehmen; er bittet aber, Hohe Kirchenbehörde wolle ihm etwas Schriftliches an die Hand geben. Er erklärt, vorerst sei in der Sache nichts zu machen.

Bitte dieses Schriftstück zu vernichten.

Bieser, Dekan.

D o k u m e n t 10

Erzbischöfliches Ordinariat
No. 10336.

Freiburg i. Br., den 28. Juli 1941.
Pfarrverweser Köhler in Görwihl

An die Geheime Staatspolizei Staatspolizeileitstelle
in K a r l s r u h e, Reichstr. 24.

Es wird uns mitgeteilt, daß Pfarrverweser Wilhelm Otto K ö h l e r (geb. 16. 4. 1904) von Görwihl am 21. d. Ms. durch Beamte der Gestapo verhaftet und in das Bezirksgefängnis Waldshut überführt worden sei.

Wir ersuchen um Mitteilung, welches der Grund der Inhaftnahme ist u. wie lange die Haft voraussichtlich dauern wird.

gez. Rösch

Dokument 11

Erzbischöfliches Ordinariat
No. 10 525.

Freiburg i. Br., den 30. Juli 1941.
Pfarrverweser Wilhelm Otto Köhler in Görwihl

An die Herrn Rechtsanwälte Karl und Dr. Hermann Siebert
in Waldshut.

Wie uns mitgeteilt wird, wurde Pfarrverweser Wilhelm Otto Köhler (geb. 16. 4. 1904) von Görwihl durch Beamte der Gestapo verhaftet und in das Bezirksgefängnis in Waldshut überführt. Der Grund hierfür soll eine Ohrfeige sein, die er einem Buben gegeben habe. Bei der Staatspolizeileitstelle in Karlsruhe haben wir wegen des Grundes der Inhaftnahme sowie die Dauer der Haft angefragt. Wenn die Antwort eingeht, werden wir dorthin Mitteilg. machen.

Wir ersuchen Sie, die Vertretung und Verteidigung des Herrn Pfarrverweser Köhler zu übernehmen.

gez. Rösch

Dokument 12

Karl & Dr. H. Siebert
Rechtsanwälte.
Mitgl. des NSRB.

Waldshut, den 6. August 41.

An das Erzb. Ordinariat
Freiburg i. Br., Herrenstr. 35

Pfarrverweser Wilh. Otto Köhler-
Görwihl betr.

Da die hiesige Stelle der Gestapo mir wegen Übernahme der Vertretung des HH. Köhler Schwierigkeiten zu bereiten sucht, habe ich bei dem Herrn Präsidenten der Rechtsanwaltskammer-Karlsruhe Beschwerde erhoben. Durchschlag derselben liegt zu Ihrer gefl. Kenntnisnahme an.

Mit deutschem Gruß!
gez. Siebert

Anlage zu Dokument 12

5. August 1941.

An den Herrn Präsidenten der Rechtsanwaltskammer
K a r l s r u h e.

Berufsausübung betr.

Sehr geehrter Herr Präsident!

Zur Zeit befindet sich im hiesigen Amtsgefängnis ein kath. Geistlicher in Schutzhaft. Dessen vorgesetzte Behörde, das Erzb. Ordinariat-Freiburg, hat mich gebeten, die Vertretung des Häftlings zu übernehmen. Demzufolge

schickte ich über die Gefängnisverwaltung an den Inhaftierten eine Vollmacht mit der Bitte um Unterschrift und Rückgabe.

Gestern rief mich die Zweigstelle der hiesigen Gestapo an und beanstandete mein Vorgehen. Sie ist der Ansicht, daß ein Rechtsanwalt nicht berechtigt sei, eine polizeilich in Schutzhaft genommene Person zu vertreten. Ich bestritt diese Auffassung und machte geltend, daß es jedem deutschen Staatsbürger erlaubt sei, die Hilfe eines Rechtsanwaltes in allen Rechtsangelegenheiten in Anspruch zu nehmen, und zwar ohne jede Ausnahme. Die Gestapo beharrte jedoch auf ihrem Standpunkt mit dem Bemerken, sie wolle sich hierwegen bei der Leitung in Karlsruhe des Näheren verlässigen und mir alsdann wieder Nachricht zugehen lassen.

Da die Angelegenheit von grundsätzlicher Bedeutung ist, möchte ich nicht versäumen, den Herrn Präsidenten hiervon Mitteilung zu machen mit der Bitte um gefl. Stellungnahme evtl. um Herbeiführung einer prinzipiellen Entscheidung.

Es ist dies schon der zweite Fall, in welchem mir wegen Übernahme der Vertretung eines polizeilichen Schutzhäftlings von der Gestapo Schwierigkeiten bereitet werden.

Heil Hitler!
gez. Siebert
Rechtsanwalt.

Dokument 13

Karl & Dr. H. Siebert
Rechtsanwälte.
Mitgl. des NSRB.

Waldshut, den 12. August 41.

An das Erzb. Ordinariat
Freiburg i. Br., Herrenstr. 35

Pfarrverweser Wilh. Otto Köhler-
Görwihl betr.

Der Präsident der Rechtsanwaltskammer-Karlsruhe hat geantwortet; dessen Zuschrift vom 8. 8. 1941 liegt in Abschrift zu Ihrer gefl. Kenntnisnahme an. Wie Sie sehen, streicht auch die hl. Justitia vor der Gestapo die Segel. Es ist tief bedauerlich, daß ein Deutscher Staatsbürger der Gestapo so gut wie recht- und schutzlos ausgeliefert ist. Das sollte eigentlich in einem Rechtsstaat nicht vorkommen.

Trotzdem werde ich meine Bemühungen fortsetzen, und möchte höfl. bitten, unbedingt darauf zu beharren, daß Ihnen der Grund der Inhaftnahme von der Leitstelle in Karlsruhe mitgeteilt wird¹. In Ihrer Eigenschaft als vor-

¹ Das Ordinariat erinnerte auf diese Anregung hin die Gestapo-Leitstelle an das Schreiben vom 28. Juli (Dokument 10) mit dem Bemerken: „Sofern uns keine Antwort zugeht, werden wir durch eine Mittelsperson die gewünschte Auskunft beim RSHA in Berlin uns erbitten“ (Schreiben vom 13. August 1941). Damit war die Einschaltung von Bischof Wienken gemeint. Die Haftgründe wurden auch nach diesem Erinnerungsschreiben nicht mitgeteilt. Kontakt mit Bischof Wienken vom Kommissariat der Deutschen Bischofskonferenz wurde erst nach der Verschiebung Kohlers nach Dachau aufgenommen. Vgl. die folgenden Dokumente.

gesetzte Behörde des in Schutzhaft Genommenen haben Sie einen unbedingten Anspruch darauf. Die angebliche Ohrfeige dürfte selbstredend nicht der wahre Grund der Inhaftierung gewesen sein, umso mehr, weil Köhler Schulverbot hat. Wenn die Ohrfeige außerhalb der Schule verabreicht wurde, so könnte höchstens Privatklage wegen leichter Körperverletzung bzw. tätlicher Beleidigung in Frage kommen, niemals aber eine Inhaftierung.

Von der Gestapo-Karlsruhe ist mir irgend welche Nachricht noch nicht zugegangen.

gez. Siebert
Rechtsanwalt.

Anlage zu Dokument 13

Der Präsident der
Rechtsanwaltskammer
Karlsruhe.

Karlsruhe, den 8. August 1941.

Herren Rechtsanwälte Karl & Dr. H. Siebert
Waldshut

Betr. Vertretung in Schutzhaftssachen

Ich bestätige den Eingang Ihrer Zuschrift vom 5. d. M. Mit Schreiben vom 25. Nov. v. J. haben Sie mir bereits über die Schwierigkeiten berichtet, die bei der Vertretung in Schutzhaftssachen aufgetreten sind; hierauf habe ich Ihnen mit meinem Schreiben vom 29. Nov. 40 wie folgt geantwortet:

„Die Stellung des Rechtsanwalts bei der Vertretung in Schutzhaftssachen hat mir im Jahre 1938 Veranlassung zu einem Schriftwechsel mit der Geheimen Staatspolizei – Leitstelle Karlsruhe – gegeben. Diese vertritt auf Grund eines Erlasses des stellv. Chefs und Inspektors vom 11. April 1935 den Standpunkt, daß ein Rechtsanwalt nur die Rechte besitzt, die auch jeder andere Staatsbürger geltend machen kann, der für einen von der Schutzhaft Betroffenen eintritt. Er darf schriftliche Gesuche einreichen, einen Anspruch auf **Akten-einsicht und auf Mitteilung politisch-polizeilicher Vorgänge** hat er nicht. Sprecherlaubnis ist nicht zugelassen, wenn dadurch der politisch-polizeiliche Zweck der Schutzhaft gefährdet wird. Praktisch ist danach der Rechtsanwalt als Verteidiger im gebräuchlichen Sinn dieses Wortes (§ 148 Str.PO) von einer beruflichen Tätigkeit ausgeschlossen. Der Standpunkt des Herrn Reichsministers der Justiz in seinem Erlaß vom 31. Januar 1935 (Jur.Woch. S. 759) wird hiernach von der Gestapo nicht anerkannt.“

An dieser Auffassung hat sich seitdem nichts geändert, so daß m. E. jede weitere Vorstellung nach dieser Hinsicht vollkommen aussichtslos erscheint.

Heil Hitler!
gez. Ludwigs.

D o k u m e n t 14

Karl & Dr. H. Siebert
Rechtsanwälte.
Mitgl. des NSRB.

Waldshut, den 18. August 1941.

An das Erzb. Ordinariat
Freiburg i. Br., Herrenstr. 35

Pfarrverweser Wilh. K ö h l e r
Görwihl betr.

Von der hiesigen Gestapo geht mir die Mitteilung zu, daß das weitere Verfahren nunmehr beim Sondergericht Freiburg anhängig ist.

Ich bin froh, daß die Gestapo nicht mehr weiter mit der Sache befaßt ist. Sobald mir Besucherlaubnis erteilt wird, werde ich den Angeschuldigten besuchen.

Die Inhaftierung im hiesigen Gefängnis wird bis auf weiteres bleiben.

gez. Siebert
Rechtsanwalt.

D o k u m e n t 15

Karl & Dr. H. Siebert
Rechtsanwälte.
Mitgl. des NSRB.

Waldshut, den 22. August 1941.

An das Erzb. Ordinariat
Freiburg i. Br., Herrenstr. 35

Pfarrverweser Wilh. K ö h l e r
Görwihl betr.

Soeben teilt mir Gefängnisverwalter Zimmer hier mit, daß Pfarrverweser Köhler heute Morgen nach D a c h a u weggeführt worden sei.

Sodann frage ich höflich an, ob Ihnen inzwischen der Grund der Inhaftierung des Beschuldigten von der Gestapo bekannt gegeben wurde.

gez. Siebert
Rechtsanwalt.

Dokument 16

Karl & Dr. H. Siebert
Rechtsanwälte.
Mitgl. des NSRB.

Waldshut, den 5. September 1941.

An das Erzb. Ordinariat
Freiburg i. Br., Herrenstr. 35

Pfarrverweser Wilh. Köhler
Görwihl betr.

In obigem Betreff komme ich auf unsere Besprechung vom 27. 8. 41 zurück.

Mit Schriftsatz vom 26. 8. 41 habe ich den Herrn Oberstaatsanwalt beim Sondergericht Freiburg um Auskunft gebeten, ob dortseits etwas Näheres von der Überführung des Häftlings nach Dachau bekannt sei und erhielt hierauf folgende Antwort:

„Der Beschuldigte befindet sich nicht in Untersuchungshaft sondern in Schutzhaft. Sie wollen sich daher mit Ihrer Anfrage zuständigkeitshalber an die Geheime Staatspolizei wenden.

Im Auftrage: gez. Müller, Gerichtsassessor
begl. gez. Unterschrift Justizinspektor.“

Nach Sachlage hat es gar keinen Zweck, sich an die Geh. Staatspolizei zu wenden, da mir über den Gegenstand der Beschuldigung erfahrungsgemäß doch keine Auskunft erteilt wird.

Selbstverständlich halte ich mich bei dem Sondergericht über den Stand des Verfahrens auf dem Laufenden. Sobald mir die Anklageschrift zugestellt wird, komme ich auf die Sache zurück.

gez. Siebert
Rechtsanwalt.

Dokument 17

Commissariat
der Fuldaer Bischofskonferenz

Berlin W 62, d. 20. Sept. 1941
Wichmannstraße 14 Anruf: 25 00 14

Seiner Exzellenz
dem Hochwürdigsten Herrn Dr. Conrad Gröber
Erzbischof von Freiburg
Freiburg i. Br.

Exzellenz,
Hochwürdigster Herr Erzbischof!

Auf Grund einer Besprechung, die ich gestern im RSHA hatte, kann ich folgendes mitteilen:

1./Pfarrverweser Wilhelm Köhler hat, nach Angabe des RSHA, in der Schule, bei der Behandlung des 5. Gebotes sich staatsabträglich geäußert. Die beanstandeten Äußerungen wurden mir im einzelnen vorgelesen. U. a. hat er die Schandtatzen der Engländer bei der Beschießung der „Altmark“ dadurch zu entschuldigen gesucht, daß er behauptete, im Weltkriege hätten

die Bayern wehrlose Franzosen erschossen. Weiterhin hat er die Engländer als besser und frömmer als die Deutschen gekennzeichnet. Es wurde Pfarrverweser Köhler die Erlaubnis zur Erteilung des Religionsunterrichtes entzogen und ein Strafverfahren eingeleitet. Über das Ergebnis des Strafverfahrens ist in den hiesigen Akten, soweit sie im Augenblick vorliegen, nichts enthalten. Ebenso fehlt eine Notiz darüber, daß Pfarrverweser K., wie es im dortigen Schreiben vom 22. August mitgeteilt wird, bereits nach Dachau ins Konzentrationslager verbracht worden ist. . .¹

3./Das letzte Schreiben Ew. Exzellenz vom 17. September ging gestern bei mir ein, als ich gerade im Begriff stand, zum RSHA zu gehen². Ich habe dort versucht, im Sinne des Schreibens Ew. Exzellenz zu Gunsten der dortigen Geistlichen etwas zu erreichen. Das Ergebnis ist negativ. Wie nach den bekannten Vorgängen in Münster und Trier erwartet werden konnte, wird sich das Vorgehen des RSHA gegen Geistliche, die sich etwas zu schulden kommen lassen, nicht milder gestalten.

Mit verehrungsvoller Begrüßung!
† Wienken

Dokument 18

Karl & Dr. H. Siebert
Rechtsanwälte.
Mitgl. des NSRB.

Waldshut, den 9. Oktober 1941.

An das Erzb. Ordinariat
Freiburg i. Br.

Pfarrverweser Wilh. Köhler
von Görwihl betr.

In obigem Betreff habe ich vorgestern bei der Gestapo hier vorgesprochen. Dasselbst ist über den derzeitigen Aufenthalt Köhlers nichts bekannt.

Gestern sprach Pfarrvikar Fischer-Görwihl auf meinem Geschäftszimmer vor und teilte mit, daß Pfarrer Köhler in Dachau untergebracht sei und alle 14 Tage schreibe, ebenso auch Post empfangen dürfe.

Vom Sondergericht Freiburg ist mir bisher nichts zugegangen.

gez. Siebert
Rechtsanwalt.

¹ Bischof Wienken ging im gleichen Schreiben auch auf den Fall des Pfarrers Nikolaus Rombach ein, dem nach Angaben des RSHA „die Art und Weise, wie er die Polen religiös betreut hat“, vorgeworfen wurde. Weiter wurde ihm zur Last gelegt, daß er gelegentlich einer Einquartierung in Herrischried Reibereien provoziert hatte. Rombach wurde die Erlaubnis, Religionsunterricht zu erteilen, entzogen, nach sechs Wochen Haft stand damals eine Verschiebung nach Dachau bevor. Vgl. die Schilderung des Falles in der Einleitung und in der statistischen Liste.

² Erzbischof Gröber hatte am 17. September 1941 an Bischof Wienken folgenden Brief geschrieben, auf den Wienken hier kurz eingeht: „Exzellenz, Hochwürdigster Herr Bischof! Gerade kommt mir in den Sinn, ob nicht zu Gunsten der inhaftierten Geistlichen der deutschen Diözesen eine Gesamteingabe des Episkopates aussichtsreich wäre. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie bejahendenfalls Breslau unterrichten und die Eingabe vielleicht persönlich überreichen würden. Ich kann es nicht mehr ertragen, daß hochwürdige Herren wegen einer politischen Bagatelle oder gar unschuldig monate- und jahrelang in Dachau liegen.“ Die Kopie dieses Briefes in den Akten von Köhler. Zum Gesamtzusammenhang vgl. Einleitung

Dokument 19

Freiburg, den 11. Oktober 1941

An das Erzb. Pfarramt in Görwihl,
Landkreis Waldshut.

Wir ersuchen um gefl. Mitteilung, ob Herr Pfarrverweser Wilhelm Köhler von Dachau aus bereits geschrieben hat und gegebenenfalls wie es ihm geht u welche Adresse er hat (Gefangenennummer und Block)¹.

gez. Rösch

Dokument 20

Erzb. Pfarramt
Görwihl
Baden

Görwihl, den 14. Oktober 1941.

An das Hochwürdigste Erzbischöfliche Ordinariat
Freiburg i. Br.

Pfarrverweser Wilhelm Köhler.
Schreiben N. 13 821 vom 11. 10. 41

Ihrer Anfrage wollen wir gerne entsprechen.

H. Herr Pfarrverweser Wilhelm Köhler hat von Dachau aus bereits dreimal an seine Schwester, Fräulein Maria Köhler, geschrieben. Im 1. und 3. Brief schreibt er, er sei wohlauf, es ginge ihm gut, und er sei auch guter Dinge. Der 2. Brief enthielt keine Angaben. Im Gedanken an seinen Beruf und an seinen Herrgott finde er Halt und Vertrauen.

Seine Anschrift: Wilhelm Otto Köhler, geb. 16. 4. 04,
Gef.-Nr. 27 133; Dachau 3 K, Block 26.

Wir hatten es bisher unterlassen, dem Hochwürdigsten Erzbischöflichen Ordinariat Mitteilung zu machen, weil wir dem von Ihnen bestellten Rechtsvertreter regelmäßig Bescheid zugehen ließen, sobald wir etwas Sicheres von H. H. Pfarrverweser Köhler erfahren konnten, und auch der Überzeugung waren, daß von dort aus alles Bedeutsame entweder in Abschrift oder in sinngemäßer Mitteilung an das Hochwürdigste Ordinariat weitergegeben werde.

In ergebenster Hochachtung
W. Fischer
Pfarrvikar

¹ Das Ordinariat war sichtlich befremdet, daß Pfarrvikar Fischer von Görwihl an die Kirchenbehörde keine Mitteilung über die Korrespondenz Kohlers und damit über sein Schicksal gemacht hatte. Die Reaktion Fischers im folgenden Dokument (20) ist deutlich.

Dokument 21

Karl & Dr. H. Siebert
Rechtsanwälte.
Mitgl. des NSRB.

Waldshut, den 18. Oktober 1941.

An das Erzb. Ordinariat
Freiburg i. Br., Herrenstr. 35

Betr. Pfarrverweser Wilh. Köhler
von Görwihl.

In obigem Betreff habe ich mich nochmals mit Pfarrvikar Fischer in Görwihl ins Benehmen gesetzt, insbesondere darüber, ob dortseits etwas näheres über die Einvernahme der Schulkinder bekannt ist. Hierauf ging die Mitteilung ein, daß tatsächlich eine Einvernahme von Schulkindern durch die Gestapo erfolgt sei.

Auch HH. Pfarrverweser Köhler ist zur Einvernahme auf 10. Mai 1941 geladen worden. Über den näheren Inhalt seiner Vernehmung kann jedoch niemand Auskunft geben. Er teilte seiner Schwester Maria Köhler lediglich mit, es handle sich um eine Ohrfeige, die er einem Schüler gegeben habe; im übrigen habe er über die Belange der Kirche und Schule nur wenig gesagt.

In dem Verkündigungsbuch 1940, Seite 173 befindet sich folgende Notiz (Sonntag, den 14. April 1940):

„In eigener Sache habe ich Euch heute folgendes mitzuteilen:

Vorgestern früh wurde mir seitens des hiesigen Hpt-Lehrers eröffnet, das Badische Ministerium des Kultus und des Unterrichts habe mir die Erlaubnis zur Erteilung des R. U. entzogen. Grund dieses Schulverbots seien Äußerungen im Unterricht des 5. u. 6. Schuljahres. Meine eigene Behörde hat mir die Äußerungen mitgeteilt, die mir zur Last gelegt werden. Ich teile Euch wörtlich mit, was das Ministerium nach Freiburg schrieb:

„Pfarrverweser Wilhelm Köhler in Görwihl hat im R.U. der sechsten Klasse der Volksschule in Görwihl im Februar des Jahres auf die Frage einer Schülerin, ob es nicht Sünd und Mord sei, wenn die Engländer auf die wehrlosen Matrosen des Schiffes „Altmark“ geschossen haben, geantwortet: „Seid still mit den dummen Sachen, das kann ich nicht leiden, die Deutschen haben auch schon so etwas ähnliches gemacht. Während des Weltkrieges haben die Bayern auch wehrlose Franzosen erstochen.“ –

„In einer früheren Unterrichtsstunde hat Pfarrer Köhler geäußert, die Italiener seien frömmere als wir und wir würden auf der schiefen Ebene sein, wenn die religiösen Verfolgungen so weiter gehen würden.“ – Soweit das Ministerium.

Nach gewissenhaftestem Nachdenken muß ich dazu sagen, daß dem Ministerium eine unvollständige und entstellte Wiedergabe meiner Worte zugegangen ist. Und ich bedaure, daß der Bericht zweier 12-jähriger Mädchen, – auf den einzig obige Darstellung sich stützt – genügt hat, um mich der Schule zu verweisen. Man hat die wichtigsten Sätze meiner Äußerungen weggelassen und andere entstellt . . .

Ich sprach in der Erklärung des V. Gebotes vom Krieg, von den Soldatenpflichten, vom Rechte des Soldaten im Kampf zu töten – wie das der

Katechismus vorsieht. Das Recht zu töten sei aber kein unbeschränktes, es sei durch Gesetze der Ritterlichkeit begrenzt, die es nicht erlaubten, wehrlose Gegner oder Verwundete niederzumachen. Einige Schüler brachten dann, ohne sich ordnungsgemäß zu melden, vor, was von Polen an Grausamkeit verübt worden war. Ich gab zur Antwort: Diese Unmenschlichkeiten wird unser Herrgott bestrafen, darüber könnt Ihr sicher sein. – Ich setzte die Belehrung fort und sagte ausdrücklich: Der rechte Soldat ist hart im Kampf, aber ritterlich im Sieg. Darauf wurde ich wieder – ohne Aufruf – durch eine Zwischenfrage unterbrochen, die auf die „Altmark“ Bezug hatte. Ich ärgerte mich über diese neuerliche Unterbrechung und das Dazwischenreden und sagte: „Laßt das dumme Zeug, das kann ich nicht leiden.“ Nämlich das Dazwischenreden! Ganz sicher erinnere ich noch dazu gesagt zu haben: Ihr braucht jetzt nicht alles daherbringen, was ihr wißt, ich höre auch Radio und lese Zeitung! Im übrigen gibt es leider überall brutale und rohe Menschen. Es haben mir Soldaten aus dem Weltkrieg erzählt, daß da leider auch auf unserer Seite Roheiten vorkamen, daß z. B. Bayern an verwundeten und gefangenen Feinden ihre Wut ausließen und solche in einzelnen Fällen niedermachten. Einen Vergleich des englischen Verhalten sim Falle Altmark mit „ähnlichen“ Vorgängen bei uns (wie es oben stand) habe ich nicht gezogen. Ich ging auf die Erwähnung der „Altmark“ gar nicht ein, weil ich schon in Bezug auf Polen das Grundsätzliche gesagt hatte.

So sieht die Sache in Wirklichkeit aus und ich glaube an Wahrheitsliebe wie an Gedächtnis den beiden Schulkindern nicht nachzustehen. Selbstverständlich werde ich tun, was ich kann, daß meine Rechtfertigung vor den staatlichen Behörden erfolgt. Vorläufig wird indes in der Pfarrei kein R. U. stattfinden. Es tut mir leid um eurer Kinder willen. Die Verantwortung für diesen Ausfall vertraue ich vor Gott nicht tragen zu müssen.“

Auch bis heute liegt etwas Näheres vom Sondergericht Freiburg nicht vor.

gez. Siebert
Rechtsanwalt.

Dokument 22

Karl & Dr. H. Siebert
Rechtsanwälte.
Mitgl. des NSRB.

Waldshut, den 29. Oktober 1941.

An das Erzb. Ordinariat
Freiburg i. B., Herrenstr. 35

Betr. Pfarrverweser Wilhelm Köhler
von Görwihl.

In obigem Betreff teilt mir der Oberstaatsanwalt beim Sondergericht Freiburg folgendes mit:

„Das Verfahren ist noch im Lauf. Die Akten liegen z. Zt. dem Herrn Reichsminister der Justiz vor.“

Sobald ich näheres erfahre, werde ich wieder berichten.

gez. Siebert
Rechtsanwalt.

Dokument 23

Abschrift.

Der Oberstaatsanwalt
als Leiter der Anklagebehörde
bei dem Sondergericht Freiburg/Br.
So KMs 15/41

Freiburg i. Br., den 20. 11. 1941
Schutzhaft!

An den Herrn Vorsitz der Sondergerichts
Freiburg i. Br.

Unter Vorlage der Akten erhebe ich mit dem Antrag, Hauptverhandlung anzuordnen,

Anklage

gegen den am 16. 4. 1904 in Pforzheim geborenen, in Görwihl (Landkreis Säckingen) wohnhaften, katholischen Pfarrverweser

Wilhelm Otto Köhler,

– z. Zt. in Schutzhaft im Konzentrationslager Dachau –

Beschuldigung:

Der Beschuldigte Wilhelm Otto Köhler hat

1.) an einem näher nicht mehr feststellbaren Tage im Februar 1941 im katholischen Religionsunterricht in Görwihl, als ihm gelegentlich von Erörterungen über das biblische Verbot des Tötens von Menschen eine Schülerin fragt, ob es keine Sünde sei, daß die Engländer auf die wehrlosen Matrosen des Schiffes „Altmark“ schossen, ob dies kein Mord sei, erklärt:

„Seid still mit den dummen Sachen, das kann ich nicht leiden, die Deutschen haben auch schon so etwas ähnliches gemacht. Während des Weltkrieges haben die Bayern auch wehrlose Franzosen erstochen.“, womit er sagen wollte, daß das von den deutschen Stellen verschiedentlich festgestellte völkerrechtswidrige Verhalten der Engländer gegenüber wehrlos gewordenen deutschen Soldaten auf gleichem Verhalten deutscher Wehrmacht angehöriger zurückgehe und die amtlichen deutschen Darstellungen über die Rechtswidrigkeit derartigem englischen Vorgehens unrichtig seien.

2.) Am 21. 2. 41 während der im Schwesternheim in Görwihl abgehaltenen sogenannten Kinderlehre, die er nach dem im März 1940 wegen unter Ziffer 1) angeführten Äußerung auferlegten Unterrichtsverbots mit seinen früheren ReligionsSchülern als „freiwillige“ Kinderlehre durchführte, geäußert:

„Wir“ (gemeint die Deutschen) „sollen die Engländer nur in Ruhe lassen, denn die sind frömmere als die Deutschen und kennen auch die Bibel besser als wir“,

womit er sagen wollte, daß die Engländer frommere Christen und nicht, wie es tatsächlich ist, und auch von der deutschen Propaganda entsprechend dargestellt wird, Heuchler seien, die den Mantel der christlichen Religion zur Tarnung ihrer Profitsucht und Völkerausbeutung und ferner:

„Die Kinder lernen in der Schule heute nichts mehr Rechtes, der Lehrer würde nur noch Männlein an die Tafel malen“,

womit er sagen wollte, daß die heutigen auf Weisungen der Staatsführung beruhenden Lehrpläne anstatt zur Bildung und Erziehung zur Verdummung der Schüler führten.

Dabei mußte er damit rechnen, daß die über diese Äußerungen empörten Schüler sie zu Hause weitererzählen würden.

Er hat somit in zwei rechtlich selbständigen Fällen nichtöffentlich böswillig gehässige, hetzerische und von niedriger Gesinnung zeugende Äußerungen über leitende Persönlichkeiten des Staates und der NSDAP, über deren Anordnungen und von ihnen geschaffene Einrichtungen gemacht, die geeignet sind, das Vertrauen des Volkes zur politischen Führung zu untergraben, wobei er damit rechnen mußte, daß die Äußerungen in die Öffentlichkeit dringen würden.

Strafbar nach § 2 Abs. 1, 2 des Gesetzes gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniformen vom 20. 12. 1934. § 74 RStGB.

Beweismittel

A. Urkunden:

1. Strafliste (AS. 29),
2. Geburtsbeurkundung (AS. 27),
3. Politisches Gutachten der Kreisleitung Säckingen der NSDAP (AS. 39),
4. 1 Heft Ermittlungsakten der Stapoleitstelle Karlsruhe Nr. II B 1-2110/40 (vertraulich),
5. Anordnung der Strafverfolgung aus § 2 des Gesetzes vom 20. 12. 1934 vom 3. 11. 1941 (AS. 97).

B. Zeugen:

- | | |
|---|-------------------|
| 1. Margarete Baldischweiler, Görwihl, | (AS. 67), |
| 2. Erika Kaiser, | (AS. 69), |
| 3. Ida Schlachter, | (AS. 5, 23, 48), |
| 4. Johann Schmidt, | (AS. 5, 22, 47), |
| 5. Emil Nägele, | (AS. 6, 24, 49), |
| 6. Josef Zipfel, | (AS. 6, 22, 49), |
| 7. Herbert Kaiser, | (AS. 11, 21, 47), |
| Ziff. 3-7 sämtlich Schüler in Rotzingen, | |
| 8. Alfred Eckert, Hauptlehrer, Hartschwand, Ldkrs. Säckingen, | |
| 9. Kriminaloberassistent Dowideit, Kreko Waldshut. | |

Ermittlungsergebnisse / Persönliche Verhältnisse

Der Beschuldigte ist als Sohn des Gymnasialprofessors Wilhelm Köhler und dessen Ehefrau Ida geborene Grünewald an seinem Geburtsort Pforzheim aufgewachsen und hat dort auch das Gymnasium durchlaufen. Nach Bestehen der Reifeprüfung studierte er an den Universitäten Freiburg i. Br. und Münster katholische Theologie und wurde 1927 in St. Peter bei Freiburg zum Priester geweiht. In der Folgezeit war er bis 1937 an verschiedenen Orten in Baden als Vikar und Pfarrverweser tätig.

Seit 1937 ist er Pfarrverweser in Görwihl.

Vorbestraft ist Beschuldigter nicht.

Der Beschuldigte gehörte bis zur Machtübernahme dem Zentrum an, ohne jedoch angeblich darin tätig gewesen zu sein. Nach der Machtübernahme hat er sich nach seiner Darstellung „jeglicher Politik enthalten“. Er ist aber trotz-

dem seit der Machtübernahme in politischer Hinsicht mehrfach sehr unliebsam als typischer Hetzpriester aufgefallen.

So hat er am 4. 11. 1934 beim Gottesdienst in der Hofkirche in Bruchsal darüber gepredigt, daß dieser Sonntag in der katholischen Kirche im Zeichen des Buches stehe und hat darüber geklagt, daß so viele nicht gute Bücher und Kalender, wobei er den Kalender der Deutschen Arbeitsfront besonders erwähnte, der guten katholischen Lektüre vorgezogen würden.

Sodann hat er am 20. 10. 1935 in der Sonntagspredigt im katholischen Gottesdienst in Neudorf bei Bruchsal darüber gesprochen, was sich die katholische Religion heute alles bieten lassen müsse, daß die 21 Millionen Katholiken in Deutschland sich gegen die heutige Verfolgung der katholischen Kirche zur Wehr setzen sollten und daß die Freidenker, die erledigt und bankerott waren, sich heute wieder als deutsche Christen erheben würden.

Im Hauptgottesdienst am Sonntag, dem 8. 11. 1936 in St. Georgen bei Freiburg i. Br. hat er ausgeführt, daß der Katholik eine katholische Hausbücherei brauche, denn es könne die Zeit kommen, wo es keinem Priester mehr möglich sein werde, ihn zu besuchen und ihn im Glauben zu stärken.

Im November 1937 nahm er in Görwihl und dem Nachbarort Hartschwand gegen den weiblichen Arbeitsdienst in gehässiger Weise Stellung, weil dessen Angehörige anläßlich der Einweihung ihres Arbeitsdienstlagers in Görwihl eine am Gebäude befindliche Christusfigur bei der Ausschmückung des Gebäudes mit einer Hakenkreuzfahne verhängt hatten.

Abgesehen davon, daß wegen einer Versetzung des Beschuldigten Schritte eingeleitet wurden, wurde wegen dieser Vorfälle zunächst gegen ihn nichts unternommen.

Als der Beschuldigte sich dann im Februar 1940 der jetzt unter Ziffer 1.) zur Anklage gelangenden Äußerung schuldig machte, wurde ihm durch Verfügung des Bad. Ministeriums des Kultus und Unterrichts vom 30. 4. 1940 die Befugnis zur Erteilung des Religionsunterrichts entzogen. Von diesem Zeitpunkt an hielt er mit seinen früheren Religionsschülern im Schwesternhaus in Görwihl eine sogen. „freiwillige Kinderlehre“ 1–2mal wöchentlich ab, die sich sachlich gesehen als reine Fortsetzung seines früheren Religionsunterrichtes, d. h. als bewußte Umgehung des Unterrichtsverbotes darstellte.

Nachdem sich der Beschuldigte im Februar 1941 neuerdings der unter Ziffer 2.) zur Anklage gelangenden Äußerung schuldig machte, wurde vom Reichssicherheitshauptamt gegen ihn langfristige Schutzhaft verfügt.

Die Straftat

Der Beschuldigte führt die ihm zur Last gelegten Äußerungen darauf zurück, daß die Kinder seine gelegentlich der Erklärung von Bibelworten vorgebrachten Beispiele mißverstanden hätten.

Lediglich die Behauptung angeblicher Roheiten deutscher Soldaten im Weltkrieg gibt er mit Abschwächungen zu. An die Äußerung über das Verhalten der Engländer im Altmarkfalle will er sich dagegen nicht mehr erinnern können. Es könne sich nur darum gehandelt haben, daß dieser Name genannt worden sei und daß er, unwillig über die neuerliche Unterbrechung des Unterrichts, gesagt habe: „Laßt das jetzt.“

Hinsichtlich der im Februar 1941 gefallenen Äußerungen sollen die von den Kindern gemachten Angaben deshalb mißverständlich sein, weil sie in in-

direkter Rede wiedergegeben seien. Er will nicht das deutsche Volk allgemein, sondern lediglich die schlechten Tiefensteiner Schüler mit den Engländern verglichen haben.

Die Äußerungen des Beschuldigten, der sich schon bei den oben erwähnten früheren Anlässen als ein Eiferer erwiesen hat, der ausschließlich klerikale Gesichtspunkte gelten laßt, für politische und staatliche Notwendigkeiten aber kein Verständnis aufbringt, sind aber in ihrem Sinn eindeutig und von den mehrfach zur Sache vernommenen Kindern so verstanden worden. An der Böswilligkeit seiner Einstellung und der sich aus ihr ergebenden Äußerungen können bei den sich ständig wiederholenden Ausfällen des Beschuldigten keine Zweifel bestehen.

Oberstaatsanwalt.

Dokument 24

So KMs. 15/41

So AK. 162/41

Im Namen des Deutschen Volkes!

Urteil.

Strafsache

gegen

Wilhelm Otto Köhler, Pfarrverweser aus Pforzheim, wegen Vergehens gegen das Heimtückegesetz.

Das Sondergericht beim Landgericht Freiburg i. Br. hat in der Sitzung vom 8. Dezember 1941 in Waldshut, an der teilgenommen haben:

Landgerichtspräsident von Frankenberg als Vorsitzender,

Landgerichtsrat Dr. Künstle,

Landgerichtsrat Dr. Straumann als beisitzender Richter,

Gerichtsassessor Müller als Beamter der Staatsanwaltschaft,

Gerichtsreferendar Morgenroth als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle,

für Recht erkannt:

Der Angeklagte, Pfarrverweser Wilhelm Otto Köhler von Pforzheim, wird wegen Vergehens gegen § 1 des Heimtückegesetzes in zwei Fällen zu einer

Gesamtgefängnisstrafe von einem Jahr zwei Monaten

und zu den Kosten des Verfahrens verurteilt.

Gründe

Der am 16. April 1904 in Pforzheim als Sohn des inzwischen verstorbenen Gymnasialprofessors Wilhelm Köhler und dessen jetzt in Dundenheim wohnhaften Ehefrau Ida geb. Grünwald geborene Angeklagte verbrachte seine Jugendzeit in seinem Heimatort und besuchte dort die Volksschule und das Gymnasium. Nach Erlangung des Reifezeugnisses widmete er sich dem Studium der katholischen Theologie an den Universitäten Freiburg i. Br. und Münster und wurde 1927 in St. Peter bei Freiburg zum Priester geweiht. Er war sodann in 10 verschiedenen Orten, darunter Bruchsal, St. Georgen bei Freiburg und Herbolzheim, als Vikar tätig und wurde vom letztgenannten Orte im Jahre 1937 als Pfarrverweser nach Görwihl überwiesen. Da er im

Jahre 1934 bei einer Predigt in Bruchsal am Tage des Buches sich unter anderem gegen den Kalender der Deutschen Arbeitsfront gewandt hatte, am 20. X. 1935 in der Kirche in Neudorf von Verfolgung der Katholiken gesprochen hatte, gegen welche sich diese zur Wehr setzen mußten, am 8. XI. 1936 beim Gottesdienst in St. Georgen von der Notwendigkeit einer katholischen Hausbücherei predigte, da die Zeit kommen könne, in der ein Besuch durch einen katholischen Priester nicht mehr möglich sei, und im November 1937 in Görwihl sich abfällig über den weiblichen Arbeitsdienst geäußert und eine Sühneandacht abgehalten hatte, weil von diesem ein Christus am Kreuze mit der Hakenkreuzfahne verdeckt worden war, wurde ihm auf Meldung der Geheimen Staatspolizei, aus deren Akten sich die erwähnten früheren Vorfälle ergeben, über den ersten, ihm jetzt zur Last gelegten Anklagepunkt durch Verfügung des Bad. Ministers für Kultus und Unterricht vom 30. III 1940 die Befugnis zur Erteilung des Religionsunterrichts entzogen. Darauf erteilte er seinen früheren ReligionsSchülern aus Görwihl und den Filialorten eine sogenannte „freiwillige Kinderlehre“, deren Abhaltung ihm von seinen kirchlichen Oberen zur Pflicht gemacht wurde, und die staatlichseits nicht beanstandet wurde, soweit sie in der Kirche oder kirchengehörigen Räumen stattfand. Im Winter hielt er diesen Religionsunterricht im Schwesternhaus in Görwihl ab und trennte wegen der großen Anzahl Schüler diesen für diejenigen aus Görwihl selbst und aus den Filialgemeinden Rotzingen, Hartschwand und Tiefenstein; die Zahl der letzteren betrug etwa 45. Wegen des zweiten, ihm jetzt zur Last gelegten Anklagepunktes verhängte das Reichssicherheitshauptamt gegen ihn langfristige Schutzhaft und ließ ihn anfangs September 1941 nach Dachau verbringen. Vorbestraft ist der Angeklagte nicht.

Die Hauptverhandlung hatte aufgrund der glaubhaften Aussagen der im Vorverfahren wiederholt schon vernommenen Kinder folgendes Ergebnis:

I. Der Angeklagte sprach an einem Tage im Februar 1940 im Religionsunterricht in Görwihl über das 5. Gebot und erwähnte hierbei als Beispiele für das Erlaubtsein des Tötens Notwehr und Angriff oder Verteidigung des Soldaten im Kriege. Dabei führte er aus, daß, wenn der Gegner oder Feind wehrlos sei, die Ritterlichkeit den Soldaten vom Töten dieses abhalten müsse. Dabei kam der Zeugin Margarete Baldischweiler der Vorfall mit der „Altmark“ in Erinnerung, und sie frug daraufhin den Angeklagten, ob dies erlaubt gewesen sei, daß die Engländer auf die wehrlosen Matrosen des Schiffes „Altmark“ geschossen hätten, ob dies kein Mord sei. Dieser entgegnete ihr, wie auch die Mitschülerin Erika Kaiser als Zeugin bekundete, sie solle mit dem dummen Zeug still sein, das könne er nicht leiden. Es ware nicht schön gewesen, aber auch bei uns sei schon solches vorgekommen; bayrische Soldaten hätten im Weltkrieg auch wehrlose Franzosen erstochen. Der Schülerin kam trotz ihrer Jugend diese Antwort als für die deutschen Soldaten verletzend vor, und sie berichtete diesen Vorfall deshalb ihrem Vater, der in Görwihl Ortsgruppenleiter ist. Über diesen hatte der Angeklagte sich in der Weise schon abfällig bei der Tochter geäußert, daß er ihr sagte, der Apfel falle nicht weit vom Baum. Der Zeugin Erika Kaiser drückte er sein Mißfallen über ihre Angaben aus, indem er ihr keine Beichte abnehmen wollte. Der Angeklagte hat sich an dieses Gespräch über den Altmarkfall in der Kinderlehre wohl erinnert. Er will dabei durch das Fragen der Kinder verärgert gewesen sein, da er den Unterricht habe fortsetzen wollen, und deshalb gesagt

haben, sie solle ihn mit dem dummen Zeug in Ruhe lassen. Beigefügt habe er, es gebe überall brutale Soldaten, und im Weltkrieg seien Soldaten, wie ihm erzählt worden sei, in der Kampfeswut auch gegen Wehrlose vorgegangen. Diese offensichtliche Verdrehung und Ausrede konnte die Darstellung der Schülerinnen nicht entkräften.

Darnach hat der Angeklagte aber vorsätzlich eine unwahre Behauptung tatsächlicher Art aufgestellt und verbreitet, die geeignet war, das Ansehen der Reichsregierung und das Wohl des Reiches schwer zu schädigen; denn es mußte ihm bewußt sein und war ihm auch bewußt, daß er im Zusammenhang mit dem Altmarkfall nur aus der Erinnerung an eine ihm angeblich erzählte Begebenheit aus dem Weltkriege der Leitung der Wehrmacht und den deutschen Soldaten den schweren Vorwurf machte, ähnliche Fälle wie bei der Altmark durch die Engländer würden auch bei uns vorkommen. Damit hat er sich also eines Vergehens nach § 1 des Gesetzes gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniformen vom 20. 12. 1934 schuldig gemacht. Den Tatbestand des § 2 dieses Gesetzes hielt das Gericht nicht für erfüllt, da nach Sachlage aus dem Ärger und Beweggrund des Angeklagten heraus, der von der Besprechung des 5. Gebotes wegkommen und den Unterricht fortsetzen wollte, dadurch aber infolge der wieder auf das Verbot der Tötung zurückkommenden Frage der Schülerin Margarete Baldischweiler, deren Vater er sowieso nicht besonders gut gesinnt war, sich gehemmt sah und in diesem Unmut die Bemerkung machte, der Schluß auf ein gehässiges, hetzerisches oder von niedriger Gesinnung zeugendes Motiv nicht hinreichend zu erweisen war.

II. Am 21. II. 1941 während einer im Schwesternheim in Görwihl abgehaltenen Kinderlehre, an der die Kinder aus den Filialgemeinden teilnahmen, behandelte der Angeklagte die Bergpredigt. Wie verschiedene der als Zeugen vernommenen Kinder ausgesagt haben, schimpfte er dabei wie vorher schon öfters auf die Kinder aus Tiefenstein, die wieder einmal nichts gekonnt hatten, dafür aber durch lebhaftere, oft ablenkende Fragen ihr Abfragen nach dem zum Lernen Aufgegebenen hinausschieben wollten. In seiner Erregung sind ihm dabei nach eigenem Geständnis die Worte entschlüpft, sie sollten nur die Engländer in Ruhe lassen; es könnte sein, daß diese frömmere als sie seien und die Bibel besser kennen würden. Die Aussagen der Schüler und Schülerinnen Ida Schlachter, Johann Schmidt, Emil Nägele, Josef Zipfel und Herbert Kaiser haben ergeben, daß der Angeklagte sich noch bestimmter ausgedrückt hat in dem Sinne, daß er die Engländer als frömmere Christen und bessere Bibelkenner hinstellte und sie den Kindern gleichsam als Vorbild in dieser Hinsicht vorführte. Im Anschluß daran bemerkte er, fast hätte er noch mehr gesagt, und gab seinem Mißfallen über den in der Schule in Tiefenstein wirkenden, ihm nach seiner Ansicht entgegen arbeitenden Lehrer dadurch Ausdruck, daß er sagte, er wisse nicht, was die da drunten trieben, sie hätten nur 3 Tage Schule; ob der Lehrer immer noch Männlein an die Tafel male. Dabei war ihm ein Vorgang im Gedächtnis, bei dem er an der Tafel in Tiefenstein ein Männlein mit einer Bibel unter dem Arm gezeichnet gesehen hatte, den ihm die Schüler als Chamberlain erklärt hatten, den der Lehrer hingezeichnet habe. Auch hier seien nach Aussage der Kinder seine Worte deutlicher gewesen, als ob sie heute nichts mehr Rechtes lernen würden, und der Lehrer nur noch Männlein an die Tafel male.

Auch durch diese am gleichen Tage im Zusammenhang gefallenem zwei Äußerungen hat der Angeklagte in einer zu der Straftat unter I weiteren selbständigen Handlung sich eines Vergehens nach § 1 des genannten Heimtückegesetzes schuldig gemacht. Denn indem er die Engländer als Vorbild und frömmere Christen und bessere Bibelkenner hinstellte, hat er etwas Unwahres behauptet, das geeignet war, das Ansehen der Reichsregierung zu schädigen, die in ihrer Propaganda die Engländer zutreffend als Heuchler bezeichnet, die mit dem Mantel der christlichen Religion ihren krassen Egoismus und ihre Völkerausbeutung zu tarnen suchen. Hier kann von gehässigem, hetzerischem und von niedriger Gesinnung zeugendem Charakter der Äußerungen allerdings noch weniger gesprochen werden, da nach Anlaß und Zusammenhang diese sich nur auf die Tiefensteiner und ihren Lehrer beziehen sollten, im allgemeineren Sinne aber aufgefaßt wurde. Der Angeklagte mußte bei genügender Sorgfalt, zu der er nach den Umständen und seiner Intelligenz verpflichtet war, erkennen, daß er hier unwahre Behauptungen, nämlich größere Frömmigkeit und bessere Bibelkenntnis der Engländer, sowie Nachlassen und Spielerei im Schulbetrieb aufgrund von Lehrplänen und dergl. aufstellte, die geeignet waren, das Ansehen der Reichsregierung bezüglich der Darstellung der Engländer als Heuchler und bezüglich der Ziele bei Erziehung und Unterrichtung in den Schulen schwer zu schädigen. In der Außerachtlassung dieser Sorgfalt liegt grobe Fahrlässigkeit nach Abs. II des genannten Paragraphen 1 des Heimtückegesetzes.

Bei Ausmessung der darnach zu erkennenden Gefängnisstrafe konnte strafmindernd nur die bisherige Straflosigkeit des Angeklagten und seine Erregung bei Abgabe der Äußerungen wirken. Straferschwerend kam aber in Betracht, daß es sich bei ihm um einen Geistlichen handelt, der im allgemeinen dazu neigt, seine ablehnende Gesinnung gegen die heutige Staatsführung in Predigt und Unterricht durchblicken zu lassen, daß er gerade vor Kindern, die das nötige Urteilsvermögen nicht besitzen, Äußerungen gebraucht hat, die bei diesen die Entwicklung einer staatsbejahenden Gesinnung gefährden konnten, daß er durch das Verbot der Erteilung des Religionsunterrichts in der Schule nach dem ersten Fall gewarnt war und daß der bei diesem ersteren Fall erhobene Vorwurf, als ob die deutsche Wehrmacht auch auf Wehrlose schieße, mit der damit ausgedrückten Gleichstellung mit dem schändlichen Verhalten der Engländer im Falle der Altmark besonders schwer war und in den Kindern die Vorstellung, als ob dieses Verhalten noch zu entschuldigen sei, entstehen lassen konnte. So erschien für den ersten Fall eine Gefängnisstrafe von 1 Jahr, für den zweiten die Höchststrafe von 3 Monaten Gefängnis angemessen. Durch Erhöhung der verwirkten schwersten Strafe von 1 Jahr wurde nach § 74 RStGB. eine Gesamtgefängnisstrafe von 1 Jahr 2 Monaten gebildet. Da der Angeklagte sich nicht in Untersuchungshaft befindet, kam Anrechnung nach § 60 RStGB. nicht in Frage.

Die Kosten des Verfahrens waren dem Angeklagten nach §§ 464 ff. StPO. aufzuerlegen.

gez. v. Frankenberg, Dr. Künstle, Dr. Straumann
Ausgefertigt:

Schauer
Justizangestellte
als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle

Dokument 25

Karl & Dr. H. Siebert
Rechtsanwälte.
Mitgl. des NSRB.

Waldshut, den 18. Dezember 1941

An das Erzb. Ordinariat

Pfarrverw. Wilh. Otto Köhler,
Görwihl, betr.

In obiger Sache bestätige ich dankend den Empfang Ihrer Zuschrift vom 15. d. Mts., wonach mir der Kostenbetrag von 342,02 RM überwiesen wird.

Pfarrverweser Wilh. Köhler ist noch im hiesigen Amtsgefängnis. Dessen Schwester, Fräulein Maria Köhler, habe ich veranlaßt, noch um Besuchserlaubnis einzukommen. Sie wandte sich zu dem Zweck an den Herrn Oberstaatsanwalt beim Sondergericht Freiburg. Hierauf lief folgender Bescheid ein:

„Der verurteilte Bruder, Pfarrverweser Wilhelm Otto Köhler, befindet sich z. Z. noch nicht in Strafhaft, sondern in Schutzhaft. Sie wollen sich daher wegen Erteilung einer Besucherlaubnis an die Geheime Staatspolizei wenden.

I. A. gez. Müller, Gerichtsassessor“

Wie Sie sehen, ist die Frage, ob Schutzhaft weiterbestehen oder die Strafe zuerst verbüßt werden soll, noch nicht entschieden.

Fräulein Köhler hat trotzdem ihr Ziel erreicht. Es wurde ihr heute von der hiesigen Staatsanwaltschaft eine kurze Unterredung mit ihrem Herrn Bruder gewährt.

gez. Siebert
Rechtsanwalt

Dokument 26

Freiburg i. Br., den 17. September 1942
Pfarrverweser Wilhelm Otto Köhler,
ehemals in Görwihl, jetzt in Rottenburg a. N.

Es erscheint Frau Professor Köhler in Dundenheim, Mutter des Pfrvs. Wilhelm Köhler, und gibt an, daß ihre Tochter heute beim Oberstaatsanwalt Weiss beim Sondergericht Freiburg wegen vorzeitiger Entlassung des Pfrvs. Köhler aus der Strafanstalt Rottenburg a. N. vorgesprochen habe. Oberstaatsanwalt Weiss erklärte, daß dies keinen Zweck habe, da Köhler nach Entlassung aus der Strafhaft der Gestapo übergeben werden müsse aufgrund eines Gesetzes vom 2. 2. 1942. Köhler würde dann wieder nach Dachau zurückgebracht werden. Für die Aufhebung dieser Maßnahme sei nur das Reichssicherheitshauptamt in Berlin zuständig. Sofern man dies erreichen wolle, müsse man sich dahin wenden.

Auf die Einwendung, ob nicht durch eine freiwillige Meldung beim Militär dies abgewehrt werden könne, meinte Oberstaatsanwalt Weiss, daß dies ein guter Ausweg sei. Dann könne er auch vorzeitig entlassen werden. Die Mutter will ihren Sohn dies jetzt wissen lassen, damit er alsbald diesbezügliche Schritte unternimmt.

Die beiden Schwestern Köhler haben ihren Bruder in diesen Tagen in Rottenburg besucht und ihn darauf vorbereitet. Der Gedanke war ihm neu. Er meinte, er würde ohne weiteres nach Strafverbüßung in die Heimat ent-

lassen werden. Daß er wieder nach Dachau kommen könne, daran denkt er nicht.

gez. Dr. S. Hirt

D o k u m e n t 27

Rottenburg (Neckar), den 8. Dezember 1942
Schloß Nr. 1

Abt. 8 Einl.-Nr. 472/41

Absender: Wilhelm Otto Köhler

Anschrift des Empfängers:

Erzbischöfliches Ordinariat, Freiburg i. Br.

An das Erzbischöfliche Ordinariat

Freiburg i. Br.

Der Unterzeichnete bittet das Hochwürdigste Erzbischöfliche Ordinariat um die Erlaubnis, sich freiwillig zum Dienst in der Wehrmacht melden zu dürfen, und um möglichst rasche Übersendung der Freistellungsurkunde.

Die Gründe darf er wohl als bekannt voraussetzen, nachdem seine Geschwister persönlich und durch seinen Vertreter in Görwihl, Hochw. Herrn Pater Fischer, sowie durch seinen Freund, Hochw. Herrn Professor Kempf in Offenburg, bei seiner Exzellenz, dem Hochwürdigsten Herrn Erzbischof selbst und mehreren Hochwürdigten Herrn des Ordinariats in der Angelegenheit vorgesprochen haben.

gez. Wilhelm Otto Köhler, Pfarrverweser von Görwihl,
z. Z. im Strafgefängnis Rottenburg am Neckar

D o k u m e n t 28

Beschluß vom 10. Dezember 1942. Nr. 14 586.

Wehrdienst

I. Herrn Wilhelm Otto Köhler, Pfarrverweser,
z. Z. in *Rottenburg/Neckar*, Strafgefängnis.

Wir erteilen Ihnen hiermit auf Ihren Antrag die Erlaubnis, daß Sie sich freiwillig zur Wehrmacht melden. Der Ihnen vom WBK Lörrach ausgestellte Freistellungsschein ist nicht in unserer Hand. Wir wenden uns aber gleichzeitig an das WBK Lörrach und teilen mit, daß Ihre Freistellung aufgehoben werden kann.

II. An das Wehrbezirkskommando in *Lörrach*.

Wilhelm Otto Köhler, geboren 16. 4. 1904 in Pforzheim, römisch-katholischer Geistlicher, bisher Pfarrer in Görwihl, hat uns um die Erlaubnis gebeten, daß er sich freiwillig der Wehrmacht zur Verfügung stellen darf. Wir haben ihm diese Erlaubnis erteilt. Die Freistellung desselben vom aktiven Wehrdienst kann aufgehoben werden. Ein Vertreter desselben für die Verwaltung der Pfarrei Görwihl ist von uns bereits bestellt. Pfarrer W. O. Köhler, der sich z. Z. im Strafgefängnis Rottenburg am Neckar befindet und dessen Strafzeit nahezu abgelaufen ist, rechnet mit seiner baldigen Einberufung. Gemäß OKW-Verfügung v. 14. 10. 1939, Nr. 3325 geh. steht derselbe zur Verwendung im Sanitätsdienst zur Verfügung.

gez. Rösch

Nr. 15 130 Beschluß vom 22. Dezember 1942.

Wehrdienst.

An das Wehrbezirkskommando in L o r r a c h.

Im Nachgang zu unserm Schreiben vom 10. Dezember 1942 Nr. 14 586 beehren wir uns, noch Folgendes anzufügen:

Wilhelm Otto Köhler, geboren 16. 4. 04, verzichtet darauf, daß bei seiner Einberufung zur Wehrmacht die Verfügung des OKW vom 14. 10. 39 Nr. 3325 geh. betr. die Heranziehung von römisch-katholischen Geistlichen zum aktiven Wehrdienst, eingehalten wird und ist bereit, bei jeder Waffengattung Dienst zu leisten. Auch wir erklären uns damit einverstanden. Die Straftat des Otto W. Köhler geht am 8. Februar zu Ende. Wenn die Einberufung zum Wehrdienst auf einen früheren Zeitpunkt erfolgen würde, wäre eine vorzeitige Haftentlassung möglich.

II. Nachricht hiervon an Hochwohlgeboren Frau Professor Köhler in Görwihl, Lkrs. Waldshut.

gez. Rösch

D o k u m e n t 2 9

Der Regens des Priesterseminars

Rottenburg, 5. 2. 1943

An das Hochwürdigste
Erzbischöfliche Ordinariat
Freiburg i. Br.

Betreff: Überführung des Pfarrverwesers Köhler nach Dachau.

Es bestand allorts große Hoffnung, daß das Bittgesuch des Pfarrverwesers Köhler aus Görwihl bzw. seiner Mutter, das sowohl von der Staatsanwaltschaft in Freiburg als auch vom Vorstand des hiesigen Gefängnisses warm befürwortet wurde, Erfolg haben würde, und er nach Verbüßung seiner Haft für das Heer bzw. Sanitätsdienst freigegeben werde.

Tatsächlich wurde er auch am 4. Februar in Tübingen gemustert, als k. v. gesprochen und sogleich einer Sanitätskompagnie in Ulm zugewiesen, bei der er sich am 8. 2. hätte stellen sollen.

Als er aber am Mittag nach Rottenburg zurückkam, fand er ein Schreiben vom Hauptsicherungsamt in Berlin vor. Darin erklärte die zuständige Stelle, daß sie sich nach eingehender Prüfung der Akten nicht in der Lage sahe, Köhler zu entlassen. So kam er noch gestern Nachmittag nach Stuttgart in das Polizeigefängnis, um im Lauf der nächsten Woche nach Dachau überführt zu werden. K. ist gefaßt. Er hofft immer noch, daß sich alles zum Guten wenden werde. Auch der Major der Musterungskommission in Tübingen hat sich für ihn gestern Nachmittag noch telefonisch in Berlin eingesetzt. Mit welchem Erfolg, konnte ich nicht erfahren.

Am 3. 2. hat K. noch die hl. Sakramente empfangen.

Ehrfurchtsvoll
gez. Regens Hoch,
stellvertr. Gefängnispfarrer.

Dokument 30

Erzbischöfliches Ordinariat

Freiburg i. Br., den 26. 2. 1943.
Pfarrverweser Wilhelm Otto Köhler
in Görwihl.

An Se. Excellenz den Hochwürdigsten Herrn Bischof Wienken
in Berlin W 62, Wichmannstr. 14

Pfarrverweser Wilhelm Otto Köhler, geb. 14. 4. 04 in Pforzheim, ord. 19. 3. 1927, wurde am 21. Juli 1941 durch Beamte der Gestapo verhaftet und in das Bezirksgefängnis nach Waldshut (Baden) überführt. Wohl im September 1941 wurde er in das Konzentrationslager nach Dachau gebracht, wo er bis im Dezember 1941 sich befand. Am 8. 12. 1941 fand vor dem Sondergericht Freiburg im Landgerichtsgebäude in Waldshut die Hauptverhandlung statt, die mit der Verurteilung Köhlers zu 1 Jahr 2 Monaten Gefängnis wegen Vergehen gegen § 1 des Heimtückegesetzes abschloß.

Gegenstand des Verfahrens war einmal eine im Februar 1940 bei Erteilung des Religionsunterrichtes in Görwihl gemachte Äußerung. K. behandelte das 5. Gebot und erwähnte als Beispiele für das Erlaubtsein des Tötens Notwehr und Angriff und Abwehr des Soldaten im Kriege. Hierbei fragte eine Schülerin, ob dies gestattet gewesen sei, daß die Engländer auf die wehrlosen Matrosen der „Altmark“ geschossen hätten. Er lehnte eine Stellungnahme ab und sagte, es wäre nicht schön gewesen, aber auch bei uns sei schon solches vorgekommen. K. wollte nach seiner Angabe im Unterricht nicht gestört sein u. deswegen habe er bemerkt, die Schülerin solle ihn damit in Ruhe lassen.

Weiter behandelte K. am 21. 2. 1941 in einer im Schwesternheim in Görwihl abgehaltenen Kinderlehre, an der die Kinder aus den Filialgemeinden teilnahmen, die Bergpredigt. Dabei habe er über die Kinder von Tiefenstein geschimpft, die ihre Aufgabe nicht konnten u. das Abfragen durch ablenkende Fragen hinausschieben wollten. Dabei sind K. die Worte entschlüpft: „Sie sollten nur die Engländer in Ruhe lassen; es könnte sein, daß diese frömmere als sie seien u. die Bibel besser kennen würden.“ Im Anschluß daran äußerte K. sein Mißfallen über den in Tiefenstein tätigen Lehrer und sagte, er wisse nicht, was die da drunten trieben, sie hätten nur 3 Tage Schule; ob der Lehrer immer noch Männlein an die Tafel male.

Köhler hat die Strafe in der Strafanstalt in Rottenburg a. N. verbüßt. Am 8. 2. 1943 war die Strafzeit zu Ende. Schon vorher hatte er sich für den Dienst bei der Wehrmacht gemeldet, wurde gemustert in Tübingen und als tauglich (k. v.) befunden. Bereits war er einberufen nach Ulm zu einer Ersatztruppe, als das Reichssicherheitshauptamt wieder seine Überführung nach Dachau verlangte. Wenn wir recht unterrichtet sind, ist diese inzwischen durchgeführt.

Wir finden die Maßnahme besonders hart, weil K. nicht nur die verhängte Strafe von 1 Jahr zwei Monaten ungekürzt verbüßt hat, sondern vorher schon über 5 Monate in Schutzhaft sich befand. Diese wurde ihm nicht angerechnet, weil es Schutzhaft, nicht Untersuchungshaft war. In dem Urteil des Sondergerichtes v. 8. 12. 41 heißt es wörtlich: „Da der Angeklagte sich nicht in Untersuchungshaft befindet, kam Anrechnung nach § 60 RStGB nicht in Frage.“

Nachdem K. wegen der obigen Äußerungen über 19 Monate nunmehr inhaftiert ist, dürfte der Sühne genug geschehen sein. Wir meinen, daß man ihm den Weg ins Leben hinein nicht unmöglich machen soll, nachdem er sich für den Dienst in der Wehrmacht gemeldet u. von dieser angenommen wurde.

Wir ersuchen Ew. Excellenz diesen besonderen Fall beim RSHA zur Sprache zu bringen und darauf hinzuwirken, daß Köhler für den Dienst bei der Wehrmacht freigegeben wird. Wir geben Ihrer Überlegung anheim, ob Sie diese Angelegenheit nicht beim Oberkommando der Wehrmacht in Berlin vortragen wollten.

gez. Rösch

Dokument 31

Commissariat
der Fuldaer Bischofskonferenz

Berlin W 62, d. 13. März 1943.
Wichmannstraße 14 Anruf: 25 00 14

An das Erzbischöfliche Generalvikariat

Zum Schreiben vom 26. Februar 1943 Nr. 1398

Ich habe das Reichssicherheitshauptamt bei meiner gestrigen Vorsprache gebeten, daß Pfarrverweser Wilhelm Otto Köhler im Sinne obigen Schreibens für den Dienst bei der Wehrmacht freigegeben wird. Es ist mir eine nochmalige Überprüfung des Falles zugesichert worden. Das OKW kann in dieser Sache zu Gunsten des Pfarrverwesers Köhler leider nichts veranlassen.

Und am 26. März 1943 teilte Bischof Wienken im Nachgang zu obigem Schreiben mit:

„In Sachen des Pfarrverwesers Wilhelm Otto Köhler teilte mir das Reichssicherheitshauptamt gestern mit, daß es bei der verhängten Schutzhaft vorläufig bleiben muß und eine Freilassung des Pfarrverwesers Köhler für den Dienst bei der Wehrmacht nicht in Frage kommen kann.“

† Wienken

Dokument 32

Erzbischöfl. Pfarramt
Görwihl
über Albbrock

Görwihl, den 28. Februar 1943
Schreiben Nr. 1398
Pfarrverweser W. O. Köhler, Görwihl

An das Hochwürdigste Erzbischöfliche Ordinariat
Freiburg.

Auf Anfrage vom 26. Februar 1943:

H. Pfarrverweser W. O. Köhler hat von Dachau noch nicht geschrieben. Seine Schwester hat gestern in Dachau bei der Lagerverwaltung über das Verbleiben ihres Bruders angefragt. Brieflich. Sobald Mitteilung kommt, wird Bericht erstattet.

Für diesen vornehmen wie auch menschlich so angenehm berührenden Versuch des Hochwürdigsten Ordinariates möchte auch ich persönlich meinen aufrichtigen Dank aussprechen. Ich sehe darin zugleich den ersten Versuch, meine Angelegenheit in Gerechtigkeit und Liebe einer Lösung entgegenzuführen, damit ich in ungestörter Ruhe, mit Eifer und Gewissenhaftigkeit der Seelsorge hier obliegen könne.

In hochachtungsvoller Ergebenheit
gez. W. Fischer

D o k u m e n t 3 3

Görwihl, 4. Juli 1943

An das Erzbischöfliche Ordinariat!

Meinem Bruder, Pfarrverweser Wilhelm Otto Köhler, z. Z. in Dachau, habe ich die Besetzung seiner Pfarrei, mit einem Pfarrer, mitgeteilt. Er bittet mich, Ihnen folgende, seine Ansicht zu übermitteln.

Mein Bruder war hier vier Jahre Pfarrverweser und hatte in der Pfarrei viel Mühe und mancherlei Betrübnis zu bestehen, weswegen er glaubt, auch ein gewisses Recht zu haben, sich nach seiner Entlassung um diese zu bewerben. Es überrascht ihn, daß das Erzbischöfliche Ordinariat keinen Pfarrverweser weiß, der, vielleicht für nur kurze Zeit, die Pfarrei verwalten könnte. Mein Bruder sieht in der definitiven Besetzung einen Akt der Geringschätzung und unerwarteter Undankbarkeit.

Hochachtungsvoll
gez. Maria Köhler.

D o k u m e n t 3 4

Nr. 8570 Beschluß vom 19. August 1943.

Pfrv. a. D. Köhler von Görwihl.

An den Erzb. O. St. R.

Die Pfarrei Görwihl wurde wieder besetzt. Der neue Pfarrer ist am 18. August dort aufgezogen. Der frühere Pfarrverweser Köhler scheidet aus dem Dienst aus, da er sich in Dachau befindet. Mit Wirkung vom 19. August erhält Pfrv. a. D. Köhler bis auf weiteres Pensionsbezüge, die an dessen Mutter Frau Professor Köhler in Dundenheim/Baden künftig anzuweisen sind.

II. Nachricht an Hochwohlgeboren Frau Prof. Köhler in Dundenheim/Baden.

gez. Rösch

D o k u m e n t 3 5

Erzbischöfl. Ordinariat

Freiburg i. Br., den 25. Mai 1944.
Pfrv. Wilhelm Köhler.

An Frau Prof. Köhler in Dundenheim
über Lahr (Schwarzwald)

Wir beabsichtigen wegen Entlassung Ihres Sohnes Wilhelm aus dem Kz. in Dachau ein Gesuch nach Berlin durch Vermittlung von Excellenz Wienken in

Berlin zu richten. Wir hielten es für zweckmäßig, wenn Sie gleichzeitig ein diesbezügliches Gesuch dem Reichssicherheitshauptamt in Berlin vorlegen würden. Wir wären bereit, dieses Gesuch nach Berlin befürwortend an Herrn Bischof Wienken weiterzuleiten, damit dieser es dann mündlich beim RSFA unterstützt.

Wir ersuchen um Ihre gefl. Rückäußerung. Sofern Sie mit dem Vorgehen einverstanden sind, wollen Sie das Gesuch baldmöglichst zusenden.

gez. Rösch

D o k u m e n t 3 6

Auf Schr. v. 25. V. 44.

No. 5729

Dundenheim, 28. Mai 1944

Hochw. Herrn Generalvikar Rösch!

Für Ihre liebenswürdigen Zeilen danke ich Ihnen herzlich. Wir selbst überlegten schon länger, ob wir zur Befreiung meines Sohnes eine diesbezügliche Bitte nach Berlin richten sollten.

Wie Sie sich vielleicht erinnern, meldete sich mein Sohn im Februar 1943 kurz vor seiner Entlassung aus der Strafanstalt Rottenburg freiwillig zum Militär und wurde als felddienstfähig zur Sanität gezogen. Die Gestapo gestattete dies nicht und brachte ihn ins Lager Dachau zurück. Ich weiß nun nicht, ob diese damalige freiwillige Meldung verjährt ist oder noch gültig? Heute möchte ich meinem Sohn, nach all dem Schweren, neue Strapazen nicht zumuten. Mir selbst würde sein Einzug zum Militär neue, schwerste Sorgen bereiten. Ich möchte Sie darum bitten, mir mitzuteilen, ob mein Sohn nach einer Freigabe damit rechnen muß, zum Militär zu kommen, weil ich davon mein Gesuch um Freigabe aus Dachau abhängig machen möchte. Bitte, prüfen Sie beiliegendes Gesuch und senden Sie dasselbe gegebenenfalls ab.

Mein Sohn teilte mir kürzlich mit, daß ein Brief von Exzellenz Hochw. Herrn Erzbischof im Lager größte Freude bereitete und daß ich gelegentlich herzlichen Dank an Hochw. Herrn Erzbischof bestellen möchte.

Mit herzlichem Dank und vorzüglicher
Hochachtung

gez. Frau Ida Köhler, Wwe.

A n l a g e 1 z u D o k u m e n t 3 6

Abschrift.

Dundenheim, 29. Mai 1944.

An das Reichssicherheitshauptamt
B e r l i n .

Mein Sohn, Wilh. Otto Köhler, ist nun bald drei Jahre von zuhause fort wegen einer Äußerung, die er ehemals in Erregtheit getan hat. Überarbeitung in einer großen und schweren Pfarrei und ein Kropfleiden waren Ursache überreizter Nerven und unüberlegter Worte. Seine Strafe von vierzehn

Monaten Haft im Strafgefängnis Rottenburg a. N. lief mit dem 8. 2. 1943 ab. Seit dieser Zeit befindet er sich im Kz. Lager Dachau.

Ich bin nun bald 75 Jahre und habe nur diesen Sohn, der mir Stütze und Rat, und dessen lb. Fürsorge mir Hilfe und Freude meines Lebensabends war. Daher möchte ich herzlich bitten, von einer weiteren Inhaftierung abzusehen und ihm die Freiheit zu schenken.

Mit deutschem Gruß!
gez. Frau I. Köhler, Wwe.

Anlage 2 zu Dokument 36

An Frau Ida Köhler, Wwe.
in Dundenheim über Lahr.

Wir wollen uns um die Freilassung Ihres Sohnes Wilhelm ernstlich bemühen, wissen jedoch nicht, ob mit der Entlassung die Auflage verbunden sein wird, daß er sich für den Dienst bei der Wehrmacht meldet. In Ihrer Eingabe ist davon nichts enthalten. Wir sind der Meinung, daß seine frühere Meldung durch die Überführung in das Kz. gegenstandslos geworden ist.

Sie wollen sich äußern, ob wir Ihre Eingabe empfehlend weiter geben sollen.

gez. Rösch

Anlage 3 zu Dokument 36

Pforzheim, den 12. Juni 1944
Emilienstr. 14.

An Erzbischöfliches Ordinariat
z. Hd. des Herrn Dr. R ö s c h,
Freiburg i. Br.
Auf Schr.-Nr. 5947.

Ich bitte, die Verzögerung meiner Antwort auf Ihr letztes Schreiben gütigst entschuldigen zu wollen. Seit 8 Tagen bin ich hier bei meiner älteren Tochter zu Besuch und wurde mir Ihr Schreiben nachgesandt.

Was nun die Angelegenheit selbst betrifft, so hat meine Tochter sich hier des Näheren erkundigt und man ist hier auch der Meinung, daß die frühere freiwillige Meldung inzwischen hinfällig geworden ist. Ob mein Sohn nach evtl. Entlassung allerdings seinen Beruf wieder ausüben darf, ist natürlich nicht vorauszusehen, zumal seine Stelle ja inzwischen besetzt worden ist, u. man meiner Tochter sagte, daß im Allgemeinen nur Herren mit eigenem Haushalt und freigebiebenem Wirkungskreis ohne Weiteres wieder dahin entlassen werden.

Wir meinen aber, das Gesuch, so wie es ist, trotzdem einreichen zu wollen u. bitten Sie, das Weitere gütigst veranlassen zu wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Frau I. Köhler.

Dokument 37

Beschluß v. 14. Juni 1944.

Pfarrverweser Wilhelm Köhler.

An Se. Exzellenz den Hochwürdigsten Herrn Bischof Wienken
in Berlin W 62, Wichmannstr. 14

1 Anlage

Wir beehren uns in der Anlage das Bittgesuch der Frau Ida Köhler, Witwe in Dundenheim (Baden) v. 29. Mai d. Js. mit dem Ersuchen zu übersenden, dieses dem RSHA befürwortend überreichen zu wollen. Wir unterstützen die Bitte der Mutter wegen Freilassung des Sohnes angelegentlichst.

Pfarrverweser Wilhelm Köhler, geb. 16. 4. 1904, ord. 1927, ehemals Pfarrverweser in Görwihl, Ldkr. Waldshut (Baden), wurde am 21. Juli 1941 verhaftet u. im September 1941 in das Kz. nach Dachau verbracht. Am 8. 12. 1941 fand Termin vor dem Sondergericht Freiburg statt, bei welchem er wegen Vergehen gegen das Heimtückegesetz zu 1 J. 2 Mon. Gefängnis verurteilt wurde. Gegenstand des Verfahrens waren zwei im Religionsunterricht gemachte Äußerungen. K. behandelte das 5. Gebot u. wurde von einer Schülerin gefragt, ob dies gestattet sei, daß die Engländer auf die wehrlosen Matrosen der „Altmark“ geschossen hätten. Er lehnte eine Stellungnahme ab und bemerkte, daß solches nicht schön gewesen sei, aber auch bei uns sei solches schon vorgekommen. K. wollte nach seiner Aussage im Unterricht nicht gestört sein u. deswegen habe er die Bemerkung gemacht, die Schülerin solle ihn damit in Ruhe lassen.

Weiter behandelte er am 21. 2. 1941 in der Kinderlehre, an der die Kinder der Filialen teilnahmen, die Bergpredigt. Er habe die Kinder von Tiefenstein getadelt, welche nichts gelernt hatten u. durch ablenkende Fragen den Unterricht aufhalten wollten. Dabei sind K. die Worte entschlüpft: „Sie sollten nur die Engländer in Ruhe lassen; es könnte sein, daß diese frömmer als sie seien u. die Bibel besser kennen würden.“ Im Anschluß daran äußerte er sein Mißfallen über den Lehrer in Tiefenstein; er wisse nicht, was die da drunten trieben, sie hätten nur drei Tage Unterricht in der Woche; ob der Lehrer immer noch Männlein an die Tafel male.

K. hat die Strafe in der Strafanstalt in Rottenburg verbüßt. Die Strafe war am 8. 2. 1943 zu Ende. Er kam dann wieder in das Kz. nach Dachau, wo er seither sich befindet. K. ist bald 3 Jahre in Schutz- bzw. Strafhaft. Er dürfte sein Vergehen gesühnt haben in diesen Jahren. Man sollte ihm wieder Vertrauen entgegenbringen, das er sicher rechtfertigen wird. Man wird auch an die 75jährige Mutter denken, der man die Freude des Wiedersehens nicht vorenthalten sollte.

gez. Rösch

Dokument 38

Geheime Staatspolizei
Geheimes Staatspolizeiamt
IV A 4 a K – 607/40 –

Berlin SW 11, den 22. Juli 1944
Prinz-Albrecht-Straße 8

An Frau Köhler
Dundenheim/Lahr/Baden

Auf Grund ihrer Eingabe vom 29. 5. 1944 ist die Schutzhaftangelegenheit Ihres Sohnes eingehend überprüft worden. Leider kann Ihrem Wunsche auf Freilassung Ihres Sohnes noch nicht entsprochen werden.

Ihr Sohn hat schon seit dem Jahre 1935 durch sein Verhalten fortlaufend zu staatspolizeilichen Beanstandungen Anlaß gegeben und sich auch durch die ihm zuteil gewordenen Verwarnungen nicht belehren lassen. Im Interesse der Staatssicherheit wurde daher schließlich seine Einweisung in das Konzentrationslager Dachau erforderlich.

Gerade in der gegenwertigen Kriegszeit muß von allen deutschen Volksgenossen ein bedingungsloser Einsatz für den nationalsozialistischen Staat erwartet und alles unterlassen werden, was die innere Widerstandskraft unseres Volkes irgendwie schwächen könnte. Ihr Sohn bietet jedoch noch nicht die Gewähr dafür, daß er diesen selbstverständlichen Pflichten im Falle einer Freilassung nachkommen wird.

Ich bedaure, Ihnen zur Zeit einen anderen Bescheid nicht geben zu können. Ihr Sohn hat es selbst in der Hand, durch ein einwandfreies Gesamtverhalten im Lager wesentliche Voraussetzungen für seine Freilassung zu schaffen. Sobald die seiner Freilassung jetzt noch entgegenstehenden Gründe in Wegfall gekommen sind, wird die Aufhebung der Schutzhaft über Ihren Sohn von amtswegen angeordnet werden.

Im Auftrage:
Unterschrift unleserlich

Dokument 39

Erzbischöfliches Ordinariat
Nr. 10 680

Freiburg i. Br., den 30. September 1944.
Geistliche in Dachau.

An Se. Excellenz den Hochwürdigsten Herrn Bischof Wienken
(1) in Berlin W 62, Wichmannstr. 14

Wir haben in den Monaten Mai u. Juni d. Js. die Gesuche einer Anzahl Angehöriger von Diöcesanpriestern, welche im Kz. in Dachau weilen, Ew. Excellenz zur Weitergabe an das RSHA übersandt. Ew. Excellenz hatten die Güte, dieselben beim RSHA zu befürworten, damit die Bittsteller den verwandten Geistlichen bald in der Heimat begrüßen könnten. Wir beehren uns Ew. Excellenz hierfür bestens zu danken.

Die Angehörigen haben inzwischen, soweit wir feststellen konnten, in den meisten Fällen Antwort erhalten. Das Gesuch hat u. W. in keinem Falle zu

einem Erfolg geführt. Die Bescheide sind meistens gleichlautend, daß der betr. Häftling noch nicht die Gewähr biete, daß er den Pflichten, wie sie jetzt von den Volksgenossen gefordert werden müssen, nachkommen werde. Der in Frage Stehende habe es selbst in der Hand, durch ein einwandfreies Gesamtverhalten im Lager wesentliche Voraussetzungen für seine Freilassung zu schaffen. Sobald dieser Zustand gegeben sei, werde die Aufhebung der Schutzhaft von amtswegen angeordnet werden.

Es fällt uns auf, daß bei unsern Geistlichen das Gesamtverhalten als nicht einwandfrei bezeichnet wird. Eine Mutter hat offenbar diesen Sachverhalt dem Sohne in Dachau mitgeteilt u. erhielt die Antwort, daß er im Lager keinerlei Anstoß erregt habe u. sei mit der Verwaltung noch nie in Konflikt gekommen. Bereits u. 22. 2. 44 im Falle des Pfarrers Richard Schneider von Beuggen haben Ew. Excellenz mitgeteilt, daß bei Sch. erschwerend hinzukomme, „daß die beiden letzten Auskünfte über ihn aus dem Lager D. besagen, es sei seine Führung schlecht“.

Wir waren dankbar, wenn Ew. Excellenz bei Gelegenheit im RSHA erfragen würden, in wiefern das Gesamtverhalten der Geistlichen nicht einwandfrei ist, und welches die Gegenstände der Beanstandung sind.

gez. Rösch

Dokument 40

Commissariat der
Fuldaer Bischofskonferenz

(1) Berlin W. 62, d. 15. 11. 44
Wichmannstr. 14

An das Erzbischöfliche Ordinariat
Freiburg i. Br.

Zum Schreiben vom 30. Sept. 1944. Tgb.-Nr. 10680.

Nach Auskunft des Reichssicherheitshauptamtes besagt der Hinweis in dem Antwortschreiben auf die ihm vorgelegten Entlassungsgesuche von Geistlichen in Dachau:

„daß der betreffende Häftling nicht die Gewähr bietet, das er den Pflichten, wie sie jetzt von Volksgenossen gefordert werden müssen, nachkommen werde. Der in Frage Stehende habe es selbst in der Hand durch ein einwandfreies Gesamtverhalten im Lager wesentliche Voraussetzungen für seine Freilassung zu schaffen“

keineswegs, daß die fraglichen Geistlichen sich im Lager schlecht geführt haben und daß sie sich grobe Verstöße gegen die Lagerdisziplin haben zuschulden kommen lassen. Für die Entlassung der Geistlichen aus dem Lager ist in der Jetztzeit ein allgemeines Wohlverhalten nach Art des polizeilichen Leumundzeugnisses, daß „Nachteiliges nicht bekannt geworden sei“ nicht ausreichend. Es müssen schon positive Beweise und Tatsachen für eine innere Umstellung vorliegen. In normalen Zeiten würden, wie das RSHA mir ausdrücklich erklärt, schon manche Geistliche aus Dachau entlassen worden sein, die jetzt mit Rücksicht auf die vorliegenden Zeitverhältnisse noch im Lager verbleiben müssen.

† Wienken

Dokument 41

Konzentrationslager Dachau
Kommandantur

Am 6. April 1945

E n t l a s s u n g s s c h e i n .

Der Schutzhaftgefangene Wilhelm Otto Köhler, Kath. Geistlicher, geb. 16. 4. 1904 zu Pforzheim, war bis zum heutigen Tage im Konzentrationslager Dachau verwahrt.

Laut Verfügung des RSHA, Berlin, vom 24. 3. 45 – IV A 4 a – 80/45 wurde die Schutzhaft aufgehoben. Er wurde angewiesen, sich sofort bei der Ortspolizeibehörde seines Wohnortes zu melden.

L a g e r k o m m a n d a n t

gez. Weitner
SS-Obersturmbannführer.

Bericht von Ferdinand Maurath, Pfarrvikar

I.

1. Am 8. VII. 1935 hielt ich eine Predigt zum Fest des Kirchenpatrons (Kilian) in der Filialgemeinde Bittelbrunn, Dekanat Engen. Anzeige erfolgte durch den HJ-Führer (Leute mit Namen) wegen angeblicher Angriffe auf die Hitlerjugend und den BDM infolge ihrer gemeinsamen nächtlichen Streifzüge, die durch die Eltern geduldet worden sind. Verhöre in Mannheim auf der Gestapo trotz der inzwischen eingetretenen Versetzung nach Leutershausen, Dekanat Heidelberg. Nach Einsendung des Predigtmanuskriptes an den Beamten der Gestapo (Handk) Einstellung des Verfahrens.

2. Anzeige durch die Ortsgruppe Leutershausen bei der Gestapo – Staatsleitstelle Mannheim – am 13. I. 1936 wegen Maßregelung eines frechen HJ-Führers in der Christenlehre des Sonntags. Nach schriftlicher Beantwortung einer schriftlichen Rückfrage erledigt.

3. Am 14. III. 37 Elternabend der Pfarrjugend von Achern, Dekanat Achern; Anzeige beim Landratsamt durch die Hitlerjugend. Am 26. 6. 1937 schriftliche Verwarnung des Landrates von Bühl wegen verbotener weltlicher Aufführungen.

4. Verbreitung der am Palmsonntag 1937 vorgelesenen Enzyklika Pius XI. (acerbi animo) durch die mir unterstellte Borromäus- oder Pfarrbibliothek. 2 Verhöre durch die Gestapo Karlsruhe und Anzeige der Gestapo beim Sondergericht in Mannheim. Das Verfahren wurde am 25. 5. 38 eingestellt vom Oberstaatsanwalt als dem Leiter der Anklagebehörde auf Grund des § 2 Ziff. 2 des Gesetzes über die Gewährung von Straffreiheit vom 30. 4. 38 (Amnestie nach dem Anschluß Österreichs).

5. Anzeige durch den Rektor der sog. Waisenhaussschule in Karlsruhe über das Kultusministerium bei der Gestapo wegen angeblicher staatsgefährlicher Äußerungen im Religionsunterricht der 8. Klasse am 10. X. 1939. Nach 2 Verhören erfolgte eine strenge und letztmalige schriftliche Verwarnung am 1. XI. 1939.

6. Am 31. I. 1941 Anzeige in cumulo über folgende 5 Verstöße:

a) Abhaltung von Seelsorgs-Stunden in nicht kircheneigenen Räumen ohne Angabe des Stundenplanes bei der Gestapo.

b) Ausleihe eines Film-Vorführgeräts zum Zeigen eines lustigen Films vor religiöser Kindergruppe.

c) Übersendung der Broschüre „Botschaft vom Leben“ von Hünermann (Kaplan) an Soldaten.

d) Verschenkung der Broschüre „Die gottgewollte Ehe“ von Ohlmaier (verbotener Borgmaier-Verlag) an kriegsgetraute Paare.

e) Vorführung von Farbfilmen nicht rein-religiösen Charakters an Pfarrangehörige.

Diese Verstöße wurden in dreistündigem Verhör überprüft, das Protokoll unterschrieben. Der Filmapparat und die Filme wurden am 2. II. 41 „sicher gestellt“. Es erfolgte eine Verwarnung.

7. Am 30. I. 41 Kontrolle der Pfarrbibliothek Karlsruhe St. Peter u. Paul über die Durchführung der Verordnung zur Säuberung konfessionell gebundener Bibliotheken von weltlicher Literatur. Schließung der Bibliothek am 26. II. 1941 wegen Vorfindung 3 verbotener Bücher.

8. Erteilung von Schulverbot durch das Kultusministerium im Auftrage der Gestapo am 20. III. 41 wegen Maßregelung eines Schülers (Robert Lange) der 8. Klasse der Gutenbergschule.

II.

1. Verhaftung erfolgte am 2. V. 1941 nachmittags 16 Uhr. Ich wurde auf die Staatsleitstelle Karlsruhe in der Reichsstr. 24 bestellt wie zu einem üblichen Verhör. Der Inspektor namens Gerst telephonierte mich an. Ich sagte, er solle zu mir kommen. Er, wenn ich nicht käme, würde er mich holen lassen. Also ging ich hin. Es wurde mir ruhig eröffnet, daß ich verhaftet sei. Ich wurde ins Gefängnis in die Riefstahlstraße 9 gebracht.

2. Nach 3 Wochen Einzelhaft durfte ich den Gottesdienst im Gefängnis besuchen und leichte körperliche Arbeit verrichten. Zwei Tage nach der Verhaftung wurde ich gefragt, ob ich mich äußern wolle. Ich sagte, ich hätte nichts zu sagen und wollte nur den Grund meiner Haft wissen. Es wurde mir nichts mitgeteilt. Ich wurde von 3 Seiten photographiert; es wurden 94 Fingerabdrücke gemacht und 5fach protokolliert.

3. Nach 8 Wochen wurde mir der Schutzhaftbefehl eröffnet durch den Inspektor des Gefängnisses. Darauf standen die genauen Personalien. Gründe (mit Schreibmaschine geschrieben): „Er hat sich dadurch, daß er nicht alle weltliche Literatur in der von ihm geleiteten Pfarrbibliothek entfernte oder sogar verschenkte ja an Angehörige der Wehrmacht religiöse Schriften sandte, außerhalb der Volksgemeinschaft gestellt und läßt erkennen, daß er nicht gewillt ist, staatliche Anordnungen zu beachten.“ Es wurde zum Schutzhaftbefehl, den ich behielt, um ihn im Konzentrationslager bei der Aufnahme abzugeben, ein zweites Begleitschreiben von mir unterzeichnet mit folgendem Inhalt: „Unterzeichneter bekundet durch Unterschrift, daß er Kenntnis vom Inhalt des Schutzhaftbefehls genommen hat. Er verpflichtet sich durch Unterschrift, niemanden die geringste Auskunft über den Inhalt des Schutzhaftbefehls zu geben.“

III.

Es erfolgte am 8. Juli der Abtransport über Bruchsal (Zuchthaus!), Stuttgart, Nürnberg (in Nürnberg wurde ich gefesselt) nach Dachau, wo ich am 2. August 1941 eingeliefert wurde.

1. Abtransport vom Bahnhof Dachau mit Lastwagen, wo wir mit Fäusten und Fußtritten eingepfercht und schwer eskortiert ins Lager kamen, um die entehrende Aufnahme-prozedur über uns ergehen zu lassen.

2. Vorstellung am 4. August 1941 vor dem Lagerführer Zill. Von 6–12 Uhr sind wir wartend stramm gestanden. Warum biste denn eingesperrt,

sagte er in seinem sächsischen Dialekt. „Ach so, Jude, 3 Tage Krematorium.“ Warum bist du hier? „Spanienkämpfer“, war die Antwort. So, immer noch Sozialist? „Zur Umschulung“ mußte die eingedrückte (vom Blockältesten der Zugangsbaracke) Antwort heißen. „Pfaffe“ sagte er zu einem, der vor mir stand. Es war Pater Otto Pies SJ. aus Dresden-Hoheneich. Warum eingesperrt? Warum hier? „Weil ich protestiert habe gegen die Beschlagnahme unseres Hauses.“ „So so, hast du vielleicht schon gehört, daß Krieg ist. Wenn wir das Haus nun brauchen! Hat das mit Seelsorge was zu tun?“ Dann sah er mich: „Auch Pfäfflein, der zittert ja schon. Warum bist du hier?“ Ich trat einen Schritt vor. „Herr Lagerführer gehorsamst, ich darf es niemand sagen.“ Batsch hatte ich einen Hieb vor der Brust. „Mensch, hier darfst es doch sagen.“ „Weil ich religiöse Schriften an die Front geschickt habe.“ „Was, ich werde mir Deine Akten ansehen. Wenn Du mich angelogen hast, Bürschlein! Lagerältester, schreib mal dem seine Nummer auf.“

3. Gottesdienst an einem Sonntag im Oktober 1941 auf Block 26, Stube 1 (Block der deutschen und französischen, holländischen und tschechischen Pfarrer). SS-Posten stören zigarettenrauchend und einen Geistlichen vom Altar wegjagend durch lautes Geschimpfe und Spöttereien.

4. Die ein Jahr dauernde Vergünstigung für die Geistlichen, täglich einen Viertelliter Wein zu erhalten, wird sabotiert durch die Art, wie er getrunken werden muß. Der Wein muß auf Kommando sofort ausgetrunken werden. „Becher hoch“ bedeutet, daß der Becher umgekehrt in der Luft hochgehalten wurde, so daß der Wein, der nicht schnell genug getrunken werden konnte, auslief.

5. Im Januar 1942 war ich Zeuge wie beim Appell vom damaligen Lagerältesten, Capp mit Namen, ein anderer Häftling so lange mit Wasser begossen wurde, weil er sich auf den Boden legte, bis er bewußtlos war.

6. Am 24. XII. 1942 war das zum Appell angetretene Lager Zeuge, wie 2 auf Flucht wieder eingefangene Polen 25 auf den Hintern bekamen. Sie waren vor dem Lager angetreten mit einem Plakat „ich bin schon wieder da“. Sie marschierten vor der Lagermusik an uns vorbeidefilierend vor das Bad; dort wurden sie auf den Holzbock gebunden; 2 große mit elektrischen Lichtern geschmückte Tannenbäume brannten und unter den Klängen eines Weihnachtsliedes wurden ihnen 25 Doppelschläge mit Farrenschwänzen auf den Hintern gehauen, wobei jeder Delinquent selber zählen mußte. Der eine wurde ohnmächtig ins Revier (Häftlingskrankenbau) getragen.

7. Im Mai 1942 sah ich einmal 14 Häftlinge am „Pfahl“ gleichzeitig hängen. Die Arme werden auf dem Rücken zusammengebunden; dann wird man wenigstens eine Stunde an den Handgelenken aufgehängt. Strafe für größeren Diebstahl, Meuterei, Sabotage und Selbstmordversuch.

8. Am 10. August 1942 schlägt mich der Capo des Kommandos „Gemüsebau und Kompost“ mit dem Schaufelstiel in Gegenwart eines SS-Mannes nieder, weil ich angeblich zu langsam gearbeitet habe.

9. An Fronleichnam 1942 arbeiten wir alle in strömendem Regen ebenso am folgenden Tag ohne jede Möglichkeit Wäsche und Kleider zu trocknen.

10. Am Karfreitag 1943 exerzieren die polnischen Pfarrer den ganzen Tag ohne Essen als Kollektivstrafe für sogenannte „Goldschiebungen“.

11. Am 19. XI. 1942 Ankunft eines Transports vom Lager Stutthof bei Danzig. Da die Verpflegung für 5 Tage berechnet, die Fahrt aber 14 Tage (wegen der Bombenangriffe?) dauerte, haben die Häftlinge aus wahnsinnigem Hunger ihren Toten die Weichteile des Körpers angefressen (Lippen, Waden, Geschlechtsteile!).

12. Am 28. II. 1945 (!!) Ankunft eines Transports aus dem Lager Groß-Rosen mit 80^{0/0} Toten.

13. Am 5. VII. 1944 Transport aus Frankreich. Nach den Laufzetteln sollten 2582 Mann ankommen; es kamen aber noch 952 an, dazu noch 403 Tote; die anderen Toten (460) waren in Reims ausgeladen worden.

14. Am 3. I. 44 Abtransport von 1000 Invaliden nach Lublin. Ich lud selbst (als Krankenpfleger seit Januar 1943 bis Februar 44) 15 fast Bewußtlose und 2 darunter mit 41 Grad Fieber auf die Lastwagen ohne Unterlage oder Decke.

15. Aus der Registratur des Reviers nach den Akten genaueste Totenliste:

1941: 5 100 Bestand (10 000 mit Außenkommandos) 2 483 Tote

1942: 7 800 Bestand (14 000 mit Außenkommandos) 2 460 Tote

+ 1820 Euthanasierte

1943: 19 900 Bestand (40 000 mit Außenkommandos) 982 Tote bis 18. IX.

1944: 25 000 Bestand (50 000 mit Außenkommandos) ca. 8 000 Tote

+ ca. 2000 Euthanasierte

1945: 28 000 – 33 000 (Außenk. unbekannt) 10 000 Tote in 3 Monaten

16. Vom 7.–9. IV. 1945 habe ich mitgeholfen alle Akten auf Befehl des Chefarztes aus dem Revier zum Verbrennen aufzuladen. Dabei waren die Fieberkurven, die Untersuchungs- und Fragebogen für Häftlinge, die Duplikate der Totenscheine, die Akten der Malaria-Versuchsstation, das Totenbuch, in dem die Verstorbenen nach Nummern und Sterbetag eingetragen waren, die Akten des Straflagers für SS und Polizei, die Kartei der Euthanasierten, die Kartei der Abtransporte, die Kartei der Juden aus dem Nebenlager Kaufering und die leeren Vordrucke, ebenso die Kurven für die Höhe der ambulanten Krankenbehandlung.

F. Maurath

Haft-Nummer 26829 ▼

Außerdem wären noch viele Hunderte „kleine“ Erlebnisse beim Spindputzen, Bettenbau, bei der Generalreinigung und Appell, am Arbeitsplatz, bei der Krankenbehandlung und in der Kapelle zu erwähnen. Am 9. April 1945 wurde ich entlassen mit der Auflage, dem nationalsozialistischen Staat gegenüber Loyalität zu zeigen und nicht an den früheren Arbeitsplatz zurückzukehren.

Erlebnisse aus dem Konzentrationslager in Dachau

Wenn ich in einem längeren Vortrag „Erlebtes und Erlauschtes“ aus dem Konzentrationslager Dachau berichte, so hat dies einen kleinen Nachteil für das Gesamtbild. Aber dies wird aufgewogen 1. dadurch, daß persönliche Erlebnisse viel blurvoller dargestellt werden können und 2. dadurch, daß das Interesse des ganzen Volkes an jenen einzigartigen Erscheinungen in der

sonst großen Geschichte des deutschen Volkes in den kommenden Jahren eine große Literatur auf den Buchmarkt werfen wird. Jeder kann sich dann genauer orientieren. Daher spreche ich zu Ihnen vom Standpunkt des katholischen Priesters mit absoluter Objektivität und Wahrheitsliebe, sine ira ac studio, nicht wie eine Parteizeitung oder ein Kriegsbericht, der Dinge und Tatsachen, die auch wahr sind, einfach verschweigt, weil sie gerade nicht passen. Ich spreche als ein national gesinnter Deutscher im Namen all der armen Opfer eines dem wahren Wohl des Reiches feindlichen Nationalsozialismus. Wenn ich auch meine Erlebnisse berichte, so ist doch alles ganz typisch und symptomatisch für das Gebaren der Gestapo an allen, die ihr zum Opfer fallen mußten, namentlich derer, die aus rein weltanschaulichen Gründen aus der Öffentlichkeit verschwinden mußten.

Gerade das aber spielte bei meiner Verhaftung eine besonders interessante Rolle. Ich will es kurz berichten. Diejenigen, die absolut auf unserer Seite standen, werden sich erinnern, wie im Dezember 1940 unsere Pfarr- oder Borromäus-Bibliotheken von der Partei von der sogenannten weltlichen Literatur gnädigst „befreit“ wurden. Ich hatte diese Bibliothek in Karlsruhe St. Peter und Paulspfarrei zu leiten. Selbstverständlich legte ich das Wort „weltlich“ zu Gunsten der Bibliothek aus, die Gestapo zu ihren. Die Bibliothek wurde geschlossen, weil ich nicht genügend „weltliche“ Literatur entfernt hatte und zwei „staatsgefährliche“ Bücher gefunden wurden. Bei der Durchsicherung der Akten wurde mir nicht nur mein Filmapparat, den man so nebenher fand, gestohlen, sondern auch meine religiösen Kleinschriften besonders inspiziert. „Was machen Sie mit denen“ fragte mich der eine Beamte, namens Gerst, der übrigens so alt wie ich war und in Lörrach die Realschule besuchte, während ich ins Gymnasium ging. „Das schicke ich an Soldaten“, sagte ich. Er: „Wissen Sie, das das verboten ist.“ Ich: „Das kann niemand verbieten.“ Kurz ich mußte ein Protokoll unterzeichnen, es war am 2. II. 1941. Und erst am 2. V. 1941 wurde ich dafür auf die Büros der Gestapo bestellt und dort verhaftet, Karlsruhe, Reichstraße 24. Ich wurde ins Gefängnis in der Riefstahlstr. gebracht, wo ich nach 3 Wochen Einzelhaft die Erlaubnis zum Besuch der hl. Messe und zum Arbeiten außer der Zelle erhielt. Ich habe damals Luftschutzvorhänge im ganzen Bau gemacht. Ich war froh, denn allein in der Zelle, während am Pfingsttag allüberall die Glocken der Stadt zum Gottesdienst riefen, war eine schreckliche Tortur und die Tränen sind mir über die Wangen gekommen besonders auch als eines Sonntagmorgens die Jungmädchen der Kongregation schon um 6 Uhr ins Gefängnis mit den Rädern fuhren und sangen: „Wer jetzig Zeiten leben will, muß han ein tapfers Herze“. Ich war überzeugt, daß es nicht lange dauern wird. Aber nach 8 Wochen kam der Schutzhaftbefehl. Welche Gefühle mich durchzogen, bis ich innerlich bereit war, in den Tod zu gehen, das können sie sich denken! Dachau, da sind doch nur Verbrecher, so meinte auch ich. Auf dem Schutzhaftbefehl (roter Zettel) standen zunächst die Personalien. Dann „wird in Schutzhaft genommen“. Gründe: „Er hat sich, dadurch daß er nicht alle weltliche Literatur aus der von ihm geleiteten Pfarrbibliothek entfernte, ja sogar religiöse Schriften an Angehörige der Deutschen Wehrmacht weitergab, außerhalb der Deutschen Volksgemeinschaft gestellt und läßt erkennen, daß er nicht gewillt ist, staatliche Anordnun-

gen zu beachten.“ Es war nämlich verboten für den Zivilgeistlichen, seelsorgerlich mit der Wehrmacht in Verbindung zu treten. Da dies aber nur eine Polizeiverordnung war, so hätte ich auch nur 3 oder 5 Mark Strafe zu zahlen gehabt, wenn eine Anzeige erfolgt wäre. Aber das tat die Gestapo nicht, obwohl der Herr Erzbischof durch den Rechtsanwalt Frank in Karlsruhe (Anfang 1945 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und hingerichtet, Berlin) darauf drangte. Nun kommt aber noch etwas Besonderes, was wenige Geistliche zu tun hatten. Am Tag vor dem Abtransport nach Dachau kommt auf einmal der Inspektor des Gefängnisses und verlangt im Auftrag der Gestapo, daß ich einen Begleitzettel (weiß) unterschreibe. Darauf stand: 1. Unterzeichneter hat den Schutzhaftbefehl erhalten und von seinem Inhalt Kenntnis genommen. 2. Er verpflichtet sich, niemanden von seinem Inhalt auch nur die geringste Auskunft zu geben. Das gab, wie wir noch sehen werden, ab und zu Anlaß zu einem unliebsamen Intermezzo. Es ging zunächst ins Zuchthaus nach Bruchsal, wo es vor allem wieder einmal eine anständige Bohnensuppe zu essen gab, nachdem sie mich von allen Seiten photographiert und sage und schreibe 94 Fingerabdrücke gemacht hatten. Fast 8 Tage blieben wir in Stuttgart in der „Büchenschmiere“, wo mit mir Fremdenlegionäre und Schwarzschlächter, Emigranten und Brandstifter zusammen waren. In Nürnberg am Bahnhof wurde ich gefesselt ins Polizeigefängnis gebracht. Dort gabs eine große Freude, denn bei der Kontrolle der Laufzettel stieß mich einer von hinten und frug, was bist Du von Beruf. „Kathol. Geistlicher“ war die Antwort. Mensch, ich auch, sagte er. Wir machten, daß wir zusammen in eine größere Zelle kamen. Und siehe, da war noch ein dritter, und später noch ein vierter. Zusammengepfercht, daß wir vor Hitze und Mangel an Luft halb ohnmächtig waren, kamen wir am 2. August 1941 in Dachau an, wo ich nun fast 4 Jahre, d. h. 44 Monate war.

Gleich beim Ausladen aus dem Zug in die vom Lager abgeschickten Wagen bekamen wir einen richtigen Begriff. Mit Fäusten und Füßen wurden wir auf die Lastautos eingezwängt, um dann die Aufnahmepezedur an uns vornehmen zu lassen. Häftlinge, die da arbeiteten, nahmen uns die Schutzhaftbefehle und Personalien ab, rasierten uns von Kopf bis Fuß, wir nahmen ein Brausebad, bekamen die gestreifte Zebra-Uniform, die oben und unten nicht paßte, wir bekamen die Haftnummer und den Winkel, die wir an der linken Brust und am rechten Hosenbein zu tragen hatten. Und dann gings auf den Zugangsblock. Dort lernten wir den Lagerdrill, Lieder, Mützen auf und Mützen ab und die ganze Lagerordnung mit ihrer ganzen Entehrung und Entbehrung, Rechtlosigkeit und Lebensbedrohung. Wir reichsdeutsche Geistliche waren nur 4 Tage auf diesem Block, um dann auf den Block der deutschen Pfarrer zu kommen, während die ausländischen Geistlichen nebenan, Block 28 und 30, waren; es waren fast nur Polen damals.

Bevor ich Ihnen nun das ganze Tagewerk schildere, muß ich Sie bitten, mich über diese Lagerordnung anzuhören. Dachau war ja nur das „Haupt- und Mutterkloster“. So kann man sagen, denn 3000 Geistliche gibts nicht einmal im Vatikan. Dachau ist auch für alle das bekannteste Lager, wenigstens für uns Süddeutsche, während Sachsenhausen-Oranienburg bei Berlin oder Buchenwalde bei Weimar für die Norddeutschen bestimmt war. Dachau ist für all die 140 Konzentrationslager im großdeutschen Raum die Zentrale

gewesen, wo sie die Wäsche und Häftlingskleider herbezogen, wo die SS ausgebildet und auch besoldet wurde. Dachau war lange nicht das größte, wohl aber das beste von allen Lagern: 1. Klasse; wie mag es erst in den sogenannten verschärften Straflagern, wie Flossenbürg, Ravensbrück (wo auch viele tausend Frauen waren) oder Mauthausen-Gusen, zugegangen sein! Das waren Lager 3. Klasse! Vernichtungslager, in denen 95 % der armen Menschen gestorben sind.

Zunächst etwas aus der Geographie. D. liegt 15 km nördlich von München und ist ein Städtchen von 15 000 Einwohnern. Es ist nach Norden umgeben von Sumpf- und Mooregebiet, wo die Sonntagsjäger heute noch die Schnepfen und Wildenten jagen. Auf diesem Moor wurde das Lager im Jahre des Unheils 1933 von Häftlingen errichtet. Es wurden Entwässerungen vorgenommen, das Moor ausgestochen, sogar Bodenverbesserungen vorgenommen: Damals noch alles im Laufschrift ohne einen Pfennig Vergütung; denn die Hitlerei ist das größte kapitalistische Aussaug-Unternehmen gewesen, das bis jetzt die Welt erleben mußte; daher auch die geheimen Verbindungslinien zum Großkapital, zum ostpreußischen Junkertum und zur Industrie, die den Krieg mitgewollt und angefangen haben. Es ist jeder Meter Boden heilig, weil überall Häftlingsblut geflossen; denn wer zusammenbrach bei der Arbeit, wurde einfach damals noch erschlagen, ja mancher ist in die Postenkette gelaufen, wo er dann erschossen wurde, um dem Elend ein rasches Ende zu bereiten. Bevor man nun zum Lager kommt, kommt man fast von allen Seiten in den Lagerbereich, zu dem schon ein Zivilist ohne Ausweis keinen Zutritt haben konnte. Da sind die Wohnungen und Villen der höheren SS-Offiziere, da sind die Büroraume und das Postamt, da sind Baulager, der Pferdestall, das Krematorium, der SS-Güterbahnhof, da sind der Übungsplatz der Rekruten, die Heilkräuterkulturen des Reichsführers Himmler, wir nannten es Plantage, da ist ein Wildpark und Schwimmbad und noch vieles andere, was in wenigen Jahren durch den Fleiß und Schweiß der modernen Sklaven, die überall im Gefolge des Heidentums wieder auftauchen, erstanden. Erst wenn man die Posten des Lagerbereiches passiert hat, kommt man an die Mauer, an deren Westseite das Tor zum Haupteingang durch das sogen. Jour-Haus sich befindet. Hinter der Mauer kommt die neutrale Zone, dann der elektrisch geladene Stacheldraht, dann ein breiter Wassergraben und dann die hinteren Lagerstraßen. Wenn man durchs Tor geht, kommt man auf den großen Appellplatz, südlich steht die Küche, die Kleiderkammer, Wäscherei, dann ist dort noch das Straflager für SS und Polizei angegliedert, ebenso der Strafbunker und der Ehrenbunker; nördlich des Appellplatzes waren links und rechts wie die Klaviertasten die 100 m langen Baracken, wie einstöckige Blockhäuser; mittendurch ging die breite Hauptstraße des Lagers, die mit Silberpappeln flankiert war; das Ganze war bewacht von 6 an der Mauer befindlichen Wachtürmen.

Für das Verständnis eines solchen Riesenbetriebes ist aber der innere Aufbau noch wichtiger als der äußere Aufbau. An der Spitze steht der Kommandant, ein Sturmbannführer, dem auch die SS untersteht. Ihm untersteht der Lagerführer, der nur die Wachmannschaft und die Häftlinge unter sich hat. Dann kommt der Rapportführer, dem die einzelnen Blockführer unterstehen. Jeder Block hatte so einen Blockführer, von dem das Wohl und

Wehe von Hunderten rechtloser, man könnte sagen, zweibeiniger Vierfüßler abhing. Aber eine bemerkenswerte Einrichtung ist nun, daß die SS anonym im Hintergrund stand; sie trat ihre ganze Autorität ab an die Blockältesten, die als Häftlinge die Befehle vom Jourhaus empfangen und gegen ihre eigenen Mitgefangenen mit Grausamkeit ausführen mußten, sonst wurden sie abgesetzt und bestraft. Jeder Block war eingeteilt in 4 Stuben, an deren Spitze stand der Stubenälteste, der für die Durchführung der befohlenen Ordnung auch wieder nur zu oft sich gegen seine Kameraden wenden mußte. Wir hatten auf Block 26, Stube 3, wo ich zuerst war, den Führer der Mannheimer Jungkommunisten und Gottlosenbewegung; wie oft hat er sich bei uns vernünftigen Häftlingen durchgesetzt mit dem Hinweis, wenn ihrs nicht macht, flieg ich herein und ihr bekommt einen viel schlimmeren. Aber auf anderen Blocks, wo etwa die Kriminellen gesammelt waren, die Sicherungsverwahrung für die Dauer des Krieges hatten, konnte nur mit Fußtritt, Schlägen, Verweigerung der Kost, Exerzieren oder furchtbaren Drohungen und Strafmeldungen bei der SS durchgefahren werden. Der oberste Häftling ist der Lagerälteste, vor dem sogar die einfachen SS-Männer ein wenig Angst hatten, weil er dauernd mit höheren Offizieren zu tun hatte.

Die Häftlinge selbst müssen wir auch unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten; ich meine nicht der Nationalität nach. In dieser Hinsicht gab's einfach alles – sogar Chinesen; die meisten waren Polen. Wie ja überhaupt Polen in diesem Krieg am meisten gelitten hat, viel mehr als Frankreich oder wir Deutschen; ich meine der Haftart nach; denn das war der einzige kulturelle Fortschritt, den die Hitlerei in die Welt gesetzt hat. 95 % waren davon wir normale Häftlinge. Dann gab's Vorzugshäftlinge; sie hatten die Erlaubnis langes Haar, Lederschuhe und eine Uhr zu tragen, jede Woche einen Brief zu schreiben, während wir alle 14 Tage oder 3 Wochen schrieben an die Heimatadresse; es war jedesmal ein Festtag und eine heilige Freude. Sodann gab es Ehrenhäftlinge; sie wohnten zwar auch in einer Baracke, hatten aber eine Stube zu 5 oder 10 Mann, während wir 100, 200 und 300, ja bei den Russen 400 bis 550 auf 100 qm Raum untergebracht waren, namentlich in der letzten Zeit; sie hatten freie Kommandowahl, konnten also arbeiten, wo sie es wünschten; sie hatten bevorzugten Kantineinkauf. Dann gab es die Ehrenbunkerhäftlinge. Das waren politisch wichtige Personen, deren Tod unerwünscht war, weil er zu politischen Interventionen hätte führen können, z. B. Pastor Niemöller, persönl. Gefangener des Führers, León Blum, Schuschnigg, Bischof Piquet v. Clermond-Ferrand, der allerdings einige Monate auf Block 26/2, wo ich zuletzt auch lag, war. Viele davon waren allerdings auf Schloß Itter bei München. Sie hatten SS-Kost und meistens Besuchserlaubnis, so oft sie wollten. Ja, es gab noch eine höhere Stufe; das waren nur 3 oder 4. Wir sagten 11-km-Häftlinge. Sie trugen keine Zebra-Uniform, wohnten in Dachau und waren überhaupt solche Zivilangestellte in den Betrieben, die sich nicht über die Umgebung Dachaus hinausgeben durften ohne Meldung und Erlaubnis. Dann gab es noch eine Stufe tiefer als wir gewöhnliche Häftlinge, das war die bedauernswerte Strafkompagnie, die der Kommandant Weiß 1943 abgeschafft hat. Er ist später Inspekteur aller Konzentrationslager geworden und hat auch viele Schikanen abgeschafft. An-

fangs Mai wollte er das Lager den Amerikanern übergeben, wofür er vom Lagerführer Rupert erschossen wurde. Die Strafkompagnie trug einen großen schwarzen Punkt in weißem Ring unter dem Winkel. Sie mußten Sonntag und Werktag arbeiten, waren streng isoliert und konnten nur unter sich miteinander reden, sie hatten keinen Kantineneinkauf, durften nur alle 3 Monate schreiben, durften in der Freizeit nicht rauchen, mußten im Laufschrift arbeiten und in der Freizeit strammstehen oder in der Kniebeuge 2 und 3 Stunden sitzen. Man stelle sich das vor und begreift, daß jeder, der es hier ein Jahr aushielt, einen besonderen Schutzengel haben mußte. Alle Pfarrer kamen bis zum Jahre 1940 eo ipso herein, ebenso Juden und Bibelforscher, später dann nur solche, die eine schwere Lagerstrafe hinter sich hatten.

Wenn wir gerade daran sind, so will ich dieses dunkle Kapitel streifen. Eine besondere Erfindung waren die verfluchten Kollektivstrafen. Da marschierte einer schlecht, da meldete sich einer nicht gleich, da erwischte man einen Dieb nicht sofort, gleich müssen alle, die ganze Stube, der ganze Block Exerzieren, Marschieren, Strammstehen. Welche Mißstimmung, welche Schlägereien das gab, kann man sich denken, und die SS freute sich: Häftlinge unter sich. Die geringste Strafe für den einzelnen war bis zum Jahre 1943, wo manche Besserung eintrat, 4 Sonntage Strafarbeit, manchmal mit Kostenzug für den ganzen Tag. Im Handumdrehen hatte man das: wer an die Baracke anlehnte, wer am Rock einen Knopf auf hatte, wer in der Zahnbürste ein bißchen Pasta hatte. Die hauptsächliche Lagerstrafe, mit der auch ernst und halbernst immer wieder beim geringsten von allen Stubenältesten gedroht wurde, war 25 auf den Hintern. Wer etwas „organisiert“ hatte zum Essen oder Sabotage trieb, wer rauchte während der Arbeit oder (merkwürdigerweise milde), wer wieder auf der Flucht erwischte, ins Lager zurückkam, war dessen sicher. Er wurde gemeldet und hatte Strafvernehmung, wenn ihm der Blockschreiber dies mitteilte. Da gabs keine Entschuldigung. Der Lagerführer sagte z. B.: Du hast gemeutert, du Hund, hau ab. Oft wurde die schauerliche Prozedur nach dem Appell abends durchgeführt. Wir mußten dabei zusehen. So bekamen z. B. an Weihnachten 1942 zwei Polen 25. Sie hatten ein Plakat um sich hängen: Ich bin schon wieder da. Hinter ihnen marschierte die Lagermusik; vor dem Bad wurden sie auf den Bock gebunden, 2 große mit elektrischen Lichtern geschmückte Tannenbäume brannten, und unter dem von Häftlingen gespielten Weihnachtslied mit der Blechmusik wurden ihnen 25 mit großen Farrenschwänzen grausig heruntergehauen, wobei der arme Kerl selber zählen mußte. Manchmal mußten die Blockältesten hauen und die SS führte Aufsicht. Nach dem 4., 5. Schlag sprang die Haut auf, wenn einer aus Leibeskräften zuschlug, und am Ende fanden sich fausgroße Löcher und Fleischfetzen; die meisten konnten nicht mehr gehen und wurden ins Revier, den Häftlingskrankenbau, getragen. In stummer Wut und ehrfürchtiger Beherrschung stand das Lager, weil der eine keinen Laut von sich gab und noch laut und deutlich sagte: 25. Sollte man denken, daß es noch eine schlimmere Qual geben konnte! Und doch, auch Geistliche haben sie mitgemacht, das war der Pfahl oder Baum. Die Hände wurden auf dem Rücken zusammengebunden, dann wurde man an den Handgelenken aufgehängt eine Stunde, anderthalb, zwei Stun-

den. Der SS-Mann saß dabei und gab manchmal dem Opfer des Sadismus einen Fußtritt. Sie stellen sich nicht vor, welche Qualen ein solcher Mensch aussteht. Ich habe einmal 14 gleichzeitig im Bad hängen sehen, obwohl dabei sonst niemand zuschauen konnte; denn es hieß gerade wie auch, wenn Besuch kam von höheren Offizieren, alles in die Baracken. Die Schultergelenke kugeln sich aus, die Sehnen verzerren sich, der Körper zieht nach unten, am Boden ist eine Lache von Schweiß und Blut wie beim Heiland am Kreuz und nach der Abnahme hat mancher einen Herzschlag durch Überanstrengung bekommen. Dagegen war Erhängen wegen Sabotage oder Meuterei bei der Arbeit noch eine gelinde Strafe, auch wenn das ganze Arbeitskommando dazu schweigend antreten mußte, wenn es auch als schlimmste Strafe gewertet wurde. Sie sehen, der Nationalsozialismus hat aus dem Volk der Dichter und Denker ein Volk von Sadisten und Henkern gemacht, und man begreift, daß es jedem anständigen Häftling erste Parole war, ja nie aufzufallen, wenn er aus Hunger oder Freiheitsdrang etwas „drehte“, um diesen Strafen, die natürlich in die Akten kamen, zu entgehen. Später gabs auch Stehbunker oder Dunkelarrest.

Es ist das Wort anständiger Häftling gefallen! Gab es denn auch unanständige? Selbstverständlich. Ein Konzentrationslager ist nicht nur ein geographischer Begriff, sondern auch ein moralischer und politischer. Was Sie nämlich in jeder Stadt finden an Menschen, das finden Sie in konzentrierter Form im Lager. Da gab es Heilige und Verbrecher. Nicht nur politische Häftlinge, sondern auch kriminelle. Jedem konnte man nämlich (auch eine nationalsozialistische Spezialität) im Gegensatz zum Gefängnis oder Zuchthaus von weitem schon sein Vergehen ansehen. Politische, auch gar nie bestrafte Häftlinge hatten an der linken Brustseite einen roten Winkel; das war also das Kennzeichen für Schutzhaft. Ausländer hatten außerdem noch den Anfangsbuchstaben ihrer Nation. Kriminelle Häftlinge wurden nach Verbüßung ihrer Strafe für die Dauer des Krieges zur Sicherheitsverwahrung eingeliefert; sie hatten einen grünen Winkel. Es gab fast nur Deutsche; denn die ausländischen Kriminellen wie Polen, Jugoslawen, Russen wurden restlos gleich nach der Verhaftung erschossen! Sie einzusperrn war auch ein Unrecht, denn sie hatten ja ihre Haft abgebüßt. Immerhin verlangte eine kriminelle Anlage eine gewisse Aufsicht. Darum haben auch die Amerikaner auf ihren Fragebogen bei der Entlassung aus dem Lager den Grund ihrer Verhaftung geschrieben. Wenn also ein Häftling aus dem Konzentrationslager zu ihnen kommt, dann verlangen sie nicht nur den Ausweis, sondern auch den Fragebogen. Sie können jeden unterstützen, aber es ist zu erwarten, daß gerade Häftlinge dieser Gruppe Schindluder mit ihrer Haft treiben und viele von ihnen müssen bald wieder dingfest gemacht werden. Dazu gehören auch die Homosexuellen, die einen rosaroten Winkel trugen, die Asozialen wegen Arbeitsverweigerung, Schlägereien u. ä. Eingesperrten, die einen schwarzen Winkel haben. Die Bibelforscher, unter denen es tapfere Leute hatte, waren violett, die Emigranten blau, die Juden gelb. Einwandfrei weiß ich, daß im Jahre 1938 zwei Bibelforscher im Lager Sachsenhausen bei Berlin, die der SS grundsätzlich den Gruß verweigerten, mit den Absätzen zu Tode getrampelt wurden und ohne einen Laut zu geben starben auf der Lagerstraße.

Sie fragen mich, wie ist denn so ein Tag gewöhnlich verlaufen und was mußten sie arbeiten? Das muß eingehend und anschaulich geschildert werden und man sieht welche gewaltigen Veränderungen der Krieg ins Lager hineinbrachte, daß es wie ein Barometer den Druck, der lastend auf dem Volke lag, anzeigte; die ganze Situation war von Monat und Jahr zu Jahr plötzlich geändert, in einer Hinsicht wurde es wieder besser, in anderer schlechter. So standen wir z. B. bis z. J. 1943 im Sommer um 1/25 auf (wir Priester um 4 Uhr, weil wir seit 1940 durch Abmachungen des Hl. Stuhles Gottesdienst natürlich nur für uns hatten). Am Sonntag um 1/2 6, am Feiertag um 1/27. Später, weil eben mehr gearbeitet wurde auch in der Freiheit, da wars immer um 1/2 5 Uhr. Das war also schlechter geworden. Besser aber wurde es auch 1943 mit dem Bettenbau. Bis dahin war das Bett der höchste Götze, dem alles diente. Dreistöckig, wie eben Soldatenbetten zu sein pflegen, mußten sie so glatt gestrichen gebaut werden, daß sie ohne das geringste Fältchen waren. Wehe, wenn der sog. Wasserfall nicht messerscharf war oder die Keile nicht in gerader Linie standen! Dann konnte es sein, daß wir statt Mittagessen nach der Arbeit Bettbauen hatten. Wir hatten uns alle Bügelbretter organisiert, die wir peinlich unter dem harten Sack aus Stroh oder Preßholzwolle versteckten. Schnell sausten wir aus dem Bett, wenn der Bär brummte. Der oberste und unterste Stock ging waschen. Im Vorraum war Waschgelegenheit in 8 Fußbecken und 2 großen runden Brausebecken mit 8 Brausen. Dabei mußte immer der Oberkörper frei sein. Währenddessen nahm der mittlere Stock seine Wolldecke, brachte sie wieder in die rechte Lage im karierten Überzug, legte sie der Länge nach in 3 Teile, rollte sie zum Tragen auf einem der Eßtische zusammen und strich sie auf dem Bett so glatt wie möglich. Damals wurde noch alle acht Tage Bett- und Leibwäsche gewechselt; 1944 gabs keine Bettwäsche mehr und alle Vierteljahr mal frische Leibwäsche. Glücklicherweise war es aber jetzt erlaubt, seine eigene Wäsche zu tragen, wer halt hatte, sonst wären die Todesopfer durch Schmutz und Seuchen noch größer geworden. Einige wurden bestimmt, in großen Tragkesseln den Kaffee zu holen. Der Stubenälteste gab ihn aus in einer Literkelle, dann war Zimmer- und Schlafsaaldienst und Spindputzen. Der Schlafsaal glänzte wie ein Spiegel, ja die Stubenältesten waren eifersüchtig aufeinander. Damals durften wir den Tagesraum nur mit Strümpfen betreten, damit ja kein Stäubchen auf dem Boden lag, zeitweise wurde Packpapier über die Essenszeit auf den Boden gelegt. Die Schuhe, es waren Holländer oder Holzschuhe, mußten jeden Tag mindestens 2mal gewaschen werden und ausgerichtet, bald wieder mit dem Absatz vorne, bald wieder mit der Schuhspitze nach vorne, in das leidige Schuhregal gestellt werden. Und erst das Spind! Wenn ein einziges Brotkrümmelchen gefunden wurde von einem versessenen Blockführer auf dem Brotbrett, dann war der „Wirbel“, wie wir sagten, sicher. Das Handtuch hängen Sie hin, wie Sie es nehmen; bis zum J. 1943 aber mußte es immer in 3 Falten der Länge nach aufgehängt werden. Jeden Samstag wurde das Spind gescheuert, dieses Jahr habe ich es nicht ein einziges Mal geputzt. Gabel, Messer, Löffel hatten ihre genaue Lage. Z. B. mußte die Gabel nach hinten stehen an der Spindtür. So könnte ich noch 1000 aber tägliche Unannehmlichkeiten und verrückte Überspitzungen schildern, wie sie in keiner Strafkompagnie bei den Soldaten sich finden und an

die Sie das ganze Leben nie denken. In so einem Lager lernt man, daß nichts selbstverständlich ist und jeder Atemzug, jede Kleinigkeit eine Wohltat Gottes.

Plötzlich pfiiff es, und alles trat in Zehnerreihen vor den Baracken an. Säuberlich ausgerichtet ging es zum Zählappell. Der Blockälteste kommandierte ein Lied. Selbstverständlich mußten alle deutsch singen und wir Pfarrer allzuoft das Lied von der Rosemarie, schön sind die Mädchen von 17 bis 18 Jahr. Es gab auch schöne Lieder, z. B.: „Tirol, Tirol, du bist mein Heimatland“. Am meisten natürlich mußte, wie es sich für ein nationalsozialistisches Lager geziemt, das geistloseste Lied gesungen werden: Es hieß hochpoetisch: Wir lagen vor Madagaskar und hatten die Pest an Bord, in den Kesseln da faulte das Wasser, und einer ging über Bord. Ahoi, Ahoi. Wenn das Schifferklavier an Bord ertönt, ja dann sind die Matrosen so still, weil ein jeder nach der Heimat sich sehnt, die er gerne einmal wieder sehen will. Am Appellplatz schossen die Blockführer heran. Der Blockälteste kommandierte: Mützen ab. Ruck, zuck und keiner wagte mehr mit den Wimpern zu zucken. Es wurde abgezählt, der Blockführer trug das Ergebnis dem Rapportführer schriftlich vor. Wenn alles stimmte, hieß es Schutzhäftlinge Stillstand, Mützen ab, Augen links, Mützen auf, rührt Euch, Arbeitskommandos formieren.

Jetzt wimmelte es wie in einem Bienenhaufen, und jeder rannte an seinen Platz, wo das Arbeitskommando stand. Das war eine Gelegenheit, um schnell einem Kameraden von einem andern Block etwas zuzustecken oder auszumachen. Nach wenigen Minuten standen die Arbeitskommandos um 6 Uhr morgens. Winter eine oder zwei Stunden später. Die Innenkommandos, die im Lager arbeiteten, rückten marschierend und singend an die Arbeit ab. Da gab es alles, was eben ein solcher Betrieb erfordert: Gärtnereien, Schustereien, Küche, Lagerreinigung, Arbeitseinsatz, Hasenstall (5000 Angora), Weberei, Kohlendepot usw. usw. Die Außenkommandos rückten vor dem Arbeitsdienstführer ans Tor. Der Kapo, d. i. der Vorarbeiter mit der gelben Binde am linken Arm, natürlich auch ein Häftling, meldete die Stärke des Kommandos, und sofort trat die entsprechende Anzahl SS-Posten, teils mit Hunden, teils mit untergehaltenem Gewehr, herbei als Eskorte. Dann gings zum Tor hinaus. Die meisten Arbeitsstellen lagen noch im Lagerbereich, daher war die Bewachung geringer, man hätte fliehen können, aber die meisten Flüchtigen wurden bald wieder geschnappt, weil der Polizeisender sofort in Funktion trat und in wenigen Minuten wußten es alle Polizeistationen in ganz Deutschland, daß einer oder der und der geflohen ist. Zudem hätten sie sofort sämtliche Angehörigen verhaftet! Fliehen war nicht so schwer, aber wegbleiben! Da waren die großen Wirtschaftsbetriebe mit Buchbinderei, das riesige Heereszeugamt, das Bekleidungslager für die ganze SS in Europa, die Bäckereien, Schweinestall, Güterbahnhof und alles, was ich eingangs meines Vortrages schon im Lagerbereich aufzählte und überall haben Hunderte von Häftlingen gearbeitet, alles umsonst, erst 1943 gabs Prämien je nachdem 50 Pfennig bis 3.- Mark in der Woche! Besonders erwähnenswert sind noch jene Kommandos, die soweit weg arbeiteten, daß sie abends vor Eintritt der Dunkelheit nicht einrücken konnten. Meistens in München z. B. Kommando Gestapo, Lokomotivfabrik, Gleisbau. Dann gab es noch etwa 60

Außenstellen mit den eigentlichen Außenkommandos, sie arbeiteten so weit weg, daß sie nur alle Vierteljahr mal ins Lager transportiert wurden oder wenn einer ernstlich krank wurde, daß er ambulant in der Außenstelle nicht behandelt werden konnte. Z. B. Bad Tölz, Allach, das 1943 ein eigenes Lager wurde, Kaufering, Feldafing; in unserem badischen Land lagen mehrere Außenstellen: SS-Junkerschule Radolfzell, Tabakkommando Hemsbach, Ziegelei Neckargerach. Vom Reichs-Sicherheitshauptamt Berlin war es streng verboten, daß wir Priester in solchen Kommandos arbeiteten.

In dieser Hinsicht war das Jahr 1941 für uns Priester das beste. Vorher haben alle schwer im Straßenbau gearbeitet; dann kamen jene Verhandlungen mit Rom, wodurch uns Erleichterungen gewährt waren. Aber auch diesen Vertrag hat man nach einem Jahr (eigentlich sehr lang für Nationalsozialisten) gebrochen. Ein Glück, daß sie uns wenigstens den Gottesdienst ließen!

In diesem Jahr bin ich am 2. August ins Lager gekommen. Am 4. August wurden wir dem damaligen Führer Zill, einem Bäcker in Zivil, vorgestellt. 6 Stunden standen wir stramm, von 6–12 Uhr. Dann kam er, mit Reitstiefeln, worin Akten steckten. Der Lagerälteste tanzte dienstfertig wie ein Hund um ihn. Warum bist denn eingesperrt, ach so ja, Jude, 3 Tage Krematorium, sagte er in seinem sächsischen Dialekt. Warum du denn? „Spanienkämpfer“. „So, immer noch Sozialist?“ „Zur Umschulung“ mußte die eingedrillte Antwort heißen. Wehe, wenn er anders sagte, z. B. aus Hunger oder Idealismus oder wegen Arbeitslosigkeit nach Spanien gewandert. Pfaffe, sagte er zu dem, der vor mir stand. Es war Pater O. Pies SJ aus Dresden-Hoheneich. Warum bist Du eingesperrt? Weil ich protestierte gegen die Beschlagnahme unseres Hauses. So, so, hast Du vielleicht schon gehört, daß Krieg ist. Wenn wir das Haus nun brauchen! Hat das vielleicht mit Seelsorge etwas zu tun? Dann sah er mich! Auch Pfäfflein, der zittert ja schon. Warum bist eingesperrt? Ich trat einen Schritt vor. Herr Lagerführer, es ist mir verboten, es zu sagen. Batsch, hatte ich einen Hieb vor der Brust. Mensch, hier darfst Du's doch sagen. „Weil ich religiöse Schriften, besonders Auszüge aus der Bibel, an die Front geschickt habe.“ Was, ich werde mir Deine Akten ansehen. Lagerältester, Nummer aufschreiben. Jetzt hatte ich Angst auf die erste Lagerstrafe. Es kam keine, es kam nie eine, denn sie haben mich nie erwischt, obwohl ich nach ihrer Moral täglich verdient hätte. Es war eine für ihn peinliche Situation, weil der alte Fuchs ja mir nichts sagen konnte, hat das mit Seelsorge etwas zu tun; er hat es selber nicht für möglich gehalten, daß man für so was bestraft wird. Natürlich waren die tieferen Gründe die Tatsache, daß ich schon achtmal mit der Gestapo Reibereien hatte: z. B. wegen einer Predigt, wegen der Verbreitung des päpstl. Rundschreibens „Mit brennender Sorge“, das am Palmsonntag 1937 verlesen wurde, wegen eines Elternabends mit der Jugend usw. usw. Andere Geistliche waren da wegen Taufe von Polenkindern, oder weil sie Ausländer im Gottesdienst duldeten, weil sie von Feindesliebe oder dem Alten Testament predigten oder vor Mischehen warnten, ja sogar, weil sie Beerdigung verweigerten und dadurch „Unruhe in weite Kreise der Bevölkerung getragen und ihre staatsabträgliche Gesinnung offenbarten“. So hieß der stereotype Ausdruck. Ich habe auch in Dachau die armen Opfer der Sittlichkeitsprozesse wieder getroffen, sofern sie nicht im Zuchthaus schon gestorben waren.

Aber sie durften auch teilnehmen an den Erleichterungen des Priesterblocks im Jahre 1941, was sonst ja für Kriminelle in Dachau unmöglich war, während sie in andern Lagern sonst die Führung hatten. Wir bekamen nämlich zunächst einmal jeden Tag ein Viertel Wein bis zum März 1942 von Januar 1941 an. Woher das kam, ist uns schleierhaft geblieben. Man sagte, der Hl. Vater habe es uns verschafft. Aber nun nicht meinen, dies wäre ein Prae in alleweg gewesen. Erstens hat es uns den Neid der andern Häftlinge verschafft, zweitens mußte es immer auf Kommando so schnell wie möglich heruntergetrunken werden. Der Blockführer trat in den Tagesraum, alles stand auf Kommando stramm. „Weinschlange bilden“ wurde befohlen. Die Flaschen geöffnet auf die Tische verteilt, eingeschenkt. Auf das Kommando austrinken mußte der Aluminiumbecher leer sein und umgekehrt in der Luft hochgehalten werden! „Achtung“ alles steht, der Blockführer entfernt sich unter dem Befehl „Weitermachen“. Ein wertvolles Privileg war, daß wir alle Woche 3mal einen halben Liter Kakao bekamen, der dann normal vom Stubenältesten verteilt getrunken werden konnte und zwar mit Milch zubereitet; im März 1942 verschwand dies auch. Ein drittes Privileg war, daß wir ebenfalls von 1941 bis März 1942, sowohl morgens um 8–10 wie mittags von 1–3 ins Bett mußten, wenn nur der unsinnige Bettenbau nicht gewesen wäre und die Heilighaltung des Bodens! Ein 4. Privileg, über das der Herr seine Hand hielt, war der Gottesdienst. Alles andere ging auf und ab im Lager, nur der Gottesdienst entwickelte sich von den primitivsten Anfängen zu einer Höhe wie er in den Kathedalkirchen nur zu finden ist. 1934 kam der Stadtpfarrer von der Hauptpfarre von Dachau ins Lager und hat vor einer Baracke hl. Messe gelesen, bald aber hatten die maßgeblichen Männer die Sache so ins Lächerliche gezogen, daß es unmöglich wurde. Nach den Abmachungen mit Rom wurde zuerst der Gottesdienst im Lager Buchenwalde 1940 eingeführt im September. Im Februar 1941 kam die primitive Ausrüstung nach Dachau und das ist der Grund, warum alle Geistlichen aus allen Lagern immer nach und nach in Dachau konzentriert wurden. Ein Meßgewand nur, ein Kreuz und 2 Leuchter, ein Kelchlein und ein kleines Tischchen war alles. Das Meßbuch und den Altarstein, ohne den ja nach Kirchenrecht keine Messe sein darf, hat uns der Vorsitzende der Fuldaer Bischofskonferenz, Eminenz Bertram, geschenkt. Jeden Morgen vor dem Appell war zunächst hl. Messe. Immer der gleiche hat zelebriert. Es war der polnische Pfarrer Prabutzki, der mit seinen andern beiden geistlichen Brüdern im Lager gestorben ist. Dann durfte auch der poln. Bischof v. Leslau, Michael Kosal, ein herrlicher Mann, zelebrieren. Er ist 1943 im Februar an Typhus gestorben und auch so ins Krematorium gewandert, wie es die Bilder der Alliierten jetzt zeigen. Überhaupt sind wenigstens 65% aller polnischen Geistlichen gestorben. Aus dem Gouvernement wurden ja grundsätzlich alle Geistlichen eingesperrt, aus Restpolen die meisten. Von 2800, die Dachau passiert haben, lebten Ende April 1945 noch 816, lauter junge. Von uns deutschen Geistlichen sind „nur 50 %“ gestorben. Von dem Standpunkt aus war's im Lager weit gefährlicher als an der Front! Die Kapelle wurde in Stube 1, Block 26, eingerichtet. Wir standen dicht gedrängt, jeder hatte auf der linken Hand eine Hostie, die vom Altar aus konsekriert wurde. Bei der Kommunion des Zelebranten hat jeder die hl. Hostie sich selbst gereicht, daß damit

in einer halbe Stunde alles zu Ende war. Am Sonntag haben wir meist levit. Hochamt gehalten, wobei ich selbst oft ministrieren oder levitieren durfte. Plötzlich, es war am 24. September 1941, kommt der Lagerführer. Alles antreten: Reichsdeutsche auf die eine, Polen auf die andere Seite. Die Reichsdeutschen sofort auf Block 26, die Polen auf 28 und 30. Sämtliche Privilegien für die Polen sind abgeschafft. Vielleicht war es, weil die Polen im Krieg gegen Rußland nicht mitmachen wollten. Im Oktober 1941 war wieder eine neue Verhaftungswelle gewesen und genau 558 polnische, meist ältere Geistliche, waren im Lager gelandet. Sie sind fast alle gestorben, nachdem man die polnischen Ärzte, Juristen, Professoren fast alle gleich nach der Verhaftung erschossen hatte. So waren wir dann allein in unserer Kapelle; ein Geistlicher namens Ohnmacht, Generalvikar von Linz, wurde mit der Leitung des Gottesdienstes betraut vom Lagerführer. Im Jahre 1943 gabs eine Erleichterung, weil jeder zelebrieren durfte, so habe auch ich 3mal in 4 Jahren die hl. Messe gefeiert. Wie, das kann sich jeder denken! 1944 durfte sogar im Dezember der Herr Kardinal von München unsere Gemeinschaft zu einer kirchl. Gemeinschaft erheben, unseren Blockschreiber Schelling, ein geistl. Redakteur aus Bregenz hat er zum Dekan ernannt. Gewiß eine einzigartige Erscheinung in der glanzvollen Geschichte der Kirche. So haben wir jeden Sonntag fast noch das lev. Amt mit presbyter assistens gefeiert, Predigt gehalten und mancherlei Vorträge von Geistlichen internationalen Rufes. Ab und zu feierte einer ein Jubiläum. Wir haben uns selbst einen Spiritual gewählt: Univ.-Pof. de Comink, ein Belgier von der Universität Löwen für Pastoraltheologie. Am Sonntag, den 24. September 1944 hielt er zur Feier der Uniwoche ein Hochamt, sein Diakon war Dekan Jos. Tenlings von Nimwegen, Subdiakon J. Durand, der einzige Engländer, Presb. ass. war Dekan Ott v. Mainz. Die Predigt in lat. Sprache hielt P. Gregor Schwacke, OSB., den Sie vielleicht kennen und der auch unsere Choralmusik auf höchster Höhe hielt. Ja, wir bekamen in dieser Zeit den Bischof Piquet v. Clermont-Ferrand auf den Block, der am Sonntag vor Weihnachten nach Einvernahme mit den zuständigen Bischöfen, den in St. Blasien verhafteten Diakon Karl Leisner aus der Diözese Münster zum Priester weihte. Am Weihnachtstag selbst war Pontifikalamt, zu dem wir die liturgischen Gewänder und Gegenstände teils aus München bekamen, teils selber anfertigten in der Lagerschnitzerei oder Schneiderei. P. Schwacke komponierte eine eigene a-capella-Messe, die missa antiphonaria dachauensis, die er dem Bischof im Häftlingskleid widmete. Karl Leisner war am 28. VII. 45 noch in Dachau gestorben an Tbc. Primiz am Stephanstag! Ostern P. abbas Hondet Pontificalgottesdienst.

Welch schreiender Gegensatz nun wieder zur täglichen Entehrung und Entbehrung am Arbeitsplatz und im Block. Im Lager gab es eine ausgezeichnete Bibliothek, aus der wir sogar berufliche oder in Deutschland mißliebige Bücher entlehnen konnten. Aber im März 1942 begann fürs ganze Lager ein Leidensweg, der Tausenden das Leben gekostet hat und durch Arbeitsüberlastung und Hunger den Gebrauch des Gottesdienstes oder der Bibliothek oder der Freizeit fast unmöglich machte.

Ich kam damals wie die meisten in die Heilkräuterkultur, persön. Eigentum Himmlers, wo die Pflanzen des deutschen Arzneibuches in Schaubeeten

und riesigen Zuchtbeeten nach verschiedenen Gesichtspunkten gepflanzt waren. Dort war auch eine große Bauhütte; nun hieß es Gräben ziehen, Balken und Backsteine tragen, Dachplatten aufsetzen. Das geistloseste war das Schippen. Parole war immer Bewegung, damit man nie auffällt. Es war also zweckdienlich, mit den Augen zu arbeiten, ob der Capo oder ein Posten gerade zusah. Trotzdem ist man natürlich manchmal beim Ausruhen oder Sprechen erwischt worden. Ich wurde natürlich dabei ab und zu auch mal mit Fäusten zu Boden gehauen. Wenn gerade nichts zu tun war, dann mußten wir einen Sandhaufen auf eine andere Seite und von dort wieder zurückschaufeln!! Zu Essen gab es für uns nichts außer mittwochs ein Stückchen Margarine und samstags ein Rädchen Wurst ohne Brot. Trotzdem hatte ich wieder Glück: „Ich zieh de Dschobe us.“ Hilfscapo Gallmann von Haltingen schickte mich also manchmal auf Arbeit, die Erholung war. Nur zwei Fragen interessierten uns, wieviel Uhr ist es und was gibt es zu essen. Nach 8 Wochen schon kam ich ins Gemüseland und zur Kompostanlage. Fast unter Lebensgefahr konnte man hier manchmal eine Rübe organisieren oder ein paar Krautblätter. Wie mancher war dazu zu ungeschickt und mußte dann Schläge oder gar Meldung zur Lagerstrafe einstecken. Ich war allerdings sehr auf Draht in diesem Punkt, aber das zog mir den Neid der Kriminellen zu, die mich dann beim Capo verschwatzten. Halbtrot trugen wir die Zusammengebrochenen heim, die dann im Revier vielleicht durch schlechte Pflege, vielleicht durch eine Spritze in 2, 3 Tagen tot waren. Im August ist täglich einer von uns deutschen Geistlichen gestorben. Hilfscapo Gallmann hat mich damals wieder in die Bauhütte zurückgeholt, weil ich zum Transport verwendet werden sollte. In dieser Abteilung bekam man nämlich die sogenannte Brotzeit, wie man in Bayern sagt, das war täglich ein Fünftel Kommiss und ein Stück Wurst. Sie hat mir sehr wahrscheinlich das Leben gerettet, obwohl ich der einzige Geistliche in diesem Kommando war und ganze Güterwagen voll Kohle am Bahnhof ausladen mußte mit Schwerverbrechern zusammen. Oft kam ich an den Bahnhof und die Stadt Dachau. Erlebnisse in der Chabeso-Fabrik!! Der Capo der Bauhütte, Rogler hieß er (Fettorganisation am 10. X. 1942!), der viele zu Tode geschlagen, brauchte um die Plätze für die Lastautos zu pflastern Pflästerer. Ich ließ mich dazu bestimmen, weil ich glaubte, es sei meiner Gesundheit förderlicher und weil ich wußte, daß diese Arbeit von der SS ästimiert war. Aber im November 1942 wog ich keinen Zentner mehr und bekam außer meinem Magenleiden noch durch die Kälte andere gefährliche Krankheitszeichen. Auch ich wußte: in 2 Monaten bin ich eine unbekannte Leiche, die Füße dick, die Augen geschwollen, die ersten Anzeichen schwerster Unterernährung. Da unerwartete Hilfe! Der Capo Hecht (aus Spöck bei Kerk) brauchte einen Schreiber für sein Kommando. So kam ich auf den Pollnhof, SS-eigenes Ökonomiegebäude: Futterbuch, Bestandsbuch, das Inventar in Ordnung zu halten, war die Aufgabe. (Erlebnis mit dem Hengst). Auf Weihnachten 1942 kamen nun die ersten Pakete und von da an hatten alle, die solche bekamen, wenig Nahrungsorgen bis zu 1944, wo die Postsperrre mit Ausnahme der Rotkreuzpakete einsetzte.

Nun aber brach im Lager, die Unterernährung war ja aufs höchste gestiegen, der Typhus aus und zwar Bauch- und Hungertyphus. Es wurde die Quarantäne verhängt. Jetzt brauchte man Krankenpfleger. Nach langem

Zögern genehmigte die Gestapozentrale Berlin, daß Geistliche als Pfleger ins Revier eingestellt wurden. Ich meldete mich auch und nun setzte eine neue, interessante Arbeit ein, die nicht nur meinem Beruf diente, sondern den armen Mitgefangenen. Ich gehörte jetzt zum Personal und hatte Anspruch auf so viel Kost, wie ich brauchte, einen anständigen Zebra-Anzug und Leder schuhe. Ich war auf 7/1; Bartflechten, Phlegmonen und Furunkel waren die behandelten Krankheiten. Ein polnischer, tüchtiger Arzt, natürlich auch ein Häftling, gab die Kurse. Jeden Tag haben wir 50–60 Mann, von den 100 auf der Stube verbunden. Ein neuer Ton kam mit uns Geistlichen ins Revier, wir haben durch die Pakete Tausenden das Leben retten können. Trotzdem war es streng genug. Wenn z. B. der SS-Arzt gnädigst geruhte, einen Besuch zu machen, mußten die Kranken stramm liegen! Wers nicht tat, konnte von ihm einen Schlag bekommen, oder er befahl O-Diät, d. h. den ganzen Tag nichts mehr zu essen. Die Arbeit mit den Toten und Lebendigen. Heimliche Seelsorge. 92 Todesfälle, von denen 90 nicht ohne geistlichen Beistand gestorben sind. Beispiele über die Freude beim Versehen. Selbstmörder! Weihnachten 1943! 3 Monate hatte ich die Tbc-Kranken: Schauerliche Verhältnisse durch Licht-, Luft- und Kostmangel. Aber die Besserung setzte Mitte 43 ein. Butter- und Milch-Zulage.

Als Pfleger hatte ich auch Gelegenheit, mit dem schauerlichsten, was nationalsozialistische Praktiken in die Welt gebracht haben, so zusammenzukommen wie wenige Dachauer: Ich meine die Transporte. Dort sah man nun Bilder, die das, was die Alliierten jetzt photographieren, weit in den Schatten stellen. Zunächst die Invalidentransporte. Alle Vierteljahre wurden die unheilbar Kranken zusammengestellt, wurden ohne Hemd und Schuhe, auch im Winter nur mit Hose und Jacke bekleidet, auf verschlossene Lastwagen geladen und in Linz vergast. Die Gaskammer in Dachau selbst ist erst 1944 fertig geworden, aber nie gebraucht worden, weil diese Art eingestellt war. Welche Bilder und Szenen die Schlachtopfer boten, kann man sich denken; wußten oder ahnten sie ja, was geschah. Gaszelle einfach gebaut. Schrecklicher noch waren die Transporte, die ankamen. Am 19. XI. 1942 z. B., dem Tag der Caritasheiligen Elisabeth, kam vom Lager Stutthof ein Transport an. Sie hatten nur für 5 Tage Verpflegung, infolge der grausigen Bombardierung der Strecke brauchten sie aber 14 Tage. Kein Deutsches Rotes Kreuz, keine Frischluft durfte heran. Einige, die mit äußerster Kraft sich vom Wahnsinn freihielten, setzten die schon riechenden Toten übereinander hinten in den Wagen. Wir haben Leichen ausgeladen, bei denen die Weichteile des Körpers abgefressen waren (Lippen, Genitalien, Waden). Ein Kranker wog noch 38 Pfund, nicht Kilo! 28. II. 1945 Transport von Groß-Rosen: 80 % Tote! 5. VII. 1944 Transport meist frisch Verhafteter aus Frankreich. Nach Laufzettel (der Bischof war hier dabei) sollten es 2582 Mann sein. Zahlen unter Gefahr festgestellt! 952 Mann sind in Dachau angekommen; 403 waren tot; 469 waren schon in Reims ausgeladen (1. Nov. 44 Tr. v. Stutthoff). Im Oktober 1943 kam ein Transport. Zuletzt fuhr scheinbar aus Versehen der Wagen mit den Toten ein, um noch nachts um 10 Uhr vor dem Bad abzuladen, wie gewöhnlich, der Wagen mit den Toten hätte ja gleich ins Krematorium fahren sollen. Wir schauten nach den Leichen, und richtig, 2 lebten noch; als wir sie eben herunterziehen wollten, kam der begleitende SS-Mann, ein Fuß-

tritt, hau ab, und der Wagen fuhr gleich noch zum Tor hinaus nun doch ins Krematorium. Fast ebenso schauerlich waren die Abtransporte: (10. XI. 44 nach Belsen). 3. I. 44 nach Lublin 1000 Mann: Furchtbare Szenen. Ich lud das Auto mit den Schwerkranken auf hartem Holz ohne Decke in den Güterzug! Jetzt begreifen Sie die Bilder und die Totenziffern.

Hier im Revier Freundschaft mit Joos, Registratur. Wenn er nichts merkte, habe ich alle jene Zahlen gesammelt, z. B. auch die genauen Zahlen über die Toten, die ohne die Außenkommandos zusammengestellt sind:

1941 5 100 Best. (10 000 mit Außenk.) 2483 Tote

1942 7 800 Best. (14 000 mit Außenk.) 2460 Tote u. 1820 Euthanisierte

1943 19 900 Best. (40 000 mit Außenk.) 982 Tote bis 18. IX. u. Euthanisierte

1944 25 000 Best. (50 000 mit Außenk.) ca. 8000 Tote und 2000 Euthanisierte

1945 28 000–33 000 (unbekannt bis Ende April) 10 000 Tote in 3 Monaten

Was will es da heißen, wenn etwa am 4. Sept. 44 92 russische Offiziere erschossen wurden durch Genickschuß, wenn am 13. Sept. 4 Polen erschossen wurden oder alle Woche einer durch Erhängtwerden verschwand. Das hat die Leichenberge, die durch den Kohlenmangel immer schauerlicher wurden nicht mehr erhöht. Sie lagen nackt auf der Lagerstraße in der letzten Zeit, bis sie trotz der Desorganisation endlich doch von neu geschaffenen Beerdigungskommandos zu Hunderten in Massengräbern mit Kalk beworfen in der Mutter Erde endlich ihre Ruhe fanden.

Die entehrende Behandlung der Toten hat durch die Gegenwart von uns Geistlichen im Revier kaum eine Änderung erfahren können. Das System machte wesentliche Verbesserungen unmöglich. War einer gestorben, so wurde er nackt (meist so, daß es die Kranken nicht sahen) in den Waschraum und Abort getragen und auf dem Boden durch den Hilfspfleger und sogenannten Stubendienst, der sich aus Genesenden rekrutierte, mit Wasser und Bürste abgespritzt; in ein Leintuch gewickelt, wurde er in die Totenkammer getragen. Der Pfleger hatte nur noch einen Zettel mit Name und Nummer an eine große Zehe zu heften und die Fieberkurve in der Schreibstube abzuliefern. Dort wurde die Todesursache je nachdem „frisirt“ oder völlig falsch angegeben, weil der Chefarzt dies so verlangen mußte und der Todetermin festgesetzt. Auch diese Termine, die den Angehörigen mitgeteilt wurden, stimmen meist nicht, weil der betreffende Verstorbene vor dem morgendlichen und abendlichen Zählappell als tot gemeldet werden mußte. Das war aus rechnerischen Gründen aber nur 2 bis 3 Stunden vorher möglich. Die Häftlinge sind daher meist einen Tag früher gestorben als amtlich angegeben. In der Totenkammer wurden die Häftlinge meist seziert von Häftlingsärzten (z. B. Prof. Braha aus Prag). Bei der Sektion des Pfarrers Fränznik aus Bollschweil hatte ich die Erlaubnis, persönlich anwesend zu sein im Jan. 1944. Sie wurden dann in eine sargähnliche Kiste gelegt und mit dem „Moorexpreß“ ins Krematorium gebracht. Dort wurden sie nackt zu je 5 oder 10 gemeinsam verbrannt. Wenn die Angehörigen die Asche anforderten, so war es demnach nur der 5. oder 10. Teil der Verstorbenen. Schon Ende 1944 war der Kohlenmangel und die Totenziffer (150 pro Tag wegen Typhus) so groß, daß nur noch einzelne verbrannt werden konnten. Pfarrer Schneider aus Beuggen hatte wie ich auch gute Beziehungen zum Kapo des Krematoriums; es war zuletzt (früher nur Juden!) ein Krimineller namens

Mahl, der Bruder der früheren Präfektin von Karlsruhe-Mühlburg. Gegen eine kleine Vergütung, bestehend aus Süßigkeiten, hat er einige Leichen von Geistlichen (z. B. Henkes, Pallotiner, oder Unzeitig, Marianhiller) verbrannt, und die Asche konnte mit Hilfe von Zivilpersonen durch die Plantage den Angehörigen geschickt werden auf illegalem Wege. Sie hatten aber schon, wie wir brieflich ab und zu erfuhren, die amtliche Nachricht der Lagerleitung, ihr Angehöriger sei im Massengrab „beigesetzt“. Früher konnten die Angehörigen noch rechtzeitig manchmal nach Dachau kommen, sie durften aber niemals die Leiche sehen, das war eine seltene Ausnahme. Statt dessen wurde ihnen das tiefe Mitgefühl ausgesprochen und erklärt, der liebe verstorbene Kamerad sei eben vor der Entlassung gestanden und es täte der Lagerleitung außerordentlich leid, daß er das Opfer des Lebens bringen mußte. Sie bekamen die Effekten mit als Andenken, nur Goldzähne und Goldbrillen und Ringe aus Gold hat der Herr Chefarzt an sich genommen. Bis zum Jahre 1943 waren solche Wertsachen der Grund, warum irgendein Kapo oder Blockältester einen andern Häftling totgeschlagen hat, und man erzählt aus Mauthausen, daß ein Häftling gegen Lebensmittel an Zivilpersonen eine Schachtel voll Goldzähne verschachert habe. Monatlich sind bis zu 30 000 Goldzähne nach Berlin geschickt worden. Karl Schwendemann war Präparator in der TK. Im März 43 wurde dann dies dadurch unmöglich, daß von jedem Häftling der Bestand an Goldzähnen in die persönlichen Akten eingetragen wurde. Ich habe dabei mitgewirkt in der Registratur des Reviers, wo ich für diesen Zweck für 14 Tage abkommandiert war.

Durch die Gegenwart von Geistlichen im Revier hat aber die Behandlung der Lebenden und Kranken eine wesentliche Verbesserung erfahren. Wir haben natürlich keine Todesspritzen gegeben. Jetzt hörte es auf, daß Kranke mit 40 Grad Fieber wegen Unsauberkeiten im Bett geschlagen oder mit kaltem Wasser im Waschraum abgespritzt wurden. Wir haben mit Verantwortungsgefühl ihre Eiterwunden tamponiert und ihre inneren Krankheiten mit Liebe geheilt. Wir duldeten keine „Vetternwirtschaft“ und haben ihnen manches aus den Paketen zugesteckt und zubereitet und so Hunderten das Leben gerettet. Und dieser gute Geist hat auch viele andere Pfleger (viele waren Spanienkämpfer) mitgerissen, die Tag und Nacht sich opferten. Da muß man ja mehr können als bloß täglich 2 mal Fieber und Puls messen, Essen austeilen, Betten herrichten oder für Ruhe sorgen oder ins Bad gehen mit den Kranken. Da heißt es ein Auge für jeden haben, ob er einen Schwitzkasten braucht oder ein Klistier, ob er ein Simulant oder gar ein „schwuler Bruder“ ist, ob er trinken darf und ob man ihm das Essen geben muß. Mittags habe ich die Tupfer, Auflagen und Kompressen gerichtet; morgens wurden fast täglich 50 Mann verbunden. Auf 7/I waren die Fälle mit Phlegmonen. Dies ist eine Mangelkrankheit, die in der Freiheit kaum vorkommt; im Lager aber die gefürchtete Unterernährungerscheinung. Daran und an Durchfall sind die meisten gestorben. Durch Hunger, der monatelang andauert, sammelt sich ganz besonders in den Füßen Wasser an. Wie oft haben wir doch 1942 nichts mehr trinken dürfen und mußten die Füße hochlagern im Schlaf, um dem Fortschreiten der Krankheit Einhalt zu gebieten; ich selbst wog kaum mehr 100 Pfund. Aber bald platzen die Ge-

webe und die absterbenden Zellen ergeben tief im Fleisch sich bildende Eiterherde, die monatelang und nur unter schweren Vernarbungen heilen und oft geschnitten werden müssen. Die Diät, die es für die Schwerkranken gab, war oft das gleiche wie die Normalkost, nur mehr zerkoht, und die Breikost war täglich nur eine Milchsuppe, die auf die Dauer zu einseitig war. Die Diät hatte den Vorteil, daß die Portionen Käse, wenn es solchen gab, doppelt so groß waren und daß es sogenanntes Weißbrot gab statt des üblichen Kommiß. Ein Vorteil für mich war, daß ich als Hilfspfleger schon von allen 3 Sorten essen konnte!

Die dankbaren Patienten haben sich z. T. erkenntlich gezeigt. Ein Franzose aus Afrika namens Sadi Makeo hat mich in Gips modelliert. Als am 8. Okt. 1943 mein Schwager und meine Schwester aus Wien mich besuchten, habe ich es mit nach Hause geben können. Mehrere Künstler haben Kohle- oder Federzeichnungen gemacht, die aber trotz großer Sorgfalt beim illegalen Versand doch verlorengegangen sind. Besonders schön war das Weihnachtsfest 1943. Ich hatte für 53 Kranke (andere Kollegen bis zu 100!), die keine Pakete hatten, einen Gabenteller mit Plätzchen, Nüssen, Äpfeln, Zigaretten (sie durften dieses eine Jahr Rauchen und sogar in der Stube!) hergerichtet. Ein wunderbarer Tannenbaum im Schmuck gab uns die weihnachtliche Stimmung. In der Ansprache betonte ich, daß die Geburt Christi eine neue Zeit brachte, daß wir hier die Heimat ersetzen wollen, daß wir nichts als selbstverständlich hinnehmen. Fritz Zeilinger aus Wien und Heinrich Commercon aus der Pfalz, die ein Jahr später im Bombensuchkommando zerrissen wurden, wollten sich erkenntlich zeigen. Sie haben den riesigen Herbert Schwind völlig nackt mit Fußspuder eingerieben schneeweiß, ihm kleine Flügel gemacht und ihn mit einer Adresse vom Himmel geschickt zu mir. Betroffenes Staunen löste sich bald in herzlichem Gelächter und die Stimmung war absolut ungestört, war doch durch die Art der Behandlung oder die Lauskontrolle der Anblick des Nackten nichts Ungewöhnliches.

Auch auf Neujahr haben wir gefeiert. Mein Schüler und Hilfspfleger, Anton Zagier, der später sogar Oberpfleger auf Station I geworden war, hat in der Küche Fleisch organisiert und über 100 Frikadellen gebacken die ganze Sylvesternacht hindurch; denn verdunkelt wurde das Lager nur bei Fliegeralarm. Die Amerikaner haben wohl drum herum bombardiert und auch die Besoldungsstelle der SS getroffen, wobei auch Häftlinge ums Leben kamen, aber nie ins Lager geworfen. Trotzdem mußte natürlich alles in die Baracken und als am 3. Okt. 1943 und schon auf Aschermittwoch München bombardiert wurde in größerem Stil, da hat es ordentlich gewackelt in unseren Bretterbaracken.

Neben meiner Station auf Block 5 war die Versuchsstation, von der die Malaria-Versuchsstation abgetrennt war. Sie hieß Station für SS-Ahnen-Erbe (Chefarzt Dr. Rescher, Luftwaffe)! Fast kein Häftling außer dem Oberpfleger, dem Blockschreiber und natürlich den armen Opfern hat ja Einblick in die geheimnisvollen Praktiken gehabt. Trotzdem ist auch mir allerhand Verbürgtes ruchbar geworden. Sie unterstand einem Offizier der Luftwaffe und diente auch dieser. Da gabs zunächst Versuche mit Kaltwasser. Ein körperlich kräftiger meist krimineller Häftling wurde bis zum Einfrieren in ein Bassin gesetzt. Dabei wurden die Lebensfunktionen stu-

diert; ebenso wie schnell er wieder zum Bewußtsein kam. Zur Wiederbelebung wurde ihm manchmal auch eine Frau nackt gegeben, um zu studieren, um wieviel schneller die Wiederbelebung durch Sexualität vonstatten geht, als wenn er nur mit warmen Tüchern gerieben wird. Auch Versuche über Luftdrucke wurden an Häftlingen durchgeführt. Sie wurden dabei in große Glaskanzeln gesetzt. Beim plötzlichen Senken des Drucks von 15 000 m Höhe auf 3000 m sind alle gestorben. Die Sache mußte irgendwie mit der neuen Waffe V 2 zusammenhängen, mit der man die deutsche Bevölkerung monatelang an der Nase herumgeführt hat. Diese wurde ja auch auf dem Flugplatz in Schleißheim ausprobiert. Es war ein Flugzeug, das angeblich 1200 km in der Stunde bewältigte. Der Pilot mußte auf dem Bauch liegen. Das Flugzeug konnte kaum eine Kurve fliegen, weil der Luftdruck fast größer als jede Materialfestigkeit war; beim Landen soll es nie unter 300 km Geschwindigkeit heruntergekommen sein und jedesmal am Boden zerschellt sein. Wieviel daran wahr ist, kann ich nicht sagen.

Einmal 40 polnischen Geistlichen Eiter gespritzt! Die Malaria-Station war uns Pflegern bekannter. Ein Professor aus München (Dr. Schilling) hat hier seine Studien gemacht. Viele Häftlinge meldeten sich freiwillig, weil sie täglich eine Zulage von 50 gr. Butter bekamen und, soviel mir bekannt, sind bei diesen Versuchen auch keine Menschen gestorben. Trotzdem war es ein Leerlauf und Unsinn; denn die Häftlinge meldeten ja ihre Anfälle des Fiebers, das sie durch die eigens gezüchteten Anopheles-Stechmücken bekamen, nicht oder haben sich hintenherum Chinin beschafft, um sich vor den Schüttelfrösten zu schützen. Die Tabellen stimmten nie.

Zu diesen Versuchen gehören auch die artifiziellen Phlegmonen, die man trotzdem es genug „natürliche“ gab, durch Spritzen von Gift hervorrief. Es gab in diesem Punkte überhaupt noch manches, was nur ganz wenigen jemals bekannt geworden ist. So soll einmal der Chefarzt in einem Krankenzimmer einen mit tadellosem Gebiß gesucht haben. Er ließ ihn durch eine Spritze töten. In einigen Stunden war durch Häftlinge in der TK schon der Kopf abgetrennt; er wurde ausgekocht und präpariert und nach einigen Tagen im Koffer des Chefarztes verstaut. *Si non è vero è bene trovato*.

Eine wunderbare Erholung von all der seelischen Bedrückung und der körperlichen Arbeit waren außer dem Gottesdienst und Sakramentenempfang (in den ersteren ging ich jeden Sonntag!) die sonntäglichen Besuche in der Registratur. Dort war mein väterlicher Freund Joseph Joos, ehemals Mitglied des Reichstags in der Zentrumsparlei. Er war mit mir im Zugangsblok, nachdem er zuvor ein Jahr interniert war; denn er galt nach dem Versailler Vertrag (der in diesem Falle plötzlich für gültig gehalten wurde!) als Franzose. Ebenso befand sich dort Lüder Winters, kommunistischer Redakteur aus Bremen, Bürgermeister der Stadt Limbach (Sachsen) und Chef der provisorischen Regierung von Dresden 1918; er erfreute uns oft mit seinen trefflichen Gedichten zu Geburtstagen oder „Feiern“, zu Lagervorkommnissen oder -einrichtungen. Schon 6 Jahre im Lager, kam er auf Transport nach Neugamme bei Hamburg laut Befehl von Berlin über die Dezentralisation der kommunistischen Intelligenz aller Lager. Er verstand außerordentlich die Kochkunst, der er sich widmete auf einem heimlichen elektrischen Kocher. Immer kam dazu ein Dolmetscher für Englisch, Französisch und Russisch, Georg Luida,

der im Dienste der polnischen Wirtschaftsspionage stand und Korrespondent der französischen „Depêche de Toulouse“ war. Er unterhielt uns aus seinem bewegten Leben mit seinen persönlichen Erlebnissen mit reichen Aristokraten, mondänen Damen, Rauschgifthändlern und Kriminalbeamten; ebenso war er ehemals Mitglied eines Ausschusses vom Völkerbund zur Erforschung des Mädchenhandels. Meist brachte er auch die neuesten Nachrichten der zuverlässigsten Auslandsender, die er von einem ehemaligen Militärattaché der Tschechoslowakei in der Türkei erfuhr. Diese konnte er in seinem Kommando auf der Plantage (Vertriebsraum der Pfeffermühle), wo nur wenige in einer Schreibstube waren, im Radio des oft abwesenden Oberscharführers hören! Nach dem Kaffee, wozu ich oft aus meinen zahlreichen Paketen den Kuchen stiftete, beugten wir uns über die von Joos peinlich verwahrten, aus Zeitungen, die teilweise im Lager erlaubt waren, ausgeschnittenen Frontsituationen. Joos hatte am besten die Ereignisse zu deuten gewußt. Ab und zu war auch Hanns Carls, Caritasdirektor in Barmen-Elberfeld, anwesend, der uns durch seinen spritzigen Witz und Imitationskunst erfreute. Joos aber lenkte das Gespräch auf ernste Fragen der kommenden Pädagogik, Sozialpolitik, Seelsorge. Er stand in engster Fühlung mit dem im Lager allseitig geschätzten Pater Kentenich P.S.M., dessen pädagogische Auswertung der Dogmen ihn erfreute und dessen Spezialisierungskunst er bewunderte. Später war noch der auf den 20. Juli hin verhaftete Kölner Schriftleiter vom Westdeutschen Beobachter Dr. Eduard Miesen anwesend, der seine Beziehungen zu Göbbels, seine intimen Kenntnisse von der Invasion vom 6. Juni, wo er als einziger Berichterstatter war, zum besten gab. Nach der Besetzung des Lagers durch die Amerikaner am 29. IV. 45 hat er die Lagerzeitung redigiert.

Um eine interessante Begebenheit, die Luida erlebt hat, nicht zu vergessen, soll sie hier niedergeschrieben sein: Ich lernte einen Italiener kennen bei einem polnischen Baron in Paris. Wir gingen eines Tages (es war schon nach 33) in eine Ausstellung antiquierter Bücher. Nach wenigen Tagen kommt die französische Polizei und nahm meinen Freund und mich (wir wohnten gerade beisammen) mit. Auf der Wache wurde ich über Verschiedenes gefragt, was ich mir nicht zusammenreimen konnte. Infolge der Haussuchungen wurde aber festgestellt, daß mein Freund bibliophil veranlagt war; er wurde nicht entlassen und zu einem halben Jahr verurteilt, weil er in jener Ausstellung 2 Bücher entwendet habe. Während der Untersuchungshaft schrieb er mir einen Kassiber, ich solle den Koffer in seinem Zimmer ins „Café de la monnaye“ bringen. Ich tat es und fuhr mit Audette, meiner schönen Freundin, nach Holland und Brüssel in Ferien. Um meinen Freund kümmerte ich mich nicht mehr. Als ich in meine Wohnung nach Brüssel kam, sagte mir die Wirtin, es waren 2 Herren da. Ich war gleich mißtrauisch, zog aus und ging unter anderem Namen nach Vanduine. Nach wenigen Tagen, als wir im Café am holländischen Strand saßen, sagte ich plötzlich zu Audette, die Polizei, schau, die suchen mich.“ Audette redete es mir aus. Aber es war so. Sie baten mich, ihr zu folgen. Audette ging mit, die Leute ebenso; es war eine Sensation. Vor der Wachstube trieben sie die Leute weg mit der Behauptung, es handle sich nur um einen Autounfall. Es wurde im Verhör festgestellt, daß ich aus Paris komme und mir vorgeworfen, ich hätte die Besit-

zerin des „Cafés de la petite monnaye“ dem Mädchenhandel übergeben. Meine Überlegung sagte mir, wenn ich warte, bis meine Unschuld erwiesen ist, muß ich wenigstens 3 Monate in Untersuchungshaft. Wir durften nach Versicherungen wieder nach Hause, aber das Haus wurde umstellt. Audette mußte der Wirtin die Flucht erklären, und wir zahlen 3 Monate voraus! Ich ging durch die hintere Autogarage am Strand ins nächste Dorf, um einen Wagen zu holen, weil in Vanduine keiner aufzutreiben war. Gerade als ich nachts um 2 Uhr ankomme, gehen die Laden herunter! Ich klopfe, endlich macht er wieder auf. Wir kommen übereins, daß wir für mehrere hundert Franken nach Belgien gefahren werden. In aller Stille kommen wir zurück. Audette hatte die Koffer gepackt, und wir fahren. Um 6 Uhr werden wir angehalten! Doch „er“ weiß von nichts. Um neun Uhr ist mein Auto schon wieder zurück. Audette fuhr nach Paris, ich nach Düsseldorf mit dem Schnellzug. Sie schrieb mir bald, was geschehen war. Die Besitzerin des „Cafés de la petite monnaye“ war Italienerin und wegen Streits mit ihrem Mann nach Südamerika geflohen, was dieser aber nicht wußte. Dort wurde auch jetzt der Koffer meines italienischen Freundes gefunden mit den gestohlenen Büchern; ich hatte ihn dorthin gebracht anstatt in das gegenüberliegende „Café de la monnaye“! Später konnte ich wieder nach Paris.

Noch interessanter sind die Berichte um die Invasion von Dr. Miesen. Er war damals im Auftrage des Propagandaministeriums vom „Westdeutschen Beobachter“ nach Holland geschickt worden. „Alles war wie im Frieden, keine Verdunkelung fast an der Küste, denn die englischen Flieger flogen immer ins Land hinein, alles gabs zu essen, und abends war Tanz. Ich besuchte einen höheren Offizier im Pas de Calais; er war Ritterkreuzträger; die Sektgläser einer durchlebten Nacht standen noch herum. Er und ein Buchhändler waren der Ansicht, die Invasion kommt nicht. Aber unter sich waren die Minister weniger Optimisten; nur dem Volk machten sie es vor. Am 5. Juni fuhr ich mit dem Auto an die normannische Küste; ich zog Leutnantsuniform an, weil ich am Ort schlecht als Zivilist bleiben konnte. Ich legte mich nicht schlafen, sondern versuchte, die Nachtluft von See auf meiner Couch zu genießen mit einem Blick auf den nächtlichen Himmel. Nach Mitternacht klopfte der Standortkommandant: Stehen Sie auf, schnallen Sie um; Veilchen-Parole. Überall tackten die U-Boote, man hörte Kommandorufe. Nach 2 Stunden schon kamen Berichte und die ersten englischen Gefangenen. Wir lachten, die Soldaten gaben ihnen Zigaretten. Plötzlich Parole Veilchen mit Geranien. Das bedeutete: Invasion hat begonnen. Und wenige Kilometer von unserem Platz weg waren die sehr nahe an die Küste heranfahrenden englischen Schiffe zu sehen. Nach wenigen Stunden sah man schon die Transporte deutscher Verwundeter und der Helferinnen vom Roten Kreuz. Da schlug die Stimmung um; denn diese waren schauerlich. Gerade da waren die Engländer gelandet, wo die Befestigungen am allerbesten waren! Sie hatten 2 Jahre lang nur die deutsche Küstenbefestigung photographiert, hatten sie in Schottland nachgebaut und dort immer wieder die Landung geübt. Daher ist sie einzigartig gelungen!!“

Hanns Carls aber brachte gegen seinen Willen im März 44 Aufregung auf Block 26. Er stand in Verbindung mit dem damaligen Hundezüchter, der flüchtig ging. Er hatte sich als Patient manche Notizen über Vorgänge im

Revier von diversen Stationen gemacht und teils durch den Hundezüchter, teils durch (andere) Zivilisten an seine Sekretärin geschickt. Das Unglück wollte es, daß gerade die Gestapo bei ihr Haussuchung vornahm und solche Notizen bei ihr fand! Da genügte natürlich der Chef der politischen Abteilung nicht mehr (Bach). Von Berlin kamen höhere SS-Gerichtsbeamte und untersuchten auch den Fall „Schrammel“, unseres Chordirigenten, der von der Besoldungsstelle aus ebenfalls eindeutige Briefe über Lagervorgänge lanziert hatte. Er wurde nach $\frac{3}{4}$ Jahren strafweise in den Westen transportiert kurz vor Weihnachten, während Carls wohl seines Alters wegen nichts passiert war! Aber alle Geistlichen flogen aus allen besseren Posten heraus! Übrigens wurde einige Wochen später die Besoldungsstelle bombardiert, wobei 8 Häftlinge ums Leben kamen!

Hier seien noch die Namen derer genannt, die fast völlig versehen aus meiner Stube in die Ewigkeit gingen: Kübert (Prof. d. Wiener Kunstakademie) am 28. II. Malecki: 5. III. Bretschneider: 3. IV. Korczak: 13./14. IV. Thierbach: 15. IV. Struzik P. Barozul (Russe): 23. IV. Poremski: 20. IV. Schemel: 26. IV. Kuzniak: 27. IV. Poczontek: 3. V. Sadurski, Mayr: 10. V. Sachno (Russe): 10. V. Lorinzer aus Dornbirn (lebt?) und Pazet: 26. V. Heil am 31. V.

Gerade wegen meiner illegalen seelsorgerlichen Tätigkeit war mein Weggang aus dem Revier sehr bedauerlich. Ich kam wieder auf Block 26/IV und mußte nun manche Vorteile einbüßen. Jetzt wars vorbei mit den Wannebädern, mit dem herrlichen Bett in der Kabine, wo wir nur zu dritt waren, mit meinen 3 Spinden. Dafür aber konnte ich den andern am Ofenloch schwitzend kochen und – studieren (Organische Aszese von Dr. Schmitt PSM). Ich richtete eine herrliche Apotheke mit Hilfe des Stubenältesten von Stube 2 (Steinkelterer, eines österreichischen Geistlichen) ein und habe, als ich auf diese Stube kam, bis zum Ende viele ambulant behandelt.

Da aber die Überfüllung der Baracke ständig zunahm, so habe ich mich nach einem Kommando umsehen müssen. Franz Weinmann, mein einstiger Mitkaplan in Karlsruhe und ich brachten es fertig, als Hilfskräfte zu Richard Schneider, dem Pfarrer von Beuggen, zu kommen. Er war Hilfskapo im Kommando Schädlingsbekämpfung. Es begann im April 1944 eine schöne Zeit; da wir in diesem Kommando das Recht hatten, auf der ganzen Plantage herumzugehen, um die Schädlinge zu suchen und zu vertilgen, und mit Baldrian-, Löwenzahn-, Eichenrinde-Lösungen usw. die Zucht- und Schaubeeke der Pflanzen des Deutschen Arzneibuches bespritzen mußten, so konnten wir uns unkontrolliert dem geschäftigen Müßiggang widmen. Ab und zu sind wir in Wald und Wiese gelegen, um uns zu erholen und einmal die Einsamkeit zu genießen. Aber wir haben auch illegal gekocht auf dem Dachboden des 2. Gewächshauses, wo unser Standort war. Wie leicht ließ sich das Kraut und die Kartoffeln zusammentragen bei unserer Arbeit! Aber welch aufregende Szene, wenn fast plötzlich trotz Vorsicht der holzbeinige U-Stuführer vor uns stand, der nichts anderes zu tun hatte als den halben Tag zu schnüffeln. Einmal setzte sich Richard Schneider auf die dampfenden Kartoffeln, ein andermal bekam ich eine Meldung wegen Rauchens: 14 Tage Prämienzug. Wir hatten sie schon länger, aber zugunsten der jungen Russen abgetreten!

Auch gegen Luftgefahr mußten und wußten wir unser Leben zu sichern. Es wurde eine neue Trockenanlage für Heilkräuter gebaut. Wir waren immer auf dem Plan vor 7 Uhr, wo der Maurerpolier und die Zivilarbeiter kamen. Mit einem tschechischen Häftling, der am Bau beschäftigt war, kamen wir überein. Er goß uns große Platten. Wir holten die Backsteine, den Zement und Sand. Und nachdem wir ein großes Loch an der Straße ins Freiland 3 ausgehoben, bauten wir dort den letzten und einzigen Zementbunker für 13 Personen. Bomben- oder Flakgranatsplitter konnten uns nichts mehr schaden; denn es war ein ekelhaftes Gefühl in einem Busch zu sitzen mit einer Pikierkiste über dem Kopf und neben uns sausten nur so die Splitter heran, wenn wieder Tausende von Amerikanern auf München loszogen. Am 24. April ging bei uns ein Amerikaner mit dem Fallschirm runter. Aber die Verteidigung wurde immer schwächer und Bomben hatten wir auch hier weniger zu fürchten. Am 14. Juni sah ich die Bombeneinschläge auf Schleißheim und Dachau vom Dach des Gewächshauses 2 aus. Durch die Entwicklung des Krieges ließ auch die Aufsicht bei der Arbeit immer mehr nach, und selbst unser Kapo Hauffe hat nichts mehr ernst genommen. Im Oktober ließ ich mich abstellen, und im März des Jahres 45 habe ich nur noch 14 Tage gearbeitet, die übrige Zeit nur dem Studium und dem Verbinden oder Kochen gewidmet. Im Juli haben wir noch etwas gedreht. Schwester und Schwager von Franz Weinmann machten einen illegalen Besuch auf der Plantage. Über dem Laboratorium konnten sie das Zimmer einer bekannten Zivilangestellten bekommen. Ein illegaler Brief legte den Tag und die Einzelheiten fest. An der Straße heuchelten wir Arbeit und taten so als ob wir Raupen ablesen wollten. In Wirklichkeit schauten wir so ungeduldig, daß unsere polnischen Mitbrüder was spannten; aber sie haben ähnliche Dinge getrieben und ihre Leute in den Büschen versteckt. Plötzlich sie kommen. Als sie neben mir waren (Franz war schon weg) sage ich: Ich bin Maurath, ruhig bleiben, gehen Sie geradeaus, hinter der Mauer wird Ihnen wieder einer den Weg ins Laboratorium zeigen! Es hat sogar mittags noch einmal prima geklappt.

Im September nach dem Einrücken von der Arbeit hat P. Kentenich auf der Lagerstraße zu uns gesprochen über Maria als die Dauergehilfin des Herrn im Erlösungswerk und im Winter hörte ich ihn bis zu seiner Entlassung einige Tage vor mir fast täglich über das Priesterideal als originelles Führer-, Helden- und Heiligenideal. Es waren erhebende und manchen stark befruchtende Einblicke in unsere Welt. Besonders den Winter über widmete ich mich dem Studium: Lese mehrere Bücher (z. B. Pastor, Die vorreformatorischen und Renaissance-Päpste, Der unbekanntes Vatikan usw.) und übersetzte im Auftrage unseres Spirituals das Buch seines Lehrers (I. Bd.) Pierre Charles: Les dossiers de l'action missionnaire. Unser neuer Blockältester war Geschomeck, ein Berliner Schauspieler, der im Dez. mit den prominenten Kommunisten auf Transport kam. Im Jahre 41 war er mein Stubenältester; damals hatte er uns ziemlich viele „Wirbel“ bereitet und kontrollierte unsere Reinlichkeit sogar an der rückgezogenen Vorhaut, wobei er zur Strafe Kameras in diesem Zustand strammstehen ließ, um die ändern defilieren zu lassen. Jetzt aber ließ er uns vollkommen in Ruhe und war befriedigt, wenn der Blockfriseur ihn täglich rasierte und mit Gesichtswasser massierte. Der

letzte Blockälteste wurde zu unserer großen Freude einer von uns: Reinhold Friedrichs, der uns schon 1944 die Fastenpredigten hielt, ein frommer Priester aus Münster i. W., zugleich Garnisonspfarrer der Polizeischule und ehemals Heerespfarrer im Majorsrang, nachdem die polnischen Mitbrüder schon lang ihren eigenen Blockältesten hatten. Jetzt haben wir ein Kreuz aufgehängt, täglich gemeinsam das Tischgebet verrichtet, und zwar das liturgische, wobei der Bischof und später der Abt Hondet den Segen sprach. Wenn nur nicht die Überfüllung gewesen wäre, wahrhaftig es wäre wirklich nicht der übelste Ort in Deutschland gewesen, weil wir ja im sichersten europäischen Luftschuttkeller uns befanden. Aber bei 210 Mann auf 100 qm konnte keiner mehr sitzen. Die tägliche Lauskontrolle wurde dringend nötig, weil seit Oktober wieder mal Flecktyphus ausbrach, der nie mehr das wahnstinnig überfüllte Lager verließ. Wir brauchten jetzt auch nicht mehr Kost tragen, nicht mal mehr für uns, nachdem wir 1941 noch für das ganze Lager das Essen 3mal täglich geholt hatten und sogar für das Küchenkommando am Sonntag die Betten bauten. Allerdings gabs auch keine Bettbezüge mehr, das ganze Jahr 44 schon, und 1945 haben wir nicht ein einziges frisches Lagerhemd bekommen; die meisten hatten allerdings eigene Leibwäsche und die andern konnten sich mit Hilfe ihrer Pakete (das Rote Kreuz versorgte die Ausländer besser als wir Deutsche wegen der Transportschwierigkeiten versorgt werden konnten) etwas organisieren. Aber wie viele arme Kerle, besonders von den Invalidenblocks, die jetzt gebildet wurden, konnten es nicht! Das Revier war zu klein, der Mangel an Medikamenten zu groß, also separierte man die Kranken und überließ sie dem Schicksal. Die Leichen wurden auf Block 30 (u. anderen) buchstäblich im Freien aufgeschichtet, bis sie endlich von Beerdigungskommandos geborgen wurden. Auch einige von uns brachten das heroische Opfer, sich als Pfleger zu melden, z. B. P. Lang aus Österreich, der 14 Tage später selbst an Typhus erkrankte, aber glücklicherweise alles überstand. Wir haben ihn später tüchtig ernährt, weil er seine Pakete ungeöffnet zu verschenken pflegte, während er mit der immer schlechter werdenden Kost vom Lager sich zu begnügen pflegte. Schon anfangs 44 bekamen wir Zivilkleidung (von umgekommenen Häftlingen), die mit einem roten Strich an der Hose oder einem Kreuz auf dem Rücken aus Azetonfarbe gekennzeichnet war. Die Farbe ließ sich aber entfernen, und so haben manche mit der Kleidung einen schwunghaften Handel getrieben; die Zivilisten, die an der Arbeitsstelle mit uns zusammenkamen, waren ja dankbare Abnehmer. Aber dem wurde bald gesteuert dadurch, daß kreuzweise der Stoff herausgeschnitten wurde (!) und aus farbigen Resten die Löcher zugenäht wurden; auch an den Hosen wurde seitlich ein Streifen Stoff herausgeschnitten und mit einem andersfarbigen Stoff wieder zugenäht.

Für uns wurde die Lage mit dem Ende des Jahres 44 immer schwieriger. Es kamen immer mehr Häftlinge aus anderen Lagern und Zuchthäusern, die bereits in Frontnähe gekommen waren; alles nach Dachau, das ja noch weit vom Schuß gewesen war. Es war ein schreckliches Erlebnis, diese schwankenden, ausgemergelten Gestalten, langsam und einander führend, halb nackt auf die vollgepferchten ungeraden Baracken wanken zu sehen. Dort saßen oder lagen sie, Sonne suchend, teilnahmslos auf dem Boden; ihr Geist war selten in der Lage, die schauerliche Situation noch seelisch zu erleiden. Auch

wir anderen kamen in neue Sorgen; die Verkehrsverhältnisse ließen keine Liebespakete mehr zu. Aber über das Schwerste hätten uns die Kameraden des Auslandes schon hinweggeholfen. Denn das Rote Kreuz der einzelnen Nationen konnte endlich Pakete mit Autos durch die neutralen Staaten bringen. Aber eben nur an die Ausländer, deren Staaten dem R.K. angegliedert waren. Ich selbst habe doch manches besonders von den Franzosen bekommen, was meinem leidenden Duodenum besser als die Lagerkost bekam; denn in die Krautbrühe wurden höchstens 2mal in der Woche die Kartoffeln mit der Schale dünn eingeschnitten. Wir griffen zur Selbsthilfe. Auf illegalem Wege über die Zivilisten der Plantage verständigten wir den Stadtpfarrer von Dachau. Dieser hatte viele Leute an der Hand. Im Januar 45 kam ein Paket an mich; darin war ein Zettel, ich solle an folgende 3 Personen Habich, Weinmann und Riechau auch abgeben. Die Haftnummern waren angegeben. Wenn sie gemerkt hätten, daß dies gerade meine Spindgenossen waren! Zufällig aber wurde das große Paket mit 8 Laib Brot und einer 40 cm langen Wurst, mit Brötchen und Butter von dem Postchef der SS kontrolliert und wegen des verdächtigen Zettels dem Chef der politischen Abteilung Bach übergeben. Dieser verhörte Weinmann und mich. Wir konnten uns bei ihm natürlich den Zusammenhang nur so erklären, daß unsere Angehörigen miteinander in Verbindung ständen und eine Adresse ausfindig gemacht hätten. Dies war nicht so, aber glaubhaft; trotzdem tippte er auf die richtige Taste mit der Vermutung eines illegalen Briefes. Ich sagte ihm, dies hätte ich ja nicht nötig. Es war richtig, denn wir konnten ja mündlich reden. Jedenfalls wußte der Stadtpfarrer 3 Stunden später schon die ganze Sachlage!! Daraufhin wurden die unbekanntes Absender vorsichtiger. Wenn ich mich recht erinnere, wurden aber Pakete von Dachau aus bald darauf verboten. Bach wollte jenes Paket mir nicht aushändigen, weil der Absender mir unbekannt war; nach einiger Zeit bekam ich's doch. Wir haben es besonders verspeist.

Überhaupt haben wir öfters einen guten badischen Männerzigo oder andere einen Skat gespielt, Bohnenkaffee dazu getrunken und ein Stück Kuchen gegessen. Aber ich habe auch viel gebetet in den bedrückenden Anliegen der Endphase und was war es herrliches mit dem Herrn im Sakrament unter einem Dache zu wohnen an diesem Ort.

Die caritativen Aufgaben wurden bei dieser Überfüllung immer größer. Bei uns selbst war die Nachtruhe schrecklich gestört und die Enge selbst verlangte überdurchschnittliche Kraft zur Beherrschung: Wo sich die Körper in dem Raume reiben, da reiben sich die Geister. Auch die Art der Nationalität gab oft Aufgaben. Wenn der Arbeitsdienstführer wieder für ein Paar Tage 50 Mann suchte, die Kartoffeln oder Kraut aus den Mieten holen sollten, dann wollten die Franzosen nicht und wir Deutsche beriefen uns auf die längere Haft oder das höhere Alter. Am Tor aber, das ja immer noch durch einen Wachmann von uns beaufsichtigt war, mehrten sich die Almosen Heischenden. Da kamen meine alten Patienten wieder; darunter auch ein junger Russe von 13 oder 14 Jahren, namens Dolgoschow; er stammte aus Sibirien und war auf der Krim in einem Sanatorium beim Rückzug mitgenommen worden. Er hatte zuerst Angst vor mir und sprach kein Wort, versteckte sich unter der Decke und verlangte, daß ich immer einen Löffel

von seinem Essen zuerst nahm! Als er aber an meine Güte glaubte, kannte seine Anhänglichkeit keine Grenzen. Wie gern hätten wir mehr gegeben. Ganz besonders den Kindern, die ja seit 1943 im Lager waren.

Sie mußten wenigstens nichts arbeiten und waren zu jung, um das Elend ihrer Lage zu begreifen. Ihr Vater war als Partisane erschossen, die Mutter auch in ein Lager verschleppt. Sie wurden in den Häftlingspersonalbogen oder Krankenblättern (meist waren sie im Revier) durchwegs mit 10 Jahren alter angegeben als sie waren; aber jeder wußte, daß es Kinder waren. Die Jüngsten waren erst 7 Jahre alt. Auf Weihnachten habe ich im Revier (1943) einem mal ein Spielzeug geschenkt, wie sie in den Sicherheitswerkstätten zu haben waren; er hat sich kindlich gefreut. 1944 kamen einmal 200 Juden-kinder; sie bekamen doppeltes Essen und wurden dann bald zur Euthanasie (wie es allgemein hieß) abtransportiert.

Im Februar 1945 wurde der Blockschreiber plötzlich gerufen: Es mußte sofort eine Liste angelegt werden über uns mit genauester Berufsbezeichnung; ein Kurier war da. Die alten Lagerhasen waren skeptisch; denn wie oft waren wir schon aufgeschrieben worden; die „mittleren“ Jahrgänge zweifelten, was die Neuzugänge fest wußten: Wir werden entlassen. Der Vatikan hat's erreicht! Wie lang schon haben wir das paroliert! Die deutsche Regierung hat sich an den Vatikan gewandt wegen der verschiedenen Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen in Amerika, wo man (mit Recht!) einen Unterschied zwischen Pgs und Nichtparteigenossen machte. Der Vatikan versprach mit Erfolg zu intervenieren, wenn endlich die Häftlinge entlassen würden, die aus religiösen Gründen eingesperrt waren. Anfangs März, wir waren erst ein paar Tage wieder auf der Plantage wurden plötzlich P. Pies SJ und noch 3 andere schon um 9 Uhr ins Lager geholt. Uns schwante nichts Gutes; denn einige Tage zuvor hatten wir aus der Dachauer Apotheke über 10 Kilo der besten Medikamente mit Hilfe des Sekretärs des Kreisleiters (!) ins Lager geschmuggelt. Wenn das bekannt wurde! In forschend-gedrückter Stimmung ging's ins Lager; aber beim Einmarsch standen die 4 am Tor und winkten einen dicken Koffer neben sich: entlassen. Am nächsten Tag 20, am 3. Tag 10 evangelische Pastoren und 10 katholische; vom Arbeits- und morgendlichen Zählappell wurden sie weggerufen! Wir hatten Beziehungen zum Hansel im Jourhaus; er sagte mir, am 7. IV. komme ich als erster dran. Welche Freude! Aus meiner Blockapotheke nahm ich ein Phenodorm, damit ich schlafen konnte. Aber um 11 Uhr nachts werde ich wachgerüttelt! Raus, wollt ihr machen, daß ihr rauskommt. Die SS in voller Kriegsausrüstung! Was ist denn los? Halb angekleidet treten wir auf der Blockstraße an. Die Pessimisten munkeln wir werden evakuiert, wir werden erschossen. Vor mir steht ein alter von der Wehrmacht übernommener SS-Mann. Auf eine Frage sagt er, gleich kommt ihr zu Bett wieder. Der Anführer kontrolliert einige Pakete auf dem Spind, besieht sich den Schlafraum und schreit laut, alles ist kontrolliert und in Ordnung. Es wurde ein Angriff gemimt, um die Waffen im Lager zum Vorschein zu bringen! Welch eine Angst schon! Aber am andern Tag schlafen sich die Beamten aus; niemand wird entlassen. Bittere Enttäuschung!

Statt dessen wird die Stube 4 auf Stube 2 und 3 verteilt und 4 mit den Rekonvaleszenten belegt, so daß wir 240 Mann auf einer Stube sind! Am

Sonntag aber gehe ich wieder wie immer zu Joos, kaum hatten wir den Kaffee getrunken, kommt aufgeregt der Chefarzt in die Registratur: Es müssen sofort alle Akten, Vordrucke, Personalbogen, Totenscheine, Fieberkurven, Karteikarten verbrannt werden, auch von den Außenstellen und dem Straflager. Ich helfe mit beim Verladen und stecke das Toten-Notizbuch von Joos, in dem täglich sämtliche Tote nur mit der Nummer eingetragen waren, ein. Vielleicht kann ich es mitnehmen. Aber wenn ich kontrolliert werde! (Joos glaubt nicht mehr an Entlassungen.) Das Mitleid mit ihm hauptsächlich veranlaßt mich, dieses herrliche Dokument wieder aus der Tasche zu nehmen und auf den Wagen zu werfen! Ein unermesslicher Verlust. Denn am Montag wurde ich als erster von 20 entlassen: Kein Mensch hat auch nur das Geringste mehr kontrolliert! Es war der 9. April 1945.

Welches Gefühl wieder einen Zivilanzug anzuhaben, im Zug zu fahren, mit Sie angeredet zu werden, auf einem Stuhl mit Lehne zu sitzen an weißgedecktem Tisch. In München besuchte ich meinen Schwager in der Dolmetscherkompanie. Er war nicht wenig erstaunt! Und wie haben seine Kameraden aufs 3. Reich geschimpft! Aber ich wagte, eben entlassen, nichts zu sagen. Wir gingen zu Frau Merkt, einer Lörracherin in München, die mir das letzte Paket geschickt hatte. Durch Trümmer und Schutt stand ihr Haus noch in der Amalienstr. 46. Sie bereitete mir das Erlebnis der Freiheit nach 4 Jahren der Unnatur und machte den Rest ihrer Zuteilung zu Bohnenkaffee. Kaum getrunken gingen wir wegen Großalarm in den Luftschutzkeller. Über Waldsee, wo ich noch manchen Entlassenen traf, ging nach Riedböhringen, wo ich dann bei einigem Schrecken das Kriegsende erlebte.

Am 10. April aber waren im Lager keine Entlassungen und am 11. die letzten. Am 14. kam der Befehl Himmlers auf Räumung und Liquidierung. Russen, Deutsche und Juden wurden etwa 8000 Mann evakuiert nach Bad Tölz, wo mancher vor Erschöpfung durch die Gewaltmärsche noch den Genickschuß erhielt. Am 21. kam der 2. Liquidierungsbefehl. Der Kommandant bat den Platzkommandanten von Schleißheim um Bombardierung des Lagers. Aber der weigerte sich. Die Befreier aber rückten immer näher und als sie am 29. unter unbeschreiblichem Jubel einrückten, da rückte die mit Flammenwerfern ausgerüstete Division SS-Wiking aufs Lager zu, um alles zu verbrennen. Aber die Amerikaner waren bald Herr der Lage und hielten Hochgericht. Nach wenigen Tagen schon waren ein 20 m hohes Kreuz und 3 Altäre errichtet und feierlichster Gottesdienst unter allgemeiner Beteiligung von Zelebrans und 8 Leviten gehalten. Gleich erschienen Lagerzeitungen, die, alle von Freunden mir überbracht, genauere Auskunft geben können.

Die Amerikaner aber und der Herr Kardinal von München gaben Erlaubnis und Auftrag zum Bau einer Sühnekirche und eines Anbetungsklosters an jenem Ort, der zum Symbol des Untermenschentums und Heidentums für alle Zeiten und für uns, die wir an der innersten Front beste Einblicke hatten, geworden ist. Gott sei ewiger Dank für die Rettung!

Eine Heimsuchung

Seelsorgsbriefe aus der Verbannung

Von Franz Weinmann

V o r w o r t

Eine Heimsuchung ...! Warum? Weil das, was wir im KZ erlebt und erlitten haben, nur eine von den vielen Heimsuchungen war, die durch den Antichristen, durch seine Herrschaft und durch seinen Krieg über unser Volk und die Welt gekommen sind. Für viele Soldaten bedeutet das Fronterlebnis mit seinen Schrecken und Strapazen eine Heimsuchung. Andere wurden heimgesucht durch den Bombenkrieg, der ihnen das Leben oder die Heimstätte oder das Besitztum oder alles nahm. Wieder andere empfanden die grenzenlose Geistesknechtung als ihre größte Heimsuchung. Und nicht zuletzt war der Kampf gegen Glauben und Sitte, gegen Gott und Kirche, eine gewaltige Heimsuchung. Und was jeder einzelne im einzelnen in der Stille seiner Seele erlebt hat, lastete oft auf ihm wie eine Heimsuchung.

Heimsuchung! Durch jedes schwere Schicksal sucht Gott den Menschen daheim auf und versucht, ihn heimzubringen zu sich. Wohl dem Menschen, wenn dieses „Heimsuchen“ Gottes ein „Heimfinden“ des Menschen zu Gott zur Folge hat! Das Echo auf einen solchen Anruf Gottes ist immer sehr verschieden.

Ich will in diesen Briefen das Echo laut werden lassen, das dieses Verbannungs-Erlebnis auf seelisch-geistig-religiösem Gebiet bei mir und anderen, von denen ich weiß, hervorgerufen hat. Es liegt mir fern, eine lückenlose geschichtliche Darstellung vom äußeren Geschehen zu geben, wo sich meist nur Negatives an Negatives reiht; denn Positives kann man bei diesen Berichten nicht allzu viel erzählen. Zudem ist das zur Genüge schon geschehen. Mir liegt vielmehr daran, das seelisch-geistig-religiöse Erleben an einzelnen Erlebnissen aufzuzeigen. Das aber dürfte noch nicht allzu viel geschehen sein. Und das äußere Geschehen soll nur soweit geschildert werden, als es zu diesem Zweck als Grundlage und Rahmenwerk erforderlich ist. Dabei werden viele positive, seelische und religiöse Werte aufleuchten können, trotz oder gerade bei dem vielen Negativen.

Die Darstellung geschieht in Briefform. Und zwar deshalb, weil das die ursprüngliche Form ist. Es sind Briefe, die alle im Lager entstanden sind, zum Teil dort im Verborgenen geschrieben und auf illegalem Weg als „Schwarzbriefe“ hinausgelangt, zum andern Teil skizziert und nachträglich anhand der

Skizzen ausgearbeitet. Es sind „Seelsorgsbriefe aus der Verbannung“. Geschrieben von einem Priester mit seelsorgerlicher Auswertung des Dargestellten für sich selbst und andere, zumal für die früheren und jetzigen SeelsorgsKinder.

Adressiert und damit auch gewidmet sind sie meinen früheren Seelsorgskindern, wo ich als Kaplan wirken durfte. Es sind das die Pfarrgemeinden: Schwarzach bei Bühl mit Filialen Greffern, Leiberstung und Hildmannsfeld; dann Karlsruhe-Mühlburg: St. Peter und Paul; Mannheim-Kafertal: Sankt Laurentius und Mannheims obere Pfarreien: St. Ignatius und Franziskus Xaverius.

Anrede und Grußform bleiben weg, weil beides immer gleich bleibt.

Mögen diese „Seelsorgsbriefe aus der Verbannung“ auch anderen Seelen zum Segen sein, wie ja auch das Erlebte nicht nur Unrecht und Leid, sondern auch Segen und Gnade war. Möge das Erlittene, das darin zur Sprache kommt, und die Art, wie es mit Gottes Gnade seelisch ertragen wurde, auch den Menschen unserer Tage, wo wieder so viele Heimsuchungen über viele Millionen ergehen, ein wenig religiösen Halt geben und so seelsorgerlich wirken.

Heiligenzell, am Jahrestag der Entlassung, dem 11. April 1946.

Der Verfasser

Vorbericht

In Mannheim, an der oberen Pfarrei, an der Jesuitenkirche, war ich Kaplan. Dort hatte ich als Jugendseelsorger die männliche und weibliche Pfarrjugend zu betreuen und sie in einer Gruppe gesammelt. – Katholische Jugendorganisationen waren längst von der Gestapo verboten und aufgehoben. – Diese Aufgabe war in den vergangenen Jahren sehr schwer und sehr gefährlich, zumal in den Großstädten, was jeder Priester und Pfarrer und jeder sehende Katholik wohl wußte. Jeden Dienstag abend hielt ich mit meiner Jugend in einer Seitenkapelle der Kirche eine Seelsorgsstunde ab. In diesen Stunden behandelte ich immer rein religiöse Themen. Ich sprach zu meiner Jugend über schwebende religiös-weltanschauliche Dinge und Fragen, über Glaubens- und Moralfragen, wie sie der ständige weltanschauliche Kampf von seiten der Partei, der nazistischen Jugendorganisationen und der rosenbergianischen neuheidnischen Bewegung immer wieder notwendig machte. Ich sprach zu ihnen auch über kirchenpolitische und kulturkämpferische Ereignisse und Vorgänge, wie da waren Klosteraufhebungen, Priesterverhaftungen, Euthanasie, das Töten sogen. „unwerten Lebens“, also das Töten geisteskranker, alter und unheilbar kranker Menschen als ein furchtbares Verbrechen gegen das fünfte Gebot. Solche und ähnliche Themen wurden laufend behandelt. Erstens war es meine Pflicht, zu solchen Dingen nicht zu schweigen. Zweitens mußte gerade die heranwachsende Jugend über die sie immer wieder bedrängenden Fragen klar unterrichtet werden. Und drittens haben sie von mir das nicht nur verlangt, sondern als selbstverständlich erwartet. Wohl wußte ich, daß es nicht leicht war und gefährlich werden konnte. Aber diese Erkenntnis konnte und durfte mich nicht von der Erfüllung meiner Erzieherpflichten gerade gegenüber einer in den Entwicklungsjahren so schwer umkämpften und von unzähligen Einflüssen gefährdeten Großstadtjugend abhalten.

Die Sache ging lange gut. Im Oktober 1941 erfolgte dann plötzlich eines Nachts um 9 Uhr bei totaler Verdunkelung ein Überfall auf meine Jugend, wie sie gerade die Seelsorgsstunde verließ. Die Überfallenden waren HJ und Streifendienst der HJ. Sie waren bewaffnet mit Schlägern und Gummiknüppeln, Lederrichten und Messern. Es gab eine richtige Schlägerei. Nach einer Viertelstunde kamen einige meiner Jungmänner zurück und meldeten mir, daß alle Straßen um die Kirche herum versperrt seien, und sie zeigten mir ihre zerrissenen Kleider und Wunden. Meine Kerle blieben ihnen allerdings auch nichts schuldig. Das war auch die einzig richtige Verteidigung. Ich rief die Polizei an, machte Meldung von dem Überfall und bat um polizeilichen Schutz für die Jugend. Nach einer halben Stunde fanden sich zwei Polizisten ein und stellten fest, daß schon alles vorbei sei. Das reichte mir. Ich dankte ihnen und ließ sie in Frieden. Am andern Tag wollte ich offiziell Anzeige erstatten, aber ich stand wieder davon ab, weil ich zur Erkenntnis gekommen war, daß der Überfall eine von der Gestapo gewußte und begünstigte und durch ihre jugendlichen Helfershelfer vom Streifendienst durchgeführte Aktion gewesen war. Anzeige hatte keinen Sinn, weil die Behörde, bei der man es hätte anzeigen müssen, selbst die Hand im Spiel hatte. Wie eine solche Sache ausgegangen wäre, das kann sich ja jeder selber denken. Ich erklärte es meiner Jugend, Anzeige wäre sinnlos, weil doch nichts geschehen würde, da heute mit zweierlei Maß gemessen würde und man höchstens noch uns selbst als Urheber des Überfalls hingestellt hätte. Damit war die Sache erledigt. Ich erzähle es deshalb, weil es der Anfang zu meiner Bespitzelung und Beobachtung gewesen ist.

Bald darauf erschien in meiner Jugendstunde ein junger Mann, den ich vorher nicht kannte. Ich hatte gegen ihn von vornherein ein gewisses Abwehrgefühl und traute ihm nicht. Er kam herein durch meine eigenen, guten und zuverlässigen Jungmänner. Ich erkundigte mich sogleich, was mit dem sei. Sie sagten mir, ich könne ohne Sorge sein, der Jungmann sei früher schon in der kath. Jugend gewesen, käme aus der Jesuitenschule in St. Blasien, die aufgehoben worden sei, und er wolle wieder bei uns mitmachen. Das waren für mich keine Beweise der Zuverlässigkeit, aber ich wollte ihn nicht ohne weiteres entlassen. Der Gang meiner Seelsorgsstunden allerdings und die Behandlung der Themen wurde beibehalten. Und so fuhr ich fort. Das Mißtrauen wurde ich nicht los, ohne strikte Beweise zu haben. Und in der Tat, dieser junge Mensch hat mich ein halbes Jahr bespitzelt, hat laufend den Gang und Inhalt meiner Seelsorgsstunden auf der Gestapo gemeldet, wie ich bei meiner Verhaftung erfuhr, und hat auch Anzeige gegen mich erstattet. Daß er von der Gestapo geschickt worden ist, ist wohl anzunehmen. Ein halbes Jahr haben sie aber trotzdem gebraucht, bis sie glaubten, mich festnehmen zu können.

Der Verrat hat geklappt. Und so erfolgte am 16. März 1942 eine Haus-suchung durch zwei Gestapo-Beamte, die zwei Stunden dauerte. Sie beschlagnahmten meine schriftlichen Aufzeichnungen von den Jugendstunden, Feldpostbriefe meiner Jungmänner und sonst einige Dinge. Um 1 Uhr wurde ich auf die Dienststelle der Gestapo befohlen, und ich wußte, daß ich nicht mehr zurückkäme. Ich sagte das auch meinem verehrten 80jährigen Chef, dem hochw. Herrn Prälaten Bauer. Er wollte es nicht glauben. Und noch

heute weiß ich seine letzten Worte, die er zu mir sagte, als ich Abschied von ihm nahm. „Ich werde Sie mit Sehnsucht erwarten.“ Er lebt noch, und ich habe ihn in der Zwischenzeit begrüßen können.

Es folgte nun eine zweieinhalbstündige Vernehmung vor dem längst berüchtigten und sattsam bekannten Gestapomann Gerst. Er durchwühlte das vom Verräter gelieferte Material, stellte Fragen und nahm ein Protokoll auf. Es fiel mir gleich auf, daß er mir nicht vorwarf, ich hätte Unwahres behauptet oder Falsches ausgesagt. Er versuchte es zwar, aber es gelang ihm nicht. Schließlich sagte er mir, ich hatte unter der Jugend zu viel getan und hätte die Jugend „zu zeitgemäß“ unterrichtet. Darauf sagte ich ihm: „Das kann mir nur zur Ehre gereichen. Schließlich bin ich dazu von meinem Bischof bestellt, um der Jugend Lehrer und Erzieher zu sein, und zwar so, wie es die Zeit erfordert. Das nenne ich zeitgemäß. Oder meinen Sie, ich wäre dazu da, der Jugend Märchen zu erzählen?“ Er warf mir weiter vor, ich hätte der Jugend ein Schreiben des Erzbischofs, das privaten Charakter trug, bekanntgemacht. Darauf sagte ich ihm: „Glauben Sie, die Schreiben, die die bischöfliche Behörde uns heute zuschickt, und die weltanschauliche und religiöse Fragen oder kirchenpolitische Ereignisse zum Inhalt haben, seien zum Privatgebrauch? Wenn wir heute so etwas bekommen, dann ist das Material für die Seelsorge.“ Der Kampf war heftig. Ich verlangte dann noch, daß folgender Satz in das Protokoll aufgenommen werde: „Zu dem, was ich gesagt habe, stehe ich voll und ganz, soweit es wahrheitsgetreu berichtet wurde. Ich habe nur so gehandelt, wie es meine Berufs- und Amtspflicht gewesen ist.“ Er nahm es mit Widerwillen auf, und dann unterschrieb ich das Protokoll. Ich wußte in diesem Augenblick wirklich nicht, ob die Unterschrift zum Leben oder zum Tode ist. Dann erklärte er mir, ich sei hiermit in Schutzhaft genommen.

Von diesem Augenblick an bis zum Schluß im April 45 ist nichts mehr geschehen. Keine Vernehmung, keine Verhandlung, kein Verhör, kein Urteil, keine Verteidigung. Es führten mich dann zwei andere Gestapobeamte ab und brachten mich per Auto in das Gefängnis, wo ich um 3.45 Uhr landete.

Vor den Toren des Gefängnisses ereignete sich noch ein kleiner, aber für die damaligen Verhältnisse bezeichnender Vorfall. Einer der beiden Beamten, die beide in Zivil waren und das Hakenkreuzabzeichen trugen, kam beim Verlassen des Autos auf mich zu und sagte mir halblaut ins Ohr: „Herr Kaplan, es tut mir ja leid, daß ich das machen muß. Ich bin auch katholisch, aber ich bin gezwungen, während des Krieges bei der Gestapo Dienst zu tun.“ Ich gab ihm keine Antwort. Es war ein bezeichnendes Zeitbild.

Es begann die Gefängniszeit im Mannheimer Schloßgefängnis. Sie dauerte 11 Wochen. Ich war ständig in Einzelhaft. Das Essen war durchweg schlecht und wenig. Zulagen von außen waren verboten, Besuche ebenfalls. An meine Angehörigen konnte ich jede Woche schreiben. Die Behandlung im Gefängnis war gut, besonders durch einen Gefängnisaufseher, den guten Herrn Becker, der ein treuer Katholik und ein Pfarrkind von uns war. Ebenso gehörte der Gefängnisinspektor Kirchgäßner zur Pfarrgemeinde. Er war ein guter, edler Mann, der selbst genug zu leiden hatte durch die Gestapo, weil er gerecht und menschlich war und nicht so, wie sie ihn gerne gehabt hätten. Täglich wurde ich mit einem Teil der Gefangenen etwa 20 Minuten im Gefängnis-

hof spazierengeführt. Da wurde mir immer am drastischsten zum Bewußtsein gebracht, was das Wort aus der Passion Christi bedeutet: „Er wurde unter die Übeltäter gezählt.“ Und am Karfreitag und überhaupt in der Karwoche jenes Jahres wurde mir klar wie noch nie bis dahin in meinem Priesterleben, was der göttliche Meister mit dem Wort sagen wollte: „Wer mein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Ich ahnte ja nur zu deutlich, daß ich erst am Anfang eines langen und schmerzlichen Kreuzweges stand und daß die schwerste Station Dachau heißen wird. – Schwer an der Gefängniszeit war die Einzelhaft. Das schwerste aber war die seelische Bedrückung und die vollständige Ungewißheit. Im Gefängnis konnte ich täglich mein Brevier beten, konnte lesen und eine leichte Arbeit verrichten. Zu dieser Arbeit war kein theologisches Studium nötig. Sie bestand darin, Papierservietten zusammenzufalten, eine äußerst „geistvolle“ Tätigkeit. Mitte Mai kam der endgültige Schutzhaftbefehl von Berlin, unterschrieben von Heydrich mit der Verfügung: Ist in das Konzentrationslager Dachau zu verbringen.

Auf schwerem Weg Juni 1942

„Wer mein Jünger sein will, . . . der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach (Mat. 16,24).“ Dieses Wort des Herrn darf wohl jeder ohne Selbstüberhebung über die Tage schreiben, die er „auf schwerem Weg“ zubrachte, was gewöhnlich mit dem prosaischen Wort Transport bezeichnet wird. Am 27. Mai kam ich vom Mannheimer Schloßgefängnis aus, in dem ich 11 Wochen in Einzelhaft verbrachte, ohne daß sich etwas wie Vernehmung, Verhör, Verhandlung oder Urteil ereignete, auf Transport. Am 15. Juni bin ich in Dachau angekommen.

Ausgangsstation: Gefängnis Mannheim. Im Gefangenenwagen ging es an den Bahnhof. Einzelkabine wie ein Schwerverbrecher. Am Bahnhof Verfrachtung in den Zug, in den Gefangenenwagen. Mit allerhand Leuten, auch Schwerverbrechern darunter, ging es nach Bruchsal. Man hatte wirklich das Gefühl, politisch gesinnungstreue Menschen, Männer des Glaubens und kriminelle Verbrecher stehen in der Beurteilung bei den regierenden Machthabern auf gleicher Stufe. Man wirft alle zusammen. Ich mußte denken, wenn ich so die Gesichter der Gefangenen betrachtete und auf ihre Geräusche lauschte, „Er wurde unter die Missetäter gezählt (Mark. 15,28).“ – Die Verfrachtung selbst war an sich nichts Besonderes. Den Soldaten erging es bei Truppentransporten nicht viel anders. Und die Evakuierten und Bunkerbewohner erlebten z. T. Ähnliches, wenn auch der wesentliche Umstand des Gefangenseins dort wegfiel.

Station: Bruchsal. Hier wurden wir ausgeladen. Die größte Schmach, die mir auf dem Transport zustieß, erlebte ich hier. Übernatürlich, mit den Augen des Jüngers Christi gesehen, war es allerdings die größte Ehre. Handschellen wurden mir angelegt. Und gefesselt wurde ich mit dem ganzen Gefangenenrupp durch die Stadt ins Gefängnis geführt. „Um des Namens Jesu willen werdet Ihr Schmach leiden (Ap. 5,41).“ Es war mir diese Fesselung ein drastisches Bild von der geistigen Knechtung und Knebelung unseres Volkes und der heiligen Kirche.

Station: Gefängnis Bruchsal. Zunächst lernte ich für einige Stunden in einem Gemeinschaftsraum die Psyche und Haltung von etwa 40 Mitgefangenen kennen, von denen jeder sein Schicksal anders ertrug, oft bedingt durch Schuld oder Nichtschuld. Die schuldlos Betroffenen waren meist tapferer und trugen ihr Kreuz gelassener wie die wirklich Schuldigen, in denen meist ein sinnloser Protest gegen alle und alles lebte. Am selben Tag noch meinte es der Herrgott gut mit mir. Er nahm mich weg aus der Menge und führte mich zusammen mit einem Mitbruder, Pfarrer Oswald Haug von Emmendingen. Auch er war unterwegs nach Dachau. Wir kamen zusammen in eine Zelle und waren von dort an auf dem ganzen Weg beisammen. Von da an wurde der „schwere“ Weg seelisch etwas leichter, weil wir gemeinsam trugen. So lernt man Gottes Güte preisen.

Station: Stuttgart. Nach dreitägigem Aufenthalt in Bruchsal ging es wieder gefesselt an den Bahnhof zur Weiterbeförderung in eng gepferchten Wagen nach Stuttgart. Polizeigefängnis. Drei Tage. Schlechteste Unterkunft auf dem ganzen Weg. Wir waren 24 Mann in einer Zelle zusammengepfercht, die normal nur für 4 Mann Platz hatte. Die Bude war alt und total verwanzt. Nachts schliefen wir auf zerrissenen Strohsäcken auf dem Boden. Verpflegung wenig. Behandlung, besonders durch den obersten Gefängnisbeamten, gemein. Es war bereits ein Vorgeschmack vom KZ.

Station: Ulm. Einige Stunden lang wurden wir ungefähr 30 Mann in eine Zelle gesperrt, die normalerweise für einen Mann gedacht war. Eine Wassersuppe war die einzige Abwechslung, die wir hier erfuhren. Die seelische und körperliche Lage war bereits trostlos geworden. Halt gab der Gedanke an den Anderen, der seinen Kreuzweg zuerst ging.

Station: Ingolstadt. Von Gefängnis zu Gefängnis wurde man geschleppt. Das war bereits das fünfte. Hier war man menschlich mit den Gefangenen. Ruhiger Ton. Ordentliche Verpflegung und Behandlung. Nach drei Tagen aber ging es dem Endziel Dachau zu.

Zwischenstation: Im Gefangenenwagen auf dem Weg Ingolstadt–Dachau. Hier ereignete sich ein bemerkenswerter kleiner Vorfall, der für unsere Zeit, ihre Gewissensnot und ihre Christennot bezeichnend ist. Der Eisenbahnbeamte, der den Gefangenenwagen führte, hat uns zwei Priester zu sich nach vorne genommen, gab uns ein Stück Brot, eine Zigarette und die neueste Tageszeitung. Er machte uns darin auf eine Notiz aufmerksam, die besagte: Heydrich seinen Verletzungen in Prag erlegen. Daraufhin sagte ich ihm: „Der hat unseren Schutzhaftbefehl unterschrieben. Diese Nachricht wollen wir als gutes Vorzeichen mit nach Dachau nehmen“. Dann sagte der gute Mann unter Tränen: „Ich kann es bald nicht mehr mitmachen; fast jeden Tag muß ich so viele Gefangene nach Dachau fahren, und immer wieder sind Priester dabei. Schon unzählige habe ich diesen schweren Weg fahren müssen.“ Daraufhin sagte ich ihm: „Ja, guter Mann, wir alle sind machtlos in den Händen der losgelassenen Hölle, aber es kommt auch mal anders, und wir siegen doch, und zwar in und mit der Kraft Christi.“ Er freute sich über unsere gute Zuversicht und wünschte uns Gottes Schutz und Segen in der Hölle von Dachau. – Diesen guten Mann kann ich nicht vergessen. Er leidet unter dem gleichen Terror, sowohl als Mensch wie als Christ. Gott sei Dank, daß es noch solche Männer gibt.

Endstation: Dachau. Hier endete dieser „schwere Weg“. Und hier hat bereits ein viel schwererer Weg begonnen. Mit Gottes Kraft geht man ihn am besten.

Mensch oder Nummer? Juni 1942

Getretene Menschenwürde – so fuhr es mir durch den Kopf, als ich vor einigen Tagen zusammen mit etwa 25 Gefangenen vom Zug in ein geschlossenes Lastauto wie eine Ware verfrachtet wurde, am Tage meiner Ankunft in Dachau.

Getretene Menschenwürde – sah ich, als mein erster Blick ins Lager hineinfiel, wo ein baumlanger SS-Mann einen fußbehinderten Häftling mit den Stiefeln trat.

Getretene Menschenwürde – bedeutete es, als mir eine Nummer gegeben wurde. Und ich fühlte unwillkürlich: Du trägst hier nicht nur eine Nummer, nein, du bist hier nur noch eine Nummer. Als Nummer 30332 wirst du hier geführt, als Nummer behandelt. Wer aber im Menschen nur eine Nummer sieht, der nimmt ihm seine Würde, der leugnet seinen Wert, der tötet seine Seele. Wehe den Menschen, die andere zur Nummer erniedrigen! Wo kommen wir hin, wenn wir einander nicht mehr schätzen, ehren und lieben als Menschen, wenn wir uns nur noch als Nummer behandeln und mißhandeln? Und das geschieht hier mit uns.

Getretene Menschenwürde – war es, als wir dann all unserer Habseligkeiten beraubt wurden, und wir nackt und bloß dastanden. Wir sind arm geworden. Wir besitzen hier nichts mehr.

Getretene Menschenwürde – eine bewußte Entehrung war es, als wir dann geschoren wurden und wir nun immer Kahlkopf tragen mußten.

Getretene Menschenwürde – war es, als man jeden einzelnen fotografierte, um sein Bild für das sogenannte „Verbrecheralbum“ zu haben. Ich mußte dabei denken: verkehrte Welt! Ehrenmänner, aufrechter Gesinnung und Männer des Glaubens sperrt man ein, und die wahren Verbrecher regieren.

Getretene Menschenwürde – und Qual dazu war es, als man uns im Bad unter die Wasserbrausen stellte und uns abwechselnd mit kaltem und heißem Wasser überschüttete, so daß mancher sich verbrühte.

Getretene Menschenwürde! – Entehrung des Gottesbildes in uns! – Beraubung des Persönlichkeitswertes! – Das war das klare Bewußtsein, das all dies in mir hervorrief. „Auswurf, Kehrriech“ waren wir in den Augen unserer Feinde. Und doch kam es mir wieder vor, nicht uns hassen sie, sondern den Menschen in uns, nicht uns wollen sie erniedrigen, sondern unseren inneren Wert, den wir mitgebracht und den sie spürten. Aber gerade in dieser menschenunwürdigen Lage werden wir unseres wahren Wertes inne. Wir bleiben Menschen. Wir wissen um unsere Würde als Mensch und denken an das Psalmwort: „Was ist der Mensch, daß seiner Du gedenkst? Was so ein Menschenkind, daß gnädig Du es heimsuchst? Nur wenig unter Gott hast Du ihn hingestellt; hast ihn gekrönt mit Hoheit und mit Würde. Ps. 8,5–6.“ – Wir wissen um unsere Würde als Christen, und denken an das Opferungsgebet in der heiligen Messe: „O Gott, Du hast den Menschen in seiner Würde wunderbar erschaffen und noch wunderbarer erneuert . . .!“

Das ist die Wahrheit vom Menschen. Und diese Wahrheit wollen wir retten über allen geheimnisvollen Menschenhaß und über alles Getreten-, Erniedrigt- und Entehrtwerden hinaus. Denn dieses Königsdiadem der Menschenwürde kann man uns nie gewaltsam rauben, wir können es nur selber ablegen. Das tun wir nicht. Menschen wollen wir bleiben mit Ehre, Wert und Würde!

Unerwartete Christusbegegnung Juni 1942

„Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquickten!“ Mt. 11,28.

Dieses Wort ruft auf zur Christusbegegnung. Auf meiner Fahrt nach Dachau und bei meiner Ankunft dort dachte ich nicht, daß es schon am ersten Tag zu einer wirklichen Christusbegegnung käme. Und doch. Nachdem an diesem ersten grausigen Tag der Dachauer Zeit die Seele wirklich ganz „beladen“ war mit all den neuen und unschönen, unwürdigen und gemeinen, rohen und brutalen Eindrücken, wie sie bei den verschiedenartigsten „Aufnahmerzemonien“ erweckt werden, kam am Abend unerwartet wie ein Wunder Christus, um die Seele zu erquickten.

Es war Herz-Jesu-Freitag im Herz-Jesu-Monat, als ich am 5. Juni 1942 ankam. Schon dieses Zusammentreffen von Einlieferungstag und Herz-Jesu-Freitag zeigte mir ganz deutlich die Sühneabsicht Gottes. Im stillen bedauerte ich noch, daß dieser erste Freitag ohne heilige Kommunion vorbeigehen mußte, gerade wo man die Seelenspeise so notwendig bräuchte. Doch ich hatte mich ohne weiteres damit abgefunden, weil es total unmöglich erschien. Ich sollte mich täuschen. Ich selbst konnte zwar nicht zum sakramentalen Gott kommen, aber ER fand den Weg zu mir.

Zunächst wurde ich im sogenannten „Zugangsblock“ untergebracht. Am Abend, als ich gerade im Begriff war, an den Bettstellen in „den dritten Stock“ hinaufzuklettern, um zum erstenmal zu versuchen, wie man da hinaufkommt, und wie man da oben so knapp unter der Holzdecke in der Sommerhitze wohl ruhen und schlafen könne, zupfte mich ein älterer Mitbruder am Ärmel, gab mir ein kleines zusammengefaltetes Papierchen und sagte ganz leise: „species consecrata“, d. h. auf deutsch: „Verwandelte Gestalt“. Er fügte noch hinzu: „Es ist mein Einführungsgeschenk.“ Ich machte große Augen, verstand und verschwand in den sogenannten „dritten Stock“. Dort oben gerade noch ungestört und ungesehen, sah ich zu meinem „kleinen Geheimnis“ im Papier. „Es war wirklich der Herr!“ Ich entnahm dann dem Papier, allerdings mit zitternder Hand, die heilige Gestalt des Brotes, betete an den Herrn im Sakrament, vereinigte mich mit ihm und dankte aus überfrohem Herzen für diese unerwartete geheime Christusbegegnung am ersten Tag meiner Dachauer Jahre. Das Seelenglück war groß. Und diese Christusbegegnung mit dem aus der Nachbarbaracke, dem Priesterblock herausgeschmuggelten Heiland ist mir zum guten Vorzeichen geworden. Es ist mir, wie wenn der Herr sagen wollte: So wie heute bin ich täglich bei Dir; Du gehst nicht allein diesen Weg, den zu gehen ich Dich gerufen habe. Und ich betete: „Wenn ich auch wandle mitten in Todesschatten, fürchte ich doch

kein Unheil, weil Du, o Herr, bei mir bist.“ Ps. 22,4. Und an diesem Abend der unerwarteten Christusbegegnung überkam mich eine Art vertrauensvoller Gewißheit: Du wirst es überstehen. Und so will ich denn gläubig vertrauen.

Priestergemeinschaft Ende Juli 1942

Wir Priester in Dachau bilden eine Gemeinschaft. Seit einigen Wochen bin ich auf dem Priesterblock, Baracke 26. Hier sind die deutschen und österreichischen Priester gesammelt. Die Polen bewohnen den Block 28 für sich allein. Wir haben also einen Wohnblock für uns. Das ist für manches sehr gut. Wir sind unter uns und bilden eine starke Gemeinschaft und damit auch in etwa eine Macht im Lager. Priestergemeinschaft von Dachau bis jetzt noch national getrennt; wenn es aber mit dem schnellen Anwachsen so weitergeht, werden wir bald international sein. Die Anfänge sind schon gemacht.

In dieser Gemeinschaft so vieler Priester erlebt man neben so manchem Menschlichen und Allzumenschlichen, was in jeder Gemeinschaft vorkommt, doch im großen und ganzen sehr viel Schönes, Erhebendes und Ideales. Gemeinsames schweres Leid und gemeinsame Opfer verbinden uns. Wir sind froh, unter uns zu sein. Das äußere Leben auf dem Priesterblock ist genauso wie auf allen anderen Blocks. Alle unterstehen der gleichen raffinierten, bis ins kleinste ausgeheckten und mit Verboten, Schikanen und Strafen ausgefüllten Lagerordnung. Das innere Leben aber auf dem Block ist ganz anders. Wir sind Priester, und uns eint die Gemeinsamkeit des Glaubens, des Berufes, der Interessen und der Caritas Christi. (Dazu vergl. Brief: *Una sancta catholica . . .*)

Unsere Gemeinschaft zeigt sich zunächst in der Gemeinsamkeit des gleichen Lebens und gleichen Wohnens. Die Gemeinsamkeit dieses in allem gleichen Lebens verwischt alle Unterschiede von Rang und Stellung, von Jugend und Alter. Das in allem gleiche Leben macht uns gleich. Diese Gleichheit verbindet und hilft die Gemeinschaft bilden. In diesem Zeitpunkt des laufenden Jahres hat keiner mehr wie der andere. Alle sind wir gleich im Besitzen, angefangen bei den dünnen lumpigen Kleidern und Holzpantinen bis zu dem einfachen Eßgeschirr und der noch einfacheren Suppe da drinnen. Spind, Bettstelle mit Strohsack und Decke gehören ebenso zum bescheidenen Besitzum jedes einzelnen wie der gemeinsame Wohn-, Schlaf- und Waschraum. Diese äußere Gleichheit im Besitzen oder besser gesagt Nichtbesitzen schafft ein äußeres Bindeglied zur inneren seelischen Gemeinschaft.

Noch mehr verbindet uns das gleiche Leid, die gleichen Opfer. Wir sind aus mannigfachen Gründen verhaftet und eingesperrt und hier zu einer Gemeinschaft und zu gemeinsamem Leiden und Opfer zusammengeführt. Die einen wurden verhaftet wegen einer oder mehrerer mutigen Predigten, andere wegen Bemerkungen gegen das Neuheidentum in Unterricht und Schule, sehr viele wegen Jugendarbeit und Jugendseelsorge, wieder andere wegen Duldung von Polen in den Gottesdiensten usw., um nur einige wichtige Verhaftungsgründe zu nennen. Im letzten und tiefsten jedoch war es bei jedem der gleiche Grund, nämlich weil er Priester war und deshalb nicht in den antichristlichen Staat hineinpaßte. Anlaß bot für gewöhnlich ein mutiges

Wort oder eine solche Tat oder auch eine rein zufällige Sache, bei der man unangenehm auffiel, vielleicht sogar ganz unbewußt; oder es lag eine Verleumdung, eine Denunziation, eine Verdächtigung oder eine Unterstellung zugrunde. Im letzten aber waren es immer, ob es von der Gestapo politisch gefärbt wurde oder nicht, religiöse, Glaubens- und Berufsgründe, die uns den Feinden, den Glaubensfeinden, den Christushassern, den Kirchen- und Priesterverfolgern auslieferten. Das führte uns hier zusammen in gemeinsames Leid und gemeinsame Opfer, ins gleiche Schicksal, das wir hier gemeinsam tragen um Christi willen. So ist Christus, das Haupt der Kirche, auch unser gemeinsames Haupt, das Haupt der durch den Antichristen gefesselten und verbannten Kirche. Diese Tatsache verbindet uns am meisten. Sie läßt uns im mutigen Tragen und Ertragen erstarken und macht uns zu einer starken Opfergemeinschaft.

Gemeinsam sind uns schließlich auch die Feinde. Wir haben alle die gleichen Gegner. Wir werden als Gemeinschaft verfolgt. Wir werden meistens auch als Gemeinschaft schikaniert, verspottet, verhöhnt, verleumdet und meistens auch gemeinsam bestraft, d. h. mit der sogenannten Kollektivstrafe. Wenn auch nur einer gegen die Lagerordnung verstößt, müssen meistens alle gemeinsam büßen. Auch der Feind spürt, daß wir innerlich zusammengehören, daß wir nicht einzelne Menschen und Priester sind, sondern eine Priestergemeinschaft, und er bringt das dann auf seine Weise in dieser Form zum Ausdruck.

Die gemeinsamen Feinde aber sind zunächst die SS. Sie stehen zu uns in starkem Gegensatz. So wie sie gegen Religion, gegen christliches und kirchliches Denken eingestellt sind, so auch folgerichtig gegen uns. Ihr Verhalten zu uns ist grundsätzlich negativ. Es fehlt ihnen jegliches Verständnis für uns und unsere Ziele. Sie sind areligiöse Menschen, d. h. Menschen ohne religiöse Bedürfnisse. Infolgedessen können sie religiöse Menschen und gar Priester nicht verstehen. Deshalb Verachtung und Haß, je nachdem sie uns als Narren oder als Volksbetrüger bezeichnen. Die SS kennt nie den Priester, sondern nur den „Pfaffen“. Und wo sie Gelegenheit haben, Geistliche zu beschimpfen, zu verhöhnen, zu verspotten und lächerlich zu machen, tun sie es. Und – wir nehmen ihnen das nicht so sehr übel, weil es folgerichtig zu ihrem Wesen und zu ihrer Erziehung gehört. Und wie könnten auch solche abgrundtiefen Gegensätze wie Priester und SS-Mann sich vertragen, ohne daß der eine sich ganz aufgibt? So finden wir uns damit ab.

Ein zweiter Feind unserer Priestergemeinschaft ist sodann ein Teil der großen Masse des Lagers. Die SS ist bestrebt, ihren Pfaffenhaß auch in die Seelen der Häftlinge des Lagers zu pflanzen. Sie tun es auf echt diabolische Weise. Ganz im stillen schüren sie und nähren sie den Haß gegen Religion, Kirche und Priester und suchen eine feindselige Stimmung gegen die Priester im Lager hervorzurufen. Sie spielen die anderen Häftlinge, die sonst genauso von ihnen getreten werden wie wir, gegen uns aus. Sie wollen, daß die Gefangenen in diesem Punkte in ihrem Sinn umgeschult werden. Und so zeigen sie bei jeder Gelegenheit Zerrbilder von Geistlichen und sparen nicht mit Verachtung und Spott, Lüge und Verleumdung. Sie tun hier im Lager genau dasselbe, wie sie es auch in ihrem Privatleben handhaben. So sind, wie uns bekannt wurde, die Wände im Casino der SS-Offiziere mit Bildern übel-

ster und unflätigster Art bemalt, die den Geistlichen als Heuchler und sittenlosen Menschen erscheinen lassen. Das paßt zu ihrer ganzen Geisteskultur, oder besser gesagt Unkultur. So versuchen sie hier, aller Wahrheit zum Hohn, uns als unsoziale, als Herrenschicht und als solche hinzustellen, denen es besser geht. Um andererseits unsere Beeinflussung der großen Masse zu unterbinden, machten sie unseren Block zum Sperrblock mit Drahtzaun und Tor, gaben uns das Verbot der Laienseelsorge und die Beschränkung eines Kapellenraumes für Abhaltung von Gottesdiensten auf uns Priester. (Dazu vergl. die 2 Briefe: „Ein Heiligtum inmitten der Hölle“ und „Seelen in Not“.)

Die Erfolge für die SS bei ihrem ständigen Feldzug gegen uns bleiben nicht aus. Ein Teil der Insassen ist von Haus aus genauso gesinnt in dieser Hinsicht wie sie. Es kommt sehr darauf an, aus welchem Milieu und von welcher politischen Richtung einer herkommt. Kommunistische Häftlinge sind uns Geistlichen oft genauso feindselig gesinnt wie die SS. Es gibt hier allerdings auch Ausnahmen. Am SS-hörigsten auch in diesem Punkt, was Priesterverfolgung anlangt, sind zu diesem Zeitpunkt die Mehrzahl der Kapos. Dann gibt es auch kriminelle Leute hier, denen der Priester schon draußen eine „persona ingrata“, eine „unangenehme Person“ war und es auch heute noch ist. Ein anderer Teil der großen Masse sodann ist durch das jahrelange Lagerleben und die ungerechte Behandlung innerlich und religiös nicht besser geworden, was dann in ihrer negativen Haltung dem Priester gegenüber zum Ausdruck kommt. Ein anderer Teil wiederum ist uns gut gesinnt und hält zu uns, wenigstens äußerlich und solange, als wir helfen und helfen können. Hört aber die „Magenhilfe“ aufgrund eigener Not auf, hört auch diese sogenannte Freundschaft und gute Gesinnung auf, und sie machen tapfer mit bei der antiklerikalen Haltung der verhetzten oder religiös abgestandenen Masse. Andere wieder – das sei ehrlich zugegeben – mögen auch durch mangelndes gutes Beispiel einzelner unserer Gemeinschaft und dem Religiösen ablehnend gegenüberstehen. Es gibt immer wieder Menschen, die versagen. Es wäre pharisäisch, das nicht zu sehen und nicht einzugestehen. Und in abnormen Verhältnissen, wie sie die große Not und die quälende Masse hier schaffen, besitzt nicht jeder, auch nicht jeder Priester, die ungeheure Kraft, immer über diesen unnatürlichen und den Heroismus ständig aufrufenden Verhältnissen zu stehen. Nur bewußte Lieblosigkeit und böser Wille oder vollständige Unkenntnis der Lage und psychologisches Nichteinfühlen und Nichtverstehen können hier hart und ungerecht urteilen oder gar verurteilen. Ob es nun von Feinden kommt oder angeblichen Freunden, bleibt sich gleich. Immer ist es ungerecht und pharisäisch. Ein anderer, nicht gerade kleiner Prozentsatz dagegen ist religiös zugänglich und aufgeschlossen, sei es von zu Hause aus, sei es geläutert durch jahrelanges Leid. Sie nehmen eine positive Haltung und bisweilen auch eine Verteidigungsstellung zu unserer Gemeinschaft ein.

Ein lebendiger seelsorgerlicher Kontakt bei diesen Gegebenheiten und bei einem solch gearteteten Ackerboden, großer religiöser Einfluß auf die große Masse, ist äußerst schwer, wird aber von vielen von uns dauernd versucht in unendlich zäher und mühevoller Kleinarbeit. Und der Erfolg bleibt auch bei uns nicht aus. So ist unsere Priestergemeinschaft eine Lebens-, Opfer- und Kampfgemeinschaft. Gott helfe uns, ihm und uns treu zu bleiben.

Ein Heiligtum inmitten der Hölle August 1942

Bei unserem inneren, geistigen und religiösen Leben kommt uns zu Hilfe die Tatsache, daß wir Priester eine Kapelle haben. Es ist ein Privilegium, durch Vermittlung des Vatikans, von Berlin uns zugestanden. Wir wundern uns ja darüber. Und wir müssen das als große Wohltat anerkennen. Wir wissen zwar, daß es für die Zwecke des Lagers ein gutes Propagandamittel abgibt; für uns persönlich jedoch ist es ein großer Segen.

Täglich halten wir in aller Frühe, etwa um 4 Uhr, eine heilige Messe für uns. Zelebrieren darf bis jetzt immer nur der gleiche, der vom Lagerkommandanten eigens dazu bestimmt ist. Hoffentlich wird das mal anders. So viele Priester, und nur einer darf an den Altar. Die anderen gehen zur Kommunion. Jeder hat auf seiner inneren Handfläche eine Hostie liegen, die bei der Wandlung vom zelebrierenden Priester mitverwandelt wird. Und bei der Kommunion des Priesters gibt sich jeder selbst das Sakrament. Diese Praxis führten wir ein wegen Mangel an Zeit. Der Morgenappell ist so früh. Sehr oft pfeift es in die unvollendete heilige Messe hinein zum Antreten. Und dann muß Schluß gemacht werden, ob fertig oder nicht. Manchmal kommt es auch vor, daß die SS-Wachen die Gottesdienste stören. Zigarettenrauchend und irgendeine Gotteslästerung auf dem Munde führend, kommen sie herein. Es kam auch schon vor, daß sie dem zelebrierenden Priester den Befehl gaben, aufzuhören, besonders wenn sie betrunken waren. So müssen wir auch manches leiden, wegen der Kapelle, und der eucharistische Gott mit uns. Doch das wollen wir gern ertragen.

Das Meßopfererlebnis und die sakramentale Vereinigung mit Christus in der Morgenfrühe jedes Tages ist die Wegzehrung für den Gang durch den harten, hungrigen und mit schwerer Arbeit angefüllten Alltag. Und in diesen vergangenen Wochen eines großen Hungersterbens ist es schon manchem zur wahren Wegzehrung für den Gang in die Ewigkeit geworden. Was ist es doch ein großes Glück für uns: Unser kleines Heiligtum! Es ist unsere einzige übernatürliche Kraftquelle. Und wenn es unterm Tags geschlossen und kein Besuch beim Herrn gestattet ist, dann ist die morgendliche Zwiesprache mit dem eucharistischen Gott um so wertvoller und begehrter. So ist das Heiligtum eigentlich unsere einzig wahre innere Freude inmitten des Leids, und unendlich viel Gnade strömt von dieser Stätte hinein in unsere Seele, unendlich viel Segen strömt von hier hinein ins Lager und über Stacheldraht und Mauer hinaus in die Welt. Und wir freuen uns, daß Christus, der sakramentale Gottmensch, die Gefangenschaft mit uns teilt und uns hilft, sie durchzustehen.

Christus im KZ! Ist es nicht etwas Sonderbares? Ist es nicht ein Widerspruch? Ganz gewiß! Nur weil sie die Kraft Christi nicht kennen, haben sie ihn hereingelassen. Nur weil sie an seine sakramentale Gegenwart nicht glauben, haben sie demjenigen hier Wohnung gegeben, den sie sonst so wütend und mit allen Mitteln bekämpfen und um dessentwillen sie uns hierhergebracht. Und weil wir seine Allmacht und seine Liebe kennen, haben wir ihn freudig aufgenommen. „Und denen, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden . . . Joh. 1,12.“ So ist es uns ein unsagbarer Trost, ihn hier bei uns zu wissen inmitten von Leid und Schmerzen, Hunger und Not,

an der Stätte des Unrechts und der Ungerechtigkeit, des teuflischen Gottes- und Menschenhasses, an einer Blut- und Todesstätte!

Ist es nicht letztlich ein Wunder der Allmacht Gottes, daß Christus im KZ ist? Was schadet er doch durch seine Gegenwart dem Teufel an seinem Werk, das der hier so groß gebaut! Was hindert er durch seine Gegenwart den Teufel an der Durchführung seiner Pläne! Warum hat Satan das nicht unterbunden? Weil er ohnmächtig ist gegen Gott und zuletzt ihm auch nur dienen muß. Ist es nicht ein Sieg Christi über Satan, daß es ihm gelungen ist, an „seine Stätte“ zu kommen als sein übermächtiger Gegenspieler? Ja, es ist ein Sieg Christi. Wir spüren hier gar oft die Wunder Gottes. Und Christi Gegenwart an dieser Stätte ist für uns die sicherste Bürgschaft für Christi Endsieg auch über diese Hölle!

„Herr, laß genug sein...!“ Sommer 1942

Ich hatte vor Wochen ein kleines Erlebnis, das in seiner Schlichtheit eine große Seele verriet. Ein polnischer Priester ging mit mir auf den Äckern der Plantage zu unserm Arbeitsplatz. Er war ganz müde und matt. Der Hunger quälte ihn, wie uns alle in diesem Jahr. Unterwegs sagte er zu mir: „Mein lieber Freund! Ich kann bald nicht mehr. Ich bete manchmal: Gott soll mich sterben lassen. Das Kreuz wird mir zu schwer. Es geht mir wie dem Propheten Elias: ‚Herr laß genug sein...!‘ Dann aber komme ich mir wieder als Feigling vor. Ich schäme mich, daß ich vor lauter menschlicher Schwäche um den Tod bitte, anstatt um die Kraft zum Kreuztragen und Aushalten.“

Ich konnte ihm zunächst nichts sagen. Die Wunde in seiner Seele lag zu offen da. Diese Offenheit und Ehrlichkeit, mit der er seine Seelenstimmung verriet, schloß mir den Mund. Ob es mir und vielen anderen nicht auch manchmal so erging? Wie oft sagen wir untereinander bei diesem Hungern und ständigen Abnehmen der Körperkräfte: Das ist kein Leben mehr, das ist nur noch ein Vegetieren. Wenn sie uns nur eine Kugel gönnen würden ... Es wäre leichter als dieses langsame Dahinsiechen; denn so sieht unser Leben in diesen Hungermonaten des Jahres 42 aus. Von der SS ist die Parole ausgegeben: Verr ... sollt ihr durch Hunger! Und tatsächlich gelingt es ihnen.

Täglich sind wir 16 Stunden auf den Beinen bei der Arbeit. Die Kost besteht aus schwarzem Kaffee am Morgen, einer Kraut- oder Rübensuppe am Mittag und einer dünnen Wassersuppe, dem sogenannten „blauen Heinrich“, am Abend. Eine Folge davon ist, daß wir deutsche Priester im Juli und August 42 schon 65 unserer Mitbrüder verloren haben. Die polnischen Priester ungefähr das Dreifache, sind sie ja fast alle schon länger in Haft. Von ihren alten Leuten leben bald keine mehr. Die Sterbeziffer des Lagers beträgt in diesen Hungermonaten täglich durchschnittlich 100 und mehr.

„Herr, laß genug sein!“ Dies Gebet des polnischen Kameraden ist verständlich. Hunger ist die Losung! Hunger, der Schmerzensschrei der Gefangenen dieser Zeit. „Herr, laß genug sein!“

Meinem Mitbruder aber sage ich nun: „Ich kann dich gut verstehen. Gott nimmt Dir das nicht übel. Aber weißt Du, mir fällt in unserer Lage in letzter Zeit immer das Gebet ein, das ich auf mein Primizbild schreiben ließ: ‚Herr, wo meine Kraft versagt, verlaß mich nicht. Ps. 70,9.‘ Dieses Gebet scheint

mir die beste Gegenlösung zu sein. Es hat mir schon oft geholfen. Um den Tod habe ich noch nie gebeten, weil ich trotz alledem nicht sterben möchte. Um Freiheit bete ich auch nicht, weil es aussichtslos ist. So bete ich eben immer um das Durchhalten.*

Wir haben uns dann auf diese Lösung geeint: „Herr, wo meine Kraft versagt, verlaß mich nicht. Ps. 70,9!“

Geheime Christusträger September 1942

Man hat uns Priestern im Lager streng verboten, irgendwelche Seelsorge auszuüben. Wir Seelsorger sollen nicht für die vielen hungrigen und durstigen Seelen unserer Mitgefangenen sorgen. Und doch verspüren wir den Drang in uns, wir fühlen die Pflicht in uns und sehen das große Bedürfnis und die stetig wachsende seelische Not.

Diese seelische Not besteht zunächst bei den vielen hunderten polnischer Mitbrüder; denn sie dürfen laut Lagerbefehl nicht teilhaben an Kapelle und Gottesdienst, was wir und sie sehr schmerzlich empfinden. Die seelische Not besteht sodann bei einer Anzahl prächtiger katholischer Laien, die ja wegen ihrer aufrechten und katholischen Gesinnung hier hereinkamen. Auch sie haben nichts als heißes Verlangen nach Gott und den Quellen seiner Kraft. Wir müßten nicht Priester und Seelsorger sein, wollten wir nicht der großen Seelennot abhelfen trotz Verbot. Auch hier gilt: Wo ein Wille, da ein Weg. Und ist es auch ein Umweg oder ein verbotener Weg.

Und so gehen wir geheime, verborgene Wege mit dem eucharistischen Christus zu den Seelen. Auf den Arbeitsplätzen kommen wir mit vielen unserer polnischen Mitbrüder zusammen, ebenso auch mit gut katholischen Laien. Hier, während man zusammen eine Arbeit verrichtet, nehmen wir in aller Stille die heilige Beichte ab. Gemeinsame Gebete, besonders das Rosenkranzgebet und religiöse Belehrungen während der Arbeit sind gang und gäbe, wenn auch immer unter Anwendung äußerster Vorsicht. Störungen von seiten der SS und der Kapos nimmt man als selbstverständlich in Kauf. Nach vorheriger Verabredung mit den betreffenden Kameraden bringen wir dann die hl. Kommunion an einem der nächsten Tage. Viele von uns machen es so: Entweder teilen wir die heilige Species, die wir morgens beim heiligen Opfer auf der Hand tragen, oder wir verzichten selbst auf die heilige Kommunion zugunsten der noch Ärmeren. Dann wird der Heiland verborgen in einem kleinen Papier. Das wird im Taschentuch, soweit man eines besitzt, oder in der Rocktasche oder in einer Rockfalte, die geeignet erscheint, versteckt. Täglich müssen wir mit einer „Fälschung“ rechnen, wobei alle Taschen umgestülpt werden. Wehe uns und dem Herrgott, wenn er bei uns gefunden würde. – Zudem vermutet die SS, daß wir solche Dinge fertigbringen; denn sie halten uns nicht für die Dümmeren. Deshalb übrigens haben sie auch manchmal eine so unbändige Wut auf uns, weil sie uns gegenüber doch immer wieder Minderwertigkeitskomplexe haben. – Sind wir dann glücklich mit unserem verborgenen Geheimnis zum Tor hinaus, ist die größte Gefahr vorüber. Und so sind wir in Wahrheit „geheime Christophori – geheime Christusträger“. Der Marsch zum Arbeitsplatz hinaus auf die Äcker und Fluren der Plantage ist eine „geheime Fronleichnamsprozession“ ohne Kreuz und Fahnen und Gesänge, aber nicht ohne Priester, nicht ohne stilles Gebet und nicht ohne den

Segen des doppelt verborgenen Gottes. Und draußen beim Zusammentreffen mit den „eingeweihten“ Kameraden heißt in der Geheimsprache die stille Losung: Species! Wir warten auf einen günstigen Augenblick, wo wir ungesehen und unbeobachtet sind, und in aller Stille mit absolutem Stillschweigen und äußerster Vorsicht, bekommt der Kommunikant das Papierchen zugesteckt; und er nimmt's und gibt sich selbst das Sakrament. Auf diese Weise erlebt so mancher seinen Christustag! Es ist bei aller Gefahr etwas Wunderbares um diese geheime Sakramentenspendung! Man fühlt sich unwillkürlich in die Katakomben versetzt. Und unseren polnischen Mitbrüdern helfen wir bereits auch zu „Geheimgottesdiensten“. In aller Stille – es wissen's nicht viele – versorgen wir sie mit Hostien und Meßwein auf ihrem Block. Und schon seit einiger Zeit haben sie begonnen, jeden Morgen auf ihren Stuben unter Aufstellung einer Wache im geheimen das heilige Meßopfer zu feiern mit einem Holzkelch und ohne Gewänder. Oft unterbrochen infolge drohender Gefahr, wiederholt abgebrochen durch das Erscheinen der SS, sind es in Wahrheit Katakomben-Gottesdienste. Aber gerade das gibt ihnen diesen geheimnisvollen Zauber.

So erleben wir hier ein Teil von dem, was die ersten Christen während ihrer Verfolgungszeit „Arcandisziplin“, „geheimer Dienst“, nannten. Und es ist, bei Gott, auch in unserer Zeit eine Priester- und Christenverfolgung größten Stils. Das sage ich als geheimer Christusträger für diejenigen draußen, die es immer noch nicht sehen und glauben wollen!

„Unser täglich Brot gib uns heute...“ Herbst 1942

Wir haben gestern eine Freude erlebt. Eine große Freude über ein kleines Stücklein Brot. Ich habe schon immer gewußt, daß die Brot-Bitte in Vater-Unser wichtig ist. Ich habe aber bisher nicht gewußt, daß die Erhörung der Brot-Bitte, die Vermehrung der Brot-Ration um eine kleine Scheibe, eine so ungeheure Freude und Dankbarkeit auslösen kann, wie wir es gestern Abend erlebten.

Unsere Brot-Ration für den Tag ist sehr klein. Man kann sie auch ohne Hunger auf einmal verzehren. Der Wunsch nach ein klein wenig mehr Brot ist allgemein und bei vielen das tägliche Gebet. Gestern Abend nun, nach dem Einrücken von der Arbeit, kam plötzlich der Befehl: Alle Langarbeiter von der Plantage antreten beim Arbeits-Einsatz. Wir dachten naturgemäß nur an irgendeine Schikane oder Strafmaßnahme. Doch diesmal erlebten wir eine freudige Überraschung. – Eine sehr seltene Sache im KZ! Um so mehr verdient sie hervorgehoben zu werden. – Es gab ein Stück Brot, ein Siebel Brot als Zulage. Die Freude kann ich nicht schildern. Wer schon einmal lange Zeit großen quälenden Hunger hatte, wird es verstehen.

Auf den abgemagerten Gesichtern lag es wie ein Sonnenstrahl unerwarteter Freude. Viele hielten das Stück Brot wie eine Kostbarkeit in den Händen. Manche aßen es sofort. Einer von denen sagte zu mir: „Was mir der Herrgott heute schenkt, gehört dem heutigen Tag. Sorget nicht für morgen. Jeder Tag hat genug an seiner eigenen Plage.“ Er hatte recht. Denn in unserer Lage gibt es nichts Törichtereres und nichts Aussichtsloseres als die Sorge um das Morgen. Hier kann man wirklich mit seinen Sorgen „seiner Lebenslänge keine Elle hinzusetzen. Mt. 6.27.“ Hier gilt nur eines: „Werfet alle Sorgen auf den

Herrn. Ps. 54,23.“ Hier hat nur e i n e Seelenhaltung einen Sinn: Das blinde Gottvertrauen. Der kühne Sprung in Gottes Vaterarme. Wohl versteht man hier das Wort: „Sie werden ihr Brot in Sorgen essen. Ez. 12,19.“ Doch ist es ein vertrauendes Sorgen aus der Kindesgesinnung heraus: „Laß den lieben Gott nur walten, er wird dich wunderbar erhalten!“ Das haben hier viele erstmals, aber gründlich gelernt, und sie sind dabei am besten gefahren.

Andere trugen das Stück Brot ganz andächtig in den Händen, wirklich wie eine Himmelsgabe, brachten noch das Opfer des Verzichtes an diesem Abend, und bewahrten die Scheibe im Spind auf für den anderen Tag, die Freude im Herzen verkostend, morgen einmal etwas mehr Brot essen zu dürfen. Und so mancher sprach an diesem Abend ein inniges Dankgebet: „Dir sei o Gott für Speis und Trank, für alles Gute Lob und Dank . . .!“ Und untereinander sagten wir: Jetzt versteht man erst die Vater-Unser-Bitte: „Unser täglich Brot gib uns heute!“ Ja, die Magen-Frage ist hier die erste Frage.

So gib denn Herr uns immer unser Brot, mehr wollen wir nicht. Gib uns Brot, Herr, weil wir hier auch den Brosamen ehren.

... und der Tod geht ständig vorbei... Oktober 1942

Die vergangenen Hungermonate waren Sterbemonate. Der Tod ging täglich an einem vorbei. Überall starben die Menschen. Auf der Lagerstraße schleppten sie sich hin, fielen um und – starben. In den Baracken lagen sie und – starben. Auf dem Appellplatz standen sie, in der glühenden Sommerhitze starben sie. Auf den Arbeitsplätzen brachen sie zusammen vor Schwäche. Hier fiel einer um beim tagelangen Spaten auf den Äckern der Plantage. Dort blieb einer liegen nach monatelangem Jäten auf den nassen Moorflächen der Plantage. Dort beim Erdefahren, hier beim Walzeziehen brachen sie zusammen. Auf dem Marsch zur Arbeitsstätte mußten sie auf einmal getragen werden, legten sich sodann ins Gras und – starben. Es ging ein großes Sterben durch unsere Reihen. Hunger hieß der Würger!

Immer wieder stehen oder knien wir, schon seit Monaten, zum Graben oder Jäten auf den langen Flächen der Plantage. In strömendem Regen, naß bis auf die Haut. Einrücken gibt es nicht, höchstens dann, wenn wir durch und durch naß sind und der Ackerboden auch, so daß die Arbeit auf dem Acker dem Boden schaden würde. Dann kann es sein, daß wir des Bodens wegen, nicht unseretwegen, einrücken. Das gab schon manchem den Todeskeim. Im Lager angekommen, geht es völlig durchnäßt in eine leere Stube einer Baracke, in den sogenannten „Negerkral“, wo wir stundenlang in unseren nassen Kleidern zusammengepfercht bis zu tausend Mann stehen und frieren müssen, bis die restlichen Stunden der Arbeitszeit verstrichen sind. Und Kleider wechseln gibt es nicht. Wir haben nichts. Es muß am Körper trocknen. Das war unter dem Lagerführer Hoffmann und den Lagerältesten Kapp und Martin – und sie freuten sich. – Sadisten! Und so mancher fiel dann um und starb. So geht der Tod an einem ständig vorbei. Erschöpfung heißt der Würger!

Vor einigen Tagen fiel ein polnischer Mitbruder bei der Arbeit auf dem Acker um. Es war an einem Weg. Ein anderer Pole kam dem Sterbenden zu Hilfe. Des Wegs kam ein SS-Mann, der Kommandoführer. Dieser gab dem Halbtoten einen Tritt mit den Worten: „Laß ihn liegen, dieses Pf...

schw...“ Wir standen vor einer rätselhaften Roheit. Unverständliches Geheimnis der Bosheit! Wir sagten still: „Herr, verzeih‘, er weiß ja nicht, was er tut.“ Und der Kamerad lud den Toten auf einen Schubkarren und fuhr ihn fort ins Lager in die Totenkammer.

Der Tod geht ständig vorbei ... und immer wieder nimmt er einen mit. Und doch ist es nicht so einfach, dieses schnelle Sterben. Man muß noch vorsichtig sein. So fiel der gute Pfarrer Schniers von Osnabrück, mit dem ich an diesem Nachmittag gerade arbeitete, bewußtlos um. Ich konnte ihn unmöglich liegen lassen. Das wäre bei der SS Arbeitssabotage gewesen, und es wäre ihm und mir schlecht ergangen. So schleppte ich ihn ungesehen unter das Dach eines Gebäudes, wo ich ihn bis zum Abend versteckte. Kurz vor dem Einrücken holte ich ihn. Er hatte sich etwas erholt. Und wir fuhren ihn in einem kleinen Wagen ins Lager. Ich sagte zu ihm: „Sprich dein ‚Fiat‘“, und er sagte ganz schlicht und tapfer: „Ja, das tue ich.“ Dann gab ich ihm in aller Stille noch die Absolution. Wir lieferten ihn ins Revier ein. Am andern Tag war er tot.

Jeden Tag sterben im Revier bis zu hundert und mehr. Wer in dieser Zeit ins Revier aufgenommen wird, kommt nicht mehr. Nach spätestens zwei Tagen ist er tot. Oft wird mit einer Spritze nachgeholfen. Bis zu fünftausend sind schon gestorben in dieser Sommerzeit, in dieser reichen Erntezeit des Todes. Hungertyphus heißt der Würger!

Typhus! Ständig geht der Tod an einem vorbei ... Vor einigen Wochen wohl auch an mir. Wie so mancher meiner Kameraden, wurde ich vom Typhus befallen. Eines Morgens beim Appell fiel auch ich wie viele vor und nach mir bewußtlos zusammen. Kameraden trugen mich ins Revier. Nach einiger Zeit kam ich dort zum Bewußtsein. Man frug mich, was ich hätte. Ich sagte es. Daraufhin warf man mich mit Fußstritten und Ohrfeigen zum Revier hinaus. Eine merkwürdige Heilkur für einen Typhuskranken! Ich habe mich dann selbst geheilt, ohne Arzt, ohne Bettruhe, doch mit Gottes Hilfe. Ein Kamerad gab mir selbstgemachte Holzkohle, und diese kaute ich; und das war in der Tat ein prächtiges Desinfektions- und Heilmittel für den Darm. Und so ging die tödliche Krankheit vorüber. Der Tod ging an mir vorbei.

Der Tod ging vorbei ... Das aber danke ich Gottes Vorsehung. Sie war es, die mich zum Revier hinausbeförderte; denn das war meine Lebensrettung, so widersprechend das auch klingen mag. Wäre ich damals aufgenommen worden, wäre ich nicht mehr am Leben; denn damals kam keiner mehr, der mit dieser Seuche krank hineinkam.

Seit diesem Erlebnis habe ich Gottes Vorsehung schon oft gepriesen. Ja, es ist eben immer wieder so, daß Gott das Böse zum Guten zu lenken weiß. Man wollte mir schaden und hat mir genützt. Doch das erkannte ich auch erst später. Gottes Wege sind wunderbar ... und so muß man im Leben buchstäblich oft erst Schläge erdulden, um geheilt zu werden. So will ich auch diese Schläge verstehen.

... Und der Tod ging ständig vorbei ...! Auch das war Gottes Wille. Er wollte Sühneopfer. Und sehr viele haben es so getragen.

Und wir anderen? – Wir sollten den Tod erkennen und sehen als ständigen Begleiter, den man beachten muß im Leben. So war es Gottes Wille: Der Tod ging ständig vorbei, – damit keiner an ihm vorübergeht.

Freude über Freude! Weihnachten 1942

Es ist Weihnacht geworden. Erste Weihnacht im Lager. Wir bangten vor diesem Feste. Verständlich. Festtage können in solchen Lagen zu Schmerztagen werden. Weihnachten erst recht. Hier fehlt die Liebe. Hier fehlt der Friede. Was ist dann Weihnacht? Ein Heimwehfest nach Liebe und Friede! Das ist es in der Tat geworden.

Und doch: Freude über Freude! Denn wir haben das göttliche Kind. „Er-schienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes“ (Tit. 3,4) auch unter uns! In unserem Heiligtum. Und wir haben dem Gotteskind Geschenk gebracht: Das Heimweh unserer Seele, das Fernsein von den Lieben, das Getrenntsein von den einst anvertrauten Seelen, unsere ausweglose Lage mit der Qual der Ungewißheit. Wir zeigten ihm auch unsere Erniedrigungen und Demütigungen, die wir täglich erleiden. Wir erzählten ihm wortlos auch von der Not unseres Körpers, die über ihn gekommen ist durch Entbehrungen und Leiden mannigfacher Art. Und wir legten ein erforschtes Gewissen und ein reuiges Herz einer in der Gefangenschaft klarer sehenden Seele vor die Füße des Allheiligen, zusammen mit dem Angebot freiwilliger Sühne. Jetzt erst sahen wir, wie reich wir sind an Gaben. Allerdings ganz andere Gaben wie sonst. Und darum ist diese heilige Nacht auch ganz anders wie die früheren. Es überkommt uns die Freude des Gebens; die Freude des Gebens über seltene Gaben. Und so ist es gekommen, daß es die gnadenreichste Weihnacht wurde, die wir je erlebten; denn die Liebe war geläutert durch die Leiden. Mit vollen Händen gehen wir sodann aus unserem Heiligtum. Wir tragen in uns die Kraft und den Mut des Herzens zum Wahrsein, Treusein, Starksein vor Gott – als Gnade. Und so erinnere ich mich an die Worte von Gertrud Maaßen: „Mut mußt du haben, um wahr zu sein! Mut mußt du haben, um treu zu sein! Mut mußt du haben, um stark zu sein! Mut mußt du haben, um gilt's Gott allein . . .!“ Herr, schenk uns diesen Mut immerdar.

Freude über Freude! Wir haben heute morgen Christmette gefeiert – jawohl! Wir haben Hirtenmesse gefeiert – jawohl! Und zwar stand zum erstenmal ein anderer als der Lagerkaplan am Altar. Und das ist die zweite Weihnachtsfreude! Wir bekamen heute die Erlaubnis, bei der Feier der heiligen Messe in Zukunft abzuwechselln. Heute hat's bereits begonnen. Wie lange schon war das ein allgemeiner Wunsch! Jeder rechnet jetzt darauf, bald wieder einmal am Altare stehen zu dürfen. Es ist das Sehnen des Priesters nach liturgischem Geschehen, nach heiligem Dienst, wozu er geweiht ist. Bald und oft: diese Erwartung ist zu groß. Wir rechnen nüchtern. Vielleicht einmal im Jahr. Dann dürfen aber nicht ständig neue kommen.

Weihnachten! Wir haben auch ein Hochamt gehalten. Jetzt werdet ihr sagen: Euch fehlt ja nichts. Ja, wenn ihr es so meint, wir hätten Gott und damit alles, dann habt ihr recht. Doch ehrlich gestanden, soweit wie die große heilige Theresia mit ihrem „Gott allein genügt“ sind wir doch noch nicht. Das zu behaupten, wäre Hochmut. Wenn I h r soweit seid, dann bewundere ich euch. Wir hier sind auf jeden Fall noch arme, hinfällige Menschen und ringen schwer und manchmal fast aussichtslos um dieses große Ideal. Aber etwas haben wir noch hier: Gefangenschaft, sagen wir: Fesseln! Und nun will ich euch etwas verraten: Und wenn es goldene Fesseln wären, wir würden

sie gerne ablegen; denn es sind Fesseln! Versteht ihr das, ihr freien Menschen!?

Und doch, wir freuen uns heute. Über ein drittes Ereignis freuen wir uns. Und das ist wirklich ein Ereignis. Es ist zwar materieller Art, für uns jedoch entscheidend. Es sind Pakete angekommen in unserm Hungerlager. Pakete von daheim! Ein Gruß von daheim! Nein mehr, Hilfe von daheim! Diese entscheidende Neuerung ist eine große Weihnachtsfreude. Seit wenigen Wochen hat Gott die erste Frage, die hier besteht, die Lebensfrage, auf eine Weise gelöst, wie wir es nicht ohne weiteres erwarten durften, wenn wir auch darum gebetet haben. Auch sind wir darin einig, daß unser beharrliches Beten erhört wurde. Wir haben mit dem Rosenkranz die Pakete hereingebracht! Und das rettet nun vielen das Leben. So steht Weihnachten im Zeichen dieser Besserung. Versteht Ihr unsere Freude? Unsere Weihnachtsfreude? Dann denkt an uns in caritate Christi!

Unsere liebe Frau von Dachau Mai 1943

In jedes katholische Gotteshaus gehört die Mutter Gottes, erst recht in den Gottesdienstraum von Verbannten. Seit kurzer Zeit haben wir eine Holzstatue, Maria mit dem Kind, hereingebracht. Ein Geschenk von außen. Karl Schrammel aus dem Sudetenland, einer unserer gefangenen Mitbrüder, hat es vermittelt. Wir sind glücklich darüber. Sie zielt unsere Kapelle. Sie, die Mutter, ist jetzt unter uns. Sie hört uns und unsere Not. Sie erhört uns und unsere Bitten. Von jetzt an sieht man immer wieder Priester und Laien vor dem Bild der Gottesmutter knien und beten. Die wirklich „verbannten Kinder Evas“ schreien hier zu ihr. Sie ist unter uns als „Unsere liebe Frau von Dachau“. So haben wir sie genannt. Sie segnet uns und schützt uns. Wir vertrauen uns und alle der Mutter an in stillem Gebet oder in dem gemeinsamen Gebet, das unser Mitbruder Johann Schulz, † 18. 8. 1942 an Hunger, uns geschenkt hat. So beten wir zu ihr:

„O unsere liebe Frau von Dachau!

Obwohl wir selbst des Trostes bedürfen, bitten wir
Dich doch: Geh' auf heilige Wallerschaft und tröste
alle, die Deine Hilfe nötig haben!

Es ist ja Krieg, und Millionen leiden Tag und Nacht
für Leib und Seele. Zeige, daß Du Mutter bist, und
stärke sie!

Millionen haben Haus und Heim verloren und irren
obdachlos unter fremden Menschen. Bei dem Leid, das
Du selbst in Ägyptens Verbannung getragen hast, sei
ihnen Zuflucht und Kraft!

Und bei jenem großen Schmerz, den Du unter dem
Kreuz erduldet, tröste die Kranken und Verwundeten.
Gib Kraft den Gefangenen, und stehe in der Sterbestunde
allen bei, die ihr Blut und Leben opfern
müssen.

Viele Kirchen sind geschlossen, viele Gotteshäuser
zerstört, viele Gemeinden ohne Seelsorger. Und über-

all stürmen die ‚Pforten der Hölle‘ an und suchen, zu überwältigen. Zeige, daß Du Mutter bist, und erhalte Deinem göttlichen Sohne seine Hirten und seine Herde. Erhalte ihm auch die Priester, die an den Fronten stehen oder in Lazaretten Samariterdienste leisten! Stärke die Priesterkandidaten, die nach dem Primizkranze sich sehnen! Wecke Priesterberufe trotz aller Hindernisse der Zeit, und Sorge dafür, daß die Flammen des Glaubens und der Tugend nicht erlöschen, daß nicht zerbreche die Treue zur heiligen Kirche! Segne und stärke unsere Bischöfe in ihrem schweren Amte. Schütze und stütze vor allem unseren Heiligen Vater, dem das Herz so schwer sein muß, weil sein Arm gelähmt ist, die Not zu heben, die Leiden zu lindern und den Frieden herbeizuführen.

Und kommst Du, Unsere liebe Frau von Dachau, an die Stätten, wo unsere Eltern und Angehörigen, unsere Pfarrkinder und Mitarbeiter, schon so lange um unsere Heimkehr beten, dann sage ihnen, daß Du über uns wachst im Leben und im Sterben.

Oh, unsere liebe Frau von Dachau! Zeige, daß Du Mutter bist, wo die Not am größten ist. Amen.“

Nachtrag Herbst 1945

Karl Schrammel, der Vermittler der genannten Marienstatue, unser langjähriger Chordirigent in unserer Kapelle, ein ganz feiner Mensch und idealer Priester, wurde anfangs 44 durch einen von ihm verfaßten „Schwarzbrief“, worin er Lagerverhältnisse hinausberichtete und der abgefangen wurde, in große Verhöre und Untersuchungen verwickelt. Mehrmals kam er in Strafbunker, verlor dann das Kommando bei der SS-Besoldungstelle, ebenso mit ihm etwa 100 Geistliche, die dort beschäftigt waren. Anfang Dezember 44, plötzlich eines Morgens, wurde er aus Dachau entlassen, und wie wir am selben Tag noch erfuhren, nach dem KZ Buchenwald gebracht. Eine Strafmaßnahme. Zufällig erfuhren wir, daß er in Buchenwald niedrigste Arbeiten verrichten mußte. Und nach unserer Befreiung wurde bekannt, daß Karl Schrammel in Buchenwald kurz vor dem Ende erschossen wurde.

Heiliges Opfer 26. September 1943

Heute ging ein langgehegtes Sehnen in Erfüllung. Anderthalb Jahre sind es her, seit ich das letztmal „zum Altare Gottes hintrat, zu Gott, der mich erfreut von Jugend auf (Ps. 42,4)“. Seit dem Tag der Inhaftierung war es mir nicht mehr beschieden. Wo denn? Wie denn? Wann denn? Heute kam die große Gnade ziemlich unerwartet. Ich durfte die Sonntagsmesse halten. Liturgisches Geschehen – langerfülltes Sehnen! Ich fühle mich wie ein Primiziant. Die Stimmung der Seele ist hochfesttäglich. Die Priesterseele erlebt es nach langer Entbehrung wie das Erstlingsopfer. Es geht dem Priester in unserer Lage mit dem Meßopfer ähnlich wie anderen Menschen mit ande-

ren Dingen, an denen sie mit ganzem Herzen hängen. Man muß entbehren, um es neu zu schätzen. Das ist manchmal auch gottgewollt. Die Liebe der Kinder zur Mutter wächst ja auch oft im Abstand der Entfernung. Und wenn das Kind die Mutter gar nicht mehr hat, weiß es erst, was es verloren hat. Ein ganz ähnlicher seelischer Vorgang liegt beim Priester zugrunde, wenn er das höchste und heiligste, das liturgische Geschehen, lange missen muß.

Und so habe ich noch nie so gut und so tief verstanden, was der Psalm 83 ausdrücken will, wie heute, wo ich mit dem Introitus der Messe vom 14. Sonntag nach Pfingsten anhub: „Protector noster . . . Unser Schutzherr, Gott schaue herab auf das Antlitz Deines Gesalbten; denn besser ist ein Tag in Deinem Heiligtum als tausend andere Tage (Ps. 83,10–11).“ Diese vom Heiligen Geist geheiligten und durch Alter hochgeadelten Schriftworte drücken das in tief verstehender Weise aus, was die Seele empfindet. Besser kann ich es nicht sagen. Dieser eine Tag sticht vor allen anderen bisher dagewesenen Tagen hervor. Es ist ein „erfüllter“ Tag, mit dem ganzen Glück erfüllter Liebe. Ein Meßopfer in der Haft: Es ist ein eigenartiges Geschenk Gottes für einen Priester.

„Wie lieblich sind Deine Wohnungen, o Herr der Heerscharen, es schmachtet meine Seele nach dem Haus des Herrn (Ps. 83,2–3)!“ So lautet der Psalmvers des Introitus, und das ist wiederum die Wahrheit, die unsere gehetzte und gejagte Seele im unruhigen Alltag erlebt, wenn sie für kurze oder längere Zeit hineinflüchten kann in „das Haus des Herrn (Ps. 83,3)“, ins Heiligtum, um auszuruhen, um sich auszusprechen, um Kraft zu holen beim Herrn. Erst recht heute, wo der Herr in eigenen Händen ruht beim Opfer, wird die Kapelle zur „lieblichen Wohnung (Ps. 83,2)“.

Und so spendet der Herr, da wir ja doch hier mehr „im Geiste wandeln (Gal. 5,16)“, als im Fleische, wie die Epistel (Gal. 5,16/24) verlangt, „die Früchte des Geistes, die da sind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmut, Sanftmut, Treue, Mäßigkeit, Enthaltbarkeit, Reinheit (Gal. 5,22)“ Diese Geistesfrüchte sind es auch, die wir hier, jeder einzelne für sich und für die Gemeinschaft, brauchen.

Wir bitten darum in gläubigem Vertrauen, und der Herr gibt sie uns; denn „es ist gut, auf den Herrn zu vertrauen, besser als auf Menschen; es ist gut, auf den Herrn zu hoffen, besser als auf die Mächtigen (Ps. 117, 8/9)“, so kündigt schlicht und wahr das Graduale. Und damit schlägt es ein schon lang in der Seele erklungenes Motiv an. Das Thema: Gottvertrauen! Wir wissen darum. Wir erlebten die Wahrheit und die Frucht des Gottvertrauens schon zu oft, als daß wir nicht in den „Alleluja-Vers“ einstimmen würden zum Dank für oft entlohntes Gottvertrauen: „Kommt, lasset uns preisen den Herrn, lasset uns jubeln Gott, unserm Heil (Ps. 94,1).“

Und wie wenn der Herr uns aufs neue auffordern wollte zum Gottvertrauen in unserer mannigfachen Not, spricht „der Vater im Himmel“ zu uns im Evangelium (Mat. 6,24/33). Und der Gott der Lilien und der Vögel versichert uns seine Hilfe. Er weiß mehr wie wir. Er kennt uns besser wie wir. Er sieht auch unsere Bedürfnisse und Nöte. Er hat die Macht zu helfen. Er besitzt die Liebe zum Helfen. Er will und wird auch helfen, wenn wir nur eines tun: „Gottes Reich suchen und seine Gerechtigkeit (Mat. 6,33).“ Dazu aber sind wir ja hier, um zu leiden fürs Gottesreich und seine Gerechtigkeit.

So verlangen wir denn weitere Tage in „Gottes Heiligtum“. Die Seele will auch in Zukunft im „Haus des Herrn (Ps. 83,2/3)“ ihr Sehnen nach liturgischem Geschehen stillen. Wir wollen weiter „im Geiste Christi“ wandeln und „die Früchte“ ernten, in heilig starkem Vertrauen auf den „einen Herrn“, dem wir „dienen“ und dessen „Reich wir suchen“ wollen (vergl. Mat. 6, 24/33) hier und draußen; dann wird „der Engel Gottes uns, die wir den Herrn fürchten, mit seinem Schutze rings umgeben und uns erretten“ (Offertorium Ps. 33,8), hinausretten in die Freiheit zu einem neuen Priestertum und zum täglichen liturgischen Geschehen.

„Wir stehen und halten die Wacht...!“ Christkönig 1943

Der heutige Tag grüßt im Morgendämmerchein Christus den König. Es ist noch halbe Nacht. Grelles Scheinwerferlicht erhellt den Appellplatz. Es sticht in die Augen, so unbarmherzig, wie die Menschen sind, die hier zu befehlen haben; so unnatürlich, wie das Leben ist, das hier gelebt werden muß.

O Gott, Du bist das Licht! Wie ganz anders bist Du! Wie mild und wohl-tuend ist Dein Schein, der von Deinem Licht so oft in dunklen Stunden in die vom Leid allmählich dämmerig gewordene Seele fällt, – als Trost, als Kraft, als Liebe, als Gnade! Das viele Dunkle hier im Land der Finsternis wird hell in Deinem Licht. Das viele Negative, das hier geschieht, das hier erlebt und erlitten wird, wird zu positiven Werten in Deinem klärenden Licht.

Wir stehen Appell. Mann an Mann. Reih' an Reih'. Block an Block. Zwanzig- bis dreißigttausend stehen in Reih' und Glied. Viele stumm und in sich gekehrt. Andere weinen in sich hinein. Wieder andere schlucken Wut und Rache in sich hinein. Noch andere hoffen vertrauend und beten für die Peiniger. Jeder erträgt sein Schicksal anders. Wer will in diesen abertausend Seelen lesen?!

Der Appell dauert lang. An diesem Morgen quält mich der Gedanke: Christkönig, Deine Herrschaft über Zeit und Menschen ist ein Geheimnis. Hier stehen wir, viele Hunderte von Priestern aus allen Völkern und Nationen. Sie sind für Deinen Königsdienst geweiht. Hier sterben sie, und draußen wartet die Arbeit. Hier stehen sie, und draußen warten die Seelen. Hier stehen sie stundenlang, unnützlich und nutzlos, und selbst ihre Seelen verzehrend in Sehnsucht nach heiligem Dienst in Deinem Reich, an Deinen Erlösten. Und die Seelen wiederum hungern und dürsten nach Wahrheit und Gerechtigkeit, jetzt noch mehr, seit auch ihr Hirte in den Reihen der gefangenen Priester, die um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen leiden, heute morgen Appell steht. Gefangen, zu Untätigkeit verurteilt, zum nutzlosen Stehen befohlen, können wir nichts tun für sie.

Bitterkeit will die Seele bei diesen Gedanken befallen. Doch plötzlich strahlt göttliches Licht in meine Seele und Christkönig lüftet das Geheimnis seines Herrschens. Er schenkt die klare Erkenntnis: Mein Herrschen über Zeit und Menschen geschieht gar oft vom Kreuze aus; und diejenigen, die mit mir herrschen wollen und in meinem Reiche dienen wollen, müssen gar oft selbst unters Kreuz stehen oder ans Kreuz gehen. Scheinbar ehrlos und wehrlos, kraftlos und waffenlos, steht ihr in vorderster Reih', in küh-

nem Einsatz gegen die dunklen Mächte, die euch selbst gefesselt haben und die anrennen gegen mein Reich.

Und während wir noch stehen, still und stumm und tatenlos, kommt mir das Lied in den Sinn, daß wir in den Reihen katholischer Jugend so oft gesungen haben in den Tagen der Freiheit: „Christkönig, wir stehen und halten die Wacht. Wir tragen Dein Licht gegen Nebel und Nacht. Herr, segne die Reihen, die freudig sich weihen, Dir, König der ewigen Macht!“

So hat unser Stehen also doch einen Sinn! Gott Dank dafür!

Dreifaches Priestersterben! 27. Januar 1944
In memoriam – zum Gedächtnis

Der Tod ist bei uns in all den Jahren und Monaten kein seltener Gast gewesen. Er hat hier Heimatrecht, sogar Hausrecht. Er kennt jeden, und jeder kennt ihn; denn an jedem hat er schon gerupft und gezupft. Jedem hat er, wenn er nicht selbst kam, seine Vorboten geschickt: Hunger – Typhus – Wassersucht – Krankheiten mannigfacher Art – unmenschliche körperliche Züchtigung – seelische Qual in naher Verzweiflung. Meistens ist er grausam und unerbittlich. Manchmal kommt er schnell in rasendem Galopp, oft schleicht er langsam und langsam marternd heran. Doch das ist nicht das Wichtigste, wie er kommt, sondern wie er aufgenommen und ertragen wird.

Ich habe Freunde und Kameraden hier sterben sehen, die sich wehrten, krampfhaft wehrten gegen den Tod, teils mit Erfolg, teils mit einer endgültigen Niederlage. Andere sah ich, die sich lange wehrten und kämpften, die oft nur mit schwachen Kräften wehrten, mit Kräften wie denen eines Kindes, weil sie durch Hunger und Not kraftlos geworden waren; denn sie wollten nicht sterben, sie wollten leben und die Freiheit wiedersehen – und sie sahen sie nicht mehr. Wieder andere sahen ihm, dem im Hungertod langsam Herannahenden, mutig und entschlossen entgegen, zum Letzten, zum Lebensopfer bereit.

Priestersterben! Drei Priester, drei Landsleute stehen vor meinem Geiste. Zum Gedächtnis an sie will ich von ihrem letzten Opfer berichten, das sie hier an dieser Opferstätte gebracht haben. Von ihrem Priestersterben will ich euch erzählen zum Gedächtnis und zur Mahnung.

„Kann man da noch an einen gerechten Gott glauben, wenn man täglich dieses Massenelend, diese abgrundtiefe Not, diese Unmenschlichkeiten sieht und erleiden muß? Wie kann das ein gerechter Gott zulassen?“ So sprach ein Priester zu mir in höchster körperlicher und seelischer Not. Ich schreibe euch das absichtlich, nicht um euch im Glauben an Gottes Gerechtigkeit schwankend zu machen. O nein! Zunächst sage ich euch das deshalb, weil viele von euch in ähnlicher Lage schon ähnlich gesprochen haben. Dann deshalb, weil manche vielleicht meinen, Glaubensproben würden uns Priestern erspart. Und endlich deshalb, weil ihr auch das Ende dieser Glaubensprobe erfahren sollt.

Schwer veranlagt im Gemüt, einen traurig ersten Zug in seinem Charakter, einen stark ausgeprägten Gerechtigkeitssinn in seiner Seele tragend und zu Unrecht eingesperrt, litt der gute Pfarrer Adolf Bernhard von Hondingen besonders hart unter seiner Haft. Täglich inmitten der Schrecken des KZs,

die Leiden anderer tief mitempfindend, und selbst durch Hunger und Wassersucht körperlich gebrochen, schüttelte seine zerrissene Seele der Zweifel. Er konnte es nicht mehr seelisch verkraften. Er konnte es angesichts dieses grausamen und grausigen Teufelsspiels, angesichts dieses fortgesetzten gewissenlosen Sadismus nicht verstehen, daß ein gerechter Gott zugleich so langmütig sein soll oder umgekehrt, daß ein so langmütiger Gott auch noch gerecht sein soll. Ein verständlicher Zweifel, der allerdings seine Seelennot noch mehrte. Ich unterhielt mich mit ihm und machte ihm klar, daß Gott in gleich hohem Maße langmütig und gerecht sei, wir Menschen aber das Maß nie messen könnten und den rechten Maßstab nie bekämen. Für uns gebe es nur ein Stillehalten auch vor dem Geheimnis der Gerechtigkeit Gottes und ein „Ja-Sagen“ zu seinem allzeit gerechten Willen, wenn wir auch im Verstehen zurückbleiben. Ich sah seinen zerfallenen Körper und sein baldiges Ende kommen. „Ich bete für dich“, sagte ich, da wurde er still und stiller. Ich sagte ihm noch: „Geh morgen ins Revier.“ Er ging und – starb (11. 7. 1942). Er schied friedlich von der friedlosen Stätte seiner schweren Leiden und überwand im Sterben seinen Zweifel an Gottes Gerechtigkeit durch den Glauben an seine Liebe. „Gott macht's recht, ich ergebe mich in seinen heiligen Willen.“ In dieser Seelenhaltung gab er im Hungerjahre 1942 sein Lebensopfer. Es war ein heldisch-schweres Sterben!

Als Prälat Dr. Feurstein von Donaueschingen nach 7 Monate langer Gefängnishaft nach Dachau kam, war er bereits ein körperlich vollständig ruiniertes Mann. In diesem Zustand geriet er in die größte Hungerperiode des Jahres 1942 hinein. Zudem behaftet mit einem schweren schmerzhaften Blasenleiden, konnte er unmöglich die Strapazen lange aushalten.

Er konnte schon bald nicht mehr gehen. Doch schleppte er sich noch in den Kapellenraum in unserer Baracke. Auf dem Boden sitzend nahm er teil am heiligen Meßopfer. Bald konnte er nicht mehr aufrecht sitzen. Seine Kräfte verließen ihn. Oft fiel er auf den Boden. Oft lag er unter dem Tische und stöhnte unbewußt in Schmerzen. Da bot der sonst so starke Mann ein Bild des Jammers. Unser Mitleid mit ihm war groß. Unsere Hilfeleistung mußte klein bleiben, weil wir nichts hatten an wirklicher Hilfe. So hat er die wenigen Wochen, die er bei uns war, schwer gelitten bis zu seinem Tode am 2. August 1942. In dieser körperlichen Ruine, von Verbrecherhand dazu gemacht, lebte aber bis zuletzt ein starker Geist und eine hochgemute Seele. Zwei Tage vor seinem Sterben sagte Feurstein in einem kurzen Gespräch mit mir: „Mein Lieber, wir müssen das Sühnopfer sein für die großen Verbrechen unserer Zeit.“ Dieses Wort werde ich nie vergessen. In stiller Verehrung, staunend über solche Seelengröße, drückte ich ihm die Hand. Nach zwei Tagen war er soweit, wie er vorhersagte. Gott hatte das Opfer angenommen. Es war ein heldisch-großes Sühnsterben!

Heute, wo ich diesen Brief skizziere, ist mein lieber Freund, Pfarrer Anton Fränznick von Bollschweil, zu Gott gegangen. Er drückt mir die Feder in die Hand zu diesem dreifachen Gedächtnis. Mit ihm verband mich eine tiefe Freundschaft, entstanden hier am Ort und in der Zeit gemeinsamer Leiden, Sehnsüchte und Kämpfe. Hier lernte ich die große ideale Seele von Pfarrer Fränznick kennen. Ich lernte sein Inneres kennen, im täglichen Umgang mit ihm, im enggepflegten Zusammenleben in einer KZ-Stube, in gemeinsamer

Arbeit auf den Äckern der Plantage oder beim Pfefferminzblätter-Zupfen auf dem „Trockenboden“. Vor allem fiel mir bald sein innerliches Leben auf. Er dachte viel, er betete viel und innig. Er war ein Vorbild im düsteren Alltag des KZ-Betriebes für Priester und Laien. Wie von selbst wurde er mein Beichtvater. Von jetzt an spürte ich nicht nur, sondern ich wußte es genau, daß er ein heiligmäßiges Leben führte. Er kannte nur einen Beweggrund für all sein Tun, Lassen und Leiden: Die voluntas Dei – der Wille Gottes. Das war ihm zur Selbstverständlichkeit und damit zur habituellen Tugend geworden. Diese Einstellung ließ ihn auch in einem Kommando, an einer Arbeitsstelle, an einer Maschine, wo es ständig scharfen Kräuterstaub zu schlucken gab und dadurch die Lunge immer mehr angegriffen wurde, über ein Jahr aushalten. Als ich längst die Gefahren für seine Gesundheit sah und ihn immer wieder beschwor, das Kommando zu wechseln, gab er mir nur lächelnd zur Antwort: „Weißt du, ich bleibe da, wo mich der Herrgott hingestellt hat.“ Da war nichts zu machen. Ich bewunderte jedoch diese opferbereite, nur übernatürlich denkende Priesterseele. So blieb er denn auch in dieser großen Haltung auf dem Posten, auf den Gott ihn gestellt hatte, bis er nicht mehr konnte, bis einige Tage vor seinem Tod. Plötzlich fiel er körperlich rapid zusammen. Er war verbraucht, hat sich verzehrt in der Aufopferung „in voluntate Dei“, „im Willen Gottes“. Als ich ihn schließlich am letzten Sonntag abend ins Revier brachte, obwohl er schon kaum mehr gehen konnte, infolge einer starken Thrombose am linken Fuß, und ich beim Abschied der Hoffnung Ausdruck gab, er möge bald wiederkommen, sagte er mit schon halb gebrochenen Augen, aber lächelnd: „Es ist zu spät, Gott will's anders!“ Das war das Finale seines heiligmäßigen Priesterlebens. Damit besiegelte er im Tode, was er im Leben hier in der Verbannung erstrebt und gewollt hatte. Still starb er in dieser Nacht an einer Embolie, ganz allein, nachdem er am Tage vorher von einem Mitbruder mit den heiligen Sterbesakramenten versehen war. So steht Anton Fränznick vor mir. So sah ich ihn hier, so lernte ich ihn kennen, so lebte er hier, so starb er hier. Es war ein willig-frohes Sterben!

„Zum Trotzen und Tragen...
so steh'n unsere Scharen bereit!“ Sommer 1944

Dieses Kampflied katholisch deutscher Jugend hat hier einen neuen Inhalt bekommen, und sein innerer Gehalt ist zu einem seelischen Schwergewicht geworden. Wir stehen, dreißigtausend Wehrlose auf dem Appellplatz, angetreten zum abendlichen Zählappell. Angetreten aber auch wie schon oft „zum Trotzen und Tragen“. So möchte ich das seelische Erleben kennzeichnen, das wir hier durchmachen, angesichts des „Prügelbockes“, der vor uns steht und der nun seine Opfer aufnimmt. Einmal waren es zwanzig, dann über fünfundzwanzig, dann über vierzig unserer Kameraden, die über dieses Folterinstrument gespannt wurden und auf die die Stockhiebe, die sogenannten „Fünfundzwanzig“ mit dem Ochsenziemer unbarmherzig und beispiellos brutal heruntersauten. Den äußeren Vorgang dieser Prozedur kann jeder sich denken. Ich verzichte auf eine Schilderung. Es ist zu abstoßend, dies näherhin zu beschreiben.

Doch eines sei gesagt: Die Gemeinheit der SS ist so groß geworden, daß sie selbst nicht immer schlagen und prügeln, sondern Gefangene, meist

Blockälteste und Kapos, zwingen, ihre eigenen Mitgefangenen offiziell zu schlagen. Und noch gemeiner und trauriger ist, daß manche von diesen es ohne Widerspruch tun und zu vollster Zufriedenheit ihrer Auftraggeber. Wer ist von diesen der Schlechtere? Diese Sache gehört in das Kapitel der psychologischen Fehlentwicklung dieser Menschen, wovon ich euch schon einmal schrieb. Es ist mir im Verlauf dieser Jahre hier an vielen Beispielen dieser Art immer klarer geworden, daß das die richtige Erklärung ist für diese unverständliche rohe Benehmen dieser „Vorgesetzten im Häftlingskleid“. Traurige Existenzen, – arme Menschen! Wehe der Zukunft, wenn solche „seelischen Mißgeburten“ hochkämen!

Um so ehrenhafter stehen diejenigen vor uns, die der Aufforderung zum Schlagen der Mitgefangenen ein klares verbissenes: „Nein, ich schlage nicht“ entgegensetzen und sich lieber selbst über den Bock legen lassen und ihr „Vorgesetztenamt“ ablegen müssen wegen sogenannter „Befehlsverweigerung“. Das sind Kameraden! Das sind Männer! Und dabei war Karl Frey, ein edler Mensch, mit seinen bald Dutzend Haftjahren und ihren unzähligen Leiden. Er war Kommunist, doch zuerst war er Mensch und Kamerad.

Und erwähnt sei ebenfalls noch folgendes: Bei der letzten öffentlichen Prügelei war die Suche der SS nach Schlägern groß. Als keine „Freiwilligen“ mehr aufzutreiben waren, trat der Lagerführer Redwitz vor unsern Block und forderte uns Geistliche auf, als Schläger unserer Kameraden zu fungieren. Eisiges Schweigen, was ein geschlossenes „Niemals“ bedeutete, war unsere Antwort. Daraufhin zog er mit den gewohnten Schmähreden auf Priester und Kirche wieder ab. Er versuchte es bei anderen Blocks. Doch fand er niemand mehr. Das Beispiel hatte anscheinend Schule gemacht.

Und die Geschlagenen? Es war ein tapferes „Trotzen und Tragen“. Sie trotzten der Wut und Gemeinheit und trugen es meist still und mit tapferer Seele. Auf ihren Gesichtern lag weniger Zorn als vielmehr Verachtung. Sie haben's ertragen und nichts gesagt. Doch ihre Haltung und ihre Blicke sprachen deutlicher als Worte. Ihre stumme Klage nach erlittener Pein war eine laute Anklage auf die Peiniger beim höchsten Richter über das Fehlen jeglicher Gerechtigkeit und Liebe, über gänzlichen Mangel an Güte und Erbarmen unter diesen haßgewohnten Menschen. Und wenn man richtig schaute in die Blicke dieser Geschlagenen, wenn man mit den Augen des Christen und des Priesters schaute, der etwas weiß vom Christusbild in jedem Menschen, dann konnte es einem nicht schwerfallen, das zu Unrecht geschlagene Heilandsbild in ihrem Antlitz zu entdecken.

Und die Masse der Gezwungenen und seelisch mitgequälten Zuschauer? Ich kann es auch am besten so sagen: „Zum Trotzen und Tragen stehen unsere Scharen bereit.“ Immer ist es so: Eisiges Schweigen herrscht in den Reihen der Dreißigttausend. Wir trotzen stumm der Gewalt. Wir tragen still das Unrecht. Dazu gehört Mut! Verbissene Wut und verhaltene Empörung liegt auf manchen Gesichtern. Wer will das verargen? Gleichmut und stilles Mitleid verraten die Blicke anderer. Sie sind schon viel gewöhnt und bewahren die innere Ruhe, haben aber ihr mitleidiges Herz noch gerettet. Und ich weiß, daß auch manche in unseren Reihen stehen, die still beten für die Gepeinigten und auch für die Peiniger. Und das ist wohl die größte Waffe, die wir Wehrlosen bei uns tragen.

Und die brutalen und mächtigen Peiniger? Das ist kein tapferes „Trotzen und Tragen“. Es ist ein wildes Wüten und Schlagen. Wer aber sind die Größeren? Wer sind die Helden? Das sind wir verachtete Häftlinge. Seelengröße entscheidet, nicht die Faust. Und was herrscht hier doch herrlichste Seelengröße und edelster Adel des inneren Menschen! Gerade im Leid bricht das am hellsten hervor. Und Leid tragen auf lange Sicht erfordert meist größeres Heldentum als eine einmalige mutige Tat. – Und die Peiniger? Sind es nicht armselige Kreaturen? Arme, bedauernswerte Menschen? Sie haben den Seelenadel verloren, sie verlieren vielleicht auch die Seele noch. Sie haben die Liebe verloren und haben dagegen den Haß eingetauscht. Sie haben jegliches Erbarmen ausgezogen und müssen es wohl einmal erfahren, daß „ein Gericht ohne Erbarmen über die ergehen wird, die keine Barmherzigkeit geübt haben“ (Jak. 2,13). Sie sind innerlich nicht frei, sie sind an unmenschliche und unnatürliche Befehle gebunden. Wir sind in unseren Ketten freier! Wir haben wenigstens die innere Freiheit. Sie sind in ihrer Lage auch nicht glücklich. Wo kann Glück sein, wenn der Teufel einen hält? Und das Christusbild auf ihrem Antlitz ist verzerrt, das Gottesbild, das einst auch in diesen Menschen aufleuchtete, ist verdunkelt, ist entstellt, ist verdeckt vom Widergöttlichen, vom Antichrist!

Sind es nicht in Wahrheit arme Menschen? Wollen wir sie nicht weniger hassen und verachten, als vielmehr sie bemitleiden und für sie beten? Herr, schenk Gnade – auch den Feinden! „Herr, sie wissen nicht immer, was sie tun (Luk. 23,34)!“ „Herr, schenk uns diese letzte Größe, daß wir mutig“ trotzen und tragen – und beten – für die Feinde!

„Ich werde mein Lebtag krank sein!“ Oktober 1944

Ein Überlebender erzählt . . . Ein Kamerad steht vor mir, blau im Gesicht, blau an den Händen, geschwollene Füße. „Was ist mit Dir?“, frage ich. „Bist Du krank?“ „Ja“, sagt er, „ich werde mein Lebtag krank sein.“ „Wie-so?“ „Weil ich mein Blut erfroren habe.“ „Wo denn? Bei der Arbeit?“ „Nein, im Wasser.“ „Ja, hat man Dich ertränken wollen?“ „Nein, man hat probiert, ob und wie lange ich es in eiskaltem Wasser aushalte.“ „Ach so, Du warst Versuchskaninchen?“ „Ja, man hat den ‚Unterwasser-Versuch‘ mit mir gemacht.“ „Wie ging das zu?“ fragte ich. Er fuhr fort: „Man hat mich einfach ins Revier befohlen. Ich kam in die Versuchsstation, von deren Existenz wir ja alle wußten. Dort hat man mich nackt unter eiskaltes Wasser gesteckt und dabei beobachtet, wie lange ich es aushalte. Nach einiger Zeit war ich fast zu Eis erstarrt, gefühllos und bewußtlos.“ „Weiter weißt Du natürlich nichts mehr?“ sagte ich. „Doch, den weiteren Vorgang erfuhr ich von anderen, die dabei waren“, und er fuhr fort: „Nachdem der Versuch mit mir gelungen war, d. h., nachdem ich nicht unter Wasser an Herzschlag gestorben war, was meist passierte, versuchte man mit künstlicher und natürlicher Wärme mich wieder ‚zum Leben zu erwecken‘.“ Und lächelnd spaßte er: „Und diese ‚Totenerweckung‘ scheint ihnen bei mir ausnahmsweise gelungen zu sein! So langsam kam ich wieder zu Leben und Bewußtsein. Ja, leben tue ich noch, aber nur noch halb. Mein Blut ist erfroren, und ich werde mein Lebtag krank sein.“

Es war wie der Aufschrei eines Schwerverwundeten. Ich konnte ihm nichts sagen. Jedes Trostwort war ungenügend. Ich spürte, er muß sein Geschick, das ihn durch verantwortungslose Menschen so hart traf, ganz allein tragen, der Arme! Dann fragte ich ihn: „Wozu diese Versuche mit Menschen, wo man doch von vornherein weiß, daß die meisten sterben?“ Und er gab zur Antwort: „Du wirst wissen, es sind ‚kriegswichtige Versuche‘; dasselbe gilt ja auch für die unzähligen Malaria-Versuche, wozu ja auch viele von euch Geistlichen geholt wurden. Und was liegt ihnen an einem Häftlingsleben!“ „Ja, das weiß ich, aber das andere wissen wir doch auch, daß man mit solch gewissenlosen Mitteln den Krieg nicht gewinnen kann. Und daß ein Gott ist, der nicht ewig seine und der Menschen Rechte mit Füßen treten läßt, das wissen wir doch auch.“ „Jawohl“, sagte er, „das glaube ich auch, wenn ich auch nicht besonders religiös bin. Doch das habe ich hier verspürt, in mir und bei anderen: den Schrei nach Gerechtigkeit! Und der kann nur Erhörung finden bei einem gerechten Gott.“ Und ich sagte zu ihm: „Wenn du das erkannt hast, dann ist der ‚Versuch‘ an dir nicht ganz umsonst gewesen . . .!“ Und das hat ihn in der Tat mit seinem harten, schweren Schicksal etwas versöhnt.

Vor dem „Mysterium iniquitatis“

Herbst 1944

Wer daran nicht glauben will oder wem davor graut, der möge diesen Brief nicht lesen. Was ich nie begreifen kann . . ., davon will ich euch heute schreiben. Ich konnte es bis jetzt nicht, weil ich es nie verstand. Kopfschüttelnd standen wir und stehen noch vor einem Geheimnis, vor dem „Geheimnis der Bosheit (2. Th. 2,7)“. Gibt es so etwas? Ja, das gibt's. Hier stehen wir immer wieder davor, vor dem unbegreiflich Bösen, vor dem unmenschlich Bösen, vor dem unnatürlich Bösen, vor dem widernatürlich Bösen, vor dem diabolisch Bösen – vor dem, was Paulus ein „Geheimnis“ nennt, das „Geheimnis der Bosheit, das schon wirksam ist (2. Th. 2,7)“, das Geheimnis des Satans und das Geheimnisvolle seiner Werke. Jetzt weiß ich um das „Mysterium iniquitatis“, weil ich es oft gesehen habe – jedoch begreifen werde ich es nie, weil das Böse in dieser Form, ja die Sünde überhaupt ein Geheimnis ist.

Geheimnisvolle Bosheit ist es, wenn immer wieder Menschen, Krüppel, Kranke, körperlich Behinderte, Sieche, Alte, Schwache auf den Platz, den wir sonst Appellplatz, jetzt besser Marktplatz nennen, getrieben werden, damit über ihr Schicksal bestimmt werde. Dort werden sie auf ihren „Wert“ oder „Unwert“ untersucht. Ein Blick des Lagerarztes auf ihre angeschwollenen Beine oder ihren Ausschlag am Körper oder ihre krüppelhafte Gestalt oder ihren schwachen Zustand genügt, um sie als „unwertes Leben“ zu taxieren. Ein Wink nach links – zum Tod. Ein Wink nach rechts – zum Leben. Als ich es mit ansah, standen auf der rechten Seite fast keine. Wie das Schlachtvieh wurden sie aussortiert ohne Erbarmen, mit kalter Überlegung und Berechnung. Fast alle wurden zum „Invaliden-Transport“ bestimmt, das hieß zum Abtransport in ein anderes Lager, wo Vergasungskammern sind. Mir graute. So werden diese Elendszüge, diese Todestransporte immer wieder zusammengestellt. In Viehwaggonen, eng zusammengepfercht, gehen sie, hungrig und verzweifelt in den sichern Tod, den Vergasungstod.

„Invalidentransporte“! Es ist das grausamste Wort im Sprachschatz der KZs. Und deshalb jagt dieses Wort auch immer furchtbaren Schrecken ein. Denn dieses Wort heißt: „Mord und Tod!“ Können Menschen so gräßlich kalt und grausam sein? Ich kann mir nicht helfen; ich stehe vor einem geheimnisvollen Teufelswerk. Ein „Mysterium iniquitatis“, „Geheimnis der Bosheit“ sind mir diese Invalidentransporte.

Ein anderes Mal – es war am 3. Januar dieses Jahres – zogen tausend Mann an uns vorüber zum Verladen-Werden an den Bahnhof, als wir von der Arbeit einrückten. Es war wieder eine solche Todeskolonne. Ein Elendszug. Schweigend und starr vor sich hinsehend schleppten sie sich fort durch ein ungeheures Spalier bewaffneter SS-Posten. Man hatte, als die Invaliden nicht ausreichten, aus dem Krankenrevier noch alle möglichen Kranken, die zufällig dort lagen, zwangsweise herausgeholt und auf diesen Invalidentransport gejagt, damit die Zahl 1000 voll werde. Mitbrüder von uns, die damals Pfleger waren, haben zwar viele vor dem Tod gerettet; aber alle konnten sie nicht retten. Die Todgeweihten – eine massa damnata – gingen an uns vorbei. Opfer des „Geheimnisses der Bosheit“!

Ja, es gibt Teufel. Es gibt Teufel in Menschengestalt, die andere mit Lust quälen. Ich habe es lange nicht glauben wollen, jetzt weiß ich es.

Es kamen immer wieder Massentransporte im Lager an. Meistens mehrere tausend Mann. In unbeschreiblichem Zustand. Skelette, mit Schmutz und Wunden – Spuren von Blut und Striemen – Zeugen von Hunger und Not, – Prügel und Folter. Tagelang in geschlossenen Viehwaggons verfrachtet, fast ohne Essen, ohne Trinken, ohne frische Luft, mußten sie speisen, schlafen, die Notdurft verrichten, leben und sterben im gleichen geschlossenen Raum. Bei der Ankunft Kranke in Massen, Tote genug, Verzweifelte in Fülle. Und so kamen neue lebende Leichname ins Lager hinein. Elend über Elend. – Wir stehen stumm und entsetzt vor so viel Bosheit. Und keiner kann es erklären, dieses „Geheimnis der Bosheit“.

„Geheimnisvolle Bosheit“, die Bosheit der sadistischen Mörder wird offenbar, wenn wir immer wieder erleben müssen, wie Menschen einzeln und in Massen skrupellos beseitigt werden. Wir hören hinter dem Lager Schießen, mehrere Salven, – wir wissen, verschiedene Kameraden sind nicht mehr ... Wir sehen einen in den Strafbunker wandern und nicht mehr kommen ... Wir müssen da und dort zusehen beim Erhängen ... Wir wissen von Aushungern und Vergasen ... Im Krematorium werden Menschen erdrosselt, erhängt, erschlagen ... An Arbeitsplätzen geht mancher unter ... Manche Kapos helfen dabei mit. Sie sind Handlanger der Mörder. Bisweilen wird einer „auf der Flucht erschossen“ ... Und so geht es schon seit Jahren ... Wißt Ihr es draußen, oder wißt Ihr es nicht? Doch ich will Euch darüber nichts mehr schreiben. Helfen, abhelfen könnt Ihr doch nicht. Da kann nur Einer abhelfen, und er wird es tun mit seiner Allmacht und Gerechtigkeit. „Gezählt (Dan. 5,26 ff.)“ sind bereits ihre Tage! „Gewogen“ sind sie schon auf der Waage der Gerechtigkeit und zu leicht befunden. „Geteilt“ wird ihr Reich unter die Eroberer.

Ihr aber glaubet an die Hölle! Glaubt an den Teufel und sein Werk. Es ist beides sichtbar geworden in unserem Vaterland, und an diesem Ort ganz

besonders. Es gibt ein „Geheimnis der Bosheit“. Und die im Banne dieses Geheimnisses stehen, werden allzu leicht zu Mördern.

Und doch – wir wollen auch für sie um Gnade bitten. Denn vielleicht haben die unzähligen vielen Gemordeten sie ihnen durch ihr Sühnopfer schön verdient. Es kommt ja im Grunde nicht auf das „Laufen und Wollen (Röm. 9,16)“ des Menschen an, sondern auf Gottes Erbarmen, der auch einen Schwächer rettete durch eine besonders große Reuegnade. Auf Gott kommt es an, der seine Gnade austeilte wie er will, ohne daß er uns Rechenschaft zu geben braucht, aber auch ohne daß er irgend jemand Unrecht tut. Gott ist frei! Und uns obliegt nicht das Richten. Uns obliegt das Geheimnis der Bosheit zu überwinden durch das Geheimnis der Liebe. –

Gott aber möge die Tage der Heimsuchung abkürzen.

Geisel Gottes Um Weihnachten 1944

Das Lager wird immer voller. Es sieht aus, wie wenn alles zu uns herein wollte. So schön ist es nicht, bleib lieber draußen! Immer neue Zugänge. Immer neue Massentransporte. Russen und Ukrainer sind schon längst da in Massen. Slowenen, Serben, Kroaten ebenfalls. Estland, Lettland, Litauen ist vertreten. Seit Italien nicht mehr mitmachen will, haben sich auch Italiener eingefunden. Deutsche, Österreicher, Polen, Tschechen, Holländer, Belgier, Luxemburger sind schon immer dagewesen und kommen immer neue. Was fehlt denn noch an europäischen Nationen? Bulgaren, Rumänen, Ungarn, auch sie fehlen nicht. Nun sind Franzosen in großer Zahl gekommen. Norweger, Dänen melden sich an. Vereinzelt fehlen auch die Schweizer, Spanier, Engländer und Amerikaner nicht.

Es ist bei uns wie ein Pfingsten in Jerusalem. Nur fehlt der Leitung der Heilige Geist! Oder um mit Schiller zu sprechen: „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die alle hier zusammenkamen.“ 26 Nationen dürften hier vertreten sein. Die halbe Welt ist da. Auf engem Raum trifft sich diese Welt. Auch ohne Land lernt man hier die Völker kennen. Hier, in dieser Enge, weitet sich der Blick. Der Lagerbestand wächst ständig. Man sieht es an den hohen Nummern. Die Nummer 130 000 taucht schon auf. Hunderttausend mehr seit meiner Ankunft, die hier durchgegangen sind. Und es ist noch nicht Schluß. Es wird noch weiter wachsen. Von diesen Massen sterben viele und kommen tausend wieder fort in andere Lager, in Außenkommandos oder Gaskammern. So ist der Stand etwa 50 000 auf einem Raum, der normalerweise nur Platz bietet für etwa 8000 bis 10 000. Tausend Mann in manchen Baracken. 250 auf einer Stube in einem Raum von 9 auf 10 Meter. 1600 auf anderen Blocks; 400 auf einer Stube mit gleichen Größenverhältnissen. Normal beherbergt eine Stube rund 100 Mann. Welche Enge das bedeutet, welche ein Leben das hier ist, welche Nervenkraft das kostet, das mag ich nicht beschreiben. Es lastet zu sehr auf einem. Man darf darüber nicht nachdenken.

Vertreten sind im Lager alle Berufe. Angefangen von der Intelligenz, die sehr zahlreich ist, vom Minister und Regierungsrat, Universitätsprofessor, Gelehrten, Künstler, Ingenieur, Geistlichen usw. bis zu den Handwerkern und Arbeitern aller Art. Auch jede Altersstufe ist vertreten, angefangen von russischen Buben im Alter von 7 bis 13 Jahren über Jugendliche und Männer jeden Alters bis zu 80jährigen Greisen.

Welcher Wahnsinn steckt in diesen Tatsachen! Wo ist da noch Freiheit? Hier ist sie nicht. Doch draußen auch nicht mehr . . . Wir hier sind ein Barometer für den Stand der Freiheit draußen. Je mehr wir werden, desto tiefer sinkt das Freiheitsbarometer. Bald ist es auf dem Nullpunkt angelangt. Nicht umsonst sagen wir: Hier ist das kleine, draußen ist das große KZ. Das trifft die Wirklichkeit.

Wo sie den Fuß hinsetzen, versklaven sie die Menschen. Und selbst beim Zurückweichen nehmen sie die Sklaven mit. Welch ein Zeichen großer Schwäche für die Herrscher, die erst die halbe Welt einsperren müssen, um regieren zu können! Welche Torheit steckt in dieser Tyrannis! Daran werden sie zerbrechen, und diese ganze Welt wird ihr Ankläger, Zeuge und Richter sein! Es ist wirklich so: Wen Gott am härtesten strafen will, den schlägt er mit Blindheit. Dem wahren Herrscher, so glaubte ich bis jetzt, gibt Gott Weisheit in den Kopf und Liebe in das Herz. Doch bei uns herrscht, wie man allgemach nun merkt, der Wahnsinn, wo sonst Vernunft und Weisheit gebieten. Und anstelle der Liebe ist der Haß getreten; und mit seinen Verbündeten, dem Gummiknüppel, Ochsenziemer, mit Ketten, Strang und Henkerbeil und lose sitzender Kugel regiert ein machtgieriger Mann ein Volk, ja die halbe Welt. Drum fällt mir schwer, an die sogenannte „Gottesgesandtschaft“ zu glauben. Das ist Blasphemie. Gott sieht anders aus, und die er sendet ebenfalls. Doch eine Geisel Gottes dürfte er sein. Und diese schwingt Gott nun zu unserer Heimsuchung. Wir haben Gott verloren. Er „sucht uns heim“, daß wir zu ihm heimfinden. Und diese Geisel wird er schwingen, bis sie selbst verbraucht ist. Wohl uns, wenn wir dann heimgefunden haben! Weh' uns, wenn er noch eine zweite Geisel braucht, um uns „heimzusuchen“, bis wir dann endlich zu ihm heimgefunden haben!

Victor in vinculis! 26. 12. 1944

Dieses Wort schrieben wir in diesen Tagen auf den Hirtenstab eines Bischofs. Eine eigenartige Sache. Und doch ist es so einfach. Wir haben seit Anfang November dieses Jahres in den Reihen der gefangengehaltenen Priester aller Nationen auch einen Bischof, und zwar den Bischof Gabriel Piquet von Clermont, Südfrankreich. – Der heiligmäßige polnische Bischof Kozal ist im Jahre 1943 an Typhus gestorben und hier verbrannt worden. Ehrfurcht vor seiner großen Persönlichkeit und seinem stillen, heiligen Beispiel, das er im Alltag des KZ-Lebens gab! – Nachdem der Bischof da war, machten wir Pläne. Zunächst mußten wir bischöfliche Gewänder haben, aber wie? Wir machten sie selbst. Hier gilt nur die Selbsthilfe. Der Stoff zu diesen Gewändern wurde organisiert. Und bald stand der Bischof in roter Gewandung da. Einfach, aber würdig. Auch die Mitra wurde fertig. Und der Hirtenstab, aus Holz gedreht, verziert mit Schnitzereien, geschmückt mit dem Wappen, gezeichnet mit der Inschrift: victor in vinculis – Sieger in Fesseln – ist ein sinnvoll schönes Stück. Gewiß, der Mann kann stolz sein auf seinen Hirtenstab, der so verborgen entstand in der Verborgenheit der großen Verbannung, selbst verfertigt von Priesterhänden, gezeichnet mit einer Inschrift, die der Siegeszuversicht Ausdruck gibt, die in dem Glauben ruht: Wer um Christi willen Fesseln trägt, der wird dadurch zum Sieger.

Und bald kam ein Sieg. Am 17. Dezember 1944 ertönten in unserem kleinen Heiligtum aus Bischofsmund die Worte: „Tu es sacerdos in aeternum – du bist Priester in Ewigkeit . . . (Heb. 7,17).“ Sonst hören die Hallen der Dome diese hohen priesterlichen Worte. Sonst schallt das Echo dieser Worte von den hohen Mauern der Kathedralen wider. Doch heute ertönt es an den Wänden einer Baracke, wo viele Hunderte von Priestern schon jahrelang in Verbannung leben.

Priesterweihe! Vor dem kleinen Kapellenaltar sitzt der Bischof, die Häftlingskleider verdeckt durch die bischöflich-kirchlichen Gewänder. Vor ihm kniet ein anderer Häftling. Er ist Diakon und heute bereit, die Weihe zum Priester zu empfangen. Schon über fünf Jahre wartet Karl Leisner aus der Diözese Münster i. Westf. auf das Sakrament. Kurz vor seinem Ziel zum Priestertum noch als Diakon wurde er verhaftet. Und sein Sehnen konnte sich nach menschlichem Ermessen nicht mehr erfüllen. Wie denn auch? Schon fünf Jahre in aussichtsloser Haft. Ständig kämpfte er gegen den Tod, der ihn lauernd umgab und der in ihm saß, in seinem lungenkranken Körper. Und nun auf einmal kniet er doch vor dem Bischof, der ihm seine weihenenden Hände auflegen will, um das Sehnen seines jungen Herzens durch eine nie geahnte Fügung Gottes zu stillen. Krank und schwach ist sein Körper. Die Seele erfüllt mit Jubel und Dank. Das Herz noch froher wie sonst bei dem Immerfrohen. So wird an diesem Morgen nach Gottes Willen durch Handauflegung eines Nachfolgers der Apostel in der Stille und Verborgenheit unserer Barackenkapelle aus dem todgeweihten deutschen Diakon doch ein Priester.

„Wie groß und wunderbar sind deine Werke, Herr“ (Off. 15,3). „Wie unerforschlich sind seine Ratschlüsse! Wie unergründlich seine Wege! Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt? Wer ist sein Ratgeber gewesen?“ (Röm. 11, 33/34). Die Weihezeremonien gehen dem Ende entgegen. Wir haben einen Neupriester in unseren Reihen, einen Mann, der einen unsagbaren Leidensweg als Vorbereitung auf sein Priestertum zurücklegen mußte. Tief ergriffen stehen wir. Was keiner geglaubt, ist Wirklichkeit geworden. Wir sind Zeugen einer Priesterweihe geworden, die hinter Stacheldraht und Mauer in einer Baracke, wie auf eine Oase, inmitten einer gottlosen Welt sich vollzog. Ein einmaliges erschütterndes Ereignis: Ein Bischof, selbst in Fesseln, weiht einen schon jahrelang gefangenen und schwerkranken Diakon im KZ zum Priester. Ist das nicht ein Sieg in Fesseln? Sind der Bischof und sein neugeweihter Priester nicht die Sieger? Die victores in vinculis? An diesem Tage, an diesem großen Wundertag des Herrn, können wir alle, Bischof, Neupriester und unsere ganze große internationale Priestergemeinschaft von Dachau nur eines tun: ein Tedeum singen, wie wir es noch nie gesungen haben; denn „wir haben heute wunderbare Dinge gesehen (Luk. 5,26)!“

Ihr werdet begreiflicherwise fragen: wie war das möglich? Ich will es euch kurz sagen: Durch illegale Verbindungen mit der Außenwelt! – Solche Verbindungen sind hier lebensnotwendig und nützlich, wenn auch immer mit großem Risiko verbunden und nicht immer leicht zu bekommen. Und doch ist es auch Ehrensache. Diese Dinge verstehen nur Gefangene, die in jahrelanger Not erfinderisch geworden sind. Andere brauchen es auch nicht ver-

stehen. – Durch solche verbotene Verbindungen also brachten wir das „Notwendigste zu einer Weihe“ herein. Hier wurde wirklich verborgen zusammengearbeitet mit der Außenwelt wie bei den Katakomben-Christen. Erfolgt ist dann die große Sache im jetzigen Zeitpunkt, wo die Lagerleitung in die Gestaltung unserer Gottesdienste schon nicht mehr viel hineinredet. Warum? Wohl deshalb, weil „ihre Lage“ schon viel zu unsicher geworden ist im gegenwärtigen Augenblick. Vor einem halben Jahr noch hätten wir einen solchen Plan nie fassen geschweige ausführen können. Und außerdem, was weiß man „vorne“, was eine „Weihe“ ist. Geschützt aber wurde das „Unternehmen“ – wenn ich es so nennen darf – sichtlich von Gottes gütiger und machtvoller Hand. Das ist kurz die Antwort auf die Frage.

Primiz! Und der neugeweihte „Sieger in Fesseln“, der dem Satan solchen Streich gespielt, feierte einen zweiten Triumph heute am Festtag des heiligen Erzmärtyrers Stephanus. Er sprach zum erstenmal sein „et introibo ad altare Dei – ich will hintreten zum Altare Gottes ... (Ps. 42.4)“. Er feierte sein erstes heiliges Meßopfer. Primiz war heute, hinter Stacheldraht und Mauer. Krank, todkrank stand der Primiziant am Altare. Gleich nach der ersten heiligen Messe mußte er wieder ins Revier. Sein Fest beschränkte sich auf das liturgische Geschehen, auf das seelische Erleben am Altare. Nur Gott, „der Herr selbst war sein Erbe (5. Mos. 10,9)“ und sein einziges Besitztum. Und wir sprachen zueinander: Karls erstes Opfer wird wohl auch zugleich sein letztes gewesen sein. So steht's um ihn, um unseren Häftlingsprimizianten. Möge Gott an ihm ein zweites Wunder wirken und ihm auch bald die Freiheit und ein frohes Priesterschaffen schenken. So beteten wir für ihn, und er gab uns seinen neuen Segen. Und ein zweites Te Deum aus dem Munde vieler Vertreter aller Nationen schallte an diesem Morgen zum Herrn empor. Das Te Deum eines wirklichen „victor in vinculis – eines Siegers in Fesseln“.

Unsere Gedanken gehen bei diesen zwei Großtagen zurück in die Tage der eigenen Weihe und Primizfeier. In jenem Jahre 33, wo ich selbst, unter ganz anderen Umständen allerdings wie unser hiesiger Primiziant, die heilige Priesterweihe empfang, begann die gleiche Macht zu herrschen, die uns heute hier gefangen hält. Wir erleben jetzt nur die Ernte von jener Saat, die Gewalt, Gewissen- und Gottlosigkeit in diesen Jahren haben. Dort waren die Anfänge – d. h. die lagen geistig schon viel weiter zurück –, hier sind die Folgen. Das Ende aber ist fürchterlich ...! Wir wußten wohl in jenen ersten Monaten, als der Geist des Antichrist zur Macht kam und immer höher stieg, daß der Christ, d. h. Christus und die Christen, unter seiner Herrschaft keine schönen Tage haben werden. In dieser Überzeugung begannen wir damals unser Priesterwirken. In gleichem Sinne gemahnt, vom Weihenden Erzbischof, der am Tag der Priesterweihe uns sagte: „Mein Herren, Sie müssen in den kommenden Zeiten auf alles gefaßt und zu allem bereit sein, auch zu Gefangnis und Tod.“ Wer Augen hatte zum Sehen, der mußte es ja sehen. Und am Primiztag sagte ich zu meiner Heimatgemeinde: „Ich glaube nicht, daß ich heil durch dieses Reich komme.“ Es kam so. Ich bin hier. Solche rückblickenden Gedanken beschäftigen uns und tauschen wir gegenseitig aus an diesen Tagen unserer Katakomben-Priesterweihe und Primizfeier. Und doch danken wir im Te Deum auch dafür, „daß wir gewürdigt wurden“

für Christus und sein Reich Bande zu tragen und „Schmach zu leiden (Ap. 5.41)“. Gott gab uns die Kraft, bis jetzt in Treue auszuhalten im Kampf und Leid für Christi Reich gegen dunkle Mächte, daß wir Sieger bleiben können auch in Fesseln.

Wir wollen es hoffen. Wir haben Grund dazu. Die Entlassungen auf unserem Block gehören zu den seltensten Erscheinungen. Praktisch ist es so, daß keiner ernsthaft damit rechnet. Viele wollen auch gar nicht, weil sie sich vernünftigermaßen sagen müssen, wir wären ja doch bald wieder da. Ofters jedoch kommt es vor, schon seit Monaten, daß Leute von uns zum Lagerführer zur „Vernehmung“ gerufen werden. Er erklärt dann meistens: „Sie können sofort entlassen werden, wenn Sie unterschreiben, daß Sie auf Ihren Beruf verzichten.“ So will man uns zu Verrätern an der eigenen Sache machen. Gott sei Dank ist noch keiner auf diese Weise zum Verräter geworden. Wir wollen treu bleiben, auch unter schweren Opfern. Lieber wollen wir in der Haft und ihren Leiden bleiben, lieber wollen wir in der Ungewißheit unseres Schicksals verharren, lieber wollen wir hier sterben – und dazu gibt es viel Gelegenheit – als zu Judasen werden.

Herr gib uns die Gnade, daß wir treu bleiben!
 Herr gib uns die Gnade, daß wir ausharren!
 Herr gib uns die Gnade, daß wir alle „Sieger in Fesseln“ werden!

Nachtrag

Ende 1945

Jesus Christus, der ewige Hohepriester, rief am Sonntag, den 12. August 1945, seinen getreuen Diener, den Neu-Priester **K a r l L e i s n e r** zu sich in sein ewiges Reich. – ... Sein erstes und zugleich sein letztes hl. Meßopfer feierte er am Tage des Erzmärtyrers Stephanus. Bei diesem hl. Opfer legte er sein Lebensopfer auf den Altar; denn schon damals wußte er, daß er auf die Seelsorge und das Wirken für die Jungschar Christi aus gesundheitlichen Gründen verzichten mußte. – Sein ganzes Leben, besonders aber seine Leidenszeit war erfüllt von unerschütterlichem Vertrauen und tiefer Liebe zur Gottesmutter. Trotz seines schweren Leidens durfte er am Tage der hl. Monika seine und seiner treuen Kameraden Befreiung erleben. Seine Freunde brachten ihn in das Waldsanatorium zu Planegg, wo er noch fünfzehn Wochen überaus reich an Liebe, Glück und Freude verbringen durfte. Sechs lange Jahre hatte er seine Heimat und seine Lieben entbehren müssen. Doch in den letzten Wochen vor seiner Heimkehr zum Herrn durfte er das Wiedersehen mit seinen Eltern und Geschwistern feiern.

Nur von treuen Freunden und lieben Menschen umgeben, gab er seine Seele in die Hände seines Schöpfers zurück. Als leuchtendes Beispiel für die christliche Pflichterfüllung seiner Hinterbliebenen schrieb er die letzten Worte in sein Tagebuch: „Liebe – Sühne – Segne auch, Höchster, meine Feinde!“

(Auszug vom Sterbeandenken)

Nie allein Januar 1945

Gemeinschaft kann Gewinn bedeuten. Gemeinschaft kann auch zur Qual werden. Gemeinschaft muß ein freiwilliger Zusammenschluß von Menschen sein ohne Zwang. Gemeinschaftsleben muß natürlich sein und darf den Wert und das freie Streben der einzelnen Persönlichkeit nicht unterdrücken. Gemeinschaft muß ein freies und freiwilliges Zusammengehen sein. Dann ist es Glück und Gewinn.

Ist die Gemeinschaft aber erzwungen, ist sie unfreiwillig, dann wird sie nur schwer ertragen. Im besten Fall kann man aus der Not eine Tugend machen. Ist sie jedoch so, daß sie die natürliche und notwendige Bewegungsfreiheit des einzelnen hemmt, wird sie zur Qual. Ist sie gar so, daß es keine Gemeinschaft mehr genannt werden kann, weil die natürlichen Voraussetzungen fehlen, ist es so, daß zu viele zu einer Gemeinschaft zählen, ist es so, daß eine Masse wurde, wo der einzelne erdrückt wird, wo der Wert und das Leben des einzelnen untergehen im Kollektiv, und aus den Persönlichkeiten Massenmenschen werden sollen, dann ist sie ein Fluch. Vermassung ist Unnatur. Vermassung ist Raub an Menschenrechten. Vermassung ist größter Schaden an Leib und Leben, Geist und Seele. Vermassung ist gegen das fünfte Gebot. Vermassung geht gegen den Menschen.

Das aber will man hier. Hier ist unnatürliche, erzwungene „Gepferchtheit“. Das kann man nicht Gemeinschaft nennen. Dieses Zusammenleben-Müssen im Lager jahrelang, auf engem Raum, wo sich die Gegenstände, in diesem Fall die Menschen, stoßen, wo man mit so viel verschiedenen Charakteren zusammentrifft als Menschen da sind, wo man Tag und Nacht in der Masse und von der Masse umgeben leben muß, wo man nie allein ist, wird dieses Zusammenleben-Müssen zur Qual, und die Masse wird zum Fluch. Nie allein! Das ist der Aufschrei des durch die Masse gefolterten Menschen.

Das will man hier, und noch mehr. Man will uns nicht nur foltern mit der Masse, man will den Einzelmenschen und seinen Persönlichkeitswert töten. Man will den Kollektivmenschen: den Menschen ohne Freiheit, ohne Eigenwillen, ohne Eigenwert, ohne Haltung, somit also den Menschen, der unter dem Tiere steht, den Herdenmenschen, den Massenmenschen. Dagegen müssen wir uns ständig wehren. Und wir wehren uns um uns selbst. Der Kampf ist nicht leicht, wo alles gegen den Menschen steht und für die Masse.

Nie allein! So entringt sich der Schrei aus der Seele. Die Sehnsucht wächst, die da heißt: Weg von der Masse! Hinaus aus der Stube mit den 250 Mann! Hinaus zu der Arbeit! Lieber allein arbeiten, als Nichtstun und von der Masse erdrückt werden. Ja, hier wird sogar der Wunsch nach der Gefängniszelle wach, nur um allein sein zu können. Noch mehr jedoch der Wunsch nach dem Daheim, wo man für sich sein kann, wo man allein sein kann, wo man Mensch sein kann. Ja, durch dieses unnatürliche, erzwungene Gemeinschaftsleben, durch dieses Zuviel an Menschen, überkommt einen der Überdruß an den Menschen, gefällt einem der Ekel an jeglicher Gemeinschaft. Es geht wie mit einer Speise, die im Übermaß genossen wird. Man muß sich wehren, daß man nicht zum Haß kommt gegen jede Gemeinschaft. Offen sei's gesagt, ich bin froh, keiner Gemeinschaft anzugehören, wenn ich auch sehr wohl weiß, daß die natürlichen, kirchlichen und klösterlichen Gemeinschaften ganz anderer Natur sind wie die hier erlebten. Auch schätze ich ein großes Stück

weit die Priestergemeinschaft, in der wir hier zusammenleben und der wir viel schöne Stunden, viel Anregung und viel Gnade verdanken. Und doch gäbe ich sie sofort preis, weil auch sie erzwungen ist, und weil die gesunde menschliche Natur um ihr Recht betrogen ist, nämlich um das Recht, allein zu sein. Gemeinschaftszwang steht gegen die freie Persönlichkeit. Was leiden doch die Menschen unter dieser Not: Nie allein zu sein. Was leiden erst wir Priester, die wir das Alleinsein vom Beruf her lieben, die wir wissen, daß „Einsamkeit Seelennahrung ist“.

So befreie uns, o Herr, recht bald aus der Qual der Masse, und schenke uns das Alleinsein wieder, schenk uns Dich und uns!

Una sancta catholica...!

Februar 1945

Wenn irgendwo, dann haben wir hier auf engem Raum die Weltkirche erlebt. Ich habe euch schon einmal geschrieben von unserer Priestergemeinschaft. Seit dort, seit 1942, sind wir schon längst zu einer internationalen Priestergemeinschaft geworden. Von fast allen Nationen, die im Lager vertreten sind, sind auch Priester da. Deutsche, Österreicher, Polen, Tschechen, Jugoslawen, Franzosen, Belgier, Holländer, Luxemburger, Norweger, Italiener, Letten, Litauer, Ungarn, ein Russe, ein Amerikaner.

Nach Konfessionen: 95 % katholische Priester, die übrigen evangelische und orthodoxe Geistliche.

Nach Rangstufen, Arbeitsgebieten und Alter setzen wir uns folgendermaßen zusammen: Kapläne, Pfarrer, Dekane, Religionslehrer, Universitätsprofessoren, Schriftsteller, Prälaten, Domkapitulare, Generalvikare, Rektoren von Schulen, Seminaren, Konvikten, Regens von Priesterseminaren, Vertreter von 34 Orden und schließlich 2 Äbte, 1 Prior, 1 Bischof (1 anderer Bischof, Koszal, ist tot). Man kann schon sagen, freiwillig hätten wir uns in so bunter Form nie zusammengefunden.

Auch alle Altersstufen sind vertreten, angefangen von 18- bis 21jährigen französischen Studenten über den jungen Priester, der gleich in den ersten Tagen seiner Wirksamkeit verhaftet wurde, bis zu unserem Sohn, einem 81jährigen Priestergeis aus Lettland. Hier lebt in ihren Vertretern die Weltkirche: Die una sancta catholica . . .

Alle Unterschiede nach Rang, Alter, Herkunft sind aufgehoben. Alle sind wir im gleichen Häftlingskleid. Uns hat das gleiche Los getroffen. Für uns alle gilt das kameradschaftliche „Du“, wenn wir auch vor der bischöflichen Würde eine Ausnahme machen.

Vor allem aber eint uns das einigende Band der Kirche Christi. Hier erlebt man mächtig die Einheit der Kirche in aller Welt. Hier sehen wir untereinander die Einigkeit im Glauben, im Kultus, in der Opferfeier, in den Sakramenten. Hier überbrückt die Einheit in der Liebe, in der Liebe Christi, so manche Unterschiede, beseitigt so manches Vorurteil der Nationen untereinander. Und wenn auch die Liebe, – das sei offen zugestanden – in diesen liebelosen Verhältnissen und infolge menschlicher Unzulänglichkeit nicht immer und bei allen durchbricht, geübt wird sie immer und von jedem. Und das entscheidet. Und das einigt. So erleben wir die Größe und Weltweite der Einheit der Kirche auf engem Raum. Was hat man doch Anregungen aller Art, was bekommt man doch Weitblick und Verständnis für andere

im Gespräch mit anderen Nationen. Und wenn uns die Sprache keine Brücke sein kann zum Verstehen – in vielen Fällen ist sie es –, dann hilft uns wieder die „una sancta“ mit der Einheitssprache der Kirche, dem Latein.

Treten wir dann gemeinsam hin vor den gemeinsamen Herrn im Heiligtum, dann sind wir noch mehr eins. Wir stehen als Einheit, zusammengesetzt aus vielen Nationen, am Altar bei feierlichem Gottesdienst am Missionssonntag, am Pfingstfest, am Jahresschluß und bei anderen Anlässen. Der zelebrierende Priester vertritt eine Nation, der Diakon eine andere, der Subdiakon die dritte, die Ministranten wieder andere, und der Priester spricht lateinisch in der Einheitssprache aller. Und an Weihnachten 1944 gar, da standen alle Nationen mit ihren Vertretern am Altar um den Häftlingsbischof, während er als Repräsentant der gefesselten und verfolgten Weltkirche ein Pontifikalamt feierte. Und am Abend dieses Tages trafen wir uns wieder in unserem Heiligtum zu einem internationalen „nationalen Krippensingen“. So erleben wir durch Gottes Fügung in der Enge und Trauer der Haft die Weite und Freude der Weltkirche! Wir sind eins!

Wir wollen ja das gleiche: „Zu uns komme Dein Reich“ in aller Welt! Das Reich Christi komme zu allen Völkern durch die eine heilige, katholische und apostolische Kirche. Sollen wir das noch mehr lernen wie bisher? Sollen wir jetzt und später dieses Hauptanliegen des Herrn besser verstehen und verwirklichen helfen? Ist das vielleicht die weise und weite Absicht Gottes, daß er Priester aus so vielen Völkern so eng und so lang zusammenführt und zusammenleben läßt? Mag sein. Mögen später, wenn der Friede die Kriegsgegensätze überbrückt hat, als Frucht der internationalen Priestergemeinschaft von Dachau, auch die Völker im Glauben und der Liebe Christi noch mehr geeint werden durch die una sancta catholica . . .!

Seelen in Not März 1945

„Geht auch Ihr in meinen Weinberg . . .“ (Mat. 20,4).

An den Straßen und Zäunen standen sie (vergl. Luk. 14,23). So sieht es an Sonntagen aus vor unserem Block, der die Kapelle birgt. Sie wollen ins Heiligtum. Sie haben Durst nach den Quellen übernatürlichen Lebens, und mit den Volksscharen im Evangelium sprechen sie gleichsam: „Wir wollen den Herrn sehen (Joh. 12,21).“ Den eucharistischen Gott wollen sie für sich haben. Meßopfer! Heilige Kommunion! Christus! Gott! Das ist das ehrliche heiße Sehnen so vieler Seelen, die schon jahrelang unter der gewalttätigen Gottberaubung und dem verständnislosen Christuszug schwer leiden. Man gönnt ihren Seelen nichts, weil man es für überflüssig hält, da man ja aufgrund der neuheidnischen Weltanschauung nicht an das übernatürliche und ewige Leben der Seele glaubt. Man will deshalb den „modernen Diesseitsmenschen“ auch vom letzten Rest der Anhänglichkeit ans Jenseits und jenseitige Bestrebungen „befreien“. Man will ihn kurz gesagt „von Gott befreien“. Und darum muß man ihn langsam vom Glauben an Gott abbringen und ihn von religiösen Bedürfnissen entwöhnen. Diese Einstellung liegt hier dem Verbot zugrunde: Kein Häftling darf teilnehmen am Gottesdienst der Geistlichen; und die Geistlichen dürfen keinen in die Kapelle lassen. Bei uns selbst dulden sie den Gottesdienst, weil wir ja doch ihrer Ansicht nach unrettbar für sie verloren sind . . .! Welche Ehre! Wehe aber, sollten wir

das Verbot der „Laienseelsorge“ nicht einhalten, sollten wir, wie sie in ihrer Sprache sagen, „Propaganda machen“ für unsere Sache, dann wird uns gedroht mit Entzug der Kapelle, mit Verbot des Gottesdienstes auch für uns und mit Lagerstrafen.

Wie steht es nun in Wirklichkeit? Auf der Lagerstraße und an unserem Zaun stehen sie . . . und verlangen Eintritt in die Kapelle, heischen Heimatrecht im Heiligtum. Die Seelen fordern ihr Recht nach Seelennahrung über Zäune und Verbote hinweg! Man hat diese Menschen nicht „von Gott befreien“ können. Man hat sie trotz ständiger Entwöhnung nicht vom Religiösen entwöhnt. Gewiß sind auch genug solche da, die religiös indifferent und sogar feindlich sind oder – besser gesagt – geworden sind, weil sie mit ihrem jahrelang erlittenen Leid innerlich nicht fertig wurden, weil sie ihr Kreuz ohne den starken und starkmachenden Kreuzträger Christus getragen haben. So sind sie durch ihr „Kreuz ohne Christus“ nicht erlöst worden, sondern innerlich zerbrochen, weil man durch und mit Christus erlöst wird, d. h. wenn man sein eigenes Kreuz zu einem Teil von Christi Kreuz macht.

So mancher hat das hier aber auch gelernt. In vielen ist der Glaube an Gott und Christus nicht erstorben in all den dunklen Jahren. In vielen ist er sogar durch das Entbehren-Müssen lebendiger geworden. In manchen ist er erloschen bis auf jenen letzten Funken, den der Herr nicht auslöscht, sondern zu neuer Glut entfacht. Jetzt beginnt er wieder in ihrem Herzen zu brennen, und so heischen auch sie Eintritt ins Heiligtum. Andere wieder stehen skeptisch da, sie haben sich erst langsam dem Herrgott wieder genähert. Aber ein halber Schritt ist gemacht. Sie machen gelegentlich den ganzen. So stehen sie und fordern.

Und was tun wir? Wir öffnen trotz Verbot auch ihnen das Heiligtum. Aber wir sind vorsichtig, wir müssen vorsichtig sein. Was nützt es uns und ihnen, wenn die Kapelle infolge von Strafmaßnahmen geschlossen würde? Und so haben wir erst langsam und vorsichtig damit begonnen, einzelne hereinzulassen. Vor allem ließen wir immer mehr unsere polnischen Mitbrüder herein, bis diese dann endlich an Weihnachten 44 die Erlaubnis bekamen, unsere Kapelle mitbenutzen zu dürfen. Und von da an hielten die Massen der polnischen Priester endlich ihre öffentlichen Gottesdienste. Den Laien im Lager öffneten wir auch immer mehr. Aus einzelnen wurden mehrere. Dann taucht irgendwoher Gefahr auf. Man „beobachtete uns genau (vergl. Luk. 14,1)“. Nicht nur die SS. Es gab auch Häftlinge, die das taten. Denken wir nur an die sog. „Lagerpolizei“, eine aus SS-hörigen Häftlingen bestehende Gruppe, die im Lager ein Spitzelunwesen übelster Art trieb. Von da drohte immer wieder die Gefahr der Anzeige wegen Laienseelsorge. Daraufhin mußten wir wieder stoppen. Dann wagten wir es wieder. Der Wunsch und das Verlangen wurden immer größer. Es kamen dreißig, fünfzig, hundert. Es kamen zweihundert. Es kamen noch mehr. Der Andrang wurde wiederholt so groß, daß wir „auffielen“. Wir wurden verwart. Wir wagten weiter, fielen wieder auf, mußten alles daran setzen, unsere Kapelle zu retten. Wir versprachen „Besserung“ und folgten scheinbar eine Zeit. War die Atmosphäre wieder entgiftet und die „dicke Luft“ abgezogen, ging unser „Wagen“ weiter. Die Wut wurde groß und größer. Die Gefahren auch. Wir blie-

sen ab. Es wurde wieder ruhiger. Wir machten weiter. So war ein ewiges Hin und Her, ein ewiges Probieren und Wagen, ein ewiger Kampf mit der Hölle und um die Seelen unserer Mitgefangenen.

So wuchs das Bedürfnis dieser Seelen in Not nach Hilfe ständig. Es wuchs auch unser Mut zum Helfen immer mehr. Und es war in der Tat ein ständiger Aufstieg der „Seelenhilfe“ in den letzten zwei Jahren, eine ständige Aufwärtsentwicklung bei Kapelle und Seelsorge. Das mutige Wagen war wirklich der rechte Weg. Es lohnte sich. Und es war auffallend, wie der Schutz Gottes geradezu mit Händen zu greifen war. Wir verloren trotz aller Übertretungen der Kapellen-Verordnung die Kapelle nie. Und so haben wir uns schließlich im letzten halben Jahr praktisch fast nicht mehr um das Verbot der „Laienseelsorge“ gekümmert und haben mit unserer Kühnheit gesiegt. Ganze Scharen strömen nun schon seit Monaten jeden Sonntag in die Kapelle und größere Verwarnungen kommen nicht mehr. So werden in der Tat die Gottesdienste an den Sonntagnachmittagen, wo wir schon seit längerer Zeit mehrere heilige Messen feiern, zu reinen Laiengottesdiensten. Das ist auch dadurch möglich, daß uns Priestern im Verlauf der letzten anderthalb Jahre anerkanntermaßen in der Abhaltung und Gestaltung des Gottesdienstes größere Freiheiten eingeräumt wurden.

In dieser Weise haben wir so gut wir konnten der Not der Seelen gesteuert, haben ihnen den Eintritt ins Heiligtum unter ständiger Gefahr ermöglicht. Für viele war die Teilnahme an einem Gottesdienst, das Mitfeiern der heiligen Messe, der Empfang der hl. Sakramente oft nach langen Jahren ein wirkliches Erlebnis in seiner tiefsten seelischen Bedeutung. Und so mancher, der durch diese seelische Not jahrelang hindurchgehen mußte, lernte erst dadurch den Wert der Seele, die Notwendigkeit der Sorge um die Seele und die Unentbehrlichkeit göttlicher Gnadenmittel kennen. So sind gottlob viele dieser „Seelen in Not“ durch die Not wieder in Gottes Weinberg gelangt. Das ist Werk der Gnade – die seelische Not war Gnade!

Apokalyptischer Reiter Ende März 1945

Draußen in der Welt reitet schon jahrelang der Reiter auf „feuerrotem Rosse (Apk. 6,4)“, der Krieg mit seinem erstickenden Blut und Brand. In diesen letzten Wochen reitet er Galopp. Er rast mit atemraubendem Tempo durch unser Land und tritt mit seinen starken Hufen unbarmherzig nieder, was ihm lebend unter die Füße kommt. Und in seinem Gefolge reitet der Reiter auf „dem fahlen Roß (Apok. 6,8)“, der Tod, und hält große Ernte für seine Scheunen. Draußen herrscht ein großes Sterben.

Drinnen bei uns reitet schon 3 Monate lang der Reiter auf „dem schwarzen Roß (Apk. 6,5)“, Hungersnot und Seuche. Fleckfieber ist ausgebrochen, in dem Menschenknäuel der eng gepferchten 50 000! Es herrscht die furchtbarste Epidemie, von der je das Lager heimgesucht wurde. Durch die ungeheure Überfüllung des Lagers, durch die 5- bis 6fache Erhöhung des Bestandes infolge Räumung anderer Lager nach hier und infolge Zurückziehens von Außenkommandos ins Lager, durch das Hereinschleppen aller möglichen Krankheiten und allen möglichen Ungeziefers, ist Anfang dieses Jahres die Seuche ausgebrochen und wütet nun schon monatelang. Das ganze Lager ist verlaust. In früheren Jahren hatten wir wenig Ungeziefer. Jetzt

aber ist alles voll. Es kann nicht anders sein. Der Kampf dagegen ist fast unmöglich. Keine Mittel. Ungenügende Desinfektion. Kein Serum. Reinlichkeit bei der wahnsinnigen Zusammenpferchung ausgeschlossen. Übertragung von Läusen selbstverständlich. Uns auf unserem Block und auf einem Teil der geraden Blocks ist es bis jetzt trotzdem gelungen, die Läusegefahr und damit die Flektyphusfälle zurückzudämmen und auf eine verhältnismäßig kleine Zahl von Todesopfern zu beschränken. Es ist aber furchtbar schwer, ständige Wachsamkeit. Dauernde Entlausungen. Immer wieder Selbstkontrolle und, wenn es geht, saubere Wäsche. Das ist überhaupt das Hauptproblem. Und an dem beginnt auch unser Kampf zu scheitern. Im Lager gibt es keine Wäsche mehr. Unzählige viele haben schon 3 bis 4 Monate das gleiche Hemd an. Die Läuse nehmen immer zu. Gegenmittel gibt es keine. Der Hunger hat auch wieder furchtbar eingesetzt. Fast keine Verbindung mehr mit außen. Viele der Opfer sind schon von Kräften vor der Ansteckung. Dann werden sie infiziert.

„Eine Laus, dein Tod!“ Überall, in 11 Sprachen, haben wir diese Plakate angebracht, die zur Wachsamkeit mahnen; aber es ist kein Gegenmittel. Ganze Blocks sind verseucht, sind abgesperrt. Und da drinnen hat schon längst das große Sterben begonnen. Nur zwei Beispiele. Ein Block mit 1600 Mann belegt, zählt nach einem Monat Flektyphus noch 400 Mann. Ein anderer Block, der zudem Invalidenblock ist, ist mit seiner Belegschaft von 1500 Mann ganz ausgestorben. Das Revier ist überfüllt von Kranken. Pfleger und Ärzte – Häftlinge natürlich – sterben fortgesetzt. Auf den überfüllten Blocks liegen Typhusranke, Sterbende, Tote und noch Gesunde durcheinander. Ins Gefolge des „schwarzen Reiters“ tritt sein Geselle, der Reiter auf „dem fahlen Roß“ (Apok. 6,8) und mordet Massen. Die tägliche Sterbeziffer beläuft sich im Durchschnitt auf 150 Mann und öfters auch darüber. Die Masse der Toten beträgt seit Ausbruch der Seuche bis jetzt über 10 000 Mann. Der „fahle Reiter“ versteht sein Handwerk gut und scheint unbarmherzig und unersättlich.

Mit dem Verbrennen der Leichen kommt man im Krematorium nicht mehr nach. So bleiben die Leichen liegen, auf den Blockstraßen aufgeschichtet, wo alle, Kranke und Gesunde, ständig vorbei müssen. Nach und nach werden die Leichen abgeholt und zum Verbrennen weggeschafft. Immer neue Wagen voll von toten nackten Menschen fahren hinaus. Aber schon liegen wieder neue da. Im Revier, in der Totenkammer, in den Blocks, im Krematorium liegen die Leichen aufgeschichtet. Und aus dem Kamin des Feuerofens steigt Tag und Nacht ein dicker Rauch empor, und der Geruch von verbrannten Leichen liegt ständig wie ein Nebelschwaden auf dem Lager, auf der Totenstadt. Jetzt aber gehen die Kohlen aus. Es entsteht ein Massengrab. Es ist ein großes Sterben. Es hört nicht auf. Es ist grausam. Es ist ein ungeheures Elend, dieses Sterben und dieses Leben in unserer Totenstadt!

„Herr, wie lange noch?“ Das ist die bange Frage, die immer wieder aufsteigt aus der Qual der verseuchten Masse, hinauf zum alleinigen Erretter. „Herr, wie lange noch?“ – Bis sich unser Schicksal wendet? Willst du, daß wir alle hier verderben und so elend und so grausam, wie wir es täglich sehen, zugrunde gehen? Sind der Opfer noch nicht genug? Ist die Zahl noch nicht voll? Das ist die Klage, Frage und Gebet der von Ungewißheit und vom großen Sterben umgebenen Menschen.

Ja, es bleibt ein Geheimnis Gottes, daß er gerade in dieser Zeit, wo wir das baldige Ende unserer Unfreiheit ahnen, ja, wo wir um die Wende – und wie wir hoffen, um eine glückliche Wende – unseres Schicksals wissen, daß Gott gerade noch in dieser letzten Zeit so kurz vor dem geöffneten Tor der Freiheit so viele Lebensopfer fordert. Sind es Sühneopfer? Will er Opfer, die sich unschuldig für die Schuldigen hergeben? Nur so kann ich's verstehen. Das wäre Weisheit Gottes. Das wäre größte Gnade für die Ungnädigen! Ungnade kann ja nur durch Gnade überwunden werden, Haß nur durch Liebe. Will Gott uns durch die Unschuldopfer, die er durch die apokalyptischen Reiter holen läßt, vielleicht zeigen, daß auch wir, wenn wir bald uns zu entscheiden haben, das gleiche tun sollen? Nämlich, daß wir Gleiches nicht mit Gleichem, Böses nicht mit Bösem vergelten? Daß wir vielmehr das Gleiche, nämlich das Böse, mit dem total Ungleichen, nämlich mit dem Guten, daß wir den Haß mit Liebe überwinden? Mit einer Liebe allerdings, die sich auch zuerst das längst zerstörte Fundament der sühneheischenden Gerechtigkeit und der gerechten Sühne schafft, um dann auf diesem Boden neu wirksam zu werden. Das wird's wohl sein. Nur so kommen wir zu einem Ende, wenn wir einen Schlußstein setzen hinter den ewigen Kreislauf von Unrecht und Vergeltung, von Untat und Rache, einen Schlußstein hinter Haß und Hölle. Und dieser Schlußstein ist ein doppelter Quader, ist uns von Gott in die Hände gegeben durch Christus und heißt: Gerechtigkeit und Liebe!

Das Hohelied der Liebe!

Ende März 1945

Ja, die Liebe! Die Liebe Christi in und für die Brüder, das ist „das Größte“ (vgl. 1. Ko. 13,13). Und dieses Größte wird von vielen hier im Reiche des Hasses geübt. Meist still und von der lauten Masse unbemerkt. Denken wir an das viele caritative Schenken von Lebensmitteln und Gaben aus Paketen an Arme und Ärmste im Lager, wobei unser Priesterblock ohne Zweifel führend ist. Das weiß jeder ehrliche Mann im Lager. Doch darüber wollen wir mehr schweigen als reden, damit „die Linke nicht weiß, was die Rechte tut (Math. 6,3)“. Manchmal jedoch wurde diese Liebe durch ihr stilles und stetiges Wirken so laut, daß auch die laute Masse sie verspürte und vor ihr verstummte. So in diesen letzten Wochen, da die Seuche am wildesten wütet.

In dieser Zeit schlimmster Not und höchster Gefahr, als das Fleckfieber rasend um sich griff, als viele Pfleger und Ärzte starben, kam der Aufruf von der Lagerleitung: Freiwillige Helfer auf die verseuchten Blocks gesucht! Man wandte sich besonders an uns Priester. Zwanzig waren gesucht, siebenundzwanzig haben sich gemeldet. Freiwillig! Was das bedeutete, wußte jeder. Das hieß mit 90 Prozent Sicherheit: Ansteckung! Und mit 95 Prozent Sicherheit: Tod. – Es war ein heroischer Entschluß dieser heldenhaften Priester-Samariter. Es war der Entschluß und die Bereitschaft, ihr Leben im Dienste christlicher Nächstenliebe, im Dienste an den Ärmsten der Armen, zu opfern. Der Herrgott hat uns und sie dafür sichtlich belohnt. Auf den beiden Priesterblocks starben verhältnismäßig wenige an der Seuche, obwohl wir zwischen zwei verseuchten Blocks lagen. Von den freiwilligen Pflegern wurden die meisten angesteckt. Nur ein paar wenige blieben verschont. Von

den angesteckten starben etwa 10; die anderen aber haben den Typhus überstanden.

Und was haben sie Segensvolles getan an den Armen an Leib und Seele! Einer dieser Priester-Samariter erzählte mir in diesen Tagen nach seiner Wiedergenesung: „Die Arbeit war ungeheuer. Kranke und Sterbende in Massen. Die Pflege war sehr schwer. Arzneimittel und genügend Nahrung gab es nicht. Und so bestand die Hilfe eigentlich nicht im Gesundmachen, sondern im Sterbehelfen. Ich habe unzählige versehen. Das hl. Öl hatte ich immer in der Tasche. Nur einer hat die Sakramente verweigert. Viele sind auf dem Sterbebette zu ihrem Gott zurückgekehrt. Manche, die aus der Kirche ausgetreten waren, ließen sich sterbend wieder aufnehmen. Allen aber konnte man den Weg in eine gute Ewigkeit weisen. Was bin ich froh um diese schweren und doch so gnadenreichen Wochen! Was bin ich glücklich über diese Hilfe, die ich diesen Armen bieten konnte!“

Helden waren diese Armen in ihrer mannigfachen Not! Helden diese Priester-Samariter im Häftlingskleid! Wer die größeren waren, die sterbenden Dulder oder die sich selbst opfernden Helfer, ist schwer zu sagen. Das weiß Gott. Aber das eine wissen wir: „Eine größere Liebe hat niemand, als der, der sein Leben hingibt für seine Freunde (Joh. 15,13)!“ – Der Herr hat es getan. – Seine Jünger haben es immer wieder getan im Verlauf der Geschichte. Und auch bei uns ist diese Liebe Christi in und für die Brüder bis zum eigenen Lebensopfer gegangen. „Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan (Math. 25,40)!“ Das wußten diese Helden, diese Priester im verachteten Kleid des Gefangenen, diese Jünger Christi mit der Liebe zu Christus und damit auch mit der Liebe zu den Brüdern im Herzen.

Das ist der Beweggrund und die Basis zugleich, auf der allein heroische Entschlüsse im Dienste an den andern meistens nur möglich sind, wirksam werden durch die Tat und wertvoll bleiben in Gottes Augen. Und denen, die sie fassen und ausführen in Selbstverzicht und unter Lebensgefahr, gebührt das Hohelied der Liebe; ob es hier ist in dem Massenelend einer von Haft und Hunger, von Seuche und Pest, von Not und Tod gequälten Masse, sei es an den blutigen Fronten draußen auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges, wo der einzelne oft für den andern, und damit für alle sich opfert, Nachkriegsjahre in unserem Volk. Es ist gleich. Immer ist es und wird es die Liebe sein, die heldenhafte Liebe zu Christus in und für die Brüder, die Arsei es in der namenlosen Not und der grenzenlosen Armut kommender mut, Elend, Not und Tod allein überwinden kann. „Und diese Liebe währet ewig (1. Ko. 13,8)!“ Ohne diese Liebe kann die Welt nicht bestehen, können die Menschen nicht leben. Ohne sie gehen sie unter in Kälte und Grausamkeit, in Lieblosigkeit und Haß. Wollen wir Menschen uns selber retten, müssen wir einander verzeihen und vergeben, müssen einander helfen und heilen, mit einem Wort: Wir müssen einander lieben! Lieben durch die Tat! Lieben im Geiste und mit der Liebe Christi!

E n d e r s c h e i n u n g e n A n f a n g A p r i l 1 9 4 5

In diesen Tagen ist eine eigenartige Stimmung im Lager. Wie soll man sie nennen? Freiheitsstimmung? Todesstimmung? Wer weiß es? Es ist alles

noch so unsicher. Es ist eine Stimmung, wie vor großen Ereignissen. Es liegt wie eine Ahnung vor etwas Großem, vor etwas Entscheidendem auf uns. Was wird geschehen. Daß etwas geschieht, wissen wir bereits. Daß sich unser Schicksal bald entscheiden wird, wissen wir. Ob zur Freiheit oder zum Tod, das wissen wir noch nicht.

Mitten in das große Sterben hinein, durch das die letzten Wochen gezeichnet sind, redet das wahnsinnige Tempo des Kriegsgeschehens eine andere Sprache. Es kündigt uns Entscheidungen an. Es läßt uns hoffen, daß die Endphase des Krieges hereingebrochen ist. Es läßt uns hoffen, daß das Morden draußen jetzt bald ein Ende nimmt. Und läßt uns auch hoffen mehr denn je, daß auch das Quälen und Morden, Hangen und Bängen hier drinnen bald ein Ende nimmt.

Enderscheinungen! Deutschland wird von allen Seiten eingekreist. Wir wissen davon durch die Tageszeitungen. Seitdem die Amerikaner jedoch die Main-Linie bezogen haben, sind die Tageszeitungen uns nicht mehr ausgehändigt worden. Wir sollen in diesen entscheidenden Tagen und Wochen über die politische Lage in vollständiger Unkenntnis gelassen werden. Wir sollen nicht wissen, wie es draußen steht, damit wir hier nichts unternehmen. Angst und Furcht unserer Gebieter ist das Motiv dieser Maßnahme. Steigende Nervosität in den Reihen der SS zeigt uns am klarsten, wie es steht. Noch mehr jedoch wissen wir um den Stand der Lage und um die atemraubenden Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen durch „Parolen“, die jedoch nicht auf Gerüchte zurückgehen, sondern vielmehr auf Meldungen des Auslandsenders, die auf die verschiedenste Weise, immer illegal, zu uns gelangen. Das geht dann von Block zu Block, von Gruppe zu Gruppe, von Mann zu Mann. So werden viele auf dem laufenden gehalten. Das Zeitungsverbot macht nichts.

Enderscheinungen! Täglich, schon seit Wochen, werden die Luftangriffe auf München und Umgebung, auf Flugplätze, Industrien und das Eisenbahnnetz in erhöhtem Maße fortgesetzt. Dem Lager passiert nichts.

Enderscheinungen! Fast täglich kommen Häftlingstransporte an aus evakuierten Lagern, die bereits hinter der Front liegen. Menschen, meist in schrecklichem Zustand. Kranke, vom Hunger und offenen Geschwüren Gezeichnete, Krüppel und Skelette, von den Wachmannschaften Geschlagene, so kommen sie an. Am 9. April 1945 zählen wir bei der Aufnahme solcher Züge die Nummer 151 000. Sie kommen in überfüllte Baracken fast ohne Kleider; es gibt keine mehr. Das Essen ist total ungenügend. Woher nehmen für so viele? Das Elend der gequälten Massen steigert sich in diesen letzten Tagen und Wochen ins Unerhörte und Unermeßliche.

Enderscheinungen! Mitten in diese Endstimmung hinein passiert etwas ganz Unerwartetes. Seit Ende März werden täglich etwa 20 deutsche Geistliche entlassen. Wir wollen es nicht glauben; denn Entlassungen von Geistlichen gehörten in all den Jahren nicht in das Programm der Gestapo und der KZ-Verwaltungen. Doch diesmal stimmt es. Wir wissen nicht warum. Wir wissen nicht, von wem veranlaßt. Parolen gibt's genug, niemand weiß etwas Sicheres. Wir wissen zunächst auch nicht, will man uns damit Gutes tun oder uns in eine neue Falle locken, oder will man ein letztes Mal die Weltöffent-

lichkeit täuschen durch eine Geste. Das sei dahingestellt. Das werden wir später erfahren.

Begreiflicherweise herrscht in unseren Reihen eine freudige Nervosität. Keiner weiß, ob er zu den Entlassenen gehört, ob er noch vor Torschluß hinauskommt aus der Unsicherheit dieses Lebens, die hier von Tag zu Tag größer wird, oder ob er das Ende von Dachau in Dachau miterleben wird. Was besser ist, wer will es wissen? Gott weiß es und Gott ist groß . . .!

Nachtrag 14. April 1945

Am 11. April wurden 13 Mann zur Entlassung gerufen, unter denen auch ich mich befand. Freiheit! Welche Gefühle uns erfüllten, was sich in diesen Augenblicken des Gerufenwerdens und des Hinaustretens aus dem Tor, das einem jahrelang die Freiheit verriegelte, beim ersten Schritt in die wiedergewonnene Freiheit in der Seele abspielte, kann wohl keiner schildern. Das ist seelischer Eigenbesitz, den man nicht preisgibt, der aber zeitlebens Besitz bleibt. Auf umständlichen Wegen, untermits meist in Luftschutzkellern wegen dauernder Bombardierungen, nachts auf der Bahn, gelangte ich am 14. April 1945 in der Heimat an. Wie wir dann erfuhren, sind nach uns, also nach dem 11. April, keine mehr entlassen worden. Das Tor blieb zu, bis die Befreier am 1. Mai es allen Insassen öffneten.

Auf der Waage Gottes

Bericht des Priesters Albert Riesterer über seine Erlebnisse in der Gefangenschaft 1941 bis 1945

„Ich denke der vergangenen Tage,
Ich sinne über alle Deine Werke nach,
Betrachte Deiner Hände Tun“ (Ps. 142)

An eine bestimmte Maiandachtpredigt des Jahres 1941 im Kreise der Pfarrfamilie Mühlhausen erinnere ich mich sehr wohl. Deswegen, weil Gott in mir plötzlich das Gefühl erweckte, daß mir bei den eigenen Worten unheimlich wurde. Die Pfarrkinder saßen leidgebeugt im weiten Raum des Gotteshauses, auf allen lastete die Ungewißheit des Krieges. Einzelne Todesnachrichten waren von der Front ins Dorf gekommen und hatten die Angehörigen und ihre Verwandten in tiefes Leid versetzt. Andere bangten um die fernen Söhne und Väter. Was lag näher, als über das Leid und Kreuz zu sprechen um die guten Leute aufzurichten. Da dachte ich plötzlich bei mir: Eigentlich habe ich gut reden von Leid und Kreuz, denn ich bin der einzige unter allen, dem es gut geht. Ja, es war mir darob unheimlich und meine Worte erschienen mir wie eine klingende Schelle. Was an Unannehmlichkeiten oder Sorgen des Alltags auf mir lag, das war doch kaum mehr als ein leichtes Geplänkel am Rande des Tagewerks, verglichen mit dem, was viele dieser stillen, guten Leute rings um mich in der Seele trugen . . .

Die Schenkenbergkapelle im Wasserburger Tal liegt in einem stillen, lieblichen Waldwinkel, von Mühlhausen etwa 2¹/₂ Gehstunden entfernt. Kaum, daß die eiligen Autofahrer sie bemerken, wenn sie die schmale Waldstraße nach Tuttlingen passieren, geschweige denn dort zukehren. Aber die Bauern der nahen und weiteren Umgebung wissenseit Jahrhunderten den Ausruheplatz unter den Augen der herben Madonna von Schenkenberg zu schätzen, und ihre Familien überliefern die Wandertage nach Maria-Schenkenberg von Vater auf Sohn. Oft, oft waren die Ministranten von Mühlhausen mit mir bei ihr zu Gast, feierten Gnadenmesse und Gottesmahl, tummelten sich dann tagelang auf den weiten Wiesen und freuten sich ihrer Jugend. Nach solchen Ausflügen in ein kleines Stückchen Freiheit ging es wieder heim: Die Buben gespannt darauf, was der Lehrer in der Schule wieder dazu sagen wird, und ich . . . wartete auf den unausbleiblichen Besuch der Gestapo. Oder die Vorladung, wenn jene so wollte. Siebenmal war es schon gut gegangen, doch das Aktenbündel „Betreff Pfarrer Riesterer“ wurde immer schwerer, und vielleicht geht es dem Gewichte nach . . . !

Auf Maria Heimsuchung pirschten wir wieder, beladen mit Rucksack, Zelten und allerhand guten Sachen zum Friedenswinkel. Heute, 1. Juli 1941, Heilig-Blut-Tag und morgen der Festtag. Dazwischen Übernachtung auf dem Berg oder im Mesnerhäusle.

Man muß die Madonna von Schenkenberg gesehen haben! Wie eine abge-
härmte Bauernfrau im Heuet – so streng sieht sie aus, ihr Blick geht in die
Ferne auf ein großes Ziel, beinahe hart; eine heilige Frau, die das Leben kennt
und zupackt, wo es nottut, freundlich und gut, nicht einladend zum Vertrauen,
sondern Vertrauen befehlend. Sie scheint streng mit dem eigenen Sohn umzu-
gehen. Herzhaft trägt sie ihn an sich gedrückt: Die Weltkugel – fast seinen
kleinen Händen zu schwer –, die läßt sie wohl, denn es ist das ureigen-
liche Schöpferzeichen – aber das Zepter hat sie selbst in der Hand wie eine
Königinmutter, bis der Sohn groß ist. Aber dieses Schenkenberger Zepter!
Wie einen Stecken schwingt sie es. Und darin liegt eben das Geheimnis der
guten, herben Madonna von Schenkenberg: Sie nimmt ihre Bauernkinder kräf-
tig an der Hand, beinahe, daß sie wehe tut. Sie führt sicher und unbeirrt ans
Ziel, aber über welche Wege! Herr, erbarme Dich unser! Der meine ging über
Dachau, aber ihre Hand ließ sie nicht mehr los . . . „Und sinken auch zu deiner
Seite tausend um, zehntausend zu deiner Rechten – dich wird das Unheil
nicht ereilen. Nur schauen wirst du es mit deinen Augen . . .“ (Ps. 90). Etwa
um 1/2 10 abends, es war leicht bewölkt und ums Zudunkeln, als man eben
in die Zelte ging; da ertönte die Meldung der Feuerwache: Es kommen zwei
Unbekannte vom Mesnerhäusle herauf. Und gleich auch schon die Kommando-
stimme des derzeitigen Chefs der Gestapo Singen, Hauptstabsführer Werner:
„Was ist hier los? Alles herauskommen. Hier ist die Polizei!“ Im Licht der
Autoscheinwerfer Musterung des Gepäcks, Beraubung; das Weinen der Kna-
ben ist begleitet vom Geräusch des laufenden Motors, Einsteigen und Fahrt
durch meine Pfarrei kurz vor Mitternacht. Der dahintersteckende Lehrer Nie-
dermann hatte noch Licht und erwartete das vereinbarte Hupzeichen. Mein-
wegen! Feiert den Sieg! Am Pfarrhaus vorbei! Dort schläft die gute Mutter
und Fräulein Albine, die mit ihr das Haus betreut, im sogenannten „Trä-
nenstüble“. Sie ahnen nichts von dem, was ihnen bevorsteht. Der 2. Juli, Ma-
riens Heimsuchungstag, blieb ihnen denn auch nichts schuldig an Bitterkeit,
doch „zunichte wird ihr Anschlag auf die Armen, denn deren Hoffnung ist der
Herr!“ (Brev. Ps. 13)

In Singen 30 Stunden im Drahtkäfig des Polizeigefängnisses. Verhör am
3. Juli früh acht Uhr: Was haben sie denn für Bücher dabei? Wahrscheinlich
von euerm saubern Bischof Gröber? Schulkinder werden verhört. Ihre und
meine Aussagen decken sich. Eine Liste von über 20 Nummern zählt den Raub
auf, der im Pfarrhaus durch die Zimmer ging. Ich protestiere wegen des der
Pfarrei gehörenden Projektionsapparates, wegen Wegnahme der Leica. Und
lasse am Schlusse des Protokolls den Satz befügen: „Ich bedaure, daß ich
durch die ständige Glaubensbedrohung unserer Jugend in der Schule gezwun-
gen bin, mit unserer Jugend auch weiterhin in Berührung zu bleiben.“

Dieser Satz gab den Wortlaut für die Begründung meiner Inhaftierung.
Der Schutzhaftbefehl lautet (in Berlin ausgestellt): „. . . wurde verhaftet, weil
er die staatliche Jugenderziehung für eine Glaubensbedrohung hält und mit
allen Mitteln und mit allen Kräften versuchte, diese zu sabotieren“. In Berlin

habe man den Nachsatz sehr übelgenommen (Glaubensbedrohung durch die Schule). Dem Gestapobeamten, der mich nach Konstanz beförderte, sagte ich: „Sie wissen ja gar nicht, welch großen Dienst Sie unserer Kirche leisten, wenn Sie recht viele Priester verhaften!“ „Das weiß ich, das weiß ich, aber es macht mir großen Spaß. Mein Beruf macht mir große Freude!“

Mir war trotz allem übel zumute und, Gott verzeih's: keine Spur jener ergebenen Haltung, von der man gelegentlich von hartgeprüften starken Seelen las, vielmehr: „Ich dachte schon in der Bestürzung meines Geistes: Verstoßen bin ich ganz vor deinem Angesicht“ (Brev. Ps. 30). Ach, wie unreif waren meine Gebete! Ein Schüler, wenn auch schon mit einzelnen grauen Haaren im Bart! Ein Schüler der Herben Madonna mit dem Stecken. Ich will sie damit nicht schmähnen, nur sie ehren, denn sie verdient es um mich.

Indes ich mein Vierteljahr Schutzhaft in dem Untersuchungsgefängnis zu Konstanz am Wandkalender abstrich, zerrend an den Ketten, absolut mit meiner Lage nicht ausgesöhnt, ungezähmt in meinen Träumen meine Feinde an den Haaren ziehend, klebte ich Tüten, teilte Leim und Zierbündel aus und tröstete da und dort andere, die noch schwerer trugen als ich. Inzwischen war in meiner Pfarrfamilie die Meinung geteilt. Wie wahr wurde das Wort, das ich im Garten so oft, gar so oft gedankenlos, das heißt ohne Erlebniswirklichkeit am Montagmorgen im Brevier gelesen hatte: „Das Elend zehrt an meiner Kraft, zermürbt ist mein Gebein. Zur Schmach bin ich geworden meinen Gegnern, zur Schmähung meinen Nachbarn, ein Schrecken meinen Freunden. Wenn sie mich sehen auf der Straße, fliehen sie, ja einem Toten gleich bin ich vergessen und verschollen. Wie ein verdorbenes Gefäß bin ich geworden. Die Zischelreden vieler um mich her vernehm ich wohl: wie sie zusammenkommen wider mich und sich beraten, wie sie mich vernichten können“ (Ps. 30).

Zu meiner Zeit waren noch in Haft in Zellen neben oder unter mir: Pfarrer Koch aus Stetten und ein Pfarrer aus der Gegend von Villingen, den Namen weiß ich nicht mehr. Vikar Hüttenbügel aus Triberg wurde mir ein lieber Kamerad, und Hermann Hahn aus Riedböhringen nahm von hier aus eines Tages seinen Weg ins KZ Dachau. Ich sah ihn beim Weggang auf der Treppe stehen und bedauerte sein Los sehr, nichts ahnend, daß ich sechsmal so lang wie er dort sein werde. Mein liebster Zellengenosse war . . . Kardinal Newman, wohl, wohl! Sein Büchlein, ein Geschenk meines Freundes Ernst Schlenker, „Gott und meine Seele“, eben jenes erleuchteten heiligen Mannes, richtete die verstauchten und gebrochenen Gliedmaßen meiner Seele wieder ein. Ja, ich begann wieder Freude am Leben zu finden. Indes die Glocken im hohen Münster zu Konstanz am Sonntag morgen die Gottesdienste einläuteten, weichte ich Socken, Hemden und Hosen der Gefangenen ein im Keller des Hauses, Tage und Stunden zählend, hoffend und planend. Vom dritten Stock aus sah man über die Dächer hinweg auf die Hausfront von St. Vinzenz mit der lieben Madonna, die dort steht. Jeden morgen ein lieber Gruß aus der Freiheit! Oft seither habe ich sie wieder besucht. Vikar Ernst Zeiser vom Münster in Konstanz durfte dann und wann als Gefangenen-Seelsorger einen Gottesdienst abhalten. Selber schwer mittragend am Leid der Gefangenen, waren seine Worte Hilfe und Aufmunterung in fast aussichtsloser Lage.

Am 2. Oktober war meine Schutzhaft zu Ende. Ein Antrag irgendeiner Stelle auf Verbringung nach Dachau war in Karlsruhe unter den Tisch gefallen ... aber bei der nächsten Gelegenheit ...! Dafür Landesverweis aus Baden und Hohenzollern innerhalb 72 Stunden. Man muß wissen: Wer einmal in den Händen der „Wölfe“ ist, kommt nicht mehr daraus.

Meine Mutter meinte beim Abschied: Ich meine, es ist noch nicht alles vorbei, sondern das Schwerste kommt noch. Und es kam. Nicht nur über mich, sondern auch über sie und ihre Teilhaberin am Leid: Fräulein Balbina Paul. Die Blitze von Dachau und die Schauer zu Mühlhausen, das war von e i n e m Wetter.

Die Landesausweisung traf mich schwer. Mein Badener Land sollte ich nicht mehr sehen! Meine schöne Pfarrei verlassen!

Drei Wochen lebte ich voll tiefen inneren Friedens in Freudenstadt bei den guten Schwestern in St. Elisabeth. Ich hatte aber das Gefühl, daß irgendwo wieder ein trüber Brunnen lief, und begab mich zur Gestapoleitstelle Stuttgart; es war so, wenn man auch nicht die Katze aus dem Sack ließ. „Kommen Sie zu uns, Sie bekommen sofort einen guten Posten in der Jugendbetreuung! Ziehen Sie Ihr Priesterkleid aus, und alles ist gut!“ Als ob man sein katholisches Priestertum wie ein zu eng gewordenes Kleid ausziehen und an den Nagel zu hängen vermöchte! Man erkennt daraus aber die Niedrigkeit ihrer ganzen Staatsmoral: Man deklariert jemanden als gefährlichen Staatsfeind (vergl. das Schreiben des Sicherheitsdienstes vom 24. Juli 1944 an meine Mutter!) und ist im gleichen Atemzug bereit, ihn in der staatlichen Jugend-erziehung arbeiten zu lassen, wenn er nur seinem Priestereid vorher untreu wird. Aber ihre Rechnung ist ganz richtig: Indem einer diese innere Minder-keit aufbringt, hat er die Aufnahmeprüfung bestanden und den Befähigungs-nachweis für weitere Schandtaten erbracht. Ich fuhr weiter nach Freudenstadt und freute mich der herrlichen Herbsttage. Der düstere Bau des Amts-gefängnisses mit den vergitterten Zellen erweckte in mir täglich ein un-sicheres Gefühl. Ja, ich wußte bestimmt, daß ich noch Gelegenheit haben werde, auch sein Inneres zu bewundern.

Am Sonntag, den 26. Oktober 1941, klopfte es an die Türe des Zimmers, und der Herr Kriminalrat entschuldigte sich höflich, daß er im Auftrage des Reichssicherheitsamtes gezwungen sei, mich vorläufig in Haft zu nehmen. „Vorläufig“ war gut gesagt! Der Herr war übrigens recht anständig. Hätte er das Zimmer gründlicher untersucht, so wären in meinen Akten auch die Pre-digten des Bischofs v. Galen aufgetaucht.

Im Amtsgefängnis zu Freudenstadt waltete Vater Almendinger, ein ganz prächtiger Mann, gerecht und gerade. Er litt mehr als andere unter den un-gerechten Verhaftungen der Gestapo, ja, er litt mit seinen Gefangenen. Seine Frau war die Güte selbst. Sein Bub war ein flottes Ministrantchen. Nachdem der Beamte mich abgeliefert hatte, meinte die Frau: „Kommen Sie ein wenig in die Küche! Wir haben heute Zwetschgenkuchen gebacken. Und warm müs-sen wir die Zelle doch erst machen. Übrigens, wir stellen Ihnen den ganzen dritten Stock zur Verfügung, da können Sie im Gang Brevier beten.“ Doch sei's zu meinem Bedauern gesagt: Ich war durch die neue Verhaftung so vor den Kopf geschlagen, ja, aus allen Geleisen geworfen, daß mich weder Zwetschgenkuchen noch Brevier reizten. Als mir später in Dachau der Hunger

durch den ganzen Leib kroch, konnte ich mir diese „Sünde“ am Zwetschkengucken nicht verzeihen, denn die am Brevier ließ sich gut machen, jene nicht. Verzeiht, geistliche Mitbrüder, wenn Ihr das lest! Aber Hungernde haben ihre eigene Psychologie, die wir ach so wenig, so wenig verstehen. Weil man sie nicht studieren, sondern nur erleben kann. Und „Wer nicht geprüft ward, weiß nur wenig“ (Sir. 31,10). Ich muß das noch öfter zitieren. Am Abend brachte die Frau weiße Kissen und Bettdecken, versuchte zu trösten und half, wo sie konnte. Der Herr Stadtpfarrer von Freudenstadt besuchte mich und versuchte etwas für mich zu tun. Gott danke es ihm.

Was war nun wieder los?

Der kommissarische Bürgermeister von Mühlhausen, Stumpf, mein unveröhnlichster Gegner und ein rabiater Nationalsozialist, war – verärgert durch die Anhänglichkeit der Mühlhauser an ihren Pfarrer – eigens nach Berlin gefahren, damit er an Ort und Stelle beim Reichssicherheitsamt den Sarg bestelle, d. h. für meine Überführung nach Dachau sorgte. (Aussage des Schreinermeisters Dominik Biethinger, Mühlhausen, im April 1945.)

Am Mittwoch, dem 29. Oktober 1941, holte mich die Gestapo von Oberndorf a. N. ab und fuhr mich ins Gefängnis nach Horb a. N. Anderntags nahm mich der Gefangenenwagen nach Stuttgart auf und verwahrte mich in einer überfüllten Zelle des Polizeigefängnisses II in Stuttgart, der sogen. Büchenschmiede (in der Büchsenstraße). Außer mehreren kriminellen Gefangenen gehörten zahlreiche Flöhe, Läuse und Wanzen zur Betriebsgemeinschaft. Ganze Wanzenstraßen zeichneten sich am Körper ab. Ich hielt meinen gefangenen Mitbrüdern mehrere Vorträge über religiöse Fragen und half ihnen so über Langeweile und Hunger hinweg. (Die Verpflegung war sehr arm.) Mich weiheten sie dafür ein in die termini technici derer, die auf der Schattenseite des Lebens ihre Tage verbringen, sie feierten ihre Gedenktage und Jubiläen, z. B. „10 Jahre Zuckerhäusle gemacht“ (Zuchthaus), oder vor einem Jahre die „Spitzköpfe genast“ (durchgebrannt). Ein roher Wärter (der sogen. Chauffeur) gab mir beim Gang zum Bad einen Hieb. Ich hatte kein Taschentuch. Da erreichte mich glücklich der erste Brief der Mutter, ich weiß es, unter wieviel Leid und Tränen er geschrieben war. Aber er brachte mir großen Trost, weil ich erkannte, mit welch großer Seelenstärke meine Angehörigen das neue, größere Unglück trugen. Trotzdem hatte ich mich innerlich noch nicht gefaßt, sondern blieb zerrissen.

Am 9. November Transport mit der Bahn nach Nürnberg. Im Bahnhof werde ich mit einem Fremdenlegionär zusammengefesselt (Fachausdruck: Man bekommt den „Achter“). Der Polizist sagte: „Nicht genießen. Das ist nur, bis man es gewohnt ist.“ Im Polizeigefängnis froren wir wie nasse Katzen, denn jene Zeit war sehr kalt. Die Wärter betrogen die Gefangenen um das wenige, das ihnen zustand. Ein Wiener Kommunist hielt seine Vorträge. Ein jüdischer Rechtsanwalt aus Frankfurt wurde geschlagen und gequält trotz seiner 70 Jahre und trotzdem er einst deutscher Soldat gewesen war. Ganz grundlos. Nach vier Tagen: Auf nach D a c h a u !

O schmiedet Pläne! Sie werden doch vereitelt!
 Faßt nur Beschlüsse! Sie werden doch nicht durchgesetzt!
 Mit uns ist Gott! (Js. 8, 10)

Es war nun schon früher so gewesen in meinem Leben, daß ich Ebenen nicht leiden mochte. Scharfkantige Berge, hochaufragend und abgründige Schluchten fanden meinen Beifall. Aber das Moor von Dachau war weder Berg noch Ebene, sondern Erde unter der Erde, trübe Wasser, Schlamm und Molche. Und in welche Untiefen versank die Menschennatur, welche Gipfel der Grausamkeit erklimmte sie!

Noch konnte ich wütend werden, wenn mir der Kamerad in dem fürchterlichen Gedränge des Gefangenenwagens die Füße zertrat, Beschimpfungen gab ich getreulich zurück, behauptete mein Recht, wenn die robusteren Naturen, schon lange in diesen und ähnlichen Lebenslagen geübt, mir Platz und Luft streitig machten: Später hat sich das alles gelegt; eigentlich ganz plötzlich ward es anders, als ich zwei Wochen nachher den Altar unserer Dachauer Kapelle sah mit den beiden kleinen Türchen. Das war ein Stück Priesterheimat und von hier war es leicht, sich zu orientieren, Nord und Süd zu unterscheiden. Aber ich greife vor. Wir stehen erst am Bahnhof zu Dachau. Es gab bestimmt kein langes Stehen. Denn junge Raudi, verwegene SS-Gestalten, warteten schon mit dem Lastwagen. Ich sprang in den dunkeln Rachen, wer klug war, machte es nach. Wie Kälber wurden manche, besonders Ältere, in den Wagen geworfen. Wie die Henker – diesmal in des Wortes wahrster Bedeutung – fuhren sie zu, und in den Kurven lag der ganze Elendshaufen im Innern des Wagens aufeinander. „Ich weiß es, ich weiß es, aber es macht mir Spaß“, würde Herr Werner wieder sagen. Vor dem Büro der politischen Abteilung werden die Gefangenen sortiert: SS-Gefangene – denn im Lager gab es eine SS-Strafkompanie –, Juden und gewöhnliche Häftlinge. SS-Bewacher fragen jeden nach seiner Straftat, quittieren mit Fachausdrücken, indes der Jude den harmlosen Witz, wegen dessen er da ist, wiederum mit Schlägen bezahlt erhält. Beim Photographen amtiert ein abgefallener Franziskaner in SS-Uniform. Er ist in seinen Witzen besonders gemein. Eine raffinierte Sesselkonstruktion ermöglicht es, durch einen Hebeldruck dem Häftling eine spitze Nadel in das Fleisch fahren zu lassen, zum großen Hallo der Umstehenden.

Nun ging's durch große Tor hinein ins Lager.

Arbeit macht frei, steht daran. Besser wäre „Lasciate ogni speranza“; denn es ist das Tor zur Hölle – für den, der Gott nicht kennt –, nicht aber für den katholischen Priester.

Zur Rechten liegen die Aufnahmeräume und das Bad. Man erlebt das Ablegen aller Kleider und Gegenstände, die einem zu eigen waren, wie ein Absterben. Nur der Rosenkranz geht mit. Alle werden von Kopf bis zu Fuß geschoren unter heiße Brausen gestellt, wobei sich einzelne SS den oder jenen zu Quälereien aussuchen. Wir empfangen die zukünftige Kleidung: Hemd, Hosen, Socken und Rock, auch eine leichte Unterhose sowie die Häftlingsmütze. Im Revier, das ist die Krankenstation des Lagers mit einem SS-Oberarzt an der Spitze, wird der Ankömmling besichtigt und „kartoniert“.

Der Empfang in der Wohnbaracke – damals war Block 9 noch Zugangsblock – ließ allerhand für die Zukunft erwarten. Ehe ich, durch das helle Licht geblendet, meine Augen recht aufmachte, hatte ich vom Blockältesten – einem kommunistischen Häftling, dem man wahrlich keinerlei Nor ansah – schon eine im Gesichte sitzen, daß ich mehrere Lampen am Himmel sah. Dann gab es auch Suppe und Brot. Das war denn schon willkommener. – Die Betten wa-

ren dreistöckig, ich lag in der Mitte und kam sozusagen in dieser Nacht vom Regen in die Traufe. Der Bursche über mir hatte wahrscheinlich literweise Wasser getrunken und hatte Angst, hinauszugehen, jedenfalls erwachte ich inmitten der Nacht daran, daß es unheimlich von oben durch alle Fugen tropfte und meine Decke tropfnaß wurde.

Anderntags wurden Nummer und Winkel aufgenäht. Man muß wissen, daß jeder Gefangene den Ausweis seiner „Sünde“ am Kleide trug. Da waren die „Roten“, das sind politische Übeltäter: Kommunisten, Priester und andere, z. B. Zivilinternierte.

Die „Grünen“ mit grünem Winkel: Berufsverbrecher, wirkliche und angebliche. Auch mehrere Priester auf dem Pfarrerblock hatten diesen Winkel. Sie hatten ihre Strafzeit hinter sich und kamen für die Dauer des Krieges in Sicherungsverwahrung. Die „Grünen“ hielten gute Kameradschaft, waren Meister im Stehlen, unerbittlich, wenn ein Kamerad bestohlen wurde. Als wir einmal am Abend auf dem Apellplatz standen, rückte eben ein grünes Steinbruchkommando ein. Auf dem Karren lag ein Erschlagener. Der hatte einem andern ein Stückchen Brot während der Arbeit weggenommen. Sie schlugen ihn auf der Stelle tot. – Ein anderer „Grüner“ war ein verwachsenes, kleines Männchen. Er hatte seine Frau im Schlafe erwürgt und 15 Jahre Zuchthaus hinter sich. Die SS fragte ihn, sooft sie ihn sah: „Was hast du gemacht?“ „Ich habe meine Frau erwürgt.“ Und jedesmal darauf: „Hast recht g'habt!“ Oft war im grünen Block Filzung (d. h. Durchsuchung) durch die SS. Sie schleppte wagenweise die organisierten Sachen weg. Aber was half's, am andern Tag war das meiste wieder da.

Ich kannte durch über 3 Jahre einen grünen Landsmann aus Engen. In schwerster Hungerzeit hat er mir manches Stücklein Brot gebracht, das er sich absparte oder erarbeitete, denn er hatte als Buchbinder eine gute Stellung. Ich konnte es ihm später, als wir Pakete bekamen, vergelten.

Die „Schwarzen“ mit dem schwarzen Winkel: sogen. Asoziale, Arbeitsscheue, Alimentenschuldner, Zigeuner und fahrende Leute. Man hatte nicht gerne mit ihnen zu tun. Ein Priester hatte den schwarzen Winkel: der Dominikanerprior R o t h , derzeitiger Domprediger von Köln. Er litt sehr darunter, ertrug es dann aber in schöner Haltung als seine Buße.

Ein „Schwarzer“, dem wir Badener einiges schuldig sind, war der aus Freiburg-Haslach stammende Automechaniker Karl Dreher. Er war Gewächshausheizer und kochte für die SS-Kaninchen Kartoffeln, gelbe Rüben und Kohlrabi. In der Hungerzeit des Jahres 1942 hat er uns Badenern, vor allem dem Ferdel Maurath, Richard Schneider und mir, Eßbares gegen Tabak eingetauscht.

Violett trugen die ernsten Bibelforscher und Sektierer. Erstere waren bei der SS angesehen, denn sie brannten niemals durch, auch wenn sie keinen Wachtposten hatten. Soweit traute man uns Pfarrern nicht.

Blauer Winkel: die Emigranten, die – meist unter Versprechungen zurückgeholt – in Dachau und andern Lagern zurückgehalten wurden. Ihre Zahl war sehr klein.

Rosa Winkel trugen die des § 175 Verdächtigten (oder Verurteilten). Im Priesterblock waren etwa ein halbes Dutzend.

Noch immer hatte ich kein Verhör gehabt – um es gleich vorweg zu nehmen: Ich wartete noch 3 1/2 Jahre darauf. Es wurde mir nie gesagt, warum meine Wiederverhaftung erfolgt war. Eine saubere Justiz, nicht wahr! Erst, als ich nach Hause kam, durfte ich aus dem Schreiben des Reichssicherheitsamtes entnehmen, daß ich ein äußerst staatsabträgliches Verhalten an den Tag gelegt habe.

Am 26. Oktober wurde ich wieder verhaftet, am 14. November, am Vortag meines Namensfestes, betrat ich das Lager, noch war es mir nicht gestattet gewesen, an meine Angehörigen zu schreiben, wo in aller Welt ich stecke. Mein Bruder Josef fuhr nach Stuttgart zur Gestapo, sie hielten ihn nur zum Narren. Als er trostlos nach Mühlhausen kam zu meiner Mutter, wußte wenigstens der Herr Pfarrverweser etwas tröstlich Neues: Er nahm meinen Bruder in der Pfarrscheune auf die Seite und sagte: „Im Vertrauen gesagt, es kommt jetzt darauf an, ob es ihm als Kriegsverbrechen ausgelegt wird: Es kann ihm den Kopf kosten.“ Schöne Aussichten, wenn man nur einen hat!

Am Donnerstag, dem 20. November, kam ich mit etwa sechs Priestern zur Priestergemeinschaft des Blockes (Baracke) 26. Köhler stand unter der Türe der Stube 2 und winkte mir: Komm zu uns, die Badener sind fast alle hier! Doch der Wille des Blockältesten, des Schulkommunisten Gehrke, wollte es anders, ich wurde zur Stube 3 gewiesen und machte dort einen neuen Freiburger Laden auf, d. h. der gute Bernhard war ja schon dort!

Jeder Neuzugang wurde gründlich ausgefragt: Was gibt's Neues? Ist der Krieg bald aus? Wie ist die Stimmung? Ich habe ihnen nur gesagt: Auf allen Seiten führen die Wege zur Katastrophe. Aber es geht noch lang. „Wie lange noch?“ Noch zwei Jahre, sagte ich. „Der ist verrückt, total verrückt, der will wohl fünf Jahre im KZ bleiben!“ So meinte ein Mainzer Kaplan. Als nach einem Jahr der Zusammenbruch noch nicht kam, galt ich bei ihm nur noch als halb verrückt, nach zwei Jahren für normal, und als der Krieg immer noch nicht zu Ende ging, ohne Fingerspitzengefühl. Übrigens, die Mainzer haben wir Freiburger gründlich geliebt, abends vom Bett aus. Der Ferdinand Maurath lag lange neben mir und half mir lästern. Suffragane von Freiburg, das war ein Trumpf! Aber nichts zu machen, es waren und blieben fratres minores. Dann ging es weiter: Nicht einmal eine eigene Moral bringen sie auf, die Mainzer! Von Freiburg haben sie dieselbe bezogen (Anspielung auf Prof. Wendelin Rauch). Stimmen aus dem Hintergrund: „Sie ist danach!“ Ich gestehe, wir waren geschlagen, denn die beiden Mainzer Kapläne Urban und Benedikt Rodach waren ausgekochte Reich-Gottes-Strategen; auf dem Rückzug murmelten wir nur noch: Wie erst würden die beiden Suffraganheringe aussehen, wenn sie nicht wenigstens ein klein wenig von Freiburg her „angeräuchert“ wären. „Kein Wunder, daß er wieder zurückkam von den Mainzer Handkäsen! Man soll die Perlen nicht den Schweinen vorwerfen!“ Im Namen des Vaters . . . ; das eigentliche Nachtgebet begann.

Mein Sinnen ist eben wieder einer heiteren Episode späterer Tage zum Opfer gefallen, beim Leidigen und Widerwärtigen ist nicht gut ausruhen, aber die Wahrheit darf nicht stolpern, auch keine Sprünge machen. Ich ging am Abend in die Kapelle, lange, lange. Noch war ich innerlich mit mir nicht einig, und ich ging über die nächsten Tage auch nicht zur hl. Kommunion, so schwer es

mir wurde. Aber daß Er auf mich zukam, das wurde mir offenbar. Ich schwamm, aber konnte nicht schwimmen.

Gewaltig war der Wogen Rauschen, laut donnerten die Wolken.
Denn Deine Pfeile fuhren nieder und Deines Donnerwagens Rollen dröhnte,
Hinzuckten Deine Blitze.
Die Erde bebte und erzitterte.
Dein Weg ging durch das Meer und Deine Pfade durch gewalt'ge Wasser.
Doch Deine Spur war nicht zu sehen.
Wie Schäflein führtest Du Dein Volk
Durch Moses' und des Aarons Hand (Brev. Ps. 76).

Die Erkenntnis dessen, was um uns vorging, ließ keine Wahl: Es galt, mit dem Leben abzuschließen.

Die Werke des Übermenschen, die uns auf Schritt und Tritt offenbar wurden, mahnten zur Eile.

Wenn der Nordwind den blauen Rauch vom Krematorium übers Lager wehte mit dem widerlichen Geruch verbrannter Haare und Fingernägel, da hörte der Trost des „Vielleicht“ auf.

Der würdige feine Pfarrer von St. Wolfgang hörte meine Lebensbeichte unter dem freien Himmel, und ich gewann die innere Freiheit.

O, wem ich es sagen könnte, welche Brunnen aufbrachen aus der Tiefe, welche Sonnen zu leuchten begannen. Niemand wird es mir glauben außerhalb der Banne, denn „wer nicht geprüft war, weiß nur wenig“.

Erstmals seit meiner Verhaftung betete ich am andern Tag nach der hl. Kommunion das Gebet des hl. Ignatius, das ich bisher, um der inneren Wahrhaftigkeit willen, mir verwehrt hatte:

Suscipe, domini, universam meam libertatem.

Nimm auf, o Herr, meine ganze Freiheit!

Ohne Vorbehalt sprach ich es aus. Und, Gott ist mein Zeuge, ich wußte, was ich sprach. Es war ein wunderbares Auswandern aus sich selbst, ein völliges „Ja, Vater“, reine Gnade; Planung Gottes auf weite Sicht.

Aber auch immer war dieser Engel des Trostes mit einem Fuß vor der Türe, tagelang verschüttet von der Flut über und unter uns, am Zipfel des Gewandes noch erhascht, in Schmerzen wiedergeboren, aber immer wieder die Wogen glättend.

Es war in der Zeit des ausgehenden Jahres 1941 bei uns deutschen Priestern nicht allzu viel zu glätten. Der Priesterblock war isoliert, streng vom Lager geschieden, und manche Quälereien, die beispielsweise die polnischen Priester durchmachten, blieben uns erspart. Sie stehen neben uns beim Appell. Es ist hundskalt – bis 34 Grad Minus. Sie haben keine Mäntel und keine Socken. Müssen stundenlang mit uns stehen, die wir doch in der Kleidung besser daran sind. Der Kopf ist unbedeckt, viele kahlköpfig. Manche erfrieren sich die Ohren. Wir wissen es, daß die SS uns absichtlich stehen läßt. Dieser Zählappell ist vom Teufel erfunden, meint Sigi Würll; von dem muß ich später noch mehr erzählen. In diesem Zusammenhang interessiert nur seine erfrorene, wunde Nase: er wurde von der SS mit anderen Gefangenen gezwungen, sich bei schwerster Kälte in den Schnee zu legen und das Gesicht dar-

in zu vergraben, bis es blau und die Nase erfroren war. Es wurde nie mehr gut.

Damals hatten die deutschen Priester noch mehrere Vergünstigungen:

Das Tagewerk verlief etwa folgendermaßen:

5 Uhr Aufstehen, Waschen mit bloßem Oberkörper, Bettenbau, Säubern des Wohn- und Schlafrumes, Kaffetrinken.

6 Uhr Früh-Zählappell, meist rasch vorbei.

8 Uhr Gottesdienst, hl. Messe mit hl. Kommunion.

Sonderzulage Kakao an drei Tagen der Woche: $\frac{1}{2}$ l. War sehr gut.

$\frac{1}{2}$ 10– $\frac{1}{2}$ 12 Stillschweigen und Studium.

Mittagessen: $\frac{3}{4}$ l Eintopf. Werktags Steckrüben, mehrmals als Sondervergünstigung Büchsenfleisch miteingekocht. Die Zubereitung war gut und sauber.

Zimmer- und Bodenreinigung, Lüftung.

12–2 Schlafen in den Betten. Weißes Leintuch; Polster und Deckenüberzüge farbig, aber sauber. Wechsel alle 4 Wochen.

2 Bettenbau und Schlafzimmerordnen, dann Studium, Flickstunde, Brevierbeten (Privat).

Im Winter abends um 5 Uhr Zählappell, anschließend Abendbrot (Suppe: $\frac{3}{4}$ l). Zimmerreinigen, bei gutem Wetter Aufenthalt in der frischen Luft vor dem Block, sonst im Vorraum. Manche rauchen. Ich auch, Tabak gibt es genug in der Kantine. Mehr als gut ist.

8 Uhr brummt der Bär, d. h. ein brummendes Weckergeräusch ertönt durch das Lager: Alles in die Blöcke! Gemeinsames Nachtgebet und Wohl bekomm's!

Was wollt Ihr mehr!

So einfach war das nun auch wieder nicht!

Zählappell, Bettenbau, Zimmerdienst: Da gab es manche kleine und große Schikanen, je nachdem! Eiskalte Füße, naß bis auf die Haut, Spindkontrollen, Besuch der SS.

Was wollt ihr mehr!

Ja, wir wollen noch etwas mehr! Den Wein! Denn im Lande hieß es: Den Priestern in Dachau geht es gut. Sie bekommen sogar Wein! O, daß Ihr es doch gewußt hättet, wie manche diesen Wein fürchteten. Nicht, als ob er schlecht gewesen wäre. Das wäre der Pfalz und Mosel an der Ehre geschadet. Ja, wenn die „Blonde Bestie“ nicht gewesen wäre! Ein langer Kerl, widerlich, grausam, den Tod in den Händen: Die Weinflaschen mußten draußen in der Kälte stehen, bis das Kommando kam: Weinkommando! Unter Aufsicht des SS-Mannes wurden die Flaschen geöffnet, gezählt und auf die Tische gestellt. Drei Mann eine Flasche, nicht Henkel – uralte, sondern hunds-kalt. Auf Kommando in einem Zuge leeren, Becher umkehren, absetzen. Flasche ebenfalls mit der Öffnung nach unten halten. Denn Pfarrer sind Pfarrer – man kann ihnen nicht trauen!

Die älteren Herren aus der Weingegend der Pfalz und Mosel waren nicht so empfindlich, erbarmten sich der Schwachen und tranken wacker, soviel sie bekamen. Gelernt ist gelernt. Nichts zu machen.

Mit dem 1. Januar 1942 wurde der berühmte Mörder Hoffmann 1. Lagerführer. Er war ein ausgemachter Priesterfeind, und wir wußten, daß eine Zeit zu Ende war und eine neue begann. Die Vergünstigungen fielen alle

weg. Die Priester – obwohl Tausende von anderen Häftlingen im Lager waren – mußten für das ganze Lager die schweren Essenkübel tragen. Mancher hat sich einen Bruch geholt.

Die Kübel waren aus Eisen mit doppelter Wandung, an und für sich schon schwer, dazu der Inhalt mit 50 l Tee, Kaffee oder Suppe. Zusammen etwa 75 Kilo. Zwei Mann trugen einen Kessel, aber was für Mann! Vom Hunger geschwächt, vom langen Warten ausgefroren, durch Hiebe in der Küche aufgeregt, in haltlosen rutschigen Holzpantinen über eine fünfstufige, eisbedeckte Treppe hinunter, im Laufschrift durch Schnee und über eisbedeckte Wege! O Gott, welche ein Anblick, wenn die unglücklichen Gestalten zusammenbrachen.

Zweimal erhielt ich Schläge in der Küche, weil wir zu langsam gingen.

Ein Paar vor uns warf um. Das Essen lag auf der Straße. Es war Donnerstag, da gab es besseres Essen. Gegen 10 Hungergestalten warfen sich auf die im schmutzigen Schnee verrinnenden Breischwaden, gegenseitig sie sich aus den Händen reißend. Da kommt ein SS-Mann und tritt sie in den Leib, fluchend.

An einem Sonntag – es gab besseres Essen (Nudeln) – schickte mich der Zimmerälteste, der mir schlecht gewogen war, zum Kübeltragen. Ich war sehr schwach, bat ihn dringend, von mir abzusehen, obwohl ich wußte, daß dann ein anderer Kamerad damit belastet wurde. Im Block saßen meine Mitbrüder, und es hing das Leben damals, im Sommer 1942, sozusagen an jeder Nudel. Ich mußte tragen und fügte mich. Christian Reger, ein evangel. Pfarrer, auch elend genug, trug mit mir. Ein Hydrant auf der Straße wurde mir zum Verhängnis. Ich war nicht mehr imstande, meine Füße darüber zu lüpfen, stürzte, und der heiße Inhalt floß über mich. Dahinter schrie schon der gewalttätige Lagerälteste Kapp: „Warten!“ Ich wartete nun allerdings nicht und tat etwas Besseres. Aber meine Kameraden kamen um einen Teil ihres Essens, ich mußte meine Kleider waschen und sie naß anziehen, die stillen Vorwürfe der Hungernden taten schlimmer weh. Aber morgen war es ein anderer, der dasselbe Unglück hatte. Im April 1942 wurde der Priesterblock in die Arbeitsblöcke eingereiht. So einfach die Sache aussieht: Sie bedeutete für viele Priester beim derzeitigen Hungerzustand den Tod, für alle härteste Prüfung. Wir sollten nur für leichtere Arbeiten in der sog. Plantage eingesetzt werden. Zum besseren Verständnis ist es notwendig, etwas auszuholen.

Unter dem Namen „Deutsche Versuchsanstalt für Ernährung und Verpflegung“ hatte sich eine SS-Aktiengesellschaft gebildet, um die Arbeitskraft der Häftlinge der Konzentrationslager auszubeuten. Der Grund und Boden um die Lager wurde den Landwirten um billiges Geld enteignet, Wege wurden durch die Häftlinge erbaut, Gräben durch das Moor gezogen, großartige Trockenanlagen für Kräuter aufgestellt, sechs große Gewächshäuser, eine Gewürzmühle für 60 000 Kilo Jahresleistung eingerichtet; Laboratorien für wissenschaftliche Auswertung und für Vitamin-C-Herstellung, Versuchsabteilung für natürlichen Landbau erforderten Fachleute, die die Gestapo in ganz Europa zusammensuchte, natürlich als Gefangene. Sie wurden unter den wichtigsten Vorwänden verschleppt.

Zum Beispiel Dr. med. Dr. biol. Josef Skowronski, ein ausgezeichnete Arzt und Gelehrter, ein wahrhaft katholischer Mann, hatte in Thorn eine sehr gute Praxis. Ein Volksdeutscher aber wollte sein Haus, und die SS brauchte sein

Talent: Als er einmal abends nach 10 Uhr – zu verbotener Zeit – zu einem Kranken ging, wurde er verhaftet und war fünf Jahre bei uns in Dachau. Dem berühmten Botaniker Prof. Prym von der Prager Hochschule ging es ähnlich. Man brauchte ihn.

Das ganze Gut, die sog. P l a n t a g e, umfaßte mit dem Liebhof über 200 Morgen. Etwa 1200 Häftlinge arbeiteten da. Die SS fabrizierte Tee und Gewürze. Die Aktiengesellschaft bezahlte pro Gefangenenarbeitstag ganze 30 Pfennig ans Lager! Kein Wunder, daß die Gewinne in die Millionen gingen.

Die gesamte Arbeit war in Arbeitsgruppen aufgeteilt, sog. Kommandos. Es gab unter andern auf der Plantage folgende Kommandos, mit jeweils einem alteingesessenen Häftling als Vorarbeiter: Diese nannte man Kapo, mit eine der traurigsten Erscheinungen.

Kommando Freiland I und II: Säen mit der Sämaschine, von Häftlingen gezogen, Setzen von Pflanzen, Jäten, Abernten und Pflügen mit Menschenkraft, Umspaten und Neubruch. Kapo: Rasch, Grobian und vielfach zum Mörder geworden, ein Österreicher. Priesterhasser, gegen Schluß bekam er es mit der Angst zu tun, und man sagte dann, es habe nie einen besseren Kapo gegeben.

Baukommando: Neubauten, Wegebau und Transport. Eine sehr schwere Arbeit, besonders die in den Kiesgruben, auch Beton mischen. Kapo: Rogler, ein überzeugter alter Kommunist, sehr grob, erst in letzterer Zeit gemäßigt. Doch war er nicht ohne Sinn für Gerechtigkeit; für seine Leute sorgte er gut und hatte auch unter den Priestern manche, die er ganz gut mochte. Als Unterkapo fungierte Ernst Gallmann mit Nr. 333, ein evangelischer, treuherziger, schweigsamer Badener aus der Schliengener Gegend.

Kommando Lehrkulturen und Gewächshaus I und II: Hier waren die meisten Priester beschäftigt (Sommer 1942 auch ich). Es war eines der interessantesten und angenehmsten Kommandos – was die Schwere der Arbeit betrifft, aber die „Töne machen die Musik“, d. h. die Umstände, unter denen die Arbeit verrichtet wurde. Regen, Wind und Wetter mit leichtester Kleidung ausgesetzt – man muß die Bayern und ihr Klima kennen! Unterstehen war verboten. Ich legte mir Rhabarberblätter unter den Rock auf die Schulter, aber natürlich mit Vorsicht. 1944 und 45 durfte man jedoch unterstehen. Wenn es so aussah, daß es den ganzen Tag regnen würde; rückten die Außenkommandos, die unter freiem Himmel arbeiten mußten, ein ins Lager, weil sonst in den Kulturen zuviel verdorben wurde. Man denkt, das ist immerhin menschlich! Geduld! Wir wurden, völlig durchnäßt, in eine Stube gesperrt, bis 400 Mann zusammen, stundenlang stehend, manche sich auf den Boden kauern, wenn sie sich nicht mehr aufrecht halten konnten. Der rabiate Stubenälteste war dann noch so belustigt, daß er vom Fenster aus einen Eimer kaltes Wasser über die Frierenden goß. War es dann glücklich 11 Uhr, dann war Antreten zum Eßkübel schleppen. Auch wenn es noch draußen in Strömen goß! Am Tag des Herz-Jesu-Festes 1942 war das alles zusammen über uns. Den Tag werden die Plantagenpriester nicht vergessen, ein wahrer Sühnetag. Und danach begann auch das große Priestersterben. 1942 ist der Todessommer der Dachauer Priester.

Lehrkulturen hieß das Kommando deshalb, weil auf einer viele Morgen umfassenden Fläche alle Heil- und Gewürzkräuter in Schaubeeten zu sehen waren, z. B. Cardiac, also die Herzgifte (und Heilmittel, denn von einer ge-

wissen Verdünnung an [7. Potenz] sind die Gifte Heilmittel), ein Beet Fingerhut, daneben Teufelsauge, Maiglöckchen, Gnadenkraut, Goldlack, Christrose usw. In andern Abteilungen die Heilkräuter für Brustleiden, Frauenleiden, Nerven, Würmer, Nieren. Tierheilkunde, Ölpflanzen, Gummipflanzen. Leider nichts Rechtes für unsern Magen!

Diese Beete wurden von den Priestern gehegt und gepflegt, die Wege saubergehalten, die Samen abgeerntet.

In den beiden Gewächshäusern der Lehrkultur saßen damals noch keine Priester, später haben wir diese Positionen erobert.

Kapo bis Weihnachten 1943: Weber, ein überzeugter sudetendeutscher Kommunist. Seine Flüche auf die Pfaffen, wenn ein Radieschen fehlte, waren greulich. Vom Priester Podniak verlangte er, daß er mit Füßen auf sein Rosenkranzkreuz trete (der tat das natürlich nicht). Fronleichnam 1942 fand er bei uns ein kleines Blumenkränzchen und tat wie wild. Er hatte auch seine guten Tage, hatte sich reiche Kenntnisse erworben; Leute, auch Priester, die fleißig waren, brachte er in besseren Posten unter. – Meine persönlichen Erlebnisse in meinen Arbeitskommandos beginnen mit ihm. Davon später.

Kapo nach Weihnachten: Toni Haufe, kommunistischer Gewerkschaftsfunktionär aus dem Sudetengau: Er war ein Idealist, gerecht, gutherzig, schnell obenaus, ein klarer Denker. Heimlich hat er manchem von uns Priestern ein Stückchen seiner Brotzeit zugesteckt. Er sah, was er mußte, und übersah, was er wollte. Er hatte keine Feinde, aber viele Freunde auch unter uns Priestern. Wir konnten ihm später mit unsern Paketen etwas von unserm Dank abstaten.

Kommando Gewächshaus III: Blumenzucht (wenigstens im wesentlichen). Meist von polnischen Priestern besetzt, doch arbeiteten daselbst auch einige von uns.

Kapo bis Frühjahr 1944: Wolf, ein kommunistischer junger Funktionär aus Essen, von ihm kann ich nicht viel Gutes berichten, und das Schlechte ist zu gemein, als daß ich meiner Schreibmaschine hier das zumuten könnte. Man wird es, nehme ich an, von anderer Seite schon noch lesen. Er hatte seine guten Stunden (Tage wäre übertrieben), einen lächerlichen Hochmut, trug jeden Tag einen andern Anzug und hohe Reitstiefel. Die wurden ihm allerdings eines Tages gründlich verleidet: Seine Kameraden in der Baracke mochten ihn noch viel weniger leiden als wir Priester, nahmen einen der schönen, frischgewaschenen Stiefel am Abend mit irgendwohin, wovon man nicht spricht, taten, was man nicht ganz billigen kann, und freuten sich auf die Ereignisse beim Stiefelanziehen am nächsten Morgen. Jedenfalls sah man ihn nicht mehr darin.

Er besorgte auch den Blumen- und Samenladen.

Die SS-Gesellschaft verkaufte Blumen, Setzlinge und Samen an die Zivilbevölkerung. Die Leute kamen aus der Stadt Dachau, aus der Umgegend oder auch von weiter her, um hier einzukaufen. Damit war uns ein wunderbares Tor geöffnet, mit der Außenwelt in ständiger Verbindung zu sein, Briefe zu empfangen und herauszuschmuggeln. In anderm Zusammenhang muß ich darüber noch vieles erzählen, denn es macht mir unheimlich Spaß, mich daran zu erinnern, wie unsere SS-Bewacher unglaublich an der Nase herumgeführt wurden, am massivsten von uns Priestern. Ein Kommandoführer ahnte das ja

wohl, und er sagte mir: „Ich weiß es wohl, und ich habe es auch schon andern gesagt, daß Ihr Pfarrer uns an allen Ecken und Enden zum besten haltet. Ihr habt Schlaueheit studiert. Da ist nichts zu machen“. In Wirklichkeit war bei diesen Balzhähnen und Schürzenjägern soviel Schlaueheit nicht einmal notwendig. Die sparten wir ja besser für die Zeit n a c h unserer Entlassung aus dem Konzentrationslager auf, wenn wir es wieder mit Stiftungsrat-Rechnungstellern zu tun haben! Spaß beiseite, jedenfalls war der Blumenladen für uns eine rosige Geschichte, denn als der Chef, SS-Hauptsturmführer Vogt, eines Sonntags mehrere „lebende Blumen in Dirndlkleidern“ bei Kapo Wolf fand, eine davon im Kleiderschrank, da war seine Stellung erschüttert, und ein Priester, mein lieber Ferdinand Schönwälder, war jetzt Blumenverkäufer. Allerdings zählte man schon 1944. So interessant die Sache weitergeht, ich muß zurück zum Todessommer der Dachauer Priester.

Kommando Gewächshaus IV: Aufschulung und Vermehrung, Zucht von Heilkräutern und Gewürzpflanzen. Viele Priester waren hier mit Pikieren der kleinen Thymian- und anderer Sämlinge beschäftigt, lagen mit nacktem Rücken in der glühenden Sonne oder in Wind und Regen.

Kapo: der bejahrte Kommunist Ferdinand Papsin aus der Sudetengegend. In der damaligen Zeit grob, laut und roh. Viele hat er hart geschlagen. Den polnischen Bischof schlug er zu Boden: „Ob das ein Bischof ist oder ein Teufel, ist mir egal.“ Dankbar war er für Paketgaben und Rauchwaren, und Priester, die es mit ihm verstanden, hatten es recht gut bei ihm. Später war er gemäßigter. Einmal hatte ich von Zuhause gute Apfelkühle geschickt bekommen. Durch besondere Verfügung der Betriebsleitung mußte ich mich während der Typhuszeit außerhalb des Lagers aufhalten, und Kapo Papsin stand neben mir, als ich auf einem Ofen die seltene Beute warm machte. Ich wußte schon warum und ließ mich auch nicht bitten. Nachdem er sie gekostet hatte, klopfte mir der alte Kommunist auf die Achsel und sagte: „Albert! Vergelt's Gott, vergelt's Gott!“ Was doch drei kleine Hegauer Apfelkühle vermögen! Ich möchte dem Kapo Papsin trotz allem, was man ihm nachsagt, ein gutes Andenken bewahren. Man muß bedenken, daß diese Vorarbeiter zwischen zwei Stühlen saßen. Im Falle ihrer Absetzung mußten sie mit Transport rechnen. Von Hunger allerdings wußten sie nichts.

Kommando Gewächshaus V und VI: Gemüse. Von Natur aus klingt die Sache nicht übel, und tatsächlich waren die Priester gerne dort. Sie bekamen auch einen kleinen Anteil an den Früchten. Kapo: Robert, ein solider, ruhiger, fröhlicher, kleingewachsener Mann, ein Kommunist, aber unbedingt sachlich. Er hat niemanden geschlagen. Sein Kommando war klein, aber sehr begehrt.

Kommando Kompost und Gemüse: Es wurde im ganzen Heilkräuter-Betrieb kein Mineraldünger verwendet, sondern mit Hilfe der Heilpflanzen wurden wertvolle Dünger hergestellt und an Gemüsen erprobt. Das Kommando war nicht schwer und einigermaßen einträglich. Viele Priester arbeiteten dort. Kapo: Gabriel Waldhauser, ein österreichischer Christlichsozialer von mehr als zweifelhaftem Charakter, ein Streber, geschlagen hat er nicht; als Gastwirt an einen guten Tropfen gewohnt, war er sehr dankbar für „geistliche“ Getränke, denn wir Geistlichen bekamen doch hie und da einen Kirsch oder Treber durch die Maschen der Paketzensur. Er hatte einen sechsten Sinn entwickelt und wußte die verborgendsten Winkel, wo ein Stamperle

Kirsch versteckt sein konnte. Er sagte dann immer gerührt: „Vergelt's Gott, tausendmal!“ Wenn er mich irgendwo sah, fragte er weinerlich von seinem Fahrrad herunter: „Riesterer, hast kein Vergelt's-Gott-Tröpfle?“ Als er später Oberhaupt aller Plantagenkapos wurde, hat er's wieder gutgemacht und oft eines oder beide Augen zugeedrückt. Einmal hat er mich nicht ganz grundlos heftig geohrfeigt!

Eines Tages war in der Teetrockenkammer ein kleiner Brand ausgebrochen, Schuld waren mehrere Laienhäftlinge, die das Kamin geöffnet und ihre Kochgeschirre mit Suppe hineingehängt hatten. Die Häftlinge sollten entlassen und bestraft werden. Der junge Priester Hans Rindermann gab sich als Schuldigen an und rettete so die andern. Dafür wurde er mit Entlassung aus diesem und Versetzung in ein schlechteres Kommando bestraft. Kapo Waldhauser seinerseits setzte sich für ihn ein, trug dem Chef den Fall vor. Das Opfer des Priesters machte guten Eindruck und die Strafen wurden zurückgenommen. Auch sonst hat Kapo Waldhauser gelegentlich vermittelt. Er tat aber auch das Gegenteil. Fast alle Kommandos hatten heimlich einen elektrischen Kocher irgendwo versteckt, manche hatten auch mehrere, zwei oder drei. Das war selbstverständlich streng verboten. Waldhauser machte Jagd auf sie und holte ganze Körbe voll. Ich war darauf vorbereitet gewesen, stellte einen alten Spirituskocher sichtbar auf und auf das Tablett dahinter, für seinen sechsten Sinn berechnet, das Vergelt's-Gott-Tröpfle. Die Rechnung stimmte.

Bienenhauskommando, ohne Priester, Kommentar überflüssig, weil Honig fließt. Kapo: Bienert, ein gewiegter Schieber im großen. Kein Kommunist. Er ging im Auftrag der SS-Familien, die in den Siedlungshäusern in der Nähe wohnten, auf die umliegenden Dörfer, kaufte Mehl, Kartoffeln, Eier, Speck usw. ein, indem er angab, das sei für die armen, hungernden Häftlinge, und erhielt natürlich bei den guten Leuten, was er wollte.

Es ist selbstverständlich, daß – er selbst ausgenommen – keiner von den Häftlingen Anteil bekam.

Gladiolenkommando: Viele Priester fanden hier leichte Arbeit. Gepflanzt wurden etwa drei Millionen Gladiolen, daraus wurde Vitamin C gewonnen. Blätter und Blüten wurden gepreßt, der Saft destilliert und verschiedentlich im Laboratorium behandelt, verdampft, so daß ein braunes Pulver übrig blieb, das dann einige Prozent Vitamin C enthalten sollte. Was Vit. C in Wirklichkeit ist, das weiß noch niemand (Dr. R. Hauschka, Die Substanzlehre 1943), es ist ein Postulat der Medizin. Wenn bestimmte Stoffe im Körper fehlen, treten Krankheiten auf. Gibt man gewisse Kräuter und Grünzeug, so verschwindet die Krankheit. Also muß im Gemüse eine Lebenskraft – Vitamin – enthalten sein. Die SS-AG machte daraus ein Geschäft: 100 Kilo „Vitamin-C-Pulver“, wie es in den Handel kam, kamen wie folgt zustande: 60 Kilo reines Kochsalz, 35 Kilo Thymian, Liebstöckel und andere Gewürz- und Teekräuter, 2 Kilo Rinderfett und 3 Kilo Gladiolenpulver! Preis pro Kilo 22 RM. Jahresverdienst 80 000 DM, zumeist Heereslieferungen.

Kapo: Prof. Prym, ein tschechischer Gelehrter und Offizier, ruhig, gerecht und gebildet.

Das Trockenbodenkommando: Beschäftigte fast nur Priester.

Von den Feldern wurden hier die Teekräuter getrocknet, gemahlen und sortiert, zum Teil auch verschickt. Die Sammelaktion der Schulkinder in Dorf

und Stadt endeten hier, und manch ein Häftlingspriester fand auf den Papiersäcken den Namen seiner Pfarrschule. Das machte ihm wohlverständlich das Herz schwer. Die im guten Glauben von den Kindern gesammelten Kräuter – oft unter so vielen Opfern – füllten der SS-AG die Taschen. Nur gegen teures Geld bekamen die Soldaten diesen Tee (Heereslieferungen). Man kann wohl sagen, daß bei diesem Kommando unser badischer Mitbruder Fränzenik, Pfarrer von Bollschweil, den Tod geholt hat. Er war in einem kleinen Raum beschäftigt mit einem jungen, armen Polen zusammen. Die Kräuterschneidemaschine stäubte derartig, daß es fast unmöglich war, längere Zeit hier auszuhalten. Ich habe es ihm oft gesagt, er soll das Kommando wechseln. Es wäre uns Priestern ein leichtes gewesen, ihn an besserer Stelle unterzubringen: Er tat es nicht, angeblich, weil der arme Kerl, den er laufend unterstützte, ihn dauerte. Ohne es zu wissen, scheint er $\frac{3}{4}$ Jahr vor seinem Tode den Bauctyphus durchgemacht zu haben. Die Sektion ergab es. Ich habe ihm öfters auf die Arbeitsstätte hinaus die hl. Kommunion gebracht. Noch am dritten Tage vor seinem Tode arbeitete er. Der Zusammenbruch kam plötzlich und war total. Er wurde aufgebahrt im Revier und unter Anwesenheit der Badener und anderer Priester eingesegnet. Noch im Tode lag ein freundliches Lächeln über seinem Gesicht.

Kapo des Trockenbodens war der berühmte Ingenieur Schneider, gerade er war es, der Fränzenik drückte, wo er konnte; ein Streber im Dienste der SS, intelligent im Aussehen, unermüdlich und tüchtig in der Büroarbeit, aber ohne Herz. Dazu überheblich ohne Grund. Wenn alle 1200 Mann zum Abmarschieren beisammen waren, auf den mußte man noch warten.

Kommando Malerei und Glaserei: Beschäftigte stets auch einige Priester als Anstreicher.

Kapo: Gerlach, ein Kommunist aus Dresden, schnell in der Wolle, aber im allgemeinen gut mit den Leuten. Er hat nie geschlagen, aber auch selten eine Pause beim Schimpfen eingelegt. Er war regelmäßig mein Gast und hatte das Bedürfnis, einem Priester seine Schicksale zu erzählen.

Kommando Schlosserei, für die Bedürfnisse der Plantage: Beschäftigte nur Fachleute, aber manche von uns hatten dort manchmal zu tun.

Kapo: Philipp Greif, ein Frankfurter kommunistischer Abgeordneter, ein kleines, energisches Männchen. Stand gut mit uns Pfarrern, wenn er auch unsere Anschauungen ablehnte. Gott ließ er noch gelten. Er war oft bei mir in meiner Versuchsabteilung, von der unten die Rede ist, zu Gast und war die lebende Zeitung. Aber seine Parolen waren oft ganz phantastisch, so daß man ihn nicht mehr ernst nahm.

Kommando Schreinerei: Beschäftigte auch polnische Priester, besonders um Weihnachten, wenn die Spielsachen für die SS-Kinder in der Siedlung zu machen waren. Unter den polnischen Priestern sind viele Künstler. Das fällt auf.

Kapo war der „schöne Wilhelm“. Der brachte es fertig, trotz der sog. hermetischen Abschließung der Häftlinge von der Außenwelt der Vaterfreuden teilhaftig zu werden. Er fiel deswegen nicht einmal tief in Ungnade... denn seine Beschützerin war Schwester Pia, und die hatte den Rang eines Obergruppenführers, also Generalsrang.

Später gab es noch eine Photoabteilung, von Priestern verwaltet; unser Landsmann Paul Wasmer kam dort zu Ehren. Das war selbstredend eine

schlaue Sache, denn die Dunkelkammer muß man naturgemäß bei der Arbeit sperren. Gott aber, der auch in der Dunkelkammer sieht, segnete Schlaf und Appetit. Einmal aber sind sie samt ihrem benediktinischen Kapo (Franz Sales Heß, Abtei Münsterschwarzach) doch hereingefallen: Sie hatten auf dem elektr. Kocher in der Dunkelkammer Erbsen aufgestellt. Der Arbeitsraum aber befand sich in einem großen SS-Verwaltungsgebäude. Da – Sirenen, Großalarm! Alles in die Bunker! Es geht lange, stundenlang. Als wie wiederkommen, zieht durch das ganze Haus brenzlicher Geruch und blauer Rauch. Lebet wohl, Speck und Erbsen! Sie hatten vergessen, den Kocher auszuschalten...! Wie sie es abgebogen haben, daß die Sache ohne weitere Untersuchungen unter den Tisch fiel, war auch ein Meisterstück benediktinischer Kunst. Soviel über die Kommandos der Plantage. Über die Kommandos im Lager und in den umliegenden Betrieben ist später zu reden. Die Verwaltung und Oberaufsicht über die Plantage lag in den Händen des SS-Hauptsturmführers Vogt. Ein in jeder Beziehung korrekter Vorgesetzter. Er war ehemals auf einem Klostersgut in Jugoslawien Verwalter gewesen. Religiös betätigte er sich freilich nicht sichtbar, aber seine Frau und zwei Kinder ließ er gewähren. Priestern gegenüber war er wohlwollend, obgleich gerade sie keine idealen Häftlinge nach ihren Begriffen waren. Die Beaufsichtigung – nicht bei der Arbeit, sondern das Hüten, daß keiner durchbrennt – lag in den Händen eines SS-Kommandoführers und etwa 20 Wachtposten, vier mit Hunden. Sie bildeten eine Postenkette rings um die Plantage. Wer sie überschritt, wurde ohne Anruf erschossen. Man hat Häftlinge, besonders Juden, mit Absicht in der Nähe der Postenketten beschäftigt oder sie aufgefordert, jenseits der Grenze ein Brett zu holen. Darauf ein Schuß und nach Hause die Meldung: Auf der Flucht erschossen. Ich habe das nicht gesehen, man erzählte es nur.

Der Todessommer der Dachauer Priester

Verlaß mich darum nicht, denn die Bedrängnis naht!
 Und niemand ist, der hilft.
 Gar viele Stiere mich umringen und starke Büffel mich umlagern:
 Sie sperren wider mich den Rachen auf
 Gleich einem beutegierigen Löwen brüllend.
 Wie Wasser bin ich hingegossen, verrenkt ist mein Gebein.
 Wie Wachs geworden ist mein Herz, zerflissen mir im Busen.
 Vertrocknet wie die Scherbe ist mein Schlund
 Und meine Zunge klebt am Gaumen;
 Bis in den Staub des Todes hast Du mich gebeugt.
 Denn mich umringt der Hunde Meute
 Und mich umdrängt der Frevler Rotte (Ps. 21).
 Sic dicere licet conrucifixos Christo. Deo gratias!

Fast alle Priester gingen im Frühjahr 1942 zur Arbeit. Mitte April wurden wir ausgelesen zum Arbeitseinsatz: Der SS-Unterscharführer war ein Priesterhasser, fragte jeden, warum er da sei, und erlaubte sich die niedrigsten Bemerkungen. Anfang Mai sollte die Arbeit einsetzen. Einige werden aber schon vorher gebraucht. Wer meldet sich freiwillig? An die 20 melden sich. Ich nicht, denn es ist alter soldatischer Grundsatz: Nachdem man im Leben sowieso schon viele Dummheiten gemacht hat, soll man nicht neue machen.

Freiwillig melden gilt aber als solche. – Und auch in diesem Falle bekam der Soldat recht. Die 20 mußten ohne Mäntel beim elendesten Schauerwetter und bissig kaltem Wind auf dem kalten Boden herumkriechen, jäten oder Wiese umbrechen, Balken für einen Neubau schleppen und froren durch und durch.

Am 3. Mai wurde auch mein Name aufgerufen. Mit dem evangel. Pastor Christian Reger holte mich Kapo Weber in die Heilkräuter-Lehrkultur, um die Schaubeete zu bestellen. Die Arbeit war an und für sich leicht, aber wir durften uns keine Minute Ruhe gönnen, weil unsere Beete an der Straße lagen, wo ständig SS vorbeifuhr. Zu dieser Zeit waren die Kräuter und Stauden noch unbelaubt und boten keinerlei Deckung.

Kapo Weber tobte herum, weil die Pfaffen die Beete rudibutzi kahl jäten, also Unkraut samt Basilikum und Wermut ausreißen.

Der Hunger und das Elend nehmen zu. Ich wundere mich eine Zeitlang, daß ich mich beim Rasieren immer schneide. Und merke erst später, daß die Backen- und Kieferknochen scharfkantig herausstehen. Die Augen liegen hohl. Es wachsen allmählich Radieschen und Rhabarber. Sie werden zur Lebensgefahr, indem manche aus Hunger sich unbeherrscht darüber hermachen. An den Fersen bricht die Haut auf, das Gehen macht müde. Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag gibt es eine kleine Arbeitszulage, etwa 50 g Sülze oder Wurst ohne Brot. Im Block ist das Essen nicht schlecht, aber viel zu wenig. Alle Priester leiden schwersten Hunger. Es war ein wirklicher, dumpfer Schmerz; dabei gaukelte einem die Phantasie die bezauberndsten Bilder gefüllter Schüsseln vor und mir speziell die süßen Staufener Kirschen. Dazu die Reue über den Freudenstädter Zwetschgenkuchen mit dem guten Vorsatz: Ich werde in meinem ganzen Leben, wenn Gott mich aus diesem Elend herausführt, keinen Zwetschgenkuchen mehr verschmähen!

Es ist ein heißer Junitag. Abends beim Zählappell müssen wir lange warten! Drei Priester brechen zusammen, der erste war Paul Hiller. Mir wird es auch düster, kann mich aber aufrecht halten. Neben mir flüstert ein Kamerad: Halt mich, halte mich! Und es führte ein Blinder den Lahmen. Häftlinge aus andern Baracken stehen im Block daneben und grinsen höhnisch herüber, hoffend, daß noch mehr zu Boden sinken.

Schmiedel, ein Priester aus einer östlichen Diözese, arbeitet in Abteilung IV, nicht weit von mir. Ich sehe ihn heute noch am Holunderbusch stehen. Einige Tage darauf war er tot.

Eine schwere Durchfall- und Ruhr-Epidemie bricht unter den Priestern aus. Pater Riepe – welch edler und heiligmäßiger Priester – holt bei mir einen Schubkarren. Ich erschrecke bei seinem Anblick. Wir bringen den Sterbenden ins Krankenrevier, zwei Tage vor dem Feste Christi Himmelfahrt. Er sagte: „Am Dienstag werde ich im Himmel sein. Ich freue mich sehr, bei Jesus zu sein. Ich habe viele Freunde droben.“ Und er starb.

Dr. Bernhard Wensch, Jugendpräses der Diözese Meißen, jung an Jahren, eine feine Priestergestalt, gab von dem wenigen, das er hatte, noch an ärmere ab. Er sank ins Grab.

Beim Block der polnischen Priester fällt einer auf mit zerschlagenem, blutunterlaufenem Gesicht. Er hat mit noch einem Priester einen sterbenden Kameraden ins Revier bringen wollen: Fort mit euch. Er bat für den Schwer-

kranken um Aufnahme! So! Wer bist du denn? Ich bin Professor für Völkerrecht an der Universität X! Antwort der SS: Ja, gibt's denn sowas auch? Und man zerschlug ihm das Gesicht. Kranke, Sterbende und Tote müssen mit zum Zählappell: Man sieht Bilder, die einen Stein erweichen müßten: Kameraden erbarmen sich und schleppen den Bewußtlosen mit, manche, die noch stark genug sind, tragen Tote auf dem Rücken mit. Die Nummern müssen stimmen.

Mein Kamerad bei der Arbeit wird auch befallen. Er ringt drei Wochen mit dem Tode. Aber er haut sich durch.

Da zur Zeit die Austeilung der hl. Kommunion in der Kapelle zuviel Zeit in Anspruch nimmt – wegen der Arbeitspflicht – nehmen wir bei der hl. Opferung eine Hostie in die Hand, lassen sie bei der hl. Wandlung konsekrieren und empfangen sie, indem wir sie uns selbst geben. Sie war unsere letzte Kraft und Stärke: Paratur nobis mensa Domini adversus omnes, qui tribulant nos. Der Tisch des Herrn ist für uns bereitet gegen alle, die uns bedrängen (Brev. Fronl. II. N.). Ich nahm öfters eine zweite Hostie in die Hand, nahm sie in einem reinen Papierchen mit auf die Plantage, um den armen polnischen Priestern, die dieser Tröstung entbehren mußten, die hl. Kommunion bringen zu können. In einem Tannenbäumchen hatte ich meinen Tabernakel.

Heute sah ich etwas sehr Trauriges. Wir mußten im Lager antreten, um von unserm Konto für Kantineneinkäufe Geld abzuheben. Wir standen am Fenster vor dem Bad. Drinnen war eben Exekution. Hängen. Das war eine Lagerstrafe für irgendein kleines oder größeres Vergehen. Zwischen den Trägern des Baderaumes waren Balken in etwa 2 1/2 m Höhe angebracht. Die Hände wurden dem Häftling auf den Rücken gelegt, zusammengeschnürt, und dann wurde er an einem Seil am Balken hochgezogen. Die Schultergelenke wurden ausgelenkt. Die Gequälten erbrachen sich, der Angstschweiß drang aus den Poren und rann auf den Boden. Große Häftlinge konnten sich zur Not mit einem Fuß etwas aufstützen. Bis zu einer Stunde dauerte die Qual. Mehrere hingen schon, als ich durch das Fenster sah.

Ich schlief in der Nacht darauf schlecht. Was ich gestern gesehen hatte, ging mir nach. Außerdem erzählte beim Warten auf das Ende des Zählappells mir ein österreichischer Priester etwas Schreckliches: Er war vorher in einem andern Lager gewesen. Abends sah er mehrere Hundert neugekommene Häftlinge. Sie traten vor der Revierbaracke an, um dort gewogen, gemessen und registriert zu werden. Jeder mußte sich vor der Baracke ausziehen, legte seine Kleider in einem Bündel vor sich hin, wurde dann gerufen und... kam nicht mehr. Im Meßraum stand ein SS-Mann, angetan mit einer Wachstuchschürze. Er hielt ein Instrument unter der Schürze, wie es im Schlachthaus zum Töten der Schweine verwendet wird: also ein etwa meterlanger Holzstiel, vornen ein durchgebohrtes Eisen mit einem Bolzen. Wenn die Größe des Gefangenen gemessen wurde, trat er hinter ihn, legte ihm statt des Maßstabes das Mordeisen an den Hinterkopf und schlug mit dem Hammer zu. Ohne Laut sanken die Opfer dahin, wurden herausgeschafft und ein neues kam an die Reihe. Die Gefangenen seien alles Russen gewesen.

Quare tristis es, anima mea et quare conturbas me?
Warum bist du traurig, Seele, und warum verwirrt? (Hl. Messe)

Zuweilen muß ich an das ergreifend schöne Gefallenen-Denkmal im Konviktskirchlein in Freiburg denken! Eine unsagbar trauernde Mutter – die Ecclesia, die heilige Mutter Kirche – sitzt so still auf dem Sarge der Hingeschiedenen, betend und leidend. O Mutter Kirche, wie erst graben sich die Falten des Harms und stillen Leidens in Dein Antlitz, da Du der hinsterbenden Priester von Dachau gedenkst! Ihr Lebensopfer und auch das meine, wenn Gott es verlangt, sind für Dich, Du weise Verwalterin der göttlichen Barmherzigkeit.

Als ob Sterben in diesem Zustand ein Opfer wäre! Leben ist viel, viel schwerer. Die meisten Priesterkameraden, die zur Zeit – an manchen Tagen sind es zwei oder gar drei – an Hunger und Entbehrung sterben, haben einen leichten Tod. Der Erschöpfungszustand gibt dem körperlichen Schmerz keine Handhabe mehr, den ausgemergelten Leib zu quälen. Die seelischen Kräfte aber sind sehr wach, und jeder weiß ohne Schrecken, wohin sein Weg geht.

Der stellvertretende Lagerälteste heißt Martin; er ist ein Häftling und hat eines der höchsten Lagerämter inne. Ein dicker, kleiner Schieber. Es gibt kein anderes Wort, das so gut auf ihn zugeschnitten ist. Seine Fettwülste im Nacken und der Schlepptuchbauch sind eine lebendige Provokation für uns. Und jeden Morgen, wenn wir beim Zählappell stehen, trägt er auf seiner Schulter einen weißen Wäschekorb mit Brot und Würsten in seine Sonderbude für sich und einige vom Lagerschicksal Bevorzugte. Er wurde später von seinen eigenen Häftlingskameraden bei einem Transport halb totgeschlagen und tat dann das Klügste, was er machen konnte, er starb noch gar.

Die jungen Russen, diese armen Bürschchen, werden auch schwer mit dem Hunger fertig. Von der Gestapo und Verwaltung des Landes wurden sie den Eltern mit 12 bis 15 Jahren einfach weggenommen, in den Zug eingeladen und in ein Land verschleppt, dessen Sprache sie nicht verstehen, ohne Wäsche, ohne jede Hilfsmittel; sie dürfen nicht heimschreiben, und die Eltern wußten bis zum Ende des Krieges nichts mehr von ihnen. Sie kamen allerdings erst im Spätjahr in kleinen Trupps an und arbeiteten dann mit uns auf der Plantage im andern Jahr. Sie fangen Bienen mit der Hand, drücken sie ein wenig, lassen sich in den Daumen stechen und reißen sie dann in zwei Teile. Das Leibstück der Biene setzen sie sich an den Mund und saugen es aus. Sie machen sich aus Verboten nicht viel, stöbern da und dort Möhren oder sonstiges Ekbares auf und machen sich aus Prügeln gar nichts. Die kommunistischen Kapos sind in einer Sackgasse. Sie müssen gegen ihre Brüder aus Rußland vorgehen, sie zur Meldung bringen und die Möhren abnehmen. Die Russen sind auf diese kommunistischen deutschen Stuben- und Blockältesten und Kapos geladen. Ihr Kommunismus ist ja auch tatsächlich ein ganz anderer. Es ist zu sagen, daß sie mit Kameraden stets teilen.

Ein Bändchen von Rainer Maria Rilke kommt mir in die Hände: Briefe an einen Freund. Mit vielen lebenswahren Gedanken: „Geduld ist alles“, sagt er. Dies Wort wiegt schwer, aber wahr ist es, ganz wahr.

In der Mittagspause nach dem Essen, bevor wir wieder zur Arbeit ausmarschieren, müssen wir in die Sonnenhitze vor die Baracke. Jeder ist so schwach und möchte sitzen. Aber Schemel vor den Block nehmen ist verboten. Man lehnt sich wenigstens mit der Schulter ein wenig an die Baracke. Kommt die Weisung: verboten. Man setzt sich auf den Randstein: Kapp, der Lager-

gewaltige, sieht es: verbietet es streng. Wir legen uns dann langenswegs hin auf die Blockstraße: es kommt die Anweisung: bei schwerster Strafe verboten! Jetzt ist klar, daß man uns Priester mit Gewalt um die Ecke bringen will.

Eines Mittags bei größter Hitze heißt es: schnell essen, dann antreten und eine ganze Stunde lang gemeinsam schreien: „Sämtliche Blockschreiber! Kapo Weberei! Lagerkapo.“ In sich ein blühender Unsinn, aber es dient dem Ziel geistiger Verblödung.

Das Los meiner Angehörigen im Pfarrhaus von Mühlhausen bedrückte mich. Wenn auch meine Mutter in ihren Briefen ihre Sorgen zu verbergen suchte, las ich es deutlich zwischen den Zeilen. Man bedenke, meine Möbel und Hausrat wurden im Pfarrsaal zusammengestellt, und den zwei leidgedrückten Leuten war die Bühne des Saales Küche, Wohnraum und Schlafraum. Das kleine Fenster dieses durch eine Holzverschalung vom Saal abgetrennten Zimmerchens ging nach Norden, so daß kein Strahl der Sonne während des ganzen Winters sie erfreute. Aber auch hier waren sie nur geduldet, und das nicht mehr lange.

Im August um Verklärung erfaßte die Seuche auch mich. Beim letzten Vierteljahrswiegen im Juni hörte ich 48 Kilo sagen.

Ein schweres Gewitter hing in Richtung Stadt Dachau am Himmel. Es war etwa 3 Uhr mittags. Als der Regen wolkenbruchartig vom Himmel kam, versuchten wir trotz des Verbotes unterzustehn. Da wurden wir verjagt, angeblich, weil der Lagerführer Hoffmann, ein notorischer Mörder und gefährlicher Mensch, zu Besuch in der Plantage war. Unter einem Klettenstrauch lag ich nun, durch die großen Blätter etwas geschützt, aber von unten stieg das Wasser – ich fror, daß die Zähne aufeinanderschlugen, und holte mir eine schwere Erkältung der ganzen rechten Seite.

Beim Mittagessen am andern Tag sahen mich die Kameraden am Tisch mitleidig an und redeten leise. Mein rechtes Auge konnte ich nicht mehr bewegen, das Genick war steif, und ich war gelb. Dazu Brechdurchfall. Der Abort auf der Plantage durfte laut Anschlag nur von 9–10 und 3–4 benützt werden. Für mehrere hundert Mann 2 m Raum (Stange im Freien). Als wir in der Zwischenzeit in der größten Not doch hingingen, schlug mir der SS-Kommandoführer mit einem Stecken ein paar mal auf den Kopf. Kapo Weber gab mir Blutwurz zum Kauen, wir schluckten Holzkohle, die das Revier verteilen ließ. Trotz allem schleppte ich mich auch am andern Tag wieder zur Arbeit. Dann ging es nicht mehr. Ich saß so elend auf einer Tonne im Eck des Gewächshauses, apathisch für alles, da sah mich der Schreiber Anton Haufe, der spätere Kapo, und gewährte mir auf seine Gefahr hin die Bitte, mich einige Stunden auf dem Speicher eines Geräteraumes niederlegen zu dürfen. Mit Mühe kam ich die Leiter hinauf und lag nun zwischen Blumenkörben, Drahtgestellen und Schilfmatten, wartend auf den Tod . . .

In weiter Ferne aber, in einem stillen Waldwinkel der Hegauberge, steht die Herbe Madonna von Schenkenberg, mit der starken Hand und dem Zepsterstecken! Die sicher Führende! Aber welche Wege führt sie! Herr, erbarme Dich unser!

Und im Kämmerchen des Pfarrhauses Mühlhausen beten zwei gute Seelen – selbst Halbverbannte – über ihre eigene Not hinweg für meine größere.

In der Wiege Gottes

Als ich nach Stunden erwachte, war das Fieber zurückgegangen, und ich spürte, daß ich dem Leben wiedergegeben war. Einen neuen, klaren Beweis hatte mir der Himmel gegeben, daß er mich durch alle Fahrnisse hindurchschleusen wollte.

Trotz verschärften Fastens war von da an das Hungergefühl nicht mehr schmerzhaft wie früher. Ja, eine nie gekannte körperliche Leichtigkeit stellte sich ein, verbunden mit einer tiefen Freude. Sagt doch selbst die Hl. Schrift:

O überlaß dich nicht der Traurigkeit
 Und plag dich nicht mit deinen Sorgen!
 Frohsinn ist Leben für den Menschen,
 Des Mannes Fröhlichkeit verlängert ihm das Leben (Sir. 30, 21).

Wie alle Überlebenden dieser Zeit – Priester und Nichtpriester – bezeugen, war jahrelang jeder sinnliche Gedanke ausgeschlossen, ja eine Unmöglichkeit, es war ihm völlig der Boden entzogen, dafür wuchsen auf diesem Boden herrlichste Blüten.

Ich begann damals das schwierige Wort des hl. Paulus vom 3. Himmel zu verstehen. Daß es also Stufen der Seligkeit gebe! Nichts natürlicher als das. Die Seligkeit ist von der Erkenntnisfähigkeit der Seele abhängig. Wenn man Steinkohle auf eine Temperatur von 100 Grad bringt, so gibt sie bestimmte Stoffe her, erhitzt man sie höher auf 140 Grad, so sind die Produkte viel wertvollere und so fort. Kommt dazu noch der Druck, so werden neue Reiche der Chemie erschlossen.

Die Wärme des Gott liebenden Herzens, das Schweigen aller niedern Dinge durch Fasten, der äußere Druck der steten Lebensgefahr und Opfer befähigten die Seele, auch in einer Hölle ein Stück Himmel zu erleben. Ein ganz neuer Sinn für Worte der Hl. Schrift ging uns auf. Weil sie nicht so sehr für, sondern a u s Nöten heraus erlebt und dann aufgezeichnet waren. Auch sonst wurden die Sinne schärfer: man hörte genau und unterschied durch Hören, für Farben bekam man einen ganz neuen Sinn, ja man konnte durch die Nase sozusagen meilenweit sich nach unserer Küche orientieren. Das bräuchte nun freilich nicht gerade ein Wunder sein.

Ich hatte das Gefühl, in der W i e g e Gottes zu liegen, ganz sicher. Das Denken hatte Er uns sozusagen abgenommen. Es fügte sich alles so wunderbar, man mußte es nur erkennen.

Wochenlang hat mich der Gedanke des o sacrum convivium glücklich gemacht. Für den Dachauer hungernden Priester übersetzt: o heiliges Z u s a m m e n l e b e n mit Christus . . .

Christian Reger, mein evangelischer Kollege, ist mit allen Wassern gewaschen. Er arbeitet mit mir. Eben ist er wieder verschwunden und pirscht sich wahrhaftig an den SS-Wachtposten heran. Rupft solange Gras in dessen Nähe aus, bis der Posten aufmerksam wird und einige Worte spricht. Aus dem Dialekt, den Reger sofort heraushat, ergeben sich Anknüpfungspunkte, denn Reger ist von Geburt Badener (aus Bruchsal), lebt in Pommern, seine Frau ist aus einem andern Eck, studiert hat er zur Not überall, Soldat gewesen, bitte, was gefällt? Der Posten ist ein positiver evangelischer Christ (gehörte einer

pietistischen Sekte an) und sagt (1942): „Wenn wir diesen Krieg gewinnen, dann kann es keinen Gott im Himmel geben.“ Und Reger kommt mit einem Stückchen Brot, teilt es redlich mit mir.

Eines Tages kommt der Kapo und sagt: Die Mischehe wird jetzt getrennt. Ich bekomme Ludwig Bettendorf, etwa 60 Jahre alt, Priester der Diözese Trier, als Gehilfen. Da er sehr schwach war, habe ich ihm zwischen einem Beet mit Wermut und Rainfarnstauden ein Lager gemacht, und jeden Mittag hielt er ein Stündchen „heilige Zeit“. Er hatte wegen einer ganz harmlosen Sache 25 Hiebe aufgenäht bekommen und laborierte schon ein Vierteljahr an den Wunden.

Das Priestersterben hört noch nicht auf.

Wir sind so schwach, daß wir bei der hl. Messe in der Kapelle am Boden liegen, manche an die Wand angelehnt. Merkwürdig, daß bei so vielen Priestern nach der Durchfallperiode Wasser in den Füßen auftritt. Mir geht es auch so. Einige sterben daran. Man hilft sich durch kleine Gaben von Digitalisblättern und Liebstock. Jeder vierte Mann von uns deutschen Priestern wurde in diesem Sommer vom Tode ausgezählt.

Bettendorf ist fort und ein Kamaldulenser, ein kleingewachsener polnischer, lieber Confrater kommt als Ersatz. Seine Beine sind blau und bis weit herauf geschwollen. Voll Wasser. Ich hüte ihn beim Schlafen zwischen dem Rainfarn und Wermut. Gnad uns Gott natürlich, wenn sie uns erwischen.

Emil Thoma, mein lieber badischer Landsmann, kommt beinahe täglich bei mir vorbei. Er ist bei den Blütensammlern, Kommando Trockenboden. Ich leihe ihm ein Kistchen, damit er sitzen kann beim Pflücken.

Ich habe einen Brief heimgeschrieben, als mir so elend war: „Nach meinem Tode sollt Ihr meine Asche in Dachau anfordern. Mein Grab sei in Mühlhausen in der Bruder-Konrad-Kapelle.“ Der Brief wurde Gott sei Dank von der Zensur zerrissen und mir 25 Hiebe versprochen, mehrere davon habe ich noch zugeht, aber nicht alle.

Es geht die Parole, das Konzentrationslager würde zu einem Arbeitslager umgestaltet werden, und wir Priester würden entlassen! Andere wollten wissen, wir kommen in ein Kloster und werden dort interniert.

Über die Kriegsergebnisse waren wir immer aufs beste unterrichtet. Wir haben – 2m vom SS-Posten entfernt – englische Sender gehört. Nur eine dünne Wand trennte uns. Die Neuzugänge erzählten uns aus der Heimat. Die Briefe brachten verdeckt auch manche hoffnungsvolle Nachricht.

Eine große Freude bedeuteten für uns die Briefe von Erzbischof Gröber. Sie gingen von Hand zu Hand und wurden auch von Nicht-Freiburgern gerne gelesen. Der Bischof von Hildesheim schrieb auch an seine Priester. Man sagte uns Freiburgern öfters: Alle Achtung vor euerm Bischof, der tut auch noch etwas für euch. Der Gesundheitszustand der Priester besserte sich langsam.

Nicht besser aber werden die Verhältnisse auf dem Block. Unser Stubenältester ist Fritz Dürr, Kommunist aus Mannheim, ein noch junger Bursche. Er war Vorsitzender des Bundes gottloser Kinder für Baden, stammte aus einer Hotzenwälder Mischehe und war protestantisch erzogen worden. Er hatte seine Lieblinge und solche, die er nicht mochte. Dazu gehörte auch ich. Er war, zum Gegensatz von anderen Stubenältesten, beim Essenausteilen korrekt,

hatte seine fröhlichen Tage und war auf Reinlichkeit bedacht. Er war aber auch parteiisch, konnte wegen einer Kleinigkeit rasen und machte uns dann tagelang einen Wirbel. Besonders auf die Großfeste der Kirche waren wir auf Sonderzulagen dieser Art gefaßt. Er warf den Tisch, an dem die Priester zum Essen saßen, samt den wertvollen Speisen um, gleichgültig, was weiter geschah, jagte uns am Abend ohne Abendessen ins Bett, plagte uns fürchterlich mit dem Pantinensäubern und pflegte einen abgöttischen Bodenkult. So schön das zu lesen ist, es stellt sich niemand vor, was für Unannehmlichkeiten damit verbunden waren. Einige, die er wahrscheinlich gerne durch den Kamin geschickt hätte, nahm er immer zum Blocken des Fußbodens. In der Sommerhitze während den kurzen Mittagspausen, morgens und abends $\frac{1}{2}$ Stunde den schweren Blocker auf dem Boden schieben, dabei krank, elend, todmüde, ohne Erbarmung . . . ; es war hie und da schon ein wenig stark. Man freute sich auf den Sonntag, da war wenigstens für gewöhnlich Arbeitsruhe. Doch zu früh gejubelt: Generalreinigung! Alle Spinde werden gerückt, alle Betten müssen vor die Baracke, werden naß samt den Decken, werden wieder durch die Fenster hereingegeben, da kommt Kapp und schreit: „Wer hat den Befehl gegeben, schon einzuräumen? Alles wieder auf die Straße!“ Halb ist man soweit, kommt neuer Befehl: Sofort einräumen! In 10 Minuten darf nichts mehr auf der Straße stehen! Alles geht wild durcheinander. Schreien, Schlagen, Lachen und Weinen, alles findet sich. Schließlich kommt noch die „blonde Bestie“ zu Besuch und tobt über die Unordnung. Es ist wahr, wir zittern, wenn der kommt. Nur der Mainzer Benedikt Rodach mit der ausgeliehnen Freiburger Moral wird mit ihm fertig, er hat ein gewinnendes Lächeln, vielleicht auch aus dem Kolleg mitgenommen, ich weiß es nicht.

Da und dort tauchen Läuse und Infektionskrankheiten auf. Die Lauskontrolle wird streng gehandhabt. Man geht die Woche zweimal unter die heiße Brause. Eine große Wohltat. Jede Baracke hat einen Blockfriseur, zweimal in der Woche wird rasiert, und wöchentlich sind die Kopfhaare zu scheren. Fine Zeitlang mußte jeder vom Genick zur Stirn einen Kahlstreifen tragen, die sogenannten Adolf-Hitler-Straße. Für Deutsche wurde sie wieder abgeschafft, und zum Schluß trugen sie nur noch Russen und Italiener.

Die Kantine liefert Kopfsalat, Möhren und Muscheln. Das sind wertvolle Zugaben, andererseits werden sie den geschwächten Menschen wieder zur Gefahr.

Wiederholt ist schon Brot aus den Spinden gestohlen worden. Es gab allerlei Gäste unter uns. Andererseits ist es zu verstehen, daß der eine oder andere nicht über den Hunger hinwegkommt.

Eine ständige Angst liegt auf dem Lager wegen der Invalidentransporte. Es kam die sog. Todeskommission. Sie durchmusterte das Revier und schied Hunderte von Opfern aus. Ein Arzt sah sich die Leute an, stellte sie auf die rechte oder auf die linke Seite, und letzteres bedeutete den sicheren Tod (durch Vergasung oder Todesspritze). Unser Badener Richard Schneider war zufällig wegen einer Kleinigkeit im Revier. Er stand schon unter den Verurteilten, da rettete ihn ein Pfleger, lobte ihn als fleißigen Arbeiter und stellte ihn zur Rechten. Das ist der Mensch, wenn er sich selbst zum Herrn über Leben und Tod macht.

Im Krankenrevier geschehen auch andere schwere Vergehen an Häftlingen. Drei Versuchsstationen mit lebenden Menschen haben ihren Betrieb eröffnet:

Die Malaria-Versuchsstation des Prof. Schilling, ein alter Mann, stark nach vorne gebeugt, den Blick zu Boden gesenkt, sah man ihn mit der Tasche unter dem Arm über den Appellplatz gehen. Ich kannte ihn persönlich und ziemlich genau. Wenn nur ein Hundertteil aller Wünsche der Häftlinge an ihm in Erfüllung gehen, dann hat er in alle Ewigkeit keinen guten Tag mehr.

Er bezog von einem Tropeninstitut im Rheinland Brut der Malaria-Stechmücke; diese wurde ausgebrütet und in kleinen Käfigen den Versuchs-Opfern auf den Arm gesetzt, nachdem sie vorher mit einem Krankheitsträger in Berührung gebracht worden waren. Es gab drei Behandlungsgruppen: 1. Häftlinge, die vor der Infizierung eine Präservativspritze oder Tabletten bekamen. 2. Häftlinge nur mit Nachbehandlung. 3. Häftlinge, die weder vor noch nach der Ansteckung behandelt wurden. Von diesen sind die meisten umgekommen.

Am meisten wurden polnische – oft aber auch deutsche Priester, die gerade im Revier waren – zu den Versuchen herangezogen. Der Erfolg der Behandlung war minimal. Berlin forderte 27 % Heilerfolge, Schilling kam tatsächlich auf 6–10 %, brachte es aber fertig, 18 % zusammenzudichten, so daß seine Versuche weiter genehmigt wurden. Größer war der Erfolg Schillings in anderer Hinsicht: Es liefen auf der Plantage jetzt viele Malariasüchtige herum, wurden von der Moorfliege (Schnakenart) gestochen, diese wurden Malaria-träger, und ich hörte, daß Landwirte infiziert wurden. Schnell erfand Dr. Schilling ein Mittel, um die Bruttümpel auszuspritzen, und verwertete es als tüchtiger Finanzmann.

Die Luftwaffen-Unterwasser-Versuchsstation: sie war am meisten gefürchtet, und die Opfer gingen meist in den sichern Tod. Um den im Wasser notgelandeten Fliegern – oft erstarrt von Wasser und Kälte – wieder zum Leben helfen zu können, wurden Häftlinge entkleidet, mit Apparaturen umschnallt, welche Temperatur des Blutes, Herzdruck und Atmung beobachteten, und dann im eiskalten Wasser untergetaucht, bis sie erstarrt und bewußtlos waren. Viele starben unter Wasser, andere haben sich das Blut erfroren, und wenige kamen wieder zum Leben. Zu den Erstarreten wurde eine Straßendirne gelegt, die durch ihre Körperwärme den Armen wieder zum Atmen bringen sollte. Die Anzahl der Opfer ist mir nicht bekannt, ich hörte einmal die Zahl 70, kann aber für sie nicht einstehen.

Die Phlegmone-Station: Offene Wunden und Eiterungen an den Füßen und anderen Teilen des Körpers waren in Lagern häufig. Häftlinge, die zu den Versuchen herangezogen wurden, wurden mit einem Messer, das mit Ansteckungsstoffen infiziert war, zwischen den Schenkeln an sechs verschiedenen Stellen geschnitten. Behandlung in drei Gruppen wie bei den Malariaversuchen. Die Körper der Überlebenden sehen aus wie eine Mondlandschaft. Viele polnische Priester fielen den Versuchen zum Opfer.

Der Chef der Plantage – SS-Hauptsturmführer Vogt – hat eines Tages verfügt, daß von den Priestern, die auf der Plantage arbeiten, keine mehr zu diesen Mordversuchen abgegeben werden. Es fiel ein Alp von uns allen. Das aber waren die Taten des Übermenschen.

Mein Weg zweigt ab

Es war mir schon öfter eine SS-Dame aufgefallen, die in weißer Laboratoriumsschürze mit zwei Häftlingen im Gewächshaus 2 arbeitete. Sie war schwarz wie eine Südländerin, sehr freundlich, auch gegen Häftlinge. Ein etwa 10 m langer Teil des Gewächshauses war ihr zur Verfügung gestellt worden zu geheimnisvollen Versuchen. Am Eingang stand: Zutritt streng verboten. Sie unterstand direkt Himmler. Ihr Büro war im Verwaltungsgebäude und desgleichen das Forschungslaboratorium. An ihren Tomaten stand ein Totenkopf mit der Widmung: Vorsicht! Vergiftet. Wenn zufällig einmal die Türe dieser geheimnisvollen sogen. „Dynamisch-biologischen Versuchsabteilung“ offen stand, sah man ein Kuhhorn auf dem Tisch liegen und einen Häftling rhythmisch rühren. In verborgenen Fächern lagerte Literatur des „Ringes anthroposophischer Landwirte“, besonders die Abhandlungen Rudolf Steiners aus dem Goetheanum zu Dornach, und Sternebüchlein zum Berechnen der Planetenstellungen.

Nach einem Jahre strenger, schwerer Lehrzeit bei Fräulein Martha Künzel, der Chefin dieser Abteilung, war ich am 1. Oktober 1943 – als die Planeten sie in den Hafen der Ehe bugsierten – ihr Nachfolger und Leiter der Versuchsabteilung, die jetzt nach unserm Zivil-Gartenmeister „Versuchsabteilung Lipfert“ genannt wurde.

Mein Lehrjahr bei Fräulein Martha Künzel: Das war eine Suppe, die gegessen sein wollte!

Ich arbeitete eines Mittags an meinem alten Arbeitsplatz. Da sah ich von weitem Kapo Weber kommen. Nun aber hatten wir einen Warndienst organisiert. Wenn Gefahr nahte, mußten die Sitzenden, Schlafenden oder Naschenden aufmerksam gemacht werden. Heute galt die Losung: Gießkanne! Morgen werden wir rufen: Wer hat den Rechen? Es hat ausgezeichnet funktioniert. Ich rief also beim Nahen Webers: Wer hat die Gießkanne? Und in allen Abteilungen begann es zu hacken, Sicheln rauschten, Schubkarren knarnten, Rechen und Schiebhölzer bewegten sich. „Komm, Riesterer, du brauchst jetzt keine Gießkanne! Zieh dich an, du wirst Fräulein Künzel vorgestellt!“ Sie fixierte mich eine Weile, ich war barfuß und hatte ein ledernes Gesicht wie eine Ziege. In 14 Tagen kommt sie aus Holland zurück, dann soll ich bei ihr als Lehrling eintreten. Glück muß man haben. Und eine Madonna von Schenkenberg über sich.

Wenn ich als Priester zu vielen Dingen, die in dieser Versuchsabteilung umgingen, eine andere Haltung einnehmen muß, so möchte ich doch nicht ehrfurchtslos davon sprechen. Der Grundgedanke war: Die Heilkräfte der Heilpflanzen sollen auf die lebende Pflanze angewendet werden. Kranker Boden, erschöpfte Erde soll auf natürliche Weise, ohne chemische Mittel und ohne Mineraldünger wieder gesunden. Die tierischen und pflanzlichen Schädlinge werden mit natürlichen Mitteln bekämpft. Die Einflüsse des Mondes und der Sterne auf Wetter, Pflanzenkeimung und Entwicklung werden miteinbezogen. Ein älterer und ein junger Tscheche waren meine Kameraden, gute Kameraden!

Das Fräulein war gut gegen uns, an manchen Tagen grantig, verlangte sehr viel, war nervös, und nachdem ich alles weiß, begreife ich das. Sie war in ihrem Fach tüchtig, hatte einen Schuß ins Okkulte und meinte von Christus, er

müsse ein phänomenales Mesokephalon (Mittelhirn, Sitz okkultur Fähigkeiten) gehabt haben. Sie sprach aber in Ehrfurcht von Christus.

Inzwischen war es November geworden, und die meisten Priester waren von der Plantage abgebaut worden, nur noch 450 von 1200 Leuten, soweit sie sich unter Dach betätigten, wurden beschäftigt. Die anderen zogen sich in die Baracke zurück und hatten es nicht schlecht. Es ging die Parole, daß der Mörder Hoffmann als Lagerführer auf Neujahr wegstürze und daß auch sonst verschiedene Veränderungen bevorstünden. Da und dort tauchten schon die ersten Liebesgaben aus der Heimat auf, und mit dem Einzug der Pakete, mit ihrem Reichtum, endet die große heroische Zeit der Priester von Dachau. Das salomonische Zeitalter begann. Nicht wegen besonderer Weisheitsbegnadigung, sondern wegen der Üppigkeit und dem Rattenschwanz zweifelhafter Folgen. Hoffmann wollte die Paketsendungen beschränken, aber eine höhere Stelle hob seine Anordnung wieder auf. Die ersten Gaben kamen Ende Oktober 1942. Was sah man da glückliche – und unglückliche Gesichter. Viele Priester teilten bis zum letzten mit den Kameraden am Tisch, es gab aber auch viele andere. Auf Weihnachten kamen die Pakete waggonweise nach Dachau, und die polnischen und auch die deutschen Priester schwammen im Wohlstand. Viele Arme wurden bedacht, das Krankenrevier bekam soviel, daß an die tausend Kranke beschenkt werden konnten. Es gab auf der andern Seite einige Priester, die ihren Überfluß eher verschimmeln und vermodern ließen, als daß sie ihn einem armen Kerl gönnten. In ständiger Angst um morgen! Als dann die Nachricht Wirklichkeit wurde, daß Hoffmann verschwinde und neue Männer als Lagerkommandant und Lagerführer kämen, da fielen weitere Sorgen von uns ab.

Der neue Lagerkommandant hieß Weiß.

Sein erster Gang am Morgen war in die Küche. Ein alter Soldat weiß, daß dies die beste Empfehlung eines Offiziers ist: Küchenkontrolle. Und Weiß schaffte rücksichtslos Ordnung, sorgte für besseres und mehr Essen. Er verbot die wahnsinnige Fußbodenkultur, und fortan brauchte man die Schuhe nicht mehr auszuziehen, wenn man die Stube betreten wollte. Sorgte vor allem für rasche Zählappelle. War gerecht im Strafen, denn Strafen muß es geben, das leuchtet ja jedem ein. Nur müssen sie menschlich sein. Durch höhere Verfügung soll in jedem Lager eine Dirnenbaracke (Bordell) aufgemacht werden. Wir Priester empörten uns gegen diese Schändung des Lagers, aber wir sehen ihr Entstehen, und Priester müssen bei ihrer Einrichtung mithelfen. Man hörte dann noch folgendes erzählen: In einem Frauenlager habe die Leitung bekanntgegeben, für ein schönes Außenkommando (Schreibarbeit in Fabrik) würden 12 Damen gesucht. Meldungen gab es genug, darunter auch eine brave polnische Lehrerin. Als sie nach Dachau kamen, errieten sie den Zweck ihrer Reise. In ihrer Not gingen sie weinend zu Kommandant Weiß. Er sagte ihnen, solange er da sei, käme diese Institution nicht in Frage, und schickte sie heim. So war es, bis er nach einem Jahr wegstürzte. Erst dann wurde Baracke 31 bevölkert. Viele Häftlinge des Lagers empfanden dies als Schande. Block 26, der Priesterblock, wird bestraft wegen Sabotage des Bordells. Im Lager waren viele junge Russen, die manchen Priestern wegen ihres guten Herzens an der Schürze hingen. Burschen von 11 bis 25 Jahren. Vor Block 26 war ständig eine Ansammlung von Bettlern. Als nun die Dirnenbaracke eröffnet wurde, war das

halbe Russenlager auf den Beinen, um die Besucher des Bordells zu verspotten, hinter ihnen nachzulaufen und auszuschreien. Ich kam gerade von der Arbeit heim und mitten in den Auflauf hinein. Einige Priester brachten den Russenbuben während dieses Auftritts Lebensmittelgaben. Die SS schritt ein. Die Besenkung der Aufrührer wurde so ausgelegt, als ob sie vom Priesterblock bestellt und für ihre Arbeit bezahlt worden wären. Zur Strafe machte die SS im Block Razzia, plünderte Pakete und nahm viele gute Sachen mit.

Lagerführer Redwitz, SS-Hauptmann. Ein gutmütiger Haudegen, seine Eröffnungsansprache hielt er im Rausch. Er führte den Fußball im Lager ein, ließ Kino spielen und erlaubte Theateraufführungen. Letztere wurden bald wieder verboten wegen der anzüglichen politischen Witze. Die Priester hatten auch eine Fußballmannschaft, verloren meistens und gewannen gegen die Schneider. Dann löste sich die Mannschaft in Wohlgefallen auf.

Im Advent 1942 macht „Schwester Pia“ mit dem neuen Lagerführer Redwitz einen Besuch im Block. Sie ist sehr wohlwollend, nennt aber die Polen Gesindel, und damit hat sie es mit uns verdorben. Wenn wir Wünsche hätten für die Kapelle, wolle sie davon hören. Tatsächlich besorgt sie eine Levitengarnitur aus Ettal und bringt den Augustiner-Chorherrn Josef Seitz frei. Sie möchte an unserer Weihnachtsfeier teilnehmen. Es kommt nicht dazu. Denn der Bauchtyphus beginnt, weitere Kreise zu ziehen, und es wird ihr das Lager verboten. Anfang Januar 1943 beginnt der Typhus bedrohlicher zu werden. Mehrere Priester sind schon im Revier. Meine Arbeitskameraden bei Frl. Kühnzel werden beide erfaßt, und die Besorgung der Versuchsabteilung liegt auf mir. Gießen, Gänge besorgen, Komposte mischen, Versuche abschließen, neue ansetzen, Beobachtungen, Ausrechnen der Ergebnisse, Schreiben der Versuchsprotokolle, Zeichnungen anfertigen.

Am Sonntag, ich glaube es war der 23. oder 24. Januar 1943, abends 1/29 Uhr, ich hatte die Gewohnheit, beizeiten in die Falle zu steigen, kommt der Befehl: Riesterer (und noch ein Kamerad aus der Pfeffermühle), sofort antreten, Decken und Sachen mitnehmen! Wir gingen ins Bad und waren insgesamt 56 Mann, darunter wir 2 deutsche Priester, polnische waren mehrere dabei. Im Bad Ausziehen, Bepinseln des Körpers mit einem Feuerwasser. Das brannte, daß man in die Luft gehen wollte, die Kleider wurden fortgeführt und desinfiziert. Um Mitternacht verließen wir auf 10 Wochen das Lager und kampierten in der Plantage. Ein eigener Arzt ging mit. Wir bekamen Vitamin-C-Zulage, gutes Essen, wuschen selbst unsere Wäsche und hatten keinen einzigen Typhusfall. Kommandoführer K o h n, ein SS-Hauptscharführer, war ein vernünftiger Mann und wohnte mit etwa acht SS-Posten in einem benachbarten Raume. Ein Radio war auch bald da. Wir haben jeden Abend einen gemütlichen Skat gespielt und waren sozusagen ohne Sorgen. Mein polnischer Kamerad Ferdinand Schönwälder stellte die Verbindung mit der Außenwelt her, und bald hatten wir Hostien, Meßwein und ein Missale, so daß wir miteinander in einer verborgenen Ecke des Raumes die hl. Messe feiern konnten.

Als die Geschichte war mit Stalingrad, stand mein Kamerad Ferdinand spät noch auf, hörte englischen Sender, nicht mehr als 2 m vom schlafenden SS-Posten entfernt. Nur eine dünne Türe trennte sie.

Am 27. Januar war die Plantagen-SS-AG zu einer Versammlung im Verwaltungsgebäude. Viele waren auch an unserer Versuchsabteilung interessiert

und machten Besuche bei uns. Ich hatte alle Hände voll zu tun, konnte meine Arbeitgeberin aber nicht zufriedenstellen, bin ich doch erst vier Monate in der Lehre.

Es kommt aus dem Lager ein neuer Schub Arbeiter, auch mehrere Priester. Sie bringen Nachrichten. Etwa sechs deutsche Priester sind an Typhus gestorben, etwa 25 liegen noch schwer darnieder. Die Gesundheitskuren sind halb Kneipp, halb Dr. Eisenbart. Im Block haben es die Priester sehr schön, keine Zählappelle, keine Arbeit, Vorträge der Fachmänner über die verschiedensten Gebiete. Abgang des bisherigen Stubenältesten Dürr und Ersatz durch einen evangelischen Geistlichen, der seine Sache recht gut macht. Manche spielen den lieben langen Tag Karten, Zego, Skat und Schafskopf. Alle hoffen auf ein nahes Ende des Krieges als Auswirkung der Katastrophe von Stalingrad. Das Vorrücken der Russen wird auf Landkarten rot angemalt. Es stimmt doch manchen von uns traurig, daß wir von der Unterdrückung Hitlers nur durch die Niederlage frei werden können.

Es hat sich im Block eine „kochende Kirche“ konstituiert. Eine bestimmte Gruppe evangelischer und auch einiger katholischer Geistlicher lassen Grieß, Suppeneinlagen und kochbare Sachen schicken und kochen, braten und essen beinahe in einem fort. Ein holländischer kalvinistischer Pfarrer namens Grob ißt drei bis vier Liter Suppe, Gemüse und dergleichen. Er ist krank. Man nennt ihn „die fressende Kirche“.

Den Stubendienst im Block machen jetzt vier junge Russen, etwa 16 Jahre alt. Sie flicken auch nach Auftrag Socken und Kleider mit großer Geschicklichkeit. Es sind sehr intelligente Menschen, anständig, reinlich und artig. Ich weiß das vorläufig ja nur vom Hörensagen, da ich seit 24. Januar nicht mehr im Lager war.

Am 4. April wird die Quarantäne aufgehoben, und wir rücken wieder ins Lager ein. Wie erstaunen wir, als uns die Häftlinge als Zivilisten entgegenkommen. Inzwischen ist die gestreifte Zebrakleidung nämlich ausgegangen und nur noch einzelnen Kommandos vorbehalten. Statt deren tragen viele die Kleider umgebrachter Juden, wie sie wagonweise aus Auschwitz kommen. Dort ist der Menschenmord maschinell eingerichtet. An manchen Rücken und Mänteln sieht man die Einschußstelle der Kugel auf dem Rücken, und den Austritt vornen. Ein Fleck sitzt darauf, schwarzes, verkrustetes Blut haftet daran. Als Helfer von Fräulein Künzel bekomme ich einen polnischen Priester, Johann Wujek, Pfarrer in Ilun, Diöz. Czenstochau. Ein fleißiger, tief frommer Priester, in jeder Beziehung gediegen, daß ich ihn oft beneidete. Dabei von einer gottgesegneten Raffiniertheit und überlegten Vorsicht. Er sprach sehr viel und sehr schnell, wußte immer das Neueste und war in seinen Berichten stets zuverlässig. Der ältere Tscheche wurde vom Fräulein entlassen und der jüngere war noch krank. Es hieß, er sei gestorben, da hat das Fräulein herzlich geweint. Er kam aber wieder zu uns. Für den Sommer wurde noch ein junger holländischer Theologe eingestellt, der kam aber leider bald ins Straflager Nazweiler.

Am 1. April schickte mich das Fräulein aus dem Laboratorium, wo mehrere Mädchen aus der Stadt lernten, in den April. Es war sehr lustig, und als einstiger Rektor der humoristischen Fakultät im Konvikt zu Freiburg (Dr. h. c.

– humoris causa) blieb ich ihnen nichts schuldig. Einen gediegenen Scherz nahm die Dame nie übel.

Wir pflanzen Weizen. In 14 Jahren hat sie aus einer Wildpflanze gegen 30 neue Sorten gezogen. Sechs davon sind sehr wertvoll. Von einem Wildgras am Waldesrand zog sie in jahrelanger Arbeit mehrere Roggensorten.

Sie sagte oft, der 13. des Monats sei jedesmal ihr Glückstag. Für mich war es dann nicht selten der dies ater. Für die Unkrautbekämpfung, die im Zeichen des Skorpions am meisten Erfolg verspricht, brauchten wir ephemerische Berechnungen. Ich mußte zu einem Sterngucker gehen, durfte ihm aber um Himmels willen nicht sagen, was und wozu. Da war guter Rat teuer. Es ergab sich eine unerquickliche Geschichte, und am 13. April machte sie mir den größten Krach. Ich hatte ja meinen Bündel packen können, blieb aber doch aus grundsätzlichen Gründen.

Der Malaria-Professor Schilling taucht auch bei uns auf. Ein Freund von ihm hat eine Erde erfunden (Bakteriendünger), der Freund starb und hinterließ ihm das Glas mit dem schwarzen Dreck ohne Rezept. Er wollte die Sache industriell auswerten und holte bei uns Rat. Das Zeug paßte zum ganzen Schwindel und hemmte das Wachstum erkenntlich. Als ich mit dem Schubkarren Kompost für einen Versuch holen wollte, hat mich ein Hilfskapo (Häftling) so schwer geschlagen, daß ich rückwärts zurücksank. Ich habe ihm später, da er von Zuhause nichts bekam, mehrmals Lebensmittel geschenkt, und er schämte sich sehr.

Man sieht wieder öfters das Hinrichtungsauto an der Plantage zur Kiesgrube fahren. Dahinter ein Personenwagen mit SS-Offizieren.

Paul Urban, der Mainzer, arbeitet bei einem Installationskommando in der Baracke X. Er erzählt, daß die Vergasungskammern daselbst bald fertig sind. Und eines Tages erzählt Wujek, sie sind fertig, und Gas ist auch da. Manche Häftlinge sind ängstlich. Die Maschinengewehre sind doch jeden Tag auch auf uns gerichtet und niemand fürchtet sich mehr.

Am 25. Juli, morgens um etwa 7 Uhr, geht es wie ein Flüsterton von Mund zu Mund: Mussolini hat abgedankt. Wir können uns vor heimlicher Freude kaum fassen.

Fräulein Künzel merkt die Veränderung in den Gesichtern der Gefangenen und fragt, was los ist. Als sie es erfährt, ist sie ganz verstört. „Warum spricht auch der Führer nicht! Jetzt müßte doch der Führer sprechen!“ Sie war ratlos, als Frau hatte sie das richtige Gefühl, daß etwas Entscheidendes vorgefallen war.

Der Kommandoführer Kohn fährt wild mit dem Rad herum und treibt einen Priester vor sich her (Hopper). Er schlägt ihn auch.

Der Kommandoführer Kohn wird vom Chef erwischt, wie er sich eine Frau auf der Plantage angelt und mit ihr vor den Augen der Häftlinge ein unwürdiges Allotria treibt. Er muß allerhand einstecken.

Obergruppenführer (SS-General, früherer Schiffskellner) P o h l ist zu Besuch aus Berlin da. Alles zittert. Auch der Plantagenchef. Die Kapos machen ängstliche Gesichter, mahnen: daß keiner auffällt, keiner raucht, keiner elektrisch kocht. Dabei ist man selten so sicher wie heute. Denn unser Abwehrendienst tritt in Funktion.

1. Meldung: Pohl schläft noch. Das Fenster und die Vorhänge sind noch zu. Also ruhig Kaffee gekocht und die Marmelade aufgestrichen. Eine angefangene Arbeit liegt selbstredend für jeden Fall immer bereit.

2. Meldung um 8 Uhr: Pohl ist aufgestanden (Voralarm).

3. Meldung um 1/29: Der Jäger mit 2 Hunden wartet. Alarm aufgehoben.

4. Meldung: Man hört schießen aus dem Wald, er ist weit weg. Nie ist man sicherer als wenn Pohl da ist, der Tyrann. Während man sonst beim Rauchen nur sich selbst beschäftigt, braucht man zur selben Arbeit an solch „strengen Tagen“ zwei Mann, einer der raucht und einer der aufpaßt.

Schließlich letzte Meldung: Das Auto fährt vor, voll beladen. Pohl fährt fort und der Schiffskellner kann in Berlin seinen Damen, die er uns in Dachau auch einige Male in wechselnden Bildern vorgestellt hat, wieder aufservieren.

Er war an einem stillen Sonntag mittag – ich hatte Dienst und hütete die Abteilung – mit seiner Frau und zwei Töchterchen zu Besuch gekommen. Die Frau machte einen sehr soliden, ruhigen Eindruck. Sie hat Landwirtschaft studiert und erklärte dem Herrn Gemahl die Versuche. Besonders über die Strahlungsversuche (ultraviolette und infrarote Strahlen und kaltes Licht in ihrem Einfluß auf die Pflanzen, und Heilung der Schäden durch Baldrian oder Kamille) wollte sie nähere Auskunft haben, ich sagte ihnen aber, ich sei gegen jedermann als Häftling zum Stillschweigen verpflichtet. Der Herr General brummte etwas und gab sich zufrieden. Gegen Schluß des Krieges war Pohl umgepolt, er hat sogar einen Häftling mit der Hand begrüßt; früher nur mit dem Fuß.

Die Frau Himmlers und ihre Tochter waren auch zu Besuch da. Sie ist schön und altmodisch gekleidet. Wenn sie irgendwo auftaucht, ist man vor Himmler bestimmt sicher. Ähnlich, wie man scherzhaft sagt von Dr. Goebels: wenn es schief geht und sie ihn suchen, versteckt er sich bei seiner Frau, da sucht ihn niemand. Im Lager macht man viele böse Witze. Aber auch viele gute, die uns sehr erheitern. Zu Besuch kommt öfters Herr Diplomlandwirt Carl Grund aus dem SS-Wirtschaftsamt in Berlin, ein Obersturmführer. Ich habe selten einen edleren Menschen kennengelernt. Er schätzte uns Priester sehr, schenkte uns Zigarren und nahm Anteil an unserm Los. Er war anlässlich der Rudolf-Heß-Aktion auch drei Wochen gesessen, und es ist nur Zufall, daß er nicht als Häftling bei uns ist.

Obergartenmeister Franz Lippert ist landwirtschaftlicher Berater der Planlage, ein ziviler Herr, ein ganz prächtiger Mann, er wandelt anthroposophische Pfade, was ihn aber nicht hindert, Christus zu verehren und die hl. Sakramente zu schätzen, wenn auch in seiner Art. Er hat vielen von uns Priestern viel Gutes getan.

Sein Stellvertreter war der Schwabe Werner, auch Zivilangestellter, er war sehr ruhig und hat niemandem ein Leid getan, sondern vermittelt, soweit er konnte.

Einen zivilen Hilfsarbeiter muß ich noch erwähnen, Herrn Sickert, mager wie eine Geiß, freute er sich über jeden Tag, der uns dem Ende des Krieges näher brachte. Er war Aufsichtsperson und gab acht, daß wir armen Häftlinge nicht von einem andern als ihm beim Bohnen- oder Tomatenstibitzen erwischt

wurden. In der letzten Zeit holten sie ihn zum Volkssturm. Samstagmittag hatte er Übung, und am Morgen schenkte ihm einer von uns angebliche Vitamin-C-Tabletten, es war aber ein Abfuhrmittel für Pferde. Es heißt dann nur, noch nie habe ein Soldat schneller gestürzt als Sickert diesen Mittag, nämlich blaß und vornübergebeugt nach Hause.

Das Fraulein hält eine Kröte und benützt die Exkreme zu Versuchen. Die Kröte ist sehr Liebkind bei ihr. Sie streichelt sie mit der Hand. Ich denke da an den 19. November 1942: Im Lager war ein Transport von mehreren hundert Elendsgestalten aus dem Lager Struthof bei Danzig angekommen. Sie hatten nur für zwei Tage Lebensmittel bekommen, waren aber acht Tage unterwegs, erfroren, völlig entkräftet. Viele kamen nur tot in Dachau an. 37 Tote lagen in einer Reihe im Bad, einer regte sich aber noch. Da trat ein SS-Mann herzu und lachte: „Da lebt ja noch einer.“ Ein Teil der Toten und eine Anzahl der noch schwach Lebenden waren am Rücken und am Leibe angefressen, vom Nachbar im Hungerwahn. Die Viehwagen waren beim Transport mit Stacheldraht vergittert und Austreten war unmöglich. Auch die Toten mußten im Wagen bleiben. Ich sah mit eigenen Augen diese Jammergestalten, wie die Überlebenden dann – laufen konnten sie nicht mehr – in die Baracke gefahren wurden. Ich komme in die Abteilung an diesem Mittag zu Fräulein Künzel, erzähle ihr das! „Da ist halt nichts zu machen“, sagt sie. Sie nahm dann die Kröte liebevoll in die Hand und sagte: „Du armes Krottelle du, du ganz armes, hast du auch genug zu essen?“ Nichts kann die Perversität der SS-Kreise besser beleuchten. Die Tiere im Lager hatten es überhaupt gut. Der Foxterrier des Herrn Zill, Lagerführer, war ein verwöhnter Liebling, die kostbaren Windhunde des Herrn Kommandanten hatten einen eigenen Pfleger, die 5000 Kaninchen im Lager bekamen genug zu fressen, wurden betreut, und wehe dem Häftling, wenn einmal eines dieser Tierchen beim Scheren schrie. Und das gibt's bei Hasen leicht. Unser Landsmann Eugen Weiler war im letzten Jahre beim Kommando Hasenstall und mag Näheres erzählen.

Wieder war die Todeskommission da und hat Invalidenopfer gesucht. Der liebe evangelische Pfarrer aus Berlin, Sylten, seine Frau ist ihm gestorben, seine zwei Buben irgendwo untergebracht, und er im KZ, das ist schon allerhand Elend. Er hat sich, wahrscheinlich in der Sonne, etwas den Nacken verbrannt, begibt sich ins Revier und hat das Unglück, in die Reihen der zum Tode Verurteilten zu kommen. Mehrere deutsche Priester ereilt dasselbe Schicksal, zwei können sich retten. Wir sehen Sylten, wie er traurig vom Elendszug herübergrüßt. *Morituri te salutant!*

Im Juni erreicht mich ein Brief von meinen Angehörigen im Pfarrhaus von Mühlhausen, der mir einige schwere Tage bringt: Meine Mutter schreibt, daß der Herr Pfarrer ihnen mitgeteilt habe – aufgrund einer Verfügung des Bauamtes –, der Saal müßte geräumt werden, daß er zu andern Zwecken gebraucht würde, und außerdem sei die Belastung des Hauses zu groß. Sie möchten sich innerhalb sechs Wochen eine Wohnung suchen. Ich kann mir die Not meiner Angehörigen gut ausmalen, und möchte bald an der ganzen Menschheit verzweifeln. Indes mir die Hände gebunden sind, dem größten Elend überantwortet . . . ihr grausamen Unmenschen und Helfershelfer! Strafet mich, aber laßt die Unschuldigen in Ruhe. Ich erbitte von der Lagerführung die Genehmigung, an seine Exzellenz einen Brief schreiben zu dürfen. Es wird

nichts daraus. Im nächsten Monatsbrief schreibe ich heim, daß ich als Pfarrer wünsche, sie sollen im Hause bleiben.

Meine Mutter teilt dann mit, daß der Herr Erzbischof von der Sache erfahren und eingegriffen habe. Das hat mich in Dachau gefreut.

Nachts wurde wieder ein paarmal geschossen. Ein Unglücklicher ging wieder einmal an den elektrischen Stacheldraht, um seinem Leben ein Ende zu machen. Ich sehe ihn, in ein Leintuch gehüllt, in der Morgendämmerung tot daliegen. Es ist ein Advokat, erzählt man, ein Familienvater. Die Gestapo hat seine Frau aufgefordert, sich von ihm scheiden zu lassen, er sei ein Staatsfeind. Sie tat es. Das gehörte mit zu den schwersten seelischen Belastungen der Häftlinge, das Wüten der Gestapo gegen die schutzlosen Angehörigen.

Ich war in dieser Zeit unruhig, launisch gegen Kameraden, kurz angebunden, überarbeitet. Zumal mein Kamerad überhaupt nichts tat, wenn die Dame nicht da war, die Versuche sogar sabotierte, schlief oder Schundhefte las. So konnte ich nicht weiterarbeiten, ich bat die Dame auf 1. September um Entlassung. Es war ein harter Strauß, aber sie konnte ja nicht anders, außerdem waren ihre Tage hier gezahlt, und am 1. Oktober zog sie sowieso fort. Ich war mir als Priester schuldig, mich nicht ganz für eine profane Sache zugrunde zu richten. Ich hatte ja Sonntag wie Werktag Dienst von morgens sechs bis abends acht.

Nach ihrem Weggang wurde die Versuchsabteilung unter dem Namen des Gartenmeisters Lippert weitergeführt, der mir den Auftrag gab, sie zu leiten. Denn er selbst kam nur alle vier bis sechs Wochen einmal kurz vorbei, sah sich die Erfolge und interessanten Neuheiten an, lobte und gab einige Literatur und persönliche Anregungen. Er hatte noch eine Reihe anderer Abteilungen, Kompostbereitung, Mikroskopische Sektion; über alles setzte er den Benediktiner Hessing, der meine Berichte und Protokolle mit den Ergebnissen anderer Abteilungen verglich und registrierte. Er war sehr tüchtig, strebsam, unverständlich aufopfernd.

Meine Versuchsabteilung ist eine ideale Sache. Ein schöner luftiger Raum im Glashaus, weiß gestrichen, Zutritt auch für SS strengstens verboten! Wir rauchen, wie wir wollen – sonst streng verboten –, kochen zweimal am Tag Tee oder Kaffee, gearbeitet wird freilich auch. Für den Winter habe ich den Landsmann Kurt Habich aufgenommen. Er macht Zeichnungen, friert dabei manchmal, denn warm haben wir eigentlich nicht, durchschnittlich nur 8–12 Grad. Es ist Winter 43 auf 44. Einen guten Freund habe ich verloren, den Chemiker Erich Kulcenty aus Danzig. Er war schwer leidend, kam mit 1000 Mann auf Invalidentransport nach Lublin und wurde dann tot gemeldet.

Der polnische Priester Wujek erzählt: Gestern hat Böttcher, SS-Oberscharführer, zwei Gefangene zur Hinrichtung durchs Lager geführt. Sie gingen zum Krematorium. Ein polnischer Priester arbeitete auf dem Dach des Gewächshauses der Lagergärtnerei und sah den Hinrichtungen zu. Die zwei Opfer mußten sich völlig entkleiden und hinknien. Ein SS trat hinter sie. Der erste empfing den Genickschuß und war gleich tot, der zweite mußte viermal geschossen werden. Dann kam das Verbrennungskommando, steckte den Leichen einen Metzgerhaken ins Kinn und schleppte sie auf die Pfanne, wie man sagte.

Es kam eine Schar, etwa 80, Judenknaben ins Lager. Es regnete in Strömen, die Kinder foran jämmerlich und waren tropfnaß. Die Häftlinge hatten Mit-

leid, und einige aus dem Kommando Kesselhaus, die ja stets in molliger Wärme sitzen, wollten die Judenkinder zum Trocknen und Wärmen mitnehmen. Als die Kinder die Kessel sahen, schrien sie in heller Angst. Sie meinten, sie würden umgebracht, baten um ihr kleines Leben und rannten wieder in Kälte und Regen.

Vom Judentötungslager Auschwitz, wo unser früherer Lagerführer und Mörder Hoffmann sich austobt, hat man bei uns schon viel erzählen gehört. Johann Wujek, mein polnischer Priesterkamerad, weiß endlich authentische Nachricht, denn gestern kamen polnische Priester aus Auschwitz als Zugänge. Das Essen ist besser als hier. Die Priester erzählen: Jeden Tag kommt ein Zug mit etwa 800 Juden, besonders aus Südfrankreich, in Auschwitz an. Es sind ganze Familien, Männer, Frauen und Kinder. Früher hat man sie in Auschwitz wenigstens registriert, jetzt kommen sie ohne Papiere. Am Bahnhof steigen die Unglücklichen aus, und ein von der SS gekaufter Jude läßt eine Musikkapelle spielen zur Begrüßung. Dann hält er eine Rede: er sei Jude, „es geht uns hier gut. Ihr habt Glück. Eure Sachen bindet zusammen und schreibt den Namen daran. Jetzt geht ins Bad und seid guten Mutes“! Sie fahren auf einem Rollwägelchen in die Gaskammer, dort einige Minuten Aufenthalt, und die Toten fahren in die Verbrennungsofen daneben.

Man erinnere sich der Angriffe der englischen Flieger auf die Ruhrgebietstauwerke. Damals schrieben die Zeitungen, ein jüdischer Arzt habe die Engländer auf diese Möglichkeiten aufmerksam gemacht, und es setzen wüteste Drohungen gegen die Juden ein. Der Priester berichtet aus dieser Zeit: Bei uns in Auschwitz war ein Judenmordkommando, zu dem Häftlinge gezwungen wurden: Das Kommando tritt am Morgen in der Frühe an, hebt eine etwa 2½ m tiefe Grube aus. Um ¼8 wird eine ganze Judenfamilie mitsamt den Kindern da hineingestellt und bis zur Hüfte zugeschüttet. Die Armen schreien, denn sie erkennen, was ihnen bevorsteht. Dann kommt die Brotzeit für die Häftlinge. Sie gehen einige hundert Meter seitwärts, um das Schreien der Opfer während des Essens nicht zu hören. Dann werden die Juden bis zum Hals zugedeckt, wieder einige Zeit so gelassen und schließlich völlig begraben. Drei Tage bleiben sie in der Grube, werden dann ausgegraben, verbrannt, und neue steigen in ihr Grab. Ich wundere mich nur, wie Häftlinge sich dazu hergeben haben, das zu tun. Aber die SS hat ja das Gesindel und die Mörder aus ganz Europa zusammengezogen, Freiwillige und Unfreiwillige. Unser früherer Lagerältester Kapp, ein Priesterhasser, wurde frei und von der Gestapo Warschau als Henker verpflichtet.

Unsere SS-Wachtposten sind nicht mehr zuverlässig. Es sind Volksdeutsche aus Estland und Polen. Sie sind schwer enttäuscht von der SS. Ein polnischer Priester, der hier ist, hat in seiner Pfarrei eine Ökonomie mit dem Pfarrhaus verbunden, wie das in Polen häufig ist. Eine volksdeutsche Familie setzte sich hinein, und der Pfarrer kam nach Dachau. Dieser Tage besuchte ihn ein SS-Posten, er ist als Bub mit 15 Jahren 1939 in dieses Pfarrhaus mit Vater und Mutter eingezogen.

Ein SS-Posten spricht mit einem Häftling und bietet ihm 500 RM, wenn er ihm einen Zivilanzug zur Flucht verschafft.

Dieser Tage ist ein belgischer Ingenieur durchgebrannt. Er hat Frauenkleider angezogen und ging frech am Kommandoführer Kohn vorbei, aber der schaut

ja nur jungen Mädchen, nicht alten Weibern nach. Und daran hatte der Durchtriebene gedacht.

Für mich persönlich wäre es ein leichtes gewesen, auszureißen. Das wäre aber das Dümme gewesen, was man tun konnte.

Die Pakete kommen regelmäßig. Meine Kursgenossen bringen große Opfer. Ohne Pakete wären wir fast alle umgekommen.

Meine Mutter schreibt mir, daß sie im Vorjahr Ähren auf dem Felde auflesen hat zu Brot für mich. Es ist so schön daran zu denken, daß sie mir sozusagen dieses sonnendurchtränkte Brot aus der Heimat reicht in so harten Tagen. Ein wenig lasse ich immer im Spind, bis neues kommt.

Bisher waren wir in der Priesterbaracke, Block 26, fast nur Deutsche gewesen; jetzt sind auch einige Volksdeutsche dazugekommen, Polen und Tschechen. Sie sind in Stube 4 beisammen. Es gibt da auch ganz Gewiegte darunter. Es sind Priester, die in der Hoffnung auf Vorteile ihr Volkstum aufgaben und sich als deutschvölkisch erklärten, obwohl sie kaum der deutschen Sprache mächtig waren. Als dann die Polen und andere Ausländer reichlich vom Roten Kreuz bedacht wurden, die Deutschen und Volksdeutschen aber davon ausgeschlossen waren, machten sie lange Gesichter, und einer brachte es tatsächlich fertig, sich wieder als Deutscher streichen zu lassen..

Das Leben im Priesterblock in der Salomonischen Zeit trug eine durchaus fröhliche Note. Manche nannten es freilich eine Hölle, andere sprachen vom Narrenhaus, aber hier galt eben auch das Sprichwort: „Wie man sich bettet, so liegt man.“ In Wirklichkeit ging es vielen Priestern zu dieser Zeit gut, nur die Freiheit und die Ungewißheit der Zukunft verdunkelte etwas den Horizont, aber man überlege, welche Freiheit draußen war, und was die Leute in der Stadt erduldeten! Viel, viel Schwereres als wir.

Nie hat sich so einhellig gezeigt als beim Zusammensein dieser etwa 300 deutschen Priester in einer Stube, daß jeder von uns eine einmalige, klar ausgeprägte Persönlichkeit ist. Es gab also 300 verschiedene Charaktere, 300 Meinungen, 300 Zungen und Mäuler, die das Reden gewohnt waren und das in großen Kirchen . . . 600 Füße, auf die man treten, und 600 Hände, in die man geraten konnte. Dann wieder ein buntes Gemisch der Nationen: Alemanen, Schwaben, Sachsen, Pfälzer Weingesichter, „Saubayern und Saupreußen“ und andere wilde Völker. Es gab Frömmeler und Kalkatholiken, liturgisch bewegte und langsame, Kentenikianer und Kneippanhänger, was man auseinanderhalten muß; Tonkünstler bei Tag und bei Nacht, Pfarrer von Miniaturlausgabe unter einem Zentner und eine Batterie Zweihundertpfünder, dazwischen lärmt der Paternosterbremser Rodach mit seiner ausgeliehenen Freiburger Moral. Er konnte gut singen, wußte es und kam regelmäßig zu spät. Es gab Phlegmatiker ohne Nerven, die aber allen auf die Nerven gingen, wie der langsamdenkende Hugo, der durch die Laune des Schicksals auch noch Pfeil hieß! Ein Priester hieß die „Tante Anna“ und war als einziger in der Küche beschäftigt. Da waren eine Reihe von Klugen, die als besondere Liebkinder der Mutter Gottes auf bestimmte Marienfeste unsere Entlassung voraussagten, und da waren die Toren, die das immer wieder glaubten.

Es gab aber auch einen starken Stamm stiller, betender, arbeitender, leidender Priester, junge und alte, die in der Erscheinungen Flucht den ruhig dahingleitenden Strom bildeten, die Ehre des Priesterblocks begründeten und wahr-

ten. Nie habe ich herrlichere Priestergestalten gesehen, reinere, abgeklärtere Männer des Gebetes als im Priesterblock.

Die Namenstage werden für jeden von uns zum Freudentag. Einmal im Jahre können wir die hl. Messe feiern. Man wählt Namens- oder Gedenktage. Die Tischkameraden decken weiß und richten zum Frühstück ein paar Blumen. Meinem Freunde Hans Jäger habe ich zum Johannestag 1944 eine Musikkapelle aus dem Lager bestellt, die ihm und allen Johannes beim Mittagessen ein Konzert gab. Der Speyrer Heinz Römer ist ein junger, viel redender Vikar, Dichter und Schachmeister. Abends in der Dritt-Ordensversammlung muß er eine Ansprache halten und spricht sehr schön über: Das heilsame Schweigen. Alles lacht, und damit tut er auch etwas Gutes.

In einer Nacht wurde in Stube 4 eingebrochen. Das kommt in Dachau, besonders im Priesterblock, öfter vor. Es sind junge Burschen, die eben ihr Glück versuchen. Diesmal ist es ein Russe.

Rupieper, ein schon 10 Jahre „gedienter Häftling“, ein Kaplan mit nördlichem Einschlag, streicht ihn im ganzen Gesicht mit Schuhwischse an. Melden will man ihn nicht, sonst erhält er 25 Hiebe. – Er ist später wiedergekommen! Diesmal griff man zu besserer Wichse.

Überhaupt dieser Rupieper! Er führte ein eigenes Maurerkommando außerhalb des Lagers, hatte eine eigene Baracke dort und gute Sachen drin. Einem Kameraden wollte er zum Namenstag eine Flasche Wein schenken, die er draußen versteckt hatte, wie aber sie durchs Tor ins Lager bekommen? Ich holte mir von unserem Chef die Erlaubnis, zu Versuchszwecken reine Holzasche sammeln zu dürfen, forderte einen SS-Posten als Begleiter an, und Jäger und ich holten in einem Kübel bei Rupieper die Asche.

„Aber die Asche war nicht rein
Es war darin die Flasche Wein!“

Wenn das der SS-Posten gewußt hätte! Für uns fürchtete ich wenig, aber alles für die Flasche.

Die jungen Russen, die bei uns sind bei der Arbeit, sind meist Ukrainer, zum größten Teil getauft und können Gebete. Sie sind durchweg sauber, intelligent, können lesen und schreiben und sind sehr anhänglich. Sie sagen: Kommunist ja, aber nix Bolschewist. Sie meinen damit: die Kolchose ist gut, aber von der Verbindung des Kommunismus mit der Gottlosigkeit wollen sie nichts wissen. Für Stalin sind sie alle. Die Eltern gehen heimlich in die Kirche, und wenn sie krank waren, kam auch der Pope zum Beten. Nun ist durch die Toleranzpolitik Stalins ja auch hierin eine Änderung eingetreten. Die Berichte russischer Kriegsgefangener über die neuerliche Entwicklung ist hochinteressant. Die Darlegungen sind für den Rahmen dieser Arbeit zu weitgehend.

Da ich den ganzen Sonntag früh und mittags Dienst habe, halte ich meinen Gottesdienst mit Messe draußen in der Plantage unter meinen Blumen. Ein Kreuz habe ich mir selbst gemalt. Als Märtyrergrab legte ich einen Brief meiner Mutter unter, auf den die Tränen beim Schreiben gefallen sind.

Als ich später durch die Besuche des neuen badischen SS-Kommandoführers in meiner Behausung nicht mehr sicher bin, flüchte ich mit meinem Meiß-

köffcherchen und dem altare vere portatile in meine hohen Weizenversuche, als Notkapelle gar nicht zu verachten. Als Gehilfen habe ich das Hildesheimer Vikarchen Hans Jäger und den Burgenländer Hans Schmalzl eingestellt. Wir vier arbeiten gut zusammen, insbesondere Hans Jäger ist mir in treuer Freundschaft verbunden. Unter dem Gewächshaustisch, verborgen unter Kisten und Säcken, haben wir ein Ruhebett eingerichtet, das sog. „Albertinum“. Ich schlüpfte jeden Tag für eine Stunde hinein, da ich über die Mittagszeit nicht ins Lager einzurücken brauche. Nach mir steigt der Hans Jäger ein. Die zwei andern machen es sich sonst bequem. Dann geht es langsam an die Arbeit.

Einmal ist die Sache ein wenig daneben gegangen, die mit dem Albertinum: es regnete draußen in Strömen, als ich, von Hans Jäger sorglich bewacht, während der Arbeitszeit friedlich im Albertinum lag. Bei Regenwetter gähnten wir sowieso ständig, und bei diesem Hundewetter kommt kein Besuch. Ich war kaum eingeschlafen, als es an die Türe hämmerte. Ich wachte auf, aber vorkriechen, das wäre Verrat an der guten Sache gewesen. Der Zivilchef Lippert und der Chef vom SS-Wirtschaftsamt, Obersturmführer Grund, suchten Schutz vor dem Regen, Jäger war in Verlegenheit. Frage: „Ist Riesterer da?“ Antwort: „Nein, er ist zur Zeit nicht da!“ Um mich zu retten, mußte der arme Kerl ein wenig schief reden. Für sich hätte er es nie getan. Die Herren: „Gut, dann warten wir ein wenig, er wird solange nicht ausbleiben.“ – Er wäre lange ausgeblieben, wenn sie nicht in den Raum nebendran gegangen wären, um dort zu warten. Es fügt sich eben alles ganz wunderbar, das erkennt man immer wieder. Die Wiege Gottes schaukelt dann und wann ein bißchen, gewiß, aber der sie bewegt und hütet, ist der Herr. Und das Albertinum war auch eine dieser Wiegen.

Hans Jäger kommt hereingekrochen und sagt: „Albert! Hast du gehört?“ „Ja, ja, ich habe gehört.“ So lautlos es geht, kriechte ich heraus und sehe verschlafen genug aus. „Geh ein wenig in den Platschregen hinaus, daß du naß wirst, dann meinen sie, du kämest von draußen.“ Ich lasse mich einen Augenblick verregnen, melde mich dann bei den beiden Herrn. Herr Grund redet gerade davon, daß man am Kuhhorn an den Ringen erkennen kann, wie oft die Kuh gekalbt hat, und es fällt mir auf, daß er mich so fixiert und immer dorthin schaut, wo die Hörner sitzen müßten, wenn i c h solche hätte. Dann streicht er ein paarmal seine rechte Wange, und ich mache es unwillkürlich auch. Da spüre ich, wie die Maschen des Pullovers, ein Geschenk der Familie v. Hornstein in Binningen, sich beim Schlafen tief in das Gesicht eingegraben hatten, und das verdächtige Grinsen meiner Gegenüber war mir kein Rätsel mehr. Sie waren so nobel, nichts zu sagen. Der Kommandodichter, der „Volkschoralmissionär“ Gregor Schwacke, hat zum Albertustag die Geschichte erzählt bekommen von lieben Freunden und tat entsprechend Essig und Öl daran. Mein Freund Jäger versuchte es auf andere Weise.

Es ist tatsächlich wahr, daß Pater Schwacke über Sonnenblumen, Kakteen und Brombeerhecken saß – bildlich zu verstehen – und Gedichte machte, eben über solche Sträucher und Heilpflanzen. Er bekam pro Tag dafür 33 Pfennig Vergütung, daraus darf aber nicht auf die Qualität geschlossen werden. Denn zur Anfeuerung des Arbeitseifers der Häftlinge hatte Berlin beschlossen, ihnen Arbeitsprämien in Höhe von 50 Pfennig bis 4 RM pro Woche auszubezahlen. Ich erhielt 4 RM. (Der Hintergedanke dabei war von seiten der SS

auch der: die Leute sollten für den Besuch der Dirnenbaracke Geld haben. Der Besuch kostete 1 RM, davon behielt sich die SS 50 Pfennig und 50 bekam die SS-Hausmutter.) Wir Priester verschenkten regelmäßig die Prämienscheine an arme Häftlinge. Wenn es in der SS-Kantine Suppe oder Bier und dergl. gab, konnten sie dies damit kaufen, auch Tabak.

Wir führten in unserer Abteilung im Laufe des Sommers folgende Versuche durch: Saatbad: die Samen werden in Kamille- und anderen Heilkräuterpräparaten gebadet. Die Herstellungsweise derselben ist streng geheim, und ich möchte sie auch hier nicht allgemein preisgeben.

Erdbehandlungsversuche: Die Wachstums Erde wird mit diesen Präparaten behandelt.

Sphärenversuche: Strahlwirkungen der Elemente.

Mondphasenversuche.

Bewurzelungen unter dem Einfluß obiger Präparate.

Mineraldüngerversuche, um die Unnatürlichkeit darzutun.

Apfelgasversuche: der reife Apfel strömt ein narkotisches Gas aus, das Pflanzen zu töten vermag. In ganz feiner Dosierung wirkt es fördernd auf das Wachstum. Erbsenkeimlinge verlieren die Unten-Oben-Orientierung.

Weizen-Versuche.

Kartoffelaugenversuche. Gerade in dieser Beziehung gelangen uns sehr wertvolle Erkenntnisse.

Im ganzen haben wir in knapp zwei Jahren an die 300 Versuche durchgeführt, zum Teil photographisch festgehalten und beschrieben. Für Freilandversuche stand uns ein 1300 qm großer Garten zur Verfügung. Die anfallenden Früchte gehören uns. Im Sommer 44 haben wir jeder von uns daraus gegen 60 Pfund Tomaten gegessen. Und welche Möglichkeiten ergaben sich, Kameraden Gutes zu tun!

Fräulein Künzel hatte den Garten einzäunen lassen, damit die Hasen nicht hereinkämen. Sie hatte Pech. Einer war schon drin, hatte sich versteckt, und jetzt kam er nicht mehr heraus. Damit die Versuche nicht litten, durfte man ihn nicht jagen.

Den jungen Tschechen hatte sie einmal beauftragt, am Sonntag die wertvollen Weizenzüchtungen zu hüten wegen der Spatzen. Er setzte sich inmitten der wogenden Ähren auf einen Stuhl und erwachte von seinem Schlafe erst, als ein Spatz auf seiner Mütze saß und ihm zum Andenken seine Unterschrift auf die Nase schrieb.

1944 kommt auch unser badischer Mitbruder Kurt Habich in unsere Versuchsabteilung. Er macht Statistiken und Zeichnungen. Richard Schneider kommt oft zu uns in die Abteilung. Ihn geniert die Verbotstafel nicht, und den Badenern müssen wir schließlich die Ausnahme gestatten. Er bringt uns meistens die neuesten Nachrichten. Er ist Schädlingsbekämpfer, für alle Sorten Läuse, Erdflöhe, Würmer und Ratten. Als Gehilfen nimmt er sich zwei Priester-Landsleute: den Ferdel Maurath (Mausrat in diesem Fall) und Franz Weinmann. Ich fragte ihn einmal: „Na, was machen deine Lehrbuben?“ Richard: „Es sind halt zwei junge Hunde!“

Schneider hat eigene Brühen erfunden und macht Vergiftungsversuche; er bringt in meine Abteilung eine Ratte, verwahrt sie schlecht, sie geht ihm durch, und ein halbes Jahr lang ging sie an Speck und Erbsen, die sie nichts

angingen. Dann hat er eine andere gefangen, um die Giftdosis auszuprobieren. Er opfert ständig von seiner Wurst, seine Ratte wird trotz des Giftes ständig fetter –, da beschließt er, sie zu zähmen. Was haben wir doch gelacht über seine Methode:

1. Woche: er nähert sich ihr, berührt sie mit einem Stecken. Erst tobt sie wild im Käfig herum, dann kennt sie ihn beim Futterbringen.

2. Woche: er berührt mit der Hand ihre Ohren, sie läßt es sich gefallen.

3. Woche: er kitzelt sie am Schnäuzchen, und sie hat nichts dagegen. Richard, gib acht!

4. Woche: ganz glücklich berichtet er, daß er sie am Hals gekrault hat, so zahm ist sie schon. Wo wird er es in der 5. Woche versuchen?

Am Bauch, und da hat sie ihn richtig gebissen! Denn da ist auch eine Ratte kitzlig. Er nahm einen Stecken und versohlte sie. Sie raste im Käfig herum und grämte sich drei Tage, indessen beschloß der Bändiger ihren Tod, bezog aus dem Badischen ein Gift, und das Protokoll schließt mit Erfolg.

Eines Tages hat ihm ein Tscheche sein Versuchsheft mit den Aufzeichnungen entführt und einen Versuch abgeschrieben. Richard wird nicht böse sein, wenn wir die Sache zum besten geben: Die Verantwortung für die Richtigkeit der Abschrift muß ich natürlich dem Lauser Wenzel Strnad überlassen. So berichtet Richard Schneider:

Versuch mit Läusen:

25. Februar: zwei Läuse empfangen, eine junge und eine alte.

26. Februar: zwei Läuse gepudert (mit Pyrrhetrum).

27. Februar: Junge Laus tot, alte streckt Beine von sich, lebt aber noch.

28. Februar: Beide Läuse tot. Versuch abgeschlossen.

Als Schneider schon entlassen war – ich war noch in Arbeit –, da sagte Herr Obergärtner Werner: „Einen solch tüchtigen, eifrigen Mann wie Schneider bekommen wir nicht mehr. Es ist ein großer Verlust.“ Ich denke bei mir: Unter den SS – die nach uns ins KZ kommen – hat es genug Spezialisten im Umbringen (sog. Volksschädlingbekämpfer) gegeben.

Schneider hat auch einige Verdienste um solche Mitbrüder, die neu ins Lager kamen. Er beriet sie über wie und wo, brachte ihnen Lebensmittel, die er von den seinen nahm oder von uns holte. So hat er sich sehr um Dr. Feurstein angenommen, er lag nachts in seiner Nähe und bediente den Hilflosen wochenlang. Und als im letzten halben Jahr noch einige Priester starben, sorgte er durch seine ausgezeichneten Verbindungen mit dem Krematorium-Kapo, daß diese Priester allein verbrannt wurden, so daß man mit ziemlicher Sicherheit annehmen darf, daß die Asche authentisch ist. Bei der Asche Dr. Feursteins möchte ich Zweifel hegen: Die Sache ging im allgemeinen so zu: Der Ofen war für vier Leichen gerichtet. Es wurden bis zu 11 Leiber hineingestopft, die Glieder mit einem Prügel noch gewaltsam gestoßen. Nach zwei Stunden wurden die Öfen geöffnet und die Reste, darunter noch ansehnliche Knochenstücke, herausgenommen und im Gang aufgeschichtet. Eine neue Füllung kommt in den Ofen. So geht es bis zum Abend. Alle Asche kommt auf einen Haufen. Also die Überreste von etwa 60 bis 70 Häftlingen. Dann kommt die Asche in die Grube, kann ausnahmsweise auch einmal, wenn am andern Tage keine Verbrennung stattfindet, einen Tag liegenbleiben. Die Angehörigen erfahren den Tod aber erst viel später, früher ging es ein bis zwei Wochen,

fordern die Asche des Toten an und . . . die Asche wird geliefert. (Erzählung Wujek)

Die politische und militärische Lage erfährt eine Zuspitzung durch die Landung der Alliierten in Frankreich. Wir spüren die Nervosität im Lager. Die Sabotagebestimmungen sind scharf. Im Lager ist illegalerweise eine kleine Fabrik für Messerschmitt-Flugzeugteile untergebracht. Mehrere Priester arbeiten dort als Kontrolleure. Ein 34 Jahre alter Russe, Vater von vier Kindern, macht einen Spaß, knickt einen Draht und sagt irgendeinen Scherz dazu. Ein Zivilist sieht das, zeigt den Mann wegen mutwilliger Sabotage an, eine halbe Stunde später muß die ganze Belegschaft antreten, und der arme Mann wird an dem Pfosten des Eingangstores aufgehängt.

Solche Ereignisse gehen einem jeden von uns tagelang nach. Denn wer weiß, wen es morgen trifft? Und nicht nur deswegen, sondern wegen des bitteren Unrechtes, des schrecklichen Hasses, der gesät wird, und dem Elend, das über eine Mutter und vier unschuldige Kinder kommt, auch wenn das eine russische Mutter ist. Priester, die auf der SS-Besoldungsstelle gearbeitet und dort mit SS-Leuten etwas vertrauter wurden, erzählen, daß bei einem Umsturz oder Niederlage das ganze Lager liquidiert wird. „Heraus kommt von euch keiner mehr!“ Solche Aussprüche können freilich nur schwache Seelen schrecken. Gott hat unendlich viele Möglichkeiten, den Krieg und unsere Gefangenschaft zu beenden. Gerade in bezug auf die SS-Besoldungsstelle hat der Herr uns Priestern wieder eine Lehre erteilt, wie wahr das Wort ist, „Ihr nennt mich Meister, und ich bin es!“ Seine Arbeit ist keine Lehrbubenarbeit, sondern eben meisterhaft. Etwa 80 deutsche Priester arbeiteten in der SS-Besoldungsstelle. Es war ein gutes Kommando außerhalb des Lagers. Da schmuggelten zwei Pfarrer (der Schwabe Burkhart und der Österreicher Schrammel) ihre Privatbriefe mit ziemlich gefährlichem Material unter die SS-Post, wurden erwischt, und die Folge war, daß alle Priester aus der Besoldung entlassen wurden. Man hat die beiden Schuldigen gründlich verschimpft, drei Wochen nachher ging eine Bombe in der Besoldungsstelle nieder und tötete etliche Leute. Es wären unsere Mitbrüder gewesen, wenn die zwei nicht vorher ihren Streich gemacht hätten.

Auf der Plantage sind die Fliegerangriffe nicht so ganz harmlos. Wir setzen uns unter Bäume und Büsche, stülpen einen Korb über den Kopf oder eine Kiste wegen der Splitter des Flakfeuers. Das Dachauer Lager wurde nie direkt angegriffen. Eine Leuchtbombe fiel durch Zufall in den Aufbewahrungsraum für Häftlingseffekten. Das sind unsere Zivilsachen, die wir vor der Verhaftung trugen und bei der Entlassung wieder mitnehmen sollen. 30 000 Anzüge und Paar Schuhe verbrennen in einer Nacht. – Nach Fliegerangriffen bringt die Kantine Milch zur Verteilung, da nach München nichts geliefert werden kann. – Für ein Bombensuchkommando nach München werden Freiwillige gesucht. Es gibt genug, die sich melden (natürlich keiner von den Priestern). Sie haben etwas mehr Freiheit, gute Wehrmachtsverpflegung und Gelegenheit, mit Zivilisten zusammenzukommen.

Man muß sich wundern, daß zu einem so intimen SS-Kommando, wie es die SS-Besoldungsstelle darstellt, kath. Priester genommen werden. Die Briefe, die täglich einlaufen, sind sehr interessant. Manche SS-Leute schimpfen unverfroren. Christian Reger, prot. Pastor, erzählt mir eines Tages, was für einen

interessanten Brief er las: An die Besoldungsstelle! Die jungverheiratete Frau beklagt sich über die Langsamkeit der Registrierstelle: „Wir sind jetzt schon vier Wochen verheiratet, und es regt sich immer noch nichts!“ Sie hat nicht so unrecht, die Frau, denn das ist man bei SS-Ehen sonst nicht gewohnt.

Auch der Priester Riedl hat etwas zur Erheiterung beigetragen: Er arbeitet in der Plantage, hatte einen stark astrologischen Einschlag und wußte Bescheid in Gestirnskonstellationen. Eines Morgens mache ich ihn darauf aufmerksam, als wir beim Frühappell standen, daß Venus und Mond merkwürdig nahe beisammenstanden. Das wußte er natürlich auch, man sah es ja selbst am dämmerigen Himmel. Er sagte: „Meine Herrn: um 9 Uhr ist Bedeckung Mond/Venus, und etwas später kommt noch ein anderer Planet in ihren Einfluß. Heute ist günstige Konstellation, und ich werde heute Glück haben.“ Ich dachte, warum nur er, aber nachdem es eintraf, überließ ich es ihm ganz allein: etwa eine Stunde vor Feierabend tappte Riedel durch das Gelände in der Nähe der Kompostanlage. – Nebeneinander lagen am Boden in dieser Gegend sechs Gruben, die mit Abortabfällen gefüllt waren, jede Grube etwa 80 cm tief, zum Teil an der Oberfläche bereits mit einer Grasnarbe bedeckt. Der Kapuziner Evarist Sauer hatte natürlich wieder einmal keinen Draht darum gezogen. Riedl kam. Ich weiß es, ich kann nicht so schnell schreiben, als ihr denkt, und ihr könnt ja gar nicht fehlenden. Riedl sah die Gruben nicht, sondern jenseits derselben irgend jemand, der einen interessanten Anblick bot, fing an zu gestikulieren, und stand mit beiden Beinen im Elend, fiel nach rückwärts, und dann kam das große Erwachen. Einige Russen in der Nähe kamen zu Hilfe und wuschen ihn wie eine Mutter den kleinen Buben. Den Spott der boshaften Kapuziner und aller andern Kameraden über ihn und die günstige Konstellation wog schwer. Riedl hieß fortan der Dr. odoratus.

Wir Priester sind in der „salomonischen“ Zeit im allgemeinen recht fröhlich. Freilich wechseln die Szenen oft mehrmals am Tage, wenn wir wieder etwas Böses erleben oder das Elend eines Transportes sehen. Dieses Wechseln ist natürlich: aller Lebensrhythmus verläuft in Wellenlinien, Licht und Ton, Atmung und Puls, selbst das gesunde religiöse Leben weist Höhen und Ernüchterungen auf. Auf die Dominante kommt es an, und die war bei uns Priestern fröhlich, auch in Dachau. Ein bißchen Leichtsinns ist eine große Gottesgabe, und wenn der Herr sie segnet, wird sie zur christlichen Tugend der Gelassenheit. In drei Jahren lernt man auch etwas – man bekommt eine Witterung, wenn Gefahr im Verzug ist, und das Gesicht des SS-Mannes ist nicht tabula rasa, sondern ein vielfach beschriebenes Blatt, das wir schnell zu deuten verstehen. Viele Priester sitzen in einflußreichen Posten, und wo sie nicht sitzen, haben sie Bekannte stehen. SS-Männer, die bei uns gerne verweilen, verraten uns, wenn etwas gegen uns läuft. Selbst in die Kapelle kommen einige, machen schön das Kreuz und knien nieder. Welche Veränderung gegen früher vor drei Jahren, wo sie sich in der Kapelle wie Heiden benahmen.

Viele Priester gehen grundsätzlich nicht mehr arbeiten. Mindestens die Hälfte. Sie haben es auf dem Block schöner. Ich bewundere den dicken Pfälzer Pfarrer Fritz Seitz, mitten im Trubel, rechts und links geschoben, Lachen, Schelten, Kaffeetrinken, betet er die Horen des Breviers. Das kann ich nicht. Der Freisinger Corbinian Aigner hat es ständig mit den Preußen. Eben macht er das Brevier auf: *Aperi domine os meum* ... Hans Jäger, ein „Preuße“,

lehnt sich über ihn, und Aigner „betet“ weiter: Du Saupraiß, was will der Saupraiß scho widder! Und schon legt Seitz seine Non beiseite, wetzt die Zunge, und das Thema Saubayer und Saupreuß löst das Brevier ab. Im allgemeinen bilden die Priester derselben Diözese eine Landsmannschaft. Wir Freiburger sitzen auch oft beisammen, feiern die Namenstage bei gedecktem Tisch, manchmal kommt Direktor Auer am Mittag vom Revier ein wenig zu uns herüber.

Schwall, unser Badener, unterhält im Bett auch gelegentlich seine nähere Umgebung. Bei einer Hitlerwahl hat er aus einem Erfurter Samenkalender eine Postkarte für Bestellung von Unkrautvernichtungsmitteln herausgerissen und diese Karte als Wahlzettel ins Kuvert gesteckt. Es hieß aber auf der Karte (dick gedruckt): Vernichtet das Unkraut! Dieser Spaß ist ein herzhaftes Lachen wert.

Siegfried Würll, der Sigi, ist das Urbild der Dachauer Priesteroriginale. Sein Vater war Gendarm und wurde oft versetzt, so kommt es, daß sieben Gymnasien um den Ruhm streiten, Siegfried in den Sattel gehoben zu haben, und nachdem er droben war, will's wieder keines gewesen sein. Er kann stundenlang seine Erlebnisse, die er als Kaplan mit seinen so merkwürdigen Pfarrern gehabt hat, erzählen. Und einen tollen Streich nach dem andern aus seinem Leben. Mehrere SS kommen regelmäßig, um ihn zu hören. Hören ihm stundenlang zu. Seine Sprache ist sehr derb, und bevor Würll wieder unter die Leute kommt, muß seine Zunge vier Wochen in Quarantäne.

Man muß um der Gerechtigkeit willen auch zugeben, daß es unter den SS-Leuten auch sehr anständige gegeben hat, insbesondere, als sie von der Wehrmacht herübergelobt wurden, meist zwangsweise. Z. B. SS-Hauptsturmführer Kirmann aus Kehl, der Plantagenkommandoführer nach Kohn. Er hat keinen Häftling geschlagen, manchmal kam er aus dem Häuschen und tat wie wild. Eines Tages brachte er mir in den Garten ein Plakat, das er sich hatte malen lassen, es war einfach seine Idee, und so wollte er es haben: eine Sonne mit Strahlen, und darin stand groß: Gott ist die Liebe! Indes die Greuel der SS im Lager drinnen geschahen und täglich an die 100 Menschen starben, schreibt er ausgerechnet hier diesen Spruch aufs Papier, um ihn seiner Frau zu schicken.

Kirmann sagt mir, er bete jeden Morgen für die Häftlinge. Ihm brennt keiner durch. Als ihm dann ein halbes Jahr später doch zwei durchgehen, hätte ich ihm gerne gesagt: Das kommt daher, weil er nicht mehr für uns betet. Er war auch scharf auf einen guten Schnupftabak.

Ich ließ zu Versuchszwecken von zuhause Maggidünger schicken, wie die Bauern ihn aufs Feld austreuten. Es ist ein braunes Pulver. Die SS-Paketzensur war unschlüssig, was das ist, und die Kapuziner kamen darauf, daß das Schnupftabak sein müsse! Welch Freude! Ein ganzes Paket voll. Nach einigen Nasen voll kamen sie doch zu anderm Resultat. – Die Versuche ergaben übrigens, daß das Zeug viel zuviel Natron (Salz) enthält und mehr schadet als nützt.

Meine Mutter hat ein Gesuch an die Reichsführung der SS gemacht und um meine Entlassung gebeten. Das hatte eine sogenannte Vernehmung zur Folge. Es war im April 1944. „Riesterer zum Lagerführer Redwitz.“ Gern tut man sowas nicht, mit SS-Dienststellen hat man am liebsten nichts zu tun.

Beim Herrn Lagerführer war ein Adjutant. Redwitz: sitzt am Schreibtisch und blättert in meinen Akten. Der Adjutant steht am Fenster.

Riesterer: Haftling 28 658 meldet sich gehorsamst zur Stelle.

(Den Spruch mußte jeder gut auswendig können!)

Redwitz (winkt ab): Also! Aha! Wehrmachtzersetzung in Predigten, staats-abträglichen Verhalten! (Er sagte das zum Adjutanten.) Sabotage der staatlichen Jugenderziehung!

Überhaupt, was hat die Kirche mit der Jugend zu tun.

28 658: Ich habe nie etwas gegen die Wehrmacht gesprochen. Und die Jugend haben wir in religiösen Wahrheiten unterrichtet, wie das seit altersher so war.

Adjutant: Das Beichten ist auch so ein Unsinn. Ich erinnere mich, wie wir nach der Beichte in unser Dorf zurückgingen, und unterwegs haben wir wieder Äpfel gestohlen.

28 658: Die hl. Beichte ist gerade in unserer Zeit für alle, die sie richtig kennen, von großer Bedeutung. Denken Sie sich nur, Herr Hauptsturmführer, so viele Frauen, die jetzt so viel Schweres ertragen müssen, kommen zum Priester, sprechen sich aus und holen Kraft und Trost. Schon Nietzsche sagt, und er spricht doch nicht gut sonst von uns katholischen Priestern: Laßt mir die Priester in Ruhe! Sie sind unserm Volk ein tiefer Brunnen, ein versiegeltes Grab!

Redwitz (schaut bei diesen Worten auf und weiß mit seinen Gedanken nicht wohin): Nun ja, für große Leute mag's ja stimmen. Aber was sagen Sie dazu: Es ware doch besser, wenn die Priester heiraten würden! (Jetzt war er auf dem Thema).

28 658: Goethe hat einmal gesagt: Luther hat dem Priester die Frau gegeben und dem Volke den Priester genommen.

Redwitz: Ich habe einmal einen Dekan, Sie wissen was das ist, gekannt – er nennt den Namen –, der hat bei einem Festessen mit einem Mädchen hofiert, und wir haben es alle gemerkt, was geht.

28 658: Herr Hauptsturmführer! Der Priester ist in seiner Stellung so exponiert, daß von ihm vieles erzählt wird.

Redwitz (energisch): Aber was ich Ihnen hier erzähle, das glauben Sie doch!

28 658: Wenn der Herr Hauptsturmführer dessen Zeuge war, werde ich es glauben müssen.

Redwitz: Die Pfarrer sind schlau. In dem Dorf, wo ich wohne (er hatte seine Familie in einer Villa eines nahen Dorfes), ist auch so einer. Mein Kleiner geht ins erste Schuljahr, und manchmal sitzt er in der Religionsstunde beim Pfarrer. Wenn er dann heimkommt, erzählt er mir alles. Der Pfarrer erzählt so kleine Geschichten, immer gegen uns, aber so raffiniert, so raffiniert, daß man ihm nichts machen kann. Aber mein Kleiner merkt's sogar. Und wenn der Herr Pfarrer mich auf der Dorfstraße sieht, dann nimmt er den Hut in die Hand und grüßt freundlich: Guten Tag, Herr Hauptsturmführer. Der weiß doch ganz genau, daß ich Lagerführer im KZ bin. Aber so raffiniert. Nu ja!

Also Wehrmachtzersetzung!

28 658: Ich habe die Wehrmacht nie angegriffen, in meiner Familie haben wir sieben Soldaten, drei sind gefallen, und ich selbst war auch schon Soldat.

Redwitz (erstaunt): Sie waren Soldat? Sagen Sie? Ihren Priesterberuf wollen Sie nicht aufgeben?

28 658: Ich habe Treue versprochen und werde sie halten.

Redwitz: Gut, schreib auf: Der wird Soldat! Ab!

Guter Redwitz! Hast du eine Ahnung! Wer solche Dinge in den Akten stehen hat wie ich, der ist vor der Fahne sicher.

Als wir eines Abends von der Arbeit kamen, war der Block in hellem Aufruhr. Die Lagerleitung hatte im ganzen Lager bekannt machen lassen: Alle Häftlinge zwischen 17 und 45 Jahren haben sich freiwillig zur Wehrmacht zu melden. Man fügte so unter der Hand dazu, daß Nichtmelden Folgen haben könnte. Zwei Stunden hatte man Zeit zum Aufstellen der Listen. 900 Kommunisten haben sich geschlossen gemeldet, wurde erzählt, stimmte aber sicher nicht! Wir Priester berieten hin und her. Wir Älteren, die wir Soldat gewesen waren, rieten gründlich ab, überließen aber jedem natürlich die Wahl selbst. Bei der Mentalität der SS war man so und so schief daran. Denn, daß die uns nicht in die Wehrmacht läßt, das war doch klar. Man entschied sich: Zum Freiwilligmelden gehört die Freiheit. Die haben wir nicht. Also erst Freilassung, dann erst die Meldung. Mehrere evangelische Geistliche haben sich gemeldet, von den Katholiken etwa drei, und zwar zur Sanität. Der Priester Doppelfeld war Kantineur auf einem Laienblock, schrieb sich dort auf die Liste und kam glücklich in eine SS-Formation. Man hörte später nur noch, daß er in der Tschechei irgendwo gegen Banden kämpfe. Das Nichtmelden des Priesterblockes wurde indes nicht übel vermerkt. Es hatte keine Folgen. Es war doch allgemein bekannt, wie wir eingestellt waren. Der österreichische Pfarrer Daxl, der uns mehrere schöne Predigten über das Leiden des Herrn gehalten hat, wurde durch SS abgeholt. Er hatte einen Laienfreund, den er mit Lebensmitteln unterstützte. Sie tauschten oft am Abend die neuesten Nachrichten aus, und Daxl sagte, Hitler habe Gehirntripper. Ein Gestapospitzel – ein Häftling – erfuhr davon, und Daxl kam in den Untersuchungsbunker für einige Wochen. Daxl sagte aus, er habe dies von einem andern gehört. Er weigerte sich aber standhaft, dessen Namen anzugeben. Die Sache ging nach Berlin. Es ist mir nun nicht bekannt, ob dieser Brief oder die Russen vorher in Berlin waren, jedenfalls kam Daxl wieder zwischen hinein auf den Block und wird jetzt frei sein. Kurz vorher hatte der Benediktiner Spitzig 21 Tage Stehbunker durchgemacht. Er hat als Deutscher ein Rot-Kreuz-Paket angenommen. Das war Verat des Deutschtums, und internationale Gesinnung wurde mit 25 Hieben bestraft. Die Strafe wurde aber bei Priestern meist in Bunker umgewandelt. Der Stehbunker ist ein Raum 80 × 80 cm im Geviert, viele Zellen sind nebeneinander, schon auf Wochen vorgemerkt, so viele Strafanwärter gibt es. Der Insasse muß Tag und Nacht stehen, jeder dritte Tag ausgenommen, an dem es Lageressen gibt, sonst nur Wasser und Brot. Kleine Leute konnten sich etwas bequemer machen; es war kalt, besonders nachts. Die SS-Wärter waren in letzter Zeit human, führten den armen Kerl alle zwei Stunden zum Aus-treten und vergaßen ihn eine halbe Stunde.

Im Lager ist eine SS-Strafkompagnie. Die haben nichts zu lachen. Sie wurden noch schlimmer geschunden als wir Häftlinge. Viele darunter waren zum Tode verurteilt. An einem Sonntag abend ging ich auf dem Appellplatz auf und ab. Es war schon finster. Nur die Zaunlichter brannten. Zwei SS-Häftlinge

waren ihrer Zelle entronnen, wenigstens für eine Stunde, denn aus dem Lager durch den Zaun kamen sie ja nicht. Der eine, ein 18jähriger junger Bursche war zum Tode verurteilt und weinte, sein Kamerad hatte lebenslänglich und tröstete ihn. Ihre Vergehen waren: aus Heimweh hatten sie sich von der Truppe entfernt. Ihre Enttäuschung über die SS war ein schreckliches Erwachchen. Zu spät. Sie baten um eine Zigarette. Ich hatte keine dabei und sagte, ich komme morgen abend um diese Zeit wieder. Da war aber Großalarm, und niemand durfte aus der Baracke. Zwei Tage darauf sahen wir nach dem Frühappell, als wir zur Arbeit antraten, das bekannte Todesauto an der Baracke der SS-Strafkompanie halten, kurzer Aufenthalt, und fort geht's zum Hinrichtungsplatz. Irgendwo aber weint eine Mutter um ihren unglücklichen Sohn. Ich betete für ihn, denn wahrscheinlich galten die Schüsse dieses Morgens ihm.

Der letzte Invalidentransport, der von hier in den Tod geschickt wurde, umfaßte 1000 Mann und war sozusagen von Lublin bestellt. Das Revier wurde ausgeräumt; was noch fliehen konnte, floh in die Baracken (so auch der Priester Karl Leisner, der später geweiht wurde), wer von den Kranken gute Freunde und Fürsprecher fand, entrann ebenfalls den Gaskammern und wurde von der Todesliste gestrichen. Nun aber war die Zahl 1000 nicht voll, sondern nur 980, da wurden auch noch Gesunde, die dem oder jenem mißliebig waren, auf die Liste gesetzt. Sie kamen alle nicht mehr heim.

Ein früherer Revierarzt sagte zu einem Häftlingspfleger: „Ich brauche heute mittag um ein Uhr drei Leichen zu einer Sektion, da einige Kollegen von mir kommen, denen ich etwas zeigen will.“ Da der Leichenwagen aber schon am frühen Morgen zum Krematorium gefahren war, waren im Augenblick keine da. Am Mittag um 1 Uhr hatte der Arzt seine drei Leichen. Drei Leben sind in Dachau schnell ausgelöscht. Es ging folgender Scherz um: Der Revierkapo sei auf der Jagd gewesen und habe 10 Schüsse auf einen Hasen abgegeben, aber der Hase lebte. Da sagte ihm sein Freund: Nimm ihn 10 Minuten zur Behandlung ins Revier. Dann wollen wir wieder sehen!

Die Hängebalken im Bad sind heruntergenommen worden, und die Hängestrafe ist abgeschafft. Es ist auffällig, daß das Internationale Rote Kreuz mit seinen Offizieren jetzt öfters im Lager ist. Wir wissen, daß die Alliierten der SS gedroht haben, mit gleicher Münze heimzuzahlen. Immer wieder hört man die verantwortliche SS-Leitung sagen: Was denkt ihr, wenn das Ausland dieses wieder erfährt! Als der Martyrerbischof Cosal starb, brachte der englische Sender die Nachricht schon in sechs Tagen, Berlin schickte eine eigene Untersuchungskommission und viele, auch Priester, wurden verhört. Sie fanden nichts heraus. Ich hätte es ihnen sagen können. Aber ich selbst habe die Nachricht nicht herausgeschmuggelt. Sie hätten bei der SS selbst anfangen sollen zu untersuchen.

Die Prügelstrafe wird leider immer noch grausam vollzogen. Wenn wir zum Abendzählappell aufmarschieren, sehen wir ein- bis zweimal im Monat den Bock dort stehen, ein schragenartiges Gestell zum Anschnallen der Hände und zum Einklemmen der Füße. Über 20 arme Opfer warten wieder auf ihre schwerste Stunde, meistens junge Kerle. Einer darunter ist noch ein Knabe. Die SS hat das Schlägeramt den meist kommunistischen Block- und Stubenältesten übergeben. Mit wenigen Ausnahmen halten sie ein wenig zu-

rück beim Schlagen. Der Kommunist Karl Frey, ein großgewachsener starker Mann mit einem gutmütigen Gesicht, weigert sich zu schlagen. Er wird verwahrt. Es rührt ihn nicht; ich glaube bestimmt, er wäre bereit gewesen, sich selbst um seiner Grundsätze willen schlagen lassen. Wir bekamen ihn später auf den Priesterblock als Barackenvorsteher. Alle hatten ihn gern. Er hat uns viel geholfen und war z u gut.

Bei der Exekution der Prügelstrafe steht unser Priesterblock gerade neben dem Bock. Die armen Kerle stehen da in Angst, und doch kann ihnen niemand helfen. Als ein Häftling wieder so scharf zuschlägt, beginnt bei uns ein lautes Murren. Helle Empörung. Der Lagerführer Redwitz regt sich deswegen auf und fordert die Priester auf, die Hiebe auszuteilen. Natürlich meldet sich niemand.

Ein junger Italiener wird übergelegt. Bei jedem Schlag schreit er seine ganze Not heraus: Madonna, Madonna, Madonna . . . Immer schwächer wird sein Ruf, dann ist es still . . .

Es ist verständlich, daß wir erschüttert stehen. Die 20 Geschlagenen müssen nach dem Empfang der Schläge ständig Kniebeugen machen, nach dem Appell gehen sie zur Behandlung ins Krankenrevier.

Wenn einer ausreißt und wieder eingefangen wird, gibt es regelmäßig Hiebe. Ich sah einen der Unglücklichen. Er wurde mit Musik am Tor abgeholt, trug eine Tafel wie eine Standarte vor sich her, darauf stand geschrieben: Ich bin schon wieder da. Die Exekution fand aber im Bad der SS statt. Als er totenblaß wieder herauskam, waren seine Hosen völlig zerfetzt; um ein Platzen der Haut zu verhindern, waren nasse Tücher aufgelegt worden. Die Musik begleitete ihn dann wieder zum Tor.

Den ganzen Tag in der Kälte des Winters, in der Hitze des Sommers, ohne Essen und Wasser am Tore stehen, das war auch eine Lagerstrafe. Priester, die aus andern Lagern kamen, sagten aus, daß man dort im barbarisch kalten Winter die Gefangenen, die strafweise am Tore standen, öfters mit kaltem Wasser übergießt, so daß sie zu Eis gefroren und noch dastanden, als sie schon tot waren.

Wenn heute die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen werden – und es ist eine ziemlich breite Schicht, die verantwortlich und mitverantwortlich ist –, so dürfen wir der göttlichen Gerechtigkeit nicht in die Arme fallen. Die Predigten der Priester und die Hirtenschreiben der Bischöfe – so vorsichtig sie unter den gegebenen Umständen sein mußten –, schenkten reinen Wein ein für den, der hören wollte.

„Die Missetäter doch erlitten Strafe
Nicht ohne daß zuvor
Durch fürchterliche Donnerschläge ihnen Zeichen wurden.
Sie litten ja mit Recht
Für ihre ganz besonders bösen Taten.“ (Weis. 19,13)

Ich erhalte einen Brief von der Mutter. Er ist beim Zensor in Ungnade gefallen. Das Wort Pfarrer ist gestrichen: Häftling! Sie schreibt: Wir vertrauen auf die Gnade und Kraft von oben! Das Wort oben hat es dem SS-Zensor angetan. Er streicht es durch und setzt noch ein Fragezeichen dahinter. Immer,

wenn die Mutter schreibt, daß diese und jene für mich beten, verschmiert er den ganzen Satz, daß man ihn nicht mehr lesen, wohl als Kundiger ihn erraten kann.

Die sanitären Verhältnisse waren im Lager vorbildlich geordnet, solange nicht eine Überfüllung des Lagers gegeben war, die dunkeln Tonschüsseln wurden von den Häftlingen peinlich sauber gehalten. Zum Waschen waren zwei große Emaillebecken mit Wasserhähnen da, außerdem sechs Tonbecken für Geschirrwaschen.

Erst bei Überfüllung der Baracken stellten sich schwere Mißstände ein, die zum Teil auch durch Disziplinlosigkeit und Unordnung der Häftlinge mitverursacht waren. Die Anlagen an den Arbeitsstätten der Plantage waren zum Teil recht primitiv und ungenügend, für Capos und bessere Häftlinge war aber gut gesorgt.

Die Schlafverhältnisse waren in verschiedenen Zeiten sehr unterschiedlich. Der Schlafraum war genauso groß wie der Wohnraum, also 9×9 m, mit reichlich Fenstern auf beiden Seiten. Darin standen insgesamt 102 Betten, in drei Stockwerken übereinander. Die Belegung war in den ersten zwei Jahren so, daß jeder sein Lager für sich hatte, ein straffgefüllter Strohsack, Kopfkissen mit Überzug, Leintuch als Unterlage und farbigem Überzug für zwei Decken. Die Bettwäsche wurde regelmäßig alle vier Wochen gewechselt und fiel 1943 ganz weg. Dann kam die Zeit, da lagen drei Mann in zwei Betten, also einer im „Gräble“, das war auch noch annehmbar. In letzter Zeit lagen zwei Mann in einem Bett, das war eine Qual. Viele zogen es vor, lieber auf dem Stubenboden zu schlafen. In andern Blöcken war die Belegung noch viel stärker. Dabei auch im härtesten Winter nur eine Decke. So kam es, daß im Januar und Februar 1945 durch Kälte, Hunger und Elend in Baracke 30 fast neben uns die Leute massenweise starben. Die Leichen wurden nackt auf die Straße vor dem Block aufeinandergebeigt wie eine Holzbeige, und es war die Natur gnädiger als die Menschen: Es fiel ein Leichentuch von Schnee darauf. Da in der Baracke nicht genug Platz war, lehnten sich manche Häftlinge beim Löffeln ihrer Suppe an die gefrorenen Leichenhaufen oder saßen auf der obersten Schicht. Man bedenke, daß in den genannten zwei Monaten täglich in Dachau über 200 Menschen starben, an einem Tage waren es 274, wie mir Wujek sagte. Seine Priesterkameraden arbeiten auf der Registrierstelle.

Am Abend vor dem Einschlafen gab ein Priester einige Gedanken mit. Auf den Tag der hl. Theresia vom Kinde Jesu sprach ich auch zweimal. Als Schlafsaalcapo hatte ich einige Zeit die Verantwortung für den Schlafsaal. Es gab ständig Reibereien wegen des Offenhaltens der Fenster. Die in den oberen Stockwerken wollten Durchzug, die unten wehrten sich dagegen. Da verordnete ein Lagerarzt, daß zur besseren Durchlüftung an der Decke eine Öffnung, eine Art Kamin, gemacht werde. Die Öffnung war mit einer Klappe versehen, und es brach daraufhin ein förmlicher Klappenkrieg aus. Klappe auf! Klappe zu! Mitten in der Nacht standen sie auf und machten auf, andere zu. Bis einer sie mit Nägeln festmachte. Dann stand wieder einer auf, hängte das Fenster aus und trug es fort. Es kommt ein Gewitter, peitscht den Regen herein, und ob man kann oder nicht, es heißt schwimmen.

Das „Organisieren“ ist auch ein Thema, das nicht übergangen werden kann. Im Lager Dachau war sozusagen alles zu haben: illegal natürlich und gegen

gute Bezahlung, nämlich gegen Tabak, Speck, Wurst, Marmelade und Butter. Auch gegen Brot. Es war verboten, Lederschuhe zu tagen, aber fast alles trug Lederschuhe; solche, die in der SS-Schuhkammer arbeiteten, brachten nagelneue Militärstiefel und boten sie an. Wäsche, Pullover, Socken, Hemden, Uhren, alles war zu haben. Bei der Besetzung Italiens, Frankreichs, Ungarns, Rumäniens wurden diese Staaten ausgeraubt, feinste Sachen kamen waggonweise nach Dachau und wurden von SS und Häftlingen gemeinsam verschoben. SS-Scharführer Kirmann sagte mir: „Nirgends ist die Korruption größer als bei der SS.“ Leider wirkte sie sich auch beim Essen aus.

Man kann auf die Frage: Wie war bei euch das Essen? nicht in einem Satze antworten. Ganz abgesehen von den durch die Jahreszeit bedingten Unterschieden: Es kam auf den jeweiligen Küchenkapo an. Allgemein möchte ich sagen: Ich wunderte mich oft, wie gut die Rüben zubereitet wurden. Hätten wir nur genug davon bekommen im ersten Jahr. Es gab auch damals noch einige Kartoffeln dazu. Als wir Pakete hatten, wurde das Lageressen von vielen Häftlingen, auch Priestern, nicht mehr gefaßt. Der deutsche und polnische Priesterblock gab ganze Kübel an die Russen und Invaliden ab. Jede Woche verzichteten alle Priester einmal auf ihre Brotration, so daß schwer arbeitende Kommandos bedacht werden konnten. Außerdem hatte fast jeder von uns da und dort im Lager einige arme Landsleute oder Russen als Mitarbeiter, denen wir viel Gutes taten. Jedenfalls werden die Russen, die in ihre Heimat zurückkehren, dort das Lob der Dachauer Priester zu Recht verkünden. Gerade hierin ersieht man wieder das wunderbare Wirken der Vorsehung; der Same, der durch diesen Dienst an den Armen gesät wurde, kann für die Zukunft tiefste Wirkung zeigen. Es ist so schön, das meisterhafte Planen der göttlichen Vorsehung auf weite Sicht zu erkennen. „Ihr nennet mich Meister, und ich bin es.“ Doppelt schön ist es, als Priester in blindem Vertrauen ihm zu dienen. Es fügt sich alles, Glied in Glied, man darf es nur nicht erzwingen wollen.

Im Frühjahr, ja schon im Winter 1945, war das Essen unter jeder Beschreibung, so daß der Hunger wieder spürbar wurde, auch bei uns Priestern. Denn infolge der Paketsperren und Bombardierungen der Verkehrswege blieben die Pakete aus. Nur die Bayern wurden einigermaßen gut versorgt. Dann allerdings auch sehr reichlich die Franzosen, Belgier und Holländer durch das Rote Kreuz. Wir bekamen nur Rübenwasser mit Kartoffel . . . schalen! Und diese nicht einmal sauber gewaschen. Das Brot wurde ganz knapp. Wir danken dem Herrn Erzbischof, daß er uns in dieser Zeit mehrfach kleine Sendungen zukommen ließ. Der Pfarrer von Dachau, Geistl. Rat Pfanzer, sandte uns daraufhin ebenfalls etwas zu. Wir gingen dann auch an die in unserer Versuchsabteilung aufgespeicherten Pflanzkartoffeln und Samen, da wir überzeugt waren, daß wir doch nicht mehr zum Pflanzen, geschweige denn zum Ernten kämen. Im Lager der Hunger . . . und vor den Toren des Lagers in der Nähe des Eicke-Platzes waren von der Baywa (Bayr. landw. Waren-Einkaufsgenossenschaft) im Herbst für das Lager 80 000 dz Kartoffeln eingelagert worden. Man ließ sie eher zugrundegehen, als daß die SS sie uns gönnte.

U n d n o c h m a l s d e r B l u m e n l a d e n

Wie schon weiter oben erwähnt, wurden in der Plantage an die Zivilbevölkerung Blumen, Samen und Setzlinge verkauft. Es konnte jeder einkaufen. Nach der Absetzung des Kapo Wolf war mein guter Kamerad Ferdinand Schönwälder dort Chef. Mit ihm habe ich denn im Laufe der Zeit manche Sache gedreht, die man nicht leicht für möglich halten sollte.

„Oft schwebte ich in Todesgefahr
Doch die Erfahrung half mit durch.“ (Sir. 31,13)

Jahrelang bestand eine regelmäßige Verbindung mit Ordensschwwestern in der Nähe Münchens, die von Häftlingen nach draußen manches mitnahmen oder auch hereinbrachten. Und zwar jede Woche. Die Kluge ist nie erwischt worden. Franz Weinmann bestellte seine Angehörigen zum Blumenkaufen und war einen ganzen Tag bei ihnen. Der Herr Weihbischof von München kam (in Zivil). Diese Dinge sind nicht einmal allen Mitbrüdern bekannt geworden. Sie wunderten sich nur, wenn ich oder meine nächsten Freunde ihnen am Abend irgend etwas schweigend in die Hände drückte. Denn die schwierige Sache war dann, die guten Dinge durchs Tor von der Arbeitsstätte ins Lager zu bringen. Nicht selten wurde dort bis aufs Hemd untersucht. Und Gnad uns Gott allen, wenn diese Sache geplatzt wäre. Jeden Montag wurden im Blumenladen die wertvollsten Medikamente abgegeben für Pater Otto Pies S. J. Er hat damit vielen das Leben gerettet. Die Münsterschwarzacher Benediktiner erhielten wiederholt Besuch von Pater Barnabas (in Zivil). Ich stellte zur Unterredung unsere SS-sichere Versuchsabteilung zur Verfügung.

Sie brachten uns auch immer etwas Gutes mit. Karl Schmitt, der Allerweltsbastler und nebenbei auch Salesianer, Photograph, Krippenbastler. Sanitäter, Schweißapparatebauer, bestellte einen seiner Mitbrüder, besprach sich mit ihm in unserer SS-sicheren Abteilung und gab ihm Dinge mit, die nicht für neugierige SS bestimmt waren.

Und dann Leo Pfanzer nicht vergessen!

Ein Zivilist; er hatte in Dachau, drinnen in der Stadt in der Nähe des Bahnhofs, ein Häuschen mit einer braven, guten Frau, in der Brust ein gutes Herz und genug Klugheit, der SS ein Schnippchen nach dem andern zu schlagen. Er war ein Schulkamerad des Pater Sales Heß, der auf der Plantage die Photoabteilung führte. Er war Mitglied der Partei und des dritten Ordens des hl. Franziskus, hatte zuhause die Schulungsbriefe Rosenbergs liegen und betete das Laienbrevier. Er trug stets das Parteiabzeichen, wenn er kam, denn er schlug unsere Feinde mit ihren eigenen Waffen. Er hatte das Vertrauen des Gauleiters Gießler in München und war in dessen Leibgarde gerufen worden, obwohl jedermann wußte, daß er am Sonntag regelmäßig in die Kirche ging. Übrigens – um das gleich anzufügen – hat der Gauleiter im letzten Vierteljahr gesehen, daß viele seiner bisherigen Gesinnungsgenossen nicht mehr ganz verlässlich waren und zu seiner Gaustaffel – also Leibkompanie von 300 Mann – mit Vorliebe Leute genommen, von denen bekannt war, daß sie ihre religiösen Pflichten erfüllten, also Bankrott auf der ganzen Linie! Leo hat auch das Amt eines Geheimspitzel der Gestapo angenommen und hat uns als solcher die wert-

vollsten Hinweise und Nachrichten hinterbracht. (Diese Dinge sind auch bei den Priestern nicht bekannt, da die wenigen, die mit ihm zusammenkamen, das Geheimnis streng hüteten.)

Er schleppte ganze Rucksäcke voll Brot, Erbsen, Kartoffeln zu uns heraus. Wenn jemand gefragt hätte, wäre es Pflanzgut gewesen. Er war der Verwalter des Lagerhauses der Bayerischen landwirtschaftlichen Genossenschaft und sagte einmal: „Wenn Sie nur einmal nach Dachau herauskommen könnten mit einem Wagen, dann können Sie holen, was Sie wollen!“ „Wird gemacht“, war meine Antwort. Es war im März dieses Jahres. Ich forderte einen SS-Posten zur Begleitung an, mein Freund Hans Jäger und ich holten bei strömendem Regen zwei Säcke Kartoffeln und anderes Gemüse beim Leo ab. Der SS-Posten guckte schief, als wir aufluden, ich sagte ihm, „das ist ein hoher Gestapo, ein Geheimgestapo“, an dieser Sorte war anscheinend auch sein Bedarf gedeckt, und er machte sich dünn, d. h. er drängte heim ins Lager.

Leo brachte von seinem Mittagessen Schweinebraten, Knödel und dampfendes Sauerkraut. Wir teilten es redlich.

Er nahm allerdings auch nicht nur unser Dankeschön mit. Blumen für seine Frau, Schuhe, Kleider, Wäsche aus Rot-Kreuz-Paketen und Dinge, die es drauen nicht gab. Es ist kaum glaublich, daß die Sache nie schiefging. Es war schon so: ihre Augen waren gehalten!

Leo hat auch viele Photos, die im geheimen gemacht wurden, mit hinausgenommen. Wenn einmal wieder die Post geht, werden wir sie diesem Bericht beifügen können.

Schönwälder, der Blumenverkäufer, hat heute morgen den Laden geschlossen. Er hat einen Karren mit leeren Blumentöpfen vollgeladen und fährt in den nahen Dörfern herum, natürlich trottelt ein ahnungsloser SS-Posten mit geladenem Gewehr hintendrein. Die Töpfe wären absolut unnötig. Die sind nur Tarnung. Eier, Speck und Schnaps tat man nicht in, sondern u n t e r die Töpfe. Er ist ein guter Mensch, und da er die Schätze heimbringt, teilt er fast alle aus. Aber das alles war erst im letzten halben Jahr. Man spürte, daß der Karren den Berg hinunterging. Wir alten Lagerhasen wußten ja auch von der SS soviel, daß sie sich eher vor u n s fürchten mußte. Richard Schneider ist der ganzen Gesellschaft bestimmt auch nichts schuldig geliebt. Er war ein wahrer Meister im Organisieren.

Priesterweihe in Dachau

Des Herren Augen sind auf die gerichtet, die ihn lieben.

Er ist ein starker Schirm und eine Stütze, mächtig.

Ein Schutzdach vor der Glut. Ein Schutzdach vor der Mittagshitze.

Ein Schutz vorm Straucheln, eine Hilfe vor dem Falle.

Indem er hochgemut die Seele und die Augen helle macht:

Genesung, Leben, Segen spendet. (Sir. 31, 19,20)

Wir hatten für die Priesterweihe den Diakon Karl Leisner, Diözese Münster. Er ist seit Jahren, ja schon vor seiner Verhaftung, die in St. Blasien wegen eines politischen Witzes erfolgte, lungenleidend. Sein Zustand war so, daß er wahrscheinlich bald sterben muß. Wir möchten ihm daher vorher noch die Freude machen, ihn als Priester am Altare zu sehen. Eine Weihe „in Titulum mortis“.

Es fehlten uns: die Erlaubnis der SS-Lagerleitung. Ist zur gültigen Weihe nicht canonisch vorgeschrieben.

Die Einwilligung des Heimatbischofs von Münster: wird durch illegalen Brief besorgt und trifft ein.

Ein katholischer Bischof (da der poln. Bischof tot ist): Den schickt uns der ewige Hohepriester: Der Bischof von Clermont-Ferrand wird von der SS ins Lager eingeliefert und merkwürdigerweise, wahrscheinlich durch einen Fehler der Registratur, kommt er nicht in den Ehrenbunker zu Niemöller, sondern zu uns. Post festum holten sie ihn allerdings weg.

Die Erlaubnis des Diözesanbischofs, des Kardinals: Er gab sie implizite, indem er uns über den Blumenladen alles Nötige zukommen ließ.

Ich bekam also ins Gewächshaus gebracht: Handschuhe, Schuhe, Bischofsmütze, Pontificale und die drei Tuniken, die der Bischof bei der Priesterweihe unter das Meßgewand anzieht. Auch das hl. Öl.

Aber wie diese gefährlichen Dinge aus der Plantage ins Lager bringen?

„In aller Not half ihnen nicht ein Bote oder Engel, sondern er. In seiner Lieb und Nachsicht hat er selber sie befreit“ (Is. 63,9).

Zwischen Hose und Unterhose – so unschön das klingt – verbargen wir die leichten violetten Gewänder und schritten forsch am SS-Torwächter vorbei, der ahnungslos nur unsere Köpfe zählte. Es ging alles gut, aber wir atmeten doch auf, als wir ihm außer Sicht waren. Mitgeholfen haben meine zwei Priesterkameraden Hans Jäger und Hans Schmalzl. Wujek, der polnische Kamerad, beteiligte sich ebenfalls. Am Sonntag vor Weihnachten 1944 war dann das seltene Ereignis. Leisner war totenblaß und mußte meistens sitzen. Alle Priester waren auf das tiefste bewegt.

Am Feste des hl. Erzmartyrer Stephanus feierte er die Primiz, an der ich wegen Dienst nicht teilnehmen konnte. Als ich am 9. April entlassen wurde, lebte er noch. Wenn er frei ist, kann für ihn noch einige Hoffnung sein.

Infolge des Kohlenmangels froren wir im Winter bei der Arbeit ziemlich schwer. Ich bekam Gelenkrheumatismus, meldete mich aber nicht formell krank. Mit Mühe schleppte ich mich zur Arbeit. Mein guter Freund Hans Jäger rieb mir die Gelenke ein und mit zunehmendem Frühjahr wurde es besser.

Beim Lüpfen eines schweren Kübels zog ich mir einen Bruch zu. Im Lager gibt es 5000 Mann mit Brüchen, sagt man mir. Ich versuche, zur Operation zu kommen, es ist unmöglich.

Die Entlassung

Hans Schmalzl schreibt einen illegalen Brief heim und schmuggelt ihn heraus.

14 Tage darauf, Ende März, kommt ein Schreiber und holt den guten Hans Schmalzl zur Vernehmung weg. Wir sind in heller Angst. Auch Sales Heß und noch zwei, die mit uns verschiedene Geschäfte gemacht haben. Die Sache ist vielleicht geplatzt, und jetzt geht es schief! Schnell alles wegräumen, was gefährlich werden kann, im Garten vergraben. Die kommen bestimmt in unsere Abteilung und räumen alles um, wenn die den Brief von Schmalzl

erwischt haben. Über Mittag bleibe ich draußen und räume noch immer. Es ist zwei Stunden Fliegeralarm. Gegen drei Uhr kommen die Kameraden wieder aus dem Block und jubeln: Schmalzl und viele andere Priester sind entlassen! Welch ein Jubel!

Quis dabit ex Sion salutare Israel?
 Cum converterit deus captivitatem plebis suae,
 Exultabit Jacob, et laetabitur Israel.
 Ach käme doch für Israel von Sion Hilfe!
 Wenn einst der Herr die Knechtschaft seines Volkes wendet,
 Dann wird frohlocken Jakob
 Jauchzen Israel! (Brev. Ps. 52)

„Im Vertrauen“ sagte mir Herr Werner, daß ich auch auf der Liste sei. Mittags höre ich es schon von allen Ecken, anderen wurde es auch „im Vertrauen“ gesagt.

Mein Zivilchef, Herr Lippert, teilt mir mit, daß er mich leider noch eine Zeitlang zurückhalten muß. Da habe ich mich gewehrt und es erreicht, daß meine Zurückhaltung aufgehoben wurde. Sie hätte wahrscheinlich auch keinen Einfluß auf die Entlassung gehabt. Das Lager hatte keine Einspruchsmöglichkeit.

Am 9. April war denn auch der langersehnte, in allen Gebeten wiederkehrende Tag gekommen. Die Zeremonien der Entlassung waren sehr nüchtern und sind mit dem tausendjährigen Reich abgeschlossen. Kaum waren wir zu sechst am Montag, dem 9. April, aus dem Lager und strebten dem Bahnhof Dachau zu, da: Großalarm auf Vororte und Flugplätze um München. Es waren bange Minuten im Splittergraben am Bahnhof zu Dachau, und es ging wild genug zu. Das wäre natürlich tragisch gewesen, nach 3½ Jahren Lager noch am Schluß auf der Strecke bleiben. Aber wenn der Herr es gewollt hätte, wäre auch dies zu meinem Besten gewesen wie es Dachau selbst auch war.

Jeder, der über Dachau spricht und schreibt, wird es anders schildern, denn jeder hat es anders erlebt. Der Priester anders als der Nichtpriester. Und unter den Priestern jeder wieder verschieden.

Die allen unerklärliche Entlassungsaktion deutscher Häftlingpriester hatte folgenden Hintergrund:

Die siegreichen Alliierten behandelten die Gefangenen der Waffen-SS nicht nach dem Genfer Protokoll, verweigerten ihnen Post und Pakete. Himmeler wandte sich an Papst Pius XII. und bat ihn um Vermittlung. Der Papst gab den Bescheid, solange die Priester im KZ festgehalten werden, könne er nichts tun. Daraufhin begann über Nacht die Entlassungsaktion.

Und wenn ihr mich fragt: Nun, wie ist es in Dachau gegangen?, so werde ich:

Als Mensch schweigen, weil der Mensch in mir sich schämt.

Als Priester sagen: Ich sah Gott. Er ist mächtig, gerecht und gut. Ihm sei Dank und Ehre.

Als Dr. hum. c. werde ich sagen: es war italienischer Salat, gut und böse durcheinander, und die Menschheit wird noch lange zu tun haben, es zu verdauen.

Und am heiligen Dreifaltigkeitssonntag, da in diesem Jahre viele Bauernfamilien erstmals wieder in Freiheit nach Schenkenberg strömten, stellte auch ich mich der herben, guten Mutter von Schenkenberg vor. Sie sah mich schüchtern in der Bank knien, und diesmal übernahm sie die Predigt:

Jetzt schau nur einmal mit klaren Augen her!
 Wo trag ich einen Stecken?
 Es ist ein wahres Zepter, und jeder Sieger
 erhält's von Gott geschenkt, in dieser oder anderer Art.
 Du meinst, der Weg war hart: So lerne wieder Kyrie eleison rufen,
 und bete nicht um Trost! Trost ist Zugab nur zu Anderm.
 Trost! Unmäß'ger Trinker du!
 Liebe gibt der Herr zu trinken. Starke Liebe!
 Du fragtest oft an leidgen Tagen, so töricht fragtest du:
 „Wie hab ich das verdient, o dieses brunnentiefe Leid?“
 Du Tor! Nein nicht verdient, verdient hast du es nicht,
 Weil D a c h a u G n a d e war, reine Liebe Gottes,
 Und Gnade kann man nicht verdienen.
 Verdient war Schlimmeres: Daß dich der Herr vergaß,
 Dir lustge Tage, sanften Schlummer, volle Schüsseln schenkte.
 Seelenleichen werden nur vom Leid lebendig,
 Und nah dem Tode warest du genug!
 Jetzt geh! Erzähl nicht was du bist und warst!
 Willst du erzählen, dann von Ihm
 Der ist, der war
 Und sein wird immer – immer – immerdar.

Im übrigen gilt für meine Person: nicht Märtyrer und nicht Bekenner,
 sondern Büsser.

Es war aber die Osterwoche, als ich mich von Dachau heimwärts wandte und
 dem Leben wiedergegeben war.

Es ging mit uns das Wort des kirchlichen Morgengebotes:
 Wenn ihr mit Christus auferstanden seid,
 so suchet, was droben ist, wo Christus sitzt zur Rechten Gottes.
 Denkt an das, was droben ist, nicht an das, was auf der Erde ist. (Brev. Prim)

Bericht des Vikars Kurt Habich

Vorgeschichte

Zwei Wochen nach Antritt meiner ersten Stelle in Karlsdorf bei Bruchsal Frühjahr 1937 hatte ich bereits schon Haussuchung durch die Gestapo, die Flugblätter suchte, die im Dekanat Bruchsal gedruckt wurden, um die Jugend zur Bekenntnisfeier mit dem Erzbischof in Bruchsal einzuladen. Ich gab die Flugblätter, die angeblich andere Geistliche freiwillig hergaben, nicht heraus (sie waren im Ofen der Haushälterin versteckt), sondern ließ die Gestapo das ganze Haus durchsuchen. Sie fand die Flugblätter nicht.

Im Sommer 1937 wurde ich nach Pforzheim, St. Franziskus, versetzt als Nachfolger des verhafteten Kaplan Welte. Ich war Religionslehrer im Gymnasium und in der Gewerbeschule. Man suchte in der Gewerbeschule die Schüler zum Austritt aus dem Religionsunterricht zu bewegen. In meinen Klassen gelang dies nicht. Im Gegenteil, Schüler von anderen Klassen kamen in meinen Unterricht, in dem die Schüler mit Begeisterung mitmachten. Als am Gymnasium ab Untertertia aufwärts der Religionsunterricht verboten wurde, kamen die Schüler der Oberklassen, und zwar alle freiwillig, in den Religionsunterricht außerhalb der Schule im Jugendheim, was die Nazis so ärgerte, daß die HJ Störaktionen unternahm.

Ich war außerdem Jugendseelsorger für die Gymnasiasten in der Stadt und für die Jugend der Pfarrei. Ich begann mit 15 Jungen meine Arbeit und hatte nach 5 Jahren in meinen Gruppen 170 Jungen und Jungmänner. Das war nicht leicht, da man nur rein religiös im Sinne von Seelsorgestunden arbeiten durfte, damit die Jugend wegläuft. Da Welte verhaftet war und mein Mitkaplan Kiesel in derselben Pfarrei verhaftet wurde und nach Dachau kam, habe ich aus Klugheit alles gemieden, was politisch gefährlich war. Ich wurde von 1937 bis 1942 ununterbrochen überwacht in meinen Predigten, in meiner Tätigkeit als Religionslehrer, wo Schüler oft vernommen wurden und vor allem bei meinen Gruppenstunden, wo vor dem Heim fast täglich der Streifendienst der HJ aufpassen mußte, ob ich mit der Jugend Spiele mache oder weltliche Lieder singe.

Haftgründe

Der Erfolg in der Jugendarbeit war der tiefere Grund für meine Haft. Ich erfuhr immer wieder, wie man sagte: Der muß weg; wenn dieser Kaplan noch lange da ist, läuft ihm die ganze Jugend nach. Daher die wiederholten Haussuchungen durch die Gestapo. Sie mußte immer unverrichteter Dinge abziehen, da ich eben nur rein religiös arbeitete. Ich habe es immer abgelehnt, die Namen der Jugendlichen anzugeben, obwohl die Gestapo mit Drohungen verstand, dies zu fordern. Oft wurden die Jugendlichen vernommen wegen

der Themen in den Gruppenstunden. Einmal erklärte mir die Gestapo, es ginge bei mir nicht mit normalen Dingen zu, da überall die Zahl der katholischen Jugend zurückginge, während sie bei mir dauernd zunehme. Sie glaubte, ich würde mit Suggestion arbeiten.

V e r h ö r

Eines Tages kam der Schlag. Ein Volksschüler der 8. Klasse war beauftragt (was ich nicht wußte), alles mitzuschreiben, was ich im Unterricht behandelte. Eines Tages wurde ich auf dem Oberschulamt wegen Folgendem vernommen: 1. Ich hätte die biblische Geschichte Nr. X durchgenommen „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker“ und dabei gesagt, die katholische Kirche sei keine Nationalkirche, sondern eine Völkerkirche. 2. Ich hätte den Film „Ich klage an“ behandelt und dabei gesagt, daß das Beseitigen von sog. lebensunwertem Leben Mord sei. 3. Ich hätte am Jahrestag der Verhaftung von Kaplan Kiesel für ihn beten lassen. 4. Ich hätte den Reichsbischof Müller, der in der evangelischen Schloßkirche predigte, angegriffen.

Einige Monate später wurde ich in den gleichen Punkten von der Gestapo vernommen. Ich fragte damals den Gestapobeamten Mildenerger, was die Vernehmung bedeute, da dies doch rein religiöse Fragen seien. Er erklärte mir, ich hätte Politik getrieben. Alle katholischen Anschauungen, die der nationalsozialistischen Weltanschauung widersprechen, seien Politik. Ich erklärte damals der Gestapo, dann war Christus der größte Politiker. Diese Vernehmung berichtete ich der Kirchenbehörde, worauf sie mir schrieb, daß mir nichts geschehen könne, da ich nur meine Pflicht als Religionslehrer getan hätte.

1. V e r h a f t u n g

Wenige Wochen später (25. März 1942) wurde ich von der Gestapo nach Karlsruhe gerufen. Gestapobeamter Mildenerger sagte ohne irgendeine Vernehmung nur: „Kommen Sie bitte mit.“ Auf meine Frage, was los sei, sagte er nur: „Das kann ich Ihnen jetzt nicht sagen.“ Wir fuhren durch die Stadt. In der Rieftalerstraße unterbrach er das Schweigen und sagte nur: „Die Geheime Staatspolizei Berlin hat entschieden, daß Sie in Schutzhaft kommen.“ Ich fragte: „Mit welchem Rechtsgrund?“ Ohne Auskunft übergibt er mich dem Gefängnis. Hier durfte ich in einer Einzelzelle Tüten kleben, durfte kein Brevier haben, keinen Gottesdienst besuchen, keine hl. Kommunion empfangen, keinen Besuch, was sonst allen Häftlingen möglich war. Es war dies die Zeit über den Palmsonntag, Ostern, Weißer Sonntag. Zweimal hat mir Stadtpfarrer Dr. Dold heimlich die hl. Kommunion gebracht.

Ohne Vernehmung und ohne Angabe der Gründe saß ich 3 Wochen im Gefängnis. Am 15. April kam der Wärter und sagte: „Packen Sie Ihre Sachen zusammen, um 3 Uhr sind Sie auf freien Fuß gesetzt.“

E n t l a s s u n g

Nach kurzem Urlaub kam ich nach Bräunlingen. Dort war ich in allem, was ich tat von einem SS-Mann überwacht. Es war eine custodia libera. Ich begann wieder die Jugendarbeit. In 14 Tagen waren die Gruppen mit Begeisterung dabei. Der Ortsgruppenleiter vernahm die Buben, die bei mir waren, konnte aber nichts feststellen, was zu einer 2. Haft führen sollte. Religionsunterricht durfte ich im Schulgebäude nicht erteilen. Ich tat es im Heim

und in Waldhausen (Filiale) in der Kirche bzw. hinter der Kirche auf einer Bank. Ich war keine zwei Monate dort, als die Gestapo mich nach Singen bestellte; angeblich könnte ich mittags wieder zurückfahren. Ich glaubte, es handle sich um Stadtpfarrer Schwaer, meinen Chef von Pforzheim, der nach mir ins Gefängnis kam, weil er für mich beten ließ. Er verkündete auf der Kanzel, als ich im Gefängnis in Karlsruhe saß: „Wir lesen in der Apostelgeschichte: ‚Als Petrus im Gefängnis saß, betete die Gemeinde für ihn.‘ – Lasset uns beten für Kaplan Habich, Vater unser . . .“, und unter Tränen beteten die Gläubigen das Vater unser und Ave Maria. Dekan Schwaer wurde darauf verhaftet wegen „Beunruhigung der Bevölkerung“. Er ging für mich ins Gefängnis.

H a f t g r ü n d e

Als ich am 8. Juni 1942 in Singen bei der Gestapo ankam, wurde ich von einem brüllenden Gestapobeamten namens Werner empfangen, der sich bei mir rühmte, schon 52 Priester ins Gefängnis gebracht zu haben, u. a. Prälat Feurstein. Er warf mir folgendes vor: 1. Ich habe den Firmunterricht in Waldhausen statt *in* der Kirche *vor* der Kirche abgehalten; das sei kirchliche Betätigung unter freiem Himmel. 2. Ich hätte in diesem Firmunterricht gesagt, man solle kämpfen für Christus. Ich bejahte dies und diktierte ihm das ganze Firmsakrament mit der Bedeutung der einzelnen Zeremonien. Er schrieb alles mit. 3. Ich hätte über Pfingsten Besuch von Jugendlichen aus Pforzheim gehabt. Als ich dies bejahte mit der Frage, ob mich die ehemalige Jugend von Pforzheim nicht besuchen dürfe, erklärte Herr Werner mir: dies bedeute illegale Weiterführung früherer katholischer Jugendorganisationen.

2. V e r h a f t u n g

Die Haft wurde sofort ausgesprochen. Ich war ins Gefängnis nach Konstanz abtransportiert worden, später ins Gefängnis nach Singen, dann nach Friedrichshafen, nach Ulm und Ingolstadt und von dort nach Dachau. Im Schutzhaftbefehl hieß es dann, ich habe Existenz von Volk und Staat bedroht dadurch, daß ich kirchenpolitische Ereignisse in entstellter Weise dargestellt habe und damit das Vertrauen der Jugend zur politischen Führung untergraben habe.

In Dachau, am 7. August 1942 angekommen, kam ich gleich ins Revier, ohne eine Ahnung zu haben, daß dies Durchgangsstation zum Krematorium bedeutet. Ich sah dort das Massensterben der Priester. Mithäftlinge meinten, daß ich kaum einen Monat überleben werde und kam wie ein Wunder – ich weiß heute noch nicht wie – wieder heraus. Ich kam auf den Priesterblock. Ich war zuerst arbeitslos, mußte mit anderen Häftlingen ohne Arbeit eng zusammengepfercht in einer Baracke in Hockstellung stundenlang sitzen, mit niemand sprechen, immer an die Wand schauen und den willkürlichen Peitschenhieben der SS zusehen. Diese Behandlung konnte einen verrückt machen. Man wurde zu den unmöglichsten Arbeiten bereit. Nach einiger Zeit des Einsatzes im Straßenreinigungskommando kam ich in die Plantage, wo die meisten Priester arbeiteten. Ich bekam bald die Phlegmone, die wie durch ein Wunder von einem zum anderen Tag geheilt wurde. Ich war dann in diesem Totenkommando nur noch Haut und Knochen, wog noch ungefähr 90 Pfund, bis dann die Paketerlaubnis im Oktober mir die Rettung brachte.

Im Winter 1943 arbeitete ich für einige Monate in der Besoldungsstelle der SS, kam bald wieder in die Plantage (Abt. Lehrkulturen).

1944 wurde ich nochmals wegen hohem Fieber und Typhusverdacht ins Revier gebracht, unter die Geschlechtskranken gelegt, eines Tages bei höchstem Fieber ins kalte Bad gebracht, dann mit Sommerkleidung ins Freie gestellt für etliche Stunden bei fast 20 Grad Kälte und kam auf illegale Weise wieder auf den Priesterblock, wo mich meine Mitbrüder aufpäppelten (Anfang Januar 1945). Am 28. März wurde ich entlassen, nachdem ich unterschreiben mußte, daß ich nie etwas erzählen werde, was ich im KZ erlebt habe. Starke gesundheitliche Schäden, besonders an Herz, Darm und Leber und Nieren, beklage ich als Folge der KZ-Leiden.

Ostern 1945 kam ich nach Offenburg zu meiner Schwester. Ich fuhr dann in meine Heimatstadt nach Lahr, wo ich mich der Polizei meldete. Die Frau des Landrates, eine ehemalige Mitschülerin, ließ mich wissen, daß ich sofort verschwinden möchte. Ich sollte in den Volkssturm eingezogen werden, denn nach einem Geheimbefehl Hitlers sollten die entlassenen Priester liquidiert werden. Ich fuhr nach Offenburg und versteckte mich bei meiner Schwester im Hotel „Drei Könige“ im Keller, bis am 15. April die Franzosen kamen. Dann war ich frei. Ich wurde dann als Kaplan in Offenburg, Hl. Dreifaltigkeit, eingesetzt.

Da ich für die Jugend litt, wollte ich für sie wieder arbeiten, zunächst als Jugendseelsorger in Offenburg 5 Jahre und als Leiter des Diözesanschulungsheimes im Bund Katholischer Jugend in St. Ulrich 11 $\frac{1}{2}$ Jahre.

Russen-Seelsorge in Dachau

Mitten im Elend der Verbannung zu stumpfsinniger Sklavenarbeit verurteilt, gehörte es mit zum Bittersten für den Priester im Konzentrationslager, daß jede seelsorgerliche Betätigung verboten war. Viele Laien konnten ihren Beruf im KZ ausüben, während wir Priester Arbeiten verrichten mußten, die uns nie entsprachen. Wenn irgendwo sich eine Gelegenheit fand, heimlich Seelsorge auszuüben, bedeutete das eine besondere innere Freude, die einen manches Harte und Sinnlose im KZ leichter tragen ließ. Für manchen von uns jüngeren Priestern bot sich im Jahre 1943 die Möglichkeit, in Kommandos und auf der Straße russische Jugend seelsorgerlich zu betreuen, allerdings immer heimlich ohne Wissen der SS.

Für die jungen Russen waren wir Priester die „deutschen Popen“, denen sie mit Achtung und Ehrfurcht begegneten. Es war eigenartig, daß die deutschen Kommunisten fast keinen Konnex hatten mit diesen jungen Russen, während diese Russenjungen in ihrer Heimatlosigkeit, in ihrer materiellen und seelischen Not sich buchstäblich an die Geistlichen hingen, bei denen sie zum erstenmal wieder Liebe und Verstehen spürten.

Gleich am Tage meiner Einlieferung in die Hölle von Dachau beobachtete ich junge Russen, die eben eingeliefert von der SS in sadistischer Weise schikanieret und gedrillt wurden und dabei eine Leidensfähigkeit an den Tag legten, die ich später im näheren Zusammensein mit Russen als *die* Fähigkeit der Slawen festgestellt habe. Wir Menschen des Westens sind Menschen der actio und versagen an der Stelle, wo der Mensch des Ostens seine Stärke hat: im Leiden. Er ist der Mensch der passio, des Durchhaltens, der im

Schmerz Held wird. Härte, Bitterkeit des Lebens, Schicksalsschläge zerbrechen ihn nicht, sondern lassen ihn wachsen.

Da ich am Tage meiner Ankunft gleich ins Revier kam, und zwar in jene Baracke, in der die Ruhrkranken lagen (zwei Drittel waren Priester, meist polnische), wollte es der Zufall, daß ich vom Pfleger Heizmann, einem bayrischen Kaplan, der später auf dem Invalidentransport umgebracht wurde, einen Strohsack angewiesen bekam, so, daß rechts und links von mir Russen und über mir Russen lagen. Gleich morgens beim Aufstehen um 4 Uhr durfte ich erleben, wie der junge Ruski, der über mir schlief und sich im engen Gang neben mir ankleidete, seine drei Kreuze nach orthodoxer Art schlug und beim Anziehen betete. Er war ungefähr sechzehn Jahre alt. Ein Student links von mir, überrascht, daß ich als Priester eingesperrt bin, fragt nach dem Heiligen Vater in Rom (Papa rimski), ob er noch lebe, und freut sich über die Antwort wie ein Kind, das von seinem Vater hört. Ein Geistlicher blättert eben im Bett in einem Kalender. Ein junger Ruski neben ihm, der sich für die Bilder interessierte, entdeckt mit freudestrahlenden Augen Maria mit dem Kind und läßt dem Priester keine Ruhe, bis er den Kalender hat, um nun ungestört in einer Ecke sitzen zu können und seine „Mate boch“ (Gottesmutter) betrachten zu können, die ihm ja alles bedeutet. Religiöses Interesse und religiöses Leben stellte ich bei der ersten Begegnung mit Russen fest. Eine kindliche Marienverehrung war ihnen Selbstverständlichkeit.

Diese Erlebnisse bei diesen frischen, kraftstrotzenden Russenjungen, deren frohes, hilfsberechtigtes Benehmen mir immer imponierte, bedeuteten für mich einen Fingerzeig Gottes, daß ich im Lager anstelle der deutschen Jugend, für die ich ins KZ ging, Russenjungen seelsorgerlich betreuen soll; waren sie doch die Ärmsten unter den Häftlingen, insofern sie schon so jung, unschuldig in einem KZ leiden mußten. Warum sie ins KZ kamen? Das gäbe ein Buch. Aber jeder erzählte ungefähr die gleiche Tragödie. Daheim – sie waren aus allen besetzten Zonen Rußlands und der Ukraine, sie kamen aus Nord und Süd und aus den verschiedensten Rassen – werden die Eltern gezwungen, einen Sohn zwischen 14 und 18 Jahren zum Arbeiten nach Deutschland zu schicken. Diese werden in Viehwagen zusammengepfertcht nach Deutschland transportiert. Auf einem deutschen Bahnhof angekommen, werden sie zunächst zur Einschüchterung von SS mit Gummiknüppeln blutig geschlagen, dann in Arbeitslager verbracht, wo sie eingesperrt für ein Hungeressen schwerste Arbeit in Fabriken leisten müssen unter dauernder Bewachung, in wenigen Wochen 20 bis 30 kg abnehmen, vor Hunger und Heimweh flüchten, mehrere Tage zu Fuß unterwegs (meist nachts) nach Hause zu kommen hoffen, bis sie irgendwo aufgegriffen werden, um in einem Gefängnis zu landen und wegen Arbeitsvertragsbruch in ein KZ eingeliefert zu werden. Die in Dachau kamen aus Steinbruchlagern (meist Flossenbürg), wo sie so schrecklich zugerichtet wurden – welche Schauererlebnisse hatten diese Jungen einem oft unter Tränen erzählt! –, daß nur noch ein Zehntel die Grausamkeit überlebte. Anfangs waren die Russenjungen in Dachau in bestimmten Blocks konzentriert und durften nicht in Kommandos arbeiten. Abends sah man sie auf dem Appellplatz: Kinder von 16 Jahren bis Jungmänner von 20.

Allabendlich, wenn wir Priester im Sommer 1942 todmüde und auf Haut und Knochen abgemagert vom Totenkommando „Plantage“ ins Lager ein-

rückten und an den in Hundertschaften aufgestellten Russenjungen vorbeimarschierten, zwang mich etwas, im stillen diesen armen Jungen meinen priesterlichen Segen zu geben, bis ich dann vom April 1943 an mit ihnen in nähere Beziehung kommen konnte dadurch, daß erstmals Russenjungen in der Plantage arbeiten durften und unseren Spezialkommandos zugeteilt wurden. Nun waren wir als Priester den ganzen Tag bei der Arbeit mit diesen jungen Russen zusammen und konnten sie bis in die tiefsten Tiefen ihrer Seele kennenlernen. Offengestanden, ich habe sie liebgewonnen.

Zuerst verständigten wir uns in Zeichensprache. In der Brotzeit vor dem Holunderstrauch in meiner Abteilung (Volksheilkunde) gab ich ihnen den ersten Unterricht in Religion. Ich lernte nebenbei russisch, aber schneller lernten die Russen deutsch. So konnten wir uns bald verständigen. Ich lernte die Tiefe der russischen Seele kennen, ihre schönen Gebete, wobei mir auffiel, daß es meist Reuegebete waren. Ja, diese jungen Ruski waren tief sinnige Menschen; aus den Liedern klang die Melancholie, die ein Wesensmerkmal ihres Charakters war und der Weite ihres Landes entspricht. Ihr Reden mit Gott war mehr Beschauung und Betrachtung. Ich lernte verstehen, warum die Mönche aus dem Osten kamen. Aber nach wenigen Monaten erkannte ich, daß derselbe tief sinnig religiös veranlagte Russe der größte Verbrecher sein kann, der in der Leidenschaft handelt; ich möchte sagen, wie ein Kind von vier Jahren, das sich nicht bewußt ist, was es anstellt, wenn es im Zorn ein Messer erwischt hat. Dieses junge Volk ist wie Kinder, die weniger reflexiv handeln. Darum konnten die Russen nach solcher Tat in Reue und Tränen vor ihrer „Mate boch“ wiedergutmachen. Russische Gutmütigkeit und tatarisch wilde Grausamkeit, tief sinnige Melancholie und besinnungsloser Blut- rausch, Heiliger und Verbrecher in einer Person – das Geheimnis der russischen Seele.

Je mehr ich die Russen kennenlernte, desto mehr staunte ich über ihr religiöses Wissen, über ihre Bibelkenntnisse, wo es doch in der Schule keinen Religionsunterricht gab, wo an manchen Orten das Gotteshaus geschlossen war. Die religiösen Kenntnisse vermittelten die Eltern, die ihnen systematischen Religionsunterricht erteilten. Die Familien waren Glaubensburgen, an denen die bolschewistische Weltanschauung abprallte. Das Heim hatte religiösen Charakter mit seinem Kreuz, mit seinen Ikonen und Kerzen. Es war ein sakraler Raum. Pfeifen, Rauchen usw. war sowenig darin denkbar wie bei uns in einer Kirche. Der Glaube wurde durch die Familie weitertradiert. Selbst Parteifunktionäre haben daheim ihre Gebete pflichtgemäß verrichtet und waren von ihren religiösen Übungen nicht abzubringen. Um nicht gesehen zu werden, gingen manche von ihnen an anderen Orten zur Kirche. Jungen erzählten vom gewaltsamen Einschreiten der bolschewistischen Behörden gegen religiöse Bräuche (Beseitigung von Kruzifixen usw.). Die Gemeinde streikte trotz Verhaftungen und ging nicht mehr zur Arbeit, bis die religiösen Übungen wieder gestattet waren. Die Jungen selber beteten im Lager. Sie hatten ihre Medaillons mitgebracht und hingen an ihrem religiösen Brauchtum. „Boch nabomotsch“ (Gott helfe dir), so grüßten sie den Arbeitskameraden. „Chrestos wokrest“ (Christus ist auferstanden), so grüßten sie mich am Ostermorgen. „Warum Sie nicht machen chrest, Sie doch Pop?“ (warum machen Sie kein Kreuz, wenn es donnert, Sie sind doch

Priester?), so fragten sie vorwurfsvoll beim Gewitter. In dieser Situation machten wir uns daran, geheime kleine Schriftchen zu verfassen und sie auszuteilen; wir übersetzten Teile der Heiligen Schrift und der Psalmen. Duschak, Kaplan im Rheinland, verfaßte ein Büchlein über Lebenskunde und ich ein Gebetbüchlein. Ein Pole übersetzte sie! Pfarrer Dümig schrieb sie ins Russische. Alles natürlich geheim hinter Büschen, unter Dachziegeln der Gewächshäuser usw., wie ja die ganze Seelsorge geheim sein mußte. Ein Geistlicher Tschechowski kam abends auf den Russenblock. Ungefähr zwanzig Burschen beugten sich über eine Schrift. Eine Illustrierte? Nein, eine abgeschriebene Heilige Schrift. Diese Jungen sind glücklich, im Buch der Bücher lesen zu dürfen, das ihnen zu Hause Selbstverständlichkeit war. Sie beteten, hielten Schriftlesung und unterhielten sich über religiöse Fragen und – interessant für mich als Priester – sie beichteten, nicht sakramental, sondern im Sinne von Aussprachen. So stark ihr Anlehnsbedürfnis war, das manchmal zur Last werden konnte und bei der sinnlichen Veranlagung des slawischen Volkes uns germanischen Völkern nicht entsprach, so stark war ihr Bedürfnis zur Aussprache. Wenn man abends müde auf den Block zurückkam, so rief irgendeiner uns nach dem Essen, um uns nach einigem Zögern und verlegenem Drumherumreden die geheimsten Dinge seiner Seele, die dunklen Stunden seines Lebens anzuvertrauen, um dann befreit und froh wieder in die Baracke zurückzukehren. Er wollte sich nur aussprechen. Er wollte seine Last loswerden.

Eines machte sie so anziehend, so daß man sie gern haben mußte. Sie waren als junges Volk oft Kinder, frei von jeder Blasiertheit und stolzer Überheblichkeit. Ehrfurcht war ihnen noch eigen. Ein tiefes Mitfühlen und Mitleiden war ihnen gegeben durch die Gabe der Einfühlung in den Mitmenschen. Ich staunte, wie oft sie meine Gedanken errieten, wie sie intuitiv seelische Regungen erkannten und darum oft die besten Tröster in harten Situationen waren. „Warum Sie traurig?“ – „Sie jetzt denken zu Vater und Mutter? . . .“ Dankbarkeit war ein Wesenszug. Wir halfen ihnen, so gut wir konnten. Sie wußten oft nicht, was sie vor Dankbarkeit tun sollten. Von übergroßer Anhänglichkeit abgesehen brachten sie, was sie nur am Mund ablasen. Sie wuschen uns die Wäsche, sie flickten uns die Kleider, sie reparierten unsere Schuhe, sie organisierten das Fehlende, sie stopften unsere Socken. Was sie bekamen, schenkten sie uns und wollten es nicht für sich behalten. Wenn man es nicht nehmen wollte, steckten sie es einem mit Gewalt in den Mund. Einmal bekamen wir Priester 14 Tage Brot- und Brotzeitentzug als Strafe dafür, weil wir Gutes taten. Die Russenjungen konnten das nicht sehen und brachten ihr Brot. Wenn sie merkten, daß man bei der Arbeit vor Müdigkeit und Unwohlsein nicht mehr konnte, ließen sie es nicht zu, daß man arbeitete, sondern leisteten zu ihrer Arbeit noch die unsrige. Wie rührend war Iwan, wenn er oft sagte: „Sie heute krank, Sie nicht arbeiten, Sie muß haben Ruhe, ich alles machen.“ Als ich keine Wolle hatte zum Stopfen meiner Socken, beobachtete ich Vasil, wie er seine eigenen einzigen Socken auflöste, um Wolle zu gewinnen zum Stopfen für die meinigen; und dies ohne etwas zu sagen, damit ich nichts merken sollte. Abends saßen sie da und sangen unter dem Holunderstrauch ihre wehmütigen Russenlieder, und zum Abschied wünschten sie einem abends alles Gute.

Sie waren auch sehr leicht biegsam und lenkbar, ließen sich gern formen und bilden. Eine große Leidenschaft bei den Russen ist z. B. das Rauchen. Zu Hause rauchen die Jungen 30–40 Zigaretten am Tag. Welch eine Freude war es, ihnen eine Zigarette zu geben. Und doch, ich habe es fertiggebracht bei einigen, daß sie dank ihrer Willensenergie mit dem Wort „ich will, ich kann“ nach kurzer Belehrung von der einen auf die andere Stunde nie mehr rauchten und bald auch innerlich davon unabhängig und frei wurden.

Da ich bei den meisten, die ich kennenlernte, fast durchweg eine religiöse Haltung feststellte, wie es auch ihre Heiligennamen verrieten (sie feierten ihren Namenstag): Iwan (Hans), Nikolaek (Nikolaus), Petro, Michael, Vasil (Basilius), Alexei . . . suchte ich „gottlose“ Russenjungen, von denen ich soviel gehört, fand aber keinen. Wohl gab es solche, die nach außen sich gottlos gaben und einige kommunistische Schlagworte gelernt hatten, die einem aber unter vier Augen gestanden: „Ich nur so sprechen, im Herzen ich glauben Gott.“ Ein gottlos erzogener Medizinstudent legte uns einen Gottesbeweis dar, den er auf Grund seines Studiums der Astronomie sich selbst zurechtgelegt hatte, daß wir staunten, wie ein Junge aus sich selbst auf die Erkenntnis Gottes kam. – Einmal machte mich ein Russenjunge auf einen „Gottlosen“ aufmerksam. Ich kam mit diesem Iwan oft zusammen. Als er das Vertrauen zu mir gewonnen hatte, da suchte ich, wie bei den anderen, das Thema auch auf religiöse Dinge zu lenken. Eines Tages, mitten in der Arbeit, saß er neben mir unter dem Holunderstrauch. Ich wollte sehen, wie dieser gottlose Junge auf religiöse Dinge reagierte und zog ein kleines holzgeschnitztes Kreuzchen (im Lager von einem hungrigen Häftling gegen Brot verfertigt) aus der Tasche, um es ihm zu zeigen. „Iwan!“, sagte ich, „di snaiesch?“ (kennst du das?). Er sieht das Kreuzchen – ich wollte, ich hätte fotografieren können –, greift mit beiden Händen und leuchtenden Augen und strahlendem Gesicht danach, reißt es mir aus der Hand und küßt es. Das war der „gottlose“ Russenjunge. Er konnte nicht genug Freude zum Ausdruck bringen, wollte es haben; es war für ihn ein Stück Heimat. Er erzählte mir später seine religiösen Erlebnisse, offenbarte mir sein Seelenleben. Seine Kameraden wußten davon nichts und hielten ihn darum für „gottlos“.

Als ich am 28. März 1945 am Appellplatz bei meinem Arbeitskommando (Plantage) stand – Russenjungen um mich herum –, da waren sie es gewesen, die mir eröffneten: „Kurt, ich Ihren Namen höre, Schreiber von Kapo Ihren Namen sprechen“, da horchte ich auf, denn eben wurde mein Name aufgerufen mit folgender Freudenbotschaft: „Folgende sollen sich noch zur Entlassung bereithalten und dürfen nicht mehr ausrücken: Hess, Habich . . .“ Meine Jungen umringten mich, drückten schweigend mir die Hände, doch vor Schmerz brachten sie kein Wort hervor. Da ich um vier Uhr das Lager verlassen durfte, traf ich sie nochmals in der Mittagspause. Sie waren unsagbar traurig: „Wir unsern Vater nicht mehr haben.“ Das große Glück war mir zuteil: Freilassung, und doch fiel es auch mir schwer, mich von den lieben Jungen loszureißen, die jahrelang Freud und Leid mit mir getragen. Ich mußte sie allein lassen und ihrem Schicksal im KZ überlassen. Wir weinten beim Abschied, und der letzte sagte beim letzten Händedruck: „Sie zu mir wie mein Vater gewesen; ich werde Sie nie vergessen, ich Sie noch einmal wollen sehen.“

Erlebtes und Erlittenes von Pfarrer Eugen Weiler, Wiechs a. R.

In Mannheim-Friedrichsfeld war ich 1931–1934 Kaplan. Das Buch von Alfred Rosenberg, *Mythos des 20. Jahrhunderts*, wurde viel verbreitet und besprochen. Die *Hirtenbriefe* des Bischofs Clemens Graf von Galen kamen mir zu Gesicht und veranlaßten mich, dem damaligen Stadtpfarrer Franz X. Bürkle zu erklären, wir dürften nicht mehr schweigen. Und so begann ich, die Themata der *Hirtenbriefe* des Bischofs von Münster in Predigten zu behandeln. Als ich einige Zeit nach meiner Versetzung den Stadtpfarrer wieder traf, teilte er mir mit, daß der Ortsgruppenleiter von Friedrichsfeld ihm erklärt habe, wenn ich nicht versetzt worden wäre, hätte er dafür gesorgt, daß ich fortgekommen wäre. Damit also hat es angefangen.

Von Mannheim-Friedrichsfeld wurde dann offenbar nach Rheinfelden, wohin ich versetzt war, gemeldet, was für ein gehässiger Gegner des Nationalsozialismus ich sei. In Rheinfelden war es der Rektor der Volksschule, namens Elsässer, und der Kreisschulrat von Säckingen, später Landrat in Konstanz, die davon unterrichtet waren und alles förderten, wenn etwas gegen mich lief. Eines Tages wurde ich aus der Religionsstunde geholt in das Rektorzimmer zum Kreisschulrat, der mich verhörte, dann ein Protokoll aufnahm, weil ich in der Fortbildungsschule der Mädchen aufgebehtet hatte, daß die Mädchen in Badekleidern bei einem Aufmarsch des BdM durch die Straßen gezogen waren; auch darüber, daß ich im Unterricht dieser Fortbildungsschulklasse gesagt hatte, Napoleon habe es nicht gewagt, sich mit Christus zu vergleichen, und kein großer Feldherr könne dies (natürlich auch Hitler nicht, war mein Gedanke, und er wurde verstanden). Wenn ich mich recht entsinne, wurde mir dann eine Warnung ausgesprochen.

Am 22. Oktober 1936 kam ich als Kaplaneiverweser nach Meßkirch. Oberlehrer Mauch an der Volksschule gehörte dem SD an und überwachte alle Geistlichen; sein getreuer Helfer war der Fortbildungsschullehrer Eiermann (SA). Eines Tages Verhör im Zimmer des Schulvorstandes: im Religionsunterricht hätte ich die Frau des Ortsgruppenleiters, des damaligen Sparkassenverwalters Ramsperger, verleumdet. Rechtsanwalt Gebhard, der die Sache in der Hand hatte, verlangte von mir, daß ich öffentlich Widerruf leiste und 50 RM in die NSV bezahle. Leider habe ich auf Anraten eines geistlichen Mitbruders dem Rechtsanwalt vertraut. Stadtpfarrer Meckler sagte mir nachher, ich hätte das nicht tun, sondern es zur Gerichtsverhandlung kommen lassen sollen, dann wäre die dreckige Wäsche der Nazis gewaschen worden. Gelegentlich einer Vorsprache beim Generalvikar in Freiburg teilte dieser mir mit, wenn ich nicht versetzt worden wäre, hätte mich die Gen-

darmerie von Meßkirch abgeführt. Am 22. 9. 1937 nach Wiechs a. R. als Pfarrverweser, lautete die Mitteilung der Kirchenbehörde in Freiburg. Der Hauptlehrer Theodor Ungeheuer praktizierte altgermanische, heidnische Riten am Ostermorgen. Er und noch mehr seine liberale Frau, einst Fortbildungsschullehrerin, gehörten zu den fanatischen Hitleranhängern. So konnte es nicht lange gut gehen. Als ich die Frau Hauptlehrerin nach der Niederkunft im Krankenhaus Blumenfeld besuchte und ihr etwas zum Lesen anbot, sagte sie: „Bitte gern.“ Ca. 14 Tage später, an einem Montagmorgen, kommt mir der Hauptlehrer von der Schulhaustür entgegengelaufrn, außer sich, schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und ruft mir zu: „Was haben Sie meiner Frau angetan!“ Ich war völlig überrascht und frug: „Ja, was denn?“ „Sie haben meiner Frau ein Blatt zum Lesen gegeben, das zur Sabotage aufruft. Ich muß Sie anzeigen.“ Da packte mich der Zorn und ich entgegnete: „Dann zeigen Sie mich an.“ Das Blatt, das ich der Frau Lehrer gegeben hatte, kam von der Inneren Mission vom Weißen Kreuz, herausgegeben von Dr. Max Metzger. Die Überschrift auf der ersten Seite lautete: Kriegsfurie oder Friedensengel. Hauptlehrer Ungeheuer hat mich angezeigt. Eines Tages rückten sie zu viert an: zwei in Uniform und zwei in Zivil. Einer mußte meine Haushälterin, Fräulein Strittmatter, in der Küche bewachen; die drei anderen nahmen sich meiner an, durchsuchten mir das Studierzimmer, jeden Winkel, jede Schublade, das ganze Schlafzimmer, den Nachttisch und die Zeitungsunterlage unter dem Nachttopf! Sie suchten nach Schriften von Dr. Metzger, fanden aber nichts. Sie fragten und verhörten, es ergab sich aber nichts, dessentwegen sie mich hätten verhaften können.

Ausgerechnet in der Woche vor Ostern, es muß 1938 oder 1939 gewesen sein, legte Hauptlehrer Ungeheuer den Organisten- und Dirigentendienst nieder. Damit wollte er mich so recht schwer treffen. Sonntag für Sonntag hatte seine Frau neben ihm auf der Orgelbank gesessen und die Predigt nachgeschrieben.

Ein andermal wurde ich angezeigt, weil ich den Deutschen Gruß nicht erwiderte. Zwei BDM-Mädchen, die mich bei einsetzender Dunkelheit mit Heil Hitler anriefen, hatte ich ruhig mit Guten Abend geantwortet. Untersuchung, Resultat: Schulverbot. Was hatte das mit Schule zu tun? Als ich den Unterricht in der Sakristei und im Zimmer darüber, dem Verenezimmer, hielt, zeigte mich Hauptlehrer Ungeheuer erneut an: es sei Umgehung des Schulverbotes. Daraufhin sah ich mich gezwungen, nach außen nur Beicht- und Kommunionunterricht zu halten. Im Unterricht selbst behandelte ich das, wozu ich mich vor Gott und meinem Gewissen verpflichtet fühlte. Der Unterricht gestaltete sich unter diesen Umständen aber schwierig, kostete viel Nervenkraft und der erzieherische Einfluß bei solchem Verhalten des Lehrers wurde beträchtlich gemindert.

Dazu die ungemein starke äußere Bedrückung. Auf drei Seiten Schweiz; die ganze Grenze stark überwacht von Zöllnern im Verein mit Higa (= Hilfs-grenzangestellten). Man kann nicht mehr auf der Straße gehen, ohne einem Uniformierten zu begegnen, deren Zahl zeitweise die der eigenen Männer der Pfarrei übertrifft. Man kann nicht mehr zum Dorf herein oder hinaus, ohne an einer Kontrolle vorbeigehen zu müssen. Immer muß man einen Ausweis bei sich tragen. Auf der Straße kann man angehalten und kontrol-

liert werden, auf dem Feld, im Wald. Im Wald und am Waldesrand befinden sich viele Kontrollhütten für das Überwachungspersonal. Man fühlt sich wie im Gefängnis. Gar bald wurde mir der Reisepaß abgenommen, der Führerschein eingezogen, was für mich in dieser abgelegenen Pfarrei eine große Schikane war. In den Jahren 1938 und 1939 stand ich unter solch seelischem und äußerem Druck, daß ich mir sagte: „Auf die Dauer halte ich das hier nicht aus.“ Wer die geographische Lage von Wiechs a. R. kennt und die oben geschilderten Verhältnisse erwägt, wird mich verstehen. Bevor ich nach Wiechs a. R. kam, war die Pfarrei ein Vierteljahr unbesetzt. Niemand wollte in diesen abgelegenen Ort.

Der eigentliche Grund meiner Verhaftung: Im Mai 1942 habe ich der jüdischen Arztwitwe Mayer, geb. Lasker, geholfen, vom Kirchenwald Wiechs a. R. in die Schweiz zu entkommen. Sie beging die Unvorsichtigkeit, dem Schweizer Zöllner zu erzählen, wie ihr die Flucht ermöglicht worden sei, und dem Zöllner entschlüpfte bei einem Disput mit einem deutschen Zöllner soviel, daß ich verraten war, und der deutsche Zöllner am Pfingstmontag zu mir ins Pfarrhaus kam und mir ins Gesicht sagte, ich hätte einer Jüdin in die Schweiz geholfen. Es muß sich auch in Thayngen herumgesprochen haben, denn Leute aus meiner Pfarrei erfuhren dies dort. Somit war ich verloren.

Prälat August Ruf in Singen, bei dem ich früher Vikar war, hatte mich bei einem zufälligen Zusammentreffen in Singen gefragt, ob ich einer jüdischen Frau in die Schweiz helfen könne. Ich hatte zugesagt, konnte es aber am gleichen Tag nicht mehr durchführen, denn bis ich mit Frau Mayer in Wiechs ankam, war es bereits am Zunachten.

Daher konnte ich ihr erst am Vormittag des nächsten Tages aus dem Kirchenwald in die angrenzende Schweiz helfen. Ihr war damit das Leben gerettet. Mir brachte diese Tat den Verlust der Freiheit und alle die Beschwerden, Leiden (seelisch und körperlich) und die Gefahren des KZ's für 2½ Jahre. Prälat Ruf wurde 1943 verhaftet. Freunde hatten ihm die Flucht in die Schweiz angeraten und dieselbe auch gut vorbereitet. Aber Prälat Ruf ging nicht, sondern blieb und wurde verhaftet, ins Gefängnis nach Ludwigsburg verbracht, trotz seines hohen Alters und leidenden Zustandes von einem Arzt für haftfähig erklärt und solange in Haft gehalten, bis es sicher war, daß er sterben würde. In diesem Zustand hat man ihn dann noch ins Vinzentiushaus nach Freiburg geschleppt, wo er gleich darauf starb. So hat dieser hochverdiente Geistliche ein Werk der Nächstenliebe an einer jüdischen Arztwitwe mit seinem Leben bezahlt. Die Haft in Ludwigsburg muß für ihn sehr beschwerlich und die Behandlung unmenschlich gewesen sein. Und was haben seine beiden Schwestern Marie und Anna um ihren Bruder gelitten! Das weiß nur Gott.

Am 1. 6. 1942 wurde ich hier durch drei Gestapo-Beamte verhaftet, auf dem Rathaus verhört und ein großes Protokoll aufgenommen. Dabei sollte ich durch die lügnerische Behauptung des Gestapo-Beamten Werner, die Schweiz habe die Jüdin ausgeliefert, sie sei verhört und habe das und das ausgesagt, veranlaßt werden, mich schwer belastende Aussagen zu machen. Nochmals wurde ich in das Pfarrhaus geführt, um das Nötigste zu holen, und dann ging es im Auto nach Singen zur Gestapo. Dort kurzes Verhör.

Ich verlangte, der Jüdin gegenübergestellt zu werden, wie mir in Wiechs zugesagt worden war. Darauf erklärte mir der Leiter der Gestapo: „Wir haben sie leider nicht.“ Als ich dem Gestapo-Beamten Werner vorhielt: „Sie haben gesagt, wir haben sie“, antwortete er höhnisch lächelnd: „Das war Taktik.“ Noch am Abend wurde ich in Untersuchungshaft nach Konstanz gebracht.

Ich glaube noch jetzt zu hören, wie die Schlüssel rasselten, als der Wärter hinter mir die Zellentür verschloß. In Konstanz habe ich viel Hunger leiden müssen und magerte stark ab. Die Behandlung der Beamten war nach außen korrekt, sogar streng, denn sie fürchteten sich vor der Gestapo, unter vier Augen wohlwollend.

Die Gestapo suchte mich in ihre Gewalt zu bekommen. Dies hat Staatsanwalt Dr. Walter Melcher verhindert. Ich bekam ein Strafmandat von vier Monaten unter Anrechnung der Untersuchungshaft. Zwei oder drei Tage vor der Entlassung wurde ich auf das Büro des Vorstehers geholt und mußte den roten Schutzhaftbefehl unterschreiben. Begründung: Einer der gehässigsten Gegner des Nationalsozialismus, der durch sein Verhalten das Staatswohl gefährdet.

Am 5. Oktober 1942 kam ich auf Transport nach Dachau. Vor dem Verlassen des Gefängnishofes legte mir der den Gefangenenzug geleitende Oberwachtmeister zusammen mit dem Sohne eines Sägewerksbesitzers aus Belgrad Handschellen an. Mir zuckte es in den Handgelenken. Habe dies sehr bitter empfunden. Außerdem mußte ich als Geistlicher mit dem Jugoslawen den Zug anführen. Ich ging ganz aufrecht. Auf der Straße wurde ich von den Leuten sofort als Geistlicher erkannt. Wie ich später erfuhr, muß es sich in Konstanz sehr schnell herumgesprochen haben. Das Schiff fuhr aber nicht zur gemeldeten Zeit, sondern einige Stunden später am Nachmittag. Wir mußten in das Gefängnis zurück durch alle möglichen kleinen Gäßchen. Im Gefängnishof angelangt, stellte sich der Oberwachtmeister vor mich hin und sagte: „Sie, Sie machen Propaganda!“ Beim Transport am Nachmittag hat er mir keine Handschellen mehr angelegt.

Erste Station: Polizeigefängnis in Friedrichshafen, mit Gefangenen überfüllt. Zusammengepfercht mußten wir auf dem Boden schlafen; der Aufenthalt: ein oder zwei Tage. Zweite Station: Gefängnis Ulm, ca. 10 Tage, korrekte Behandlung und ordentliches Essen. Dritte Station: Gefängnis Augsburg, langes Warten auf dem Bahnhof und im Gang des Gefängnisses. „Schon wieder ein Geistlicher“, fuhr mich der Vorsteher an. Wenig und schlecht zu essen und Wanzen, das ist meine Erinnerung an Augsburg. Vierte Station: Polizeipräsidium München. Ich glaube, es war SS, die uns dort empfangen in einem so gehässigen und kalten Ton, daß es jedem klar werden mußte, wieviel es geschlagen habe. Aufenthalt nur einige Stunden. In einem Lkw mit Verdeck ging es die Dachauer Straße hinaus. Bald konnte man die eigenartigen niederen Wachtürme der weiteren Umgebung des Lagers sehen. Jourhaus: Abgabe aller Habseligkeiten bis auf das Taschentuch, dann Desinfektion, die einen wie Feuer brannte, beides Handlungen, die einen Menschen in seinem Ehrgefühl tief kränken müssen. Im ersten Weltkrieg war ich fünf Monate Soldat und war dies und jenes gewöhnt. Aber die Behandlung beim Eintritt ins KZ stellte in ihrer Art eine tiefe seelische Kränkung dar.

Meine Lagerkleidung: ein Hemd, das bis zu dem Hüftknochen reicht, die Ärmel etwas über die Ellenbogen hinaus; die gestreifte Trilchhose ist sehr eng und reicht knapp über die Waden hinab; die gestreifte Jacke, ein Paar Holzpantinen und die viel zu kleine gestreifte Mütze. In diesem Aufzug wurde ich durch die verschiedenen Stellen durchgeschleust und landete zuletzt auf dem Zugangsblock 15, Stube 1. Blockältester war Eugen Kölmel, ein Österreicher, früher Offizier bei der Donau-Marine; Tischältester Lesac, auch ein Österreicher. Eines Tages habe ich mitansehen müssen, wie Kölmel einen Mitgefangenen, der sich geweigert hatte etwas zu tun und ihm gemeldet worden war, anschrie, mit dem rechten Fuß ausholte und mit voller Wucht dem vor ihm Stehenden auf den Bauch trat, der sofort lautlos zur Erde fiel. Er schlug auf den am Boden Liegenden noch ein. Wir Neuangekommenen waren entsetzt. Kölmel nahm sonst gerne Geistliche auf seine Stube und behandelte uns nicht schlecht, nur drohte er: „Daß ihr mir ja nicht durch das Gitter sprecht!“ d. h. nicht beicht hört. Eines Tages wird furchtbar gebrüllt: Auf! Wie versteinert stehen wir und starren zur Türe, unter der ein SS-Scharführer steht, bereit sich auf jeden sofort zu stürzen, der es wagt, die geringste Bewegung zu machen. Er kann keinen entdecken, geht zu Kölmel und fragt ihn etwas, schaut wieder in die Stube, ob sich einer rühre, dann verläßt er langsam die Stube. Wir erfahren, daß es einer der gefährlichsten SS-Scharführer des Lagers ist, ein gebürtiger Kölner, von satanischem Haß gegen die Häftlinge erfüllt. Er hatte den Blockältesten gefragt, ob unter den Zugängen auch Juden seien. Zwei waren da: der 19jährige Mittelschüler Harry Schumann und der über 60 Jahre alte Maurer aus Frankfurt, der im ersten Weltkrieg für Deutschland gekämpft hatte. Nach wenigen Tagen wurden die beiden geholt und starben den qualvollen Tod in der Kammer für Höhenluftversuche. Harrys Verwandte waren noch rechtzeitig ins Ausland geflohen. Sechs Wochen befand ich mich auf dem Zugangsblock, mußte Instruktionen anhören, wie man sich im Lager zu benehmen habe, wenn man nicht auffallen wolle, Lieder lernen und alle Chargen der SS vom Rottenführer an aufwärts. Kurz vor 12 Uhr mittags mußten wir heraus zum Essenholen. Das Tragen der schweren eisernen Kübel war für gesunde und starke Menschen eine Leistung, für abgemagerte, unterernährte Häftlinge eine Qual. Es wurde viel abgewechselt, bald rechts, bald links; es schmerzten die Hände, die Arme, der Rücken, die Füße in Holzpantinen. Das Essenholen gehörte zu den Lagerschikanen. Was in jener Zeit mir noch die Seele mit Angst erfüllte, war das Bettenbauen. Das Hantieren mit den Bügelbrettern wollte gelernt sein. Nicht die Arbeit selbst war das schlimmste, sondern die Angst aufzufallen; es hat bei manchen sehr böse Folgen gehabt. Wehe dem, der auffiel; es konnte für ihn der Anfang vom Ende sein. Wenn die von der dritten Etage beim Heruntersteigen nicht ganz gut aufpaßten, konnte mit dem Fuß die Kante des mittleren oder unteren Bettes eingedrückt werden und schon fiel er bei der Kontrolle auf: Verlust des Mittagessens und Strafarbeiten.

Auf dem Zugangsblock konnten wir nichts aus der Lager-Kantine beziehen, sondern mußten hilflos zusehen, wie das Block- und Stubenpersonal sich dies und jenes kaufen konnte, wir nichts. Der Hunger quälte dort furchtbar. Der evangelische Pfarrer Boumann hatte Ringe um die Augen. Von

einem Häftling hatte ich Kümmelkerne geschenkt bekommen. Davon gab ich einige Boumann. Wie dankbar hat er mich dafür angeschaut. Möge dieses Ereignis die Situation des Hungers beleuchten, in der wir uns befanden. Als ich nach sechs Wochen auf dem Block 26, Stube 4, im Waschraum in einen Spiegel sehen konnte, bin ich vor mir selbst erschrocken.

„Die Hannes“, der kommunistische Stubenälteste auf 26/4 tobte ab und zu, aber welch eine angenehme Atmosphäre herrschte doch sonst auf dieser Stube unter den geistlichen Mitbrüdern; es war eine große seelische Wohltat.

Die Neuangekommenen auf Block 26 mußten einige Zeit warten, bis sie einem Arbeitskommando zugeteilt werden konnten.

Am 20. X. war ich in Dachau angekommen, sechs Wochen Zugangsblock, so war es Ende November 1942, als ich zu den ersten Lagerarbeiten herangezogen wurde: Schnee schaufeln und den Schnee in die Kanalisationsschächte fahren. Nie in meinem Leben, man denke an die oben beschriebene Kleidung und die Unterernährung, habe ich so jämmerlich gefroren wie bei diesen Arbeiten. Es ist mir unerklärlich, daß ich mir keine Lungenentzündung zugezogen habe.

Zum Glück dauerte dies nicht lange. Die Besoldungsstelle der Waffen-SS suchte unter den Häftlingen Hilfsarbeiter. Schriftproben wurden pro forma verlangt. Ich gab eine solche ab, wurde natürlich eingestellt und Unterscharführer Hans Koch beigegeben. Gott Lob und Dank! In dem Saal, in dem noch vier andere SS-Scharführer arbeiteten, sorgte die Zentralheizung für angenehme Wärme und die Büroarbeiten machten mehr Freude als Beschwerden. Leider währte es nur einige Wochen, nämlich bis der Hungertyphus ausbrach und die Quarantänezeit uns alle in den Baracken des Lagers festhielt. Wer nicht krank war, dem ging es nicht schlecht: keine Arbeit, kein Zählappell auf dem Platz, sondern nur auf dem Block, Vorträge, Lesen und angenehme Beschäftigung.

Nach der Quarantäne kam ich in das Arbeitskommando Plantage, Gewächshaus 3: Gewürze anbauen und pflegen. Das Fahren von Kompost mit dem Schubkarren war schwer, sonst fielen uns leichte Arbeiten zu: Pikiere der Sämlinge, Begießen, Jäten, Lüften, aber die Arbeiten mußten bei jedem Wetter erfolgen, nur selten gelang es, ins Gewächshaus selbst zu kommen. Die unmenschliche Bestrafung von Robert Müller durch den SS-Kommando-Führer wegen einer Kleinigkeit (im Laufschrift mit dem Schubkarren Kohlen fahren) und von Bernhard Tyhuis (wir saßen im Schnittlauchacker beisammen, lasen und erzählten uns) kann ich nicht vergessen. Bei starkem Regen, Schnee und Kälte suchte man in der Latrine Schutz. Manchmal fand ich auch bei Anton Fränznick, der hinter dem Trockenboden mit Pflanzen-Zerschneiden für Tee beschäftigt war, hinter den leeren Papiersäcken Schutz vor Regen und konnte etwas schlafen.

Qualvolle Stunden und Tage hat mir der Leiter von dem politischen Verhör namens Bach bereitet. Er wandte mir gegenüber eine Art Hypnose an, starrte mich lange an ohne ein Wort zu sagen, drohte mit Stehbunker undieß vor den Schränken Platz nehmen, deren Türen geöffnet waren, während er selbst weit entfernt saß. Da muß doch irgend etwas gewesen sein. Aber was? Kamen Betäubungsmittel aus den Schränken?

Im Herbst 1943 kam ich wieder in die Besoldungsstelle, Abteilung Füh-

rerbesoldung (Untersturmführer bis Obersturmbannführer). Nur zwei SS-Scharführer leisteten die Arbeit: Buchstabe A-K SS-Scharführer Doll, dem Pfarrer Hurm beigegeben war (Doll sagte einmal unter vier Augen zu Hurm: „Wenn ich nur einmal aus dieser verdammten SS heraus wäre.“), und Buchstabe L-Z SS-Scharführer Mathias Friedl, dem ich beigegeben war. Friedl, von Beruf Buchhalter, ein 120prozentiger SS, war in manchen Dingen sehr kleinlich und verlangte unter anderem, daß ich die Zahlen schreiben sollte, wie er wollte, und übe wie ein Erstkläßler; ich erklärte ihm, daß ich im Ersten Weltkrieg schon die Uniform getragen habe, als er noch ein Kind gewesen sei. Wie eine Viper schnellte er vom Stuhl auf, rannte um den Schreibtisch herum, stellte sich neben mich und rief voller Wut: „Geben Sie mal acht, wie Sie in die Ecke fliegen!“ Ich, auf dem Stuhl sitzend, machte meine Arbeit weiter, gewärtig dessen, was kommt. Die Tür zum Zimmer Doll stand auf und weiter stand auf von diesem Zimmer die Tür zum Leiter der Abteilung, Hauptsturmführer Marx. Das war wohl meine Rettung. Friedl beruhigte sich wieder, ging auf seinen Platz und arbeitete weiter. Was er sonst befahl, tat ich und ließ mir nichts zuschulden kommen. Als der inzwischen verstorbene Jesuitenpater Pies damals von diesem Vorfall erfuhr, sagte er mir: „Gut, daß du es ihm einmal gesagt hast.“ Er war nämlich früher bei Friedl gewesen und hatte offenbar auch manches erdulden müssen.

Die Beschäftigung in diesem Kommando dauerte wieder nicht lange, da ich krank wurde: starker Harndrang mit aufsteigenden Schmerzen im linken Urinleiter, große, wühlende Schmerzen, starker Schweißausbruch; ich konnte mich kaum noch auf den Füßen halten. SS-Scharführer Friedl ließ den Capo des Besoldungskommandos rufen. Dieser veranlaßte, daß ich ins Lager zurückgebracht wurde und ins Revier kam. Mußte in meinen Schmerzen lange herumsitzen, bis man mich endlich untersuchte. Einer der Häftlingsärzte meinte: Blinddarm. Ich sagte, daß ich schon vor Jahren (1936) am Blinddarm operiert worden sei. Der leitende SS-Arzt empfahl dann eine M-Spritze, worauf ein Häftlingsarzt erklärte: „Und wir, was machen wir dann?“ Ich bekam eine Spritze, geholfen hat sie nichts; es war sicher keine M-Spritze. Dann wurde ich ins Revier, Block 3, ich glaube Stube 4 gebracht. Der SS-Arzt untersuchte mich bei der Visite(!) nicht, sondern ließ sich vom „Pfleger“ berichten. Eines Tages bekam ich eine Einspritzung in die Venen und wurde dann geröntgt. Auf der entwickelten Platte zeigten sich der SS-Arzt und ein Häftlingsarzt die Stellen, wo Steine sitzen. Ich selbst konnte dabei die Platte sehen, denn dieselbe wurde hoch gehalten gegen ein Licht an der Wand. Bei der nächsten Visite wurde von Operieren gesprochen. Ich sagte, daß ich mich nicht operieren lassen wolle. Daraufhin teilte mir der Pfleger nach zwei oder drei Tagen mit, daß ich aus dem Revier entlassen würde. So geschah es. Durch irgendeinen Mithäftling wurde ich auf einen polnischen Homöopathen im Lager aufmerksam gemacht, mir dessen Block und Stube angegeben. So ging ich hin zu ihm und bat um Untersuchung. Er sprach gut deutsch, war Augendiagnostiker, sagte, ich hätte Nierensteine, und verschrieb mir einen Tee aus etlichen Kräutern. Mit dem Rezept ging ich zu einem der holländischen Geistlichen, die in der Verkaufsabteilung der Plantage beschäftigt waren, und bat, mir diesen Tee zu besorgen. Zum Glück hatten sie alle Kräuter des Rezeptes.

Der tschechische Geistliche Jaroslav Koril, der beim Antreten zum Zählappell in der Reihe hinter mir stand, hatte von meiner Erkrankung gehört, bemitleidet mich und wollte mir helfen. Er machte mir den Vorschlag, in sein Kommando Angora-Zuchtstation einzutreten, da sei ich im trockenen und könne im Kommando mir den Tee kochen. Der Capo der Angora-Zuchtstation war ein Tierarzt aus Ostpreußen. Den Namen habe ich leider vergessen. Ich erklärte mich mit dem Vorschlag von Koril einverstanden, der mit dem Capo das Weitere ausmachte. So kam ich im Frühjahr 1944 in die Angora-Zuchtstation. Meine Arbeit bestand zunächst im Putzen der Tiere mit einer Bürste aus Stahldrähten. Die ungewohnte Arbeit machte mir aber große Schwierigkeiten, denn wie man die Tiere hält und wie man mit der Bürste fahren muß an den verschiedenen Körperteilen, das will alles gelernt sein. Ich putzte und schuftete, daß mir das Wasser den Rücken herunterlief, schaffte aber das Pensum nicht, denn da ich mich nicht auskannte, blieben gerade die schmutzigsten Tiere mir, dem Anfänger, zum Putzen. Vicecapo Koril bemerkte dies und stellte es ab, daß die andern gerade mir die schmutzigsten Tiere überließen. Dieses verzweifelte Putzen gerade in den ersten Wochen war hauptsächlich schuld an meinem Herzmuskelschaden und den Kreislaufstörungen, die ich mir zugezogen habe: die linke Hand mit dem Tier an die Brust gepreßt, die rechte dauernd in einer elliptischen Dauerbewegung jeden Tag stundenlang, das wochen- und monatelang, mußte Muskelschaden nach sich ziehen. Nach einigen Wochen vermochte ich aber die Tiere richtig zu halten und sauber zu putzen. Im Trockenen war ich, aber was man an Staub und Dreck die Woche hindurch schlucken und einatmen mußte, war enorm groß an Menge. Es befand sich kein Ventilator im Raum. Aller Schmutz der Tiere vom Stall und aller Staub aus dem Fell wurde durch die Stahldrähte der Bürste in die Luft geschleudert, die wir einatmeten. Wohl wurde jeden Samstag gründlich gereinigt, aber nicht jeden Abend, was unbedingt notwendig gewesen wäre. Nach einem halben Jahr kam ich von den Putzern zu den Scherern. Da hatte ich in dem dafür bestimmten Raum nicht mehr so viel Staub zu schlucken, aber die Finger schmerzten stark durch das krampfartige Halten der Schere, jeden Tag sechs Stunden und mehr, bis sich an den Stellen des Daumens, des Zeige- und Mittelfingers, wo die Griffe der Schere an der Hand lagen, eine Art Knorpel gebildet hatte. Ich kann mich noch gut daran erinnern, daß ich immer aufgeregt war, namentlich am Mittag, wenn ich aus dem Kommando auf den Block zurückkehrte. Wir waren alle aufgeregt. Der Vicecapo Koril hatte schon zwei Jahre KZ Buchenwald hinter sich; er muß damals schon ein Herzleiden gehabt haben, die meisten polnischen Geistlichen hatten Malaria-verseuche hinter sich und lange Haftzeit in verschiedenen KZs. Tägliche Beschäftigung als Geistlicher: Angorakaninchen putzen und scheren!

Die Lage auf dem Block verschlimmerte sich 1944 immer mehr. Schon 1943 verlegte man mich auf Stube 3. Von meinen Tischnachbarn Franz Dabeck, zugleich Spindgenosse, und rechter Nachbar Alfons Duschak blieb keiner vom Typhus verschont; sie lagen wochenlang schwer darnieder im Revier.

Läusekontrolle: „Eine Laus dein Tod!“ so lautete die Aufschrift auf vielen

Plakaten in allen Sprachen des Lagers. Angst vor Ansteckung! Bald da, bald dort erwischte es einen.

Auf Stube 3 ist es auch passiert, daß ich von der zweiten Etage, wo mein zugewiesener Schlafplatz sich befand, herunterfiel auf den Boden. Bei diesem Fall muß ich den Kopf sehr stark angeschlagen haben und bewußtlos geworden sein. Als einer der Bettnachbarn herunterstieg, um hinauszugehen zum Austreten, muß er ahnungslos auf mich getreten sein, wodurch ich wieder zu mir kam. Noch kann ich mich erinnern, die Worte gehört zu haben: „O, da liegt ja einer!“ Es war ja dunkel, und er konnte mich auf dem Boden nicht sehen. Am Morgen stellte ich fest, daß die Lippen verletzt waren, ein Zahn abgebrochen hielt noch am Zahnfleisch, der Kopf schmerzte. Nach der Befreiung mußte ich zu München im Schwabinger Krankenhaus die Wurzel dieses Zahnes, welche sich entzündet hatte, ziehen lassen.

Die Enge auf dem Block wurde immer lästiger, die Gereiztheit wuchs und es gab dann und wann kollerartige Explosionen unter den Häftlingen. Wer will das einem verargen in solch täglicher seelischer Qual bei monate- und jahrelanger Fortsetzung. Wer es nicht erlebt hat, kann es nicht nachfühlen. Man kann dieses und jenes beschreiben und schildern, aber es ist unmöglich, das Zusammenwirken von allem zu beschreiben. Aufgrund dessen, was alle Bucher über die KZs enthalten, hat man das Erlebnis des KZ nicht erfahren.

Im Frühjahr 1945 kamen alle reichsdeutschen und österreichischen Geistlichen auf die eine Stube 2: über 360! Viele hatten keine Schlafpritsche mehr, sondern lagen auf dem Fußboden unter den Betten, in Decken gehüllt, den zusammengerollten Mantel als Kissen unter dem Kopf. Untertags ein Drängen, Schieben und Gestoßenwerden. Ein und ein halb Jahr hatte ich keine eigene Schlafstelle mehr. Neben meinem Kopf lagen die Füße meines Nachbarns. Jede seiner Bewegungen bekam ich zu spüren. Da jeweils zwei Bettgestelle zusammengerückt waren, mußten jene, die im „Graben“ lagen, über zwei und drei andere hinübersteigen, wenn sie austreten gingen und wieder, wenn sie zurückkehrten. Dazu die Störungen der Schnarcher, dazu die im Sommer unbeschreibliche Luft „im Olymp“ (dritte Etage) trotz der geöffneten Fenster, im Winter die Kälte.

Mit dem Näherrücken der feindlichen Fronten in West und Ost wuchs die Hoffnung und die Angst; die Hoffnung auf Freiheit und Heimkehr zu den Lieben daheim, die Angst, daß wir vor dem Zusammenbruch doch noch umgebracht werden. Es war ein unbeschreiblicher seelischer Druck, der auf einem lag und den man sich im Gespräch mit andern von der Seele wälzen wollte. Das war ja wohl auch der vielen vielleicht unbewußte Zweck der „Lagerparolen“ (angebliche „gute Nachrichten“, die aber nur von Samstag bis Montagfrüh anhielten und dann zerplatzten wie Seifenblasen).

Am 11. IV. 1945 wurde ich entlassen (letzte Entlassung!) und konnte kurz nach 12 Uhr mit 12 andern das Lager verlassen. Unbeschreibliches Gefühl: nach fast drei Jahren frei! Zunächst unbeholfen wie ein Kleinkind, dem man sagt, es solle gehen, weiß gar nicht, daß es dieses kann, sondern steht und wartet, was die Mutter sagt oder wohin sie es schickt.

Mein Versprechen im KZ hatte gelautet: Wenn ich lebendig herauskomme, ist mein erster Weg nach Altötting. Dieses Versprechen galt es jetzt einzulösen. Nach kurzem Aufenthalt und Auskunft bei dem Prälaten Pfanzner, der

uns Häftlingen so viele Wohltaten erwiesen hatte, gelang die Reise von Dachau nach München – mein Gott, wie sah es da aus! –, von dort über den noch brennenden Bahnhof Mühldorf nach Altötting, wo ich nachts zwischen 12 und halb ein Uhr an der Klosterpforte klopfte. Nach zwei Tagen ging es zurück in das Schwabinger Krankenhaus, wo P. Franz Dabeck Unterkunft gefunden hatte, was ich noch in Dachau erfahren hatte. Ihm brachte ich die Bibel, die er im gemeinsamen Spind hatte liegenlassen. Die Franzosen rückten damals schon in Baden ein und täglich weiter vor. Das war in München bekannt und man riet mir, im Krankenhaus zu bleiben, da ich ja doch nicht nach Hause fahren könne. So blieb ich und erlebte das Ende des Dritten Reiches im Krankenhaus zu München, das in den letzten Tagen noch einige Volltreffer erhalten hatte. Nach einigen Wochen nahmen die Amerikaner das ganze Krankenhaus für sich. Frau Dr. Gilardone, früher selbst im Schwabinger Krankenhaus tätig, bot Farwer und mir Unterkunft, Farwer in ihrer Wohnung in der Freiheitsstraße, mir in ihrem Wochenendhaus zu Planegg. Von da konnte ich Karl Leisner im Nachbarort in einem Sanatorium besuchen, traf seine Mutter und Schwester, sah ihn auf dem Sterbebett und konnte am ersten Seelengottesdienst teilnehmen. Welche Tragik und welche Wunder von Gottes Weisheit und Allmacht über diesem Priesterleben!

Durch ein Empfehlungsschreiben des Oberbürgermeisters Dr. Scharnagl von München an die Verkehrskommission und das Bemühen eines Herrn Wagner dieser Abteilung war es dann endlich im September 1945 möglich, bei einem Transport der Speditionsfirma Fischer in München in Richtung Freiburg mitgenommen zu werden – in den Papieren war ich als vierter Packer geführt – bis nach Donaueschingen. Es dämmerte bereits, als wir in Donaueschingen ankamen. Im Pfarrhof, wo zuvor der KZ-Märtyrer Dr. Feurstein gewohnt und Jahrzehnte gewirkt hatte bis zu seiner Verhaftung, konnte ich übernachten und am nächsten Tag weiterreisen, aber nur bis Singen; wieder übernachten, dann Weiterreise mit der Randenbahn bis Beuren a. R. Welche Veränderung! Überall Franzosen einquartiert. Fahrgelegenheit hatte ich nicht. So ging ich den Weg von Beuren über Büßlingen durch das Körbeltal (2¹/₂ – 2³/₄ Stunden zu Fuß). Gegen 1/2 12 Uhr läutete ich am Pfarrhaus zu Wiechs. Meine Haushälterin hatte keine Ahnung. So sah meine Rückkehr nach fast drei furchtbaren Jahren aus. Ich hatte sie mir doch etwas anders vorgestellt.

Nach 24 Stunden schon stand jemand im Pfarrhaus und wollte mich sprechen. Es war eine Frau, die erklärte: Ich sei schuld, daß wir den Krieg verloren hätten. Die Jugend lehne mich ab, ich müsse fort. So sieht es aus! Und wie hatte man meine Haushälterin schikaniert in meiner Abwesenheit! „Der gehört verschossen! Der kommt nicht mehr!“ Nach dem Zusammenbruch hatte man ihr sogar gesagt: „Er ist erschossen. Er ist nicht mehr am Leben.“

· O was haben wir KZ-Priester außer unserem eigenen Leid noch alles leiden müssen um die Angehörigen daheim!

Man wird als Lügner und Heuchler hingestellt, wenn man gesundheitliche Schäden anmeldet und Anträge auf Erstattung stellt. Vom KZ soll man überhaupt nicht reden. Es seien Greuelmärchen, um sich wichtig zu machen.

Vom KZ will man nichts mehr hören. Nachdem ich ein einziges Mal über das KZ etwas in der Predigt gesagt hatte, erklärte mir ein älterer Mann nachher: „Wenn sie noch einmal etwas vom KZ sagen, gehe ich nicht mehr in die Kirche.“ Mir tut es in der Seele weh, daß so viele aus dem furchtbaren Geschehen so wenig gelernt haben. „Hitler war recht.“ Ja, er war recht: dem Teufel. Armes deutsches Volk! Was hat dieser Handlanger des Satans und seine Helfershelfer den guten deutschen Menschen und vor allem der Jugend geraubt an Gemüt, Feingefühl, an Empfinden für Frauenehre, Mutterwürde, Hochschätzung ehelicher Treue, an Anhänglichkeit und Liebe zur katholischen Kirche. Die Ruinen sind aus den Städten fast verschwunden, die Häuser neu, teilweise schöner und praktischer aufgebaut worden, aber geblieben sind die riesigen Trümmerfelder auf seelischem und sittlichem Gebiet. Wer kann, wer will das aufbauen?

Immer wieder tauchen sie des Nachts auf, diese und jene furchtbaren Szenen aus dem KZ. Sie sitzen unauslöschlich tief und werden so in Angst und Schrecken immer wieder erlitten, so daß sie den Charakter eines lebenslangen seelischen Leidens angenommen haben.

Nazizeit – Verfolgung der Kirche

Oswald Haug, Pfarrer und Dekan in Neustadt/Schwarzwald

1. Vorgeschichte

Von Anfang an konnte der Unterzeichnete die Angriffe der NSDAP gegen einzelne Vertreter der Kirche beobachten. Während meiner Vikarszeit in Freiburg St. Konrad wurde wegen meiner Predigten, die allerdings manchmal sehr eindeutig waren, manche Drohung ausgesprochen. Nach einer Predigt über Kath. Jugendarbeit sagte mir der verehrte Pfarrer von St. Konrad, Leo Keller, in der Sakristei: „Armer Vikar, heute wirst Du sicher noch geholt!“ Eine gewisse Reaktion konnte bei der HJ festgestellt werden, die in den nächsten Tagen einen Aufmarsch vor das Pfarrhaus St. Konrad, Rennweg 49, vollzog. Nach einem Haltgebot der marschierenden Jugend durch den Führer und einer Drehwendung zum Pfarrhaus wurden nationalsozialistische Lieder in Sprechchören vorgetragen. Mein Mitvikar, Ludwig Erler, kam zu mir ins Zimmer gestürzt mit der Frage, voller Aufregung: „Die wollen Dich holen; was willst Du machen?“ Meine Antwort: „Wenn sie eindeutig in ihrer Forderung werden, gehe ich zur Haustüre hinaus mit der Bemerkung zu den Führern – ich muß noch die Kranken besuchen.“ Die Angelegenheit verlief aber diesmal noch harmlos.

In der Karlsschule zu Freiburg gab ich Religionsunterricht bei den Knaben der pfarreigenen Volksschule. Damals wurde ich vor den Rektor geladen mit der Drohung: „Geben Sie acht; Sie geben den Deutschen Gruß nicht vorschriftsmäßig!“ Ich konnte die Antwort geben: „Ich bin mir keiner besonderen Schuld bewußt.“ Eine weitere Folge hatte dieses Gespräch nicht. Lediglich wurde durch einen Vertreter in der Stadtverwaltung mir einmal mitgeteilt, daß für den Vikar von St. Konrad einmal kein Baum zu hoch sein werde, um ihn daran zu hängen.

In Emmendingen wurde ich am 17. Oktober 1937 Pfarrer. Zu den Seelsorgsarbeiten in der großen Diasporagemeinde gehört auch die Seelsorge an der „Heilanstalt“. In diesem großen „Landeskrankenhaus“ – wie es heute genannt wird – befanden sich rund 1400 meist geisteskrank Menschen. Regelmäßig jeden Mittwoch wurde ein Teil dieser Kranken durch den Unterzeichneten besucht. Es muß hervorgehoben werden, daß die Ärzte den Besuch des Geistlichen sehr gerne sahen, weil sein Gespräch mit den Kranken einen sehr wohltuenden Einfluß auf die Seele des Kranken ausübe. Nach und nach aber wurde von einer „anderen“ Seite eine Erschwerung dieser Besuche ausgeübt: das bisher gestellte Anstaltsauto durfte nicht mehr den Geistlichen befördern, die Schlüssel zu den einzelnen Häusern mußten abge-

geben werden. Vor allem im Jahr 1941 wurde die Euthanasie bei diesen Kranken in Angriff genommen. Ursprünglich waren es einzelne schwere Fälle von Geisteskrankheit, die auf diese Weise bereinigt wurden; aber allmählich wurde ein systematische Abholung der Kranken getätigt. Es wurden die Kranken in alphabetischer Reihenfolge abgeholt, z. B. in der einen Woche alle Kranken, deren Name mit dem Buchstaben B, in der anderen Woche die Kranken mit dem Anfangsbuchstaben D usw. geholt. Die Abholung der Kranken geschah jeweils in einem „Blauen Auto“, so genannt, weil zu dem blauen Wagenanstrich auch die Fenster in ähnlicher Weise undurchsichtbar gemacht waren. In dieser Zeit erhielt ich den Besuch von einer Dame – ihren Namen kann ich nicht mehr angeben – aus Mainz, die mich voller Erregung fragte, ob ich wisse, was mit diesen Kranken geschehe. Sie erklärte mir, ihr Mann sei in einer Sitzung der Regierungsbeamten in Berlin gewesen; dort sei offen ausgesprochen worden, diese Kranken kämen zur Vergasung nach dem berüchtigten Grafeneck. Der Sprecher in Berlin habe erklärt, um die Beschaffung von Rohmaterial brauche man nicht in einer Befürchtung sein. Durch dieses unwerte Leben, das beseitigt werde, könne man viele Fetteile gewinnen, aus denen z. B. Bodenwachs leicht herzustellen sei. Aus den Knochen lasse sich auf chemischem Wege z. B. Leim gewinnen.

Als die Euthanasie-Bewegung in der Heilanstalt einsetzte, versuchte der Unterzeichnete durch gute Wärterinnen der Anstalt jedesmal benachrichtigt zu werden, wenn der Blaue Wagen kam. Besonders war es die Oberwärterin Rosa Panter, der das Schicksal der Patienten außerordentlich naheging. Nach kurzem Telefonanruf durch diese Wärterinnen konnte ich noch zur Anstalt kommen, um nach den 30 bis 40 Opfern zur neuen Fracht für Grafeneck zu schauen. In aller Gelassenheit ging ich an diesem Blauen Auto vorbei, neben dem im Gras die SS-Männer und die jungen Braunen Schwestern lagen, um sich bei Butterbrot und Zigaretten zu unterhalten, bis die Leute für diese Fracht des Wagens zusammengebracht waren. Je nach der Schwere der Krankheit nahmen manche Patienten den Transport gelassen an, andere jedoch, die schon ahnten, um was es gehe, schrien bei meiner Ankunft erregt auf: „Das Todesauto steht vor der Tür, und ich soll jetzt sterben!“. Ein etwa 27jähriges Mädchen aus Lahr, das übrigens sehr nette Stickereien verfertigte, umklammerte – auf dem Boden knieend – in schrecklicher Angst meine Knie. Sie bat: „Herr Pfarrer, ich soll sterben. Ich soll mit dem Auto fortgebracht werden. Ich weiß, um was es geht. Helfen Sie mir. Ich will nicht sterben. Sie können mit mir machen, was Sie wollen, aber bringen Sie mich noch hinaus!“ Während sie so laut schrie, kam ein junger Mann im Arztkittel und gab ihr rasch eine Spritze in den Rücken. Als das junge Mädchen bewußtlos zusammensank, rief er eine Tragbahre herbei mit der Weisung: „Bringt sie gleich in den Wagen, aber bindet sie an, daß sie dann, wenn sie zu sich kommt, keine Szenen machen kann.“

Um diese Zeit wurde auch Frau Dischler, die Frau des Paramentengeschäftes Rudolf Dischler in Freiburg, zur Euthanasie fortgeholt. Sie konnte bei ihrem Geisteszustand nicht ahnen, um was es ging. Aber ich besuchte Herrn Rudolf Dischler, Freiburg, Karlstraße, in seinem Privatbüro und teilte ihm mit, daß er in nächster Zeit die Todesnachricht seiner Frau erhalten würde. Sehr betroffen fragte Herr Dischler: „Ja, ist meine Frau krank? Ich weiß gar

nichts von ihrer Krankheit?“ Nach meiner Bitte, daß er totales Schweigen darüber bewahren müsse, gab ich ihm die Erklärung: „Sie werden die Nachricht erhalten: „Ihre Frau ist trotz bester ärztlicher Pflege an irgend einer Entzündung (Lungen-, Blinddarm-, Hirnhautentzündung) gestorben. Wir sprechen Ihnen unser tiefgefühltes Beileid aus. Die Leiche mußte wegen Ansteckungsgefahr eingäschert werden. Falls Sie die Asche zugesandt haben wollen, bitten wir um baldige Nachricht!“ – „Ihr Frau ist nämlich nach Grafeneck zur Vergasung abgeholt worden.“ Herr Dischler hat sein Versprechen zu schweigen, gehalten. Nach drei Wochen las ich in der Zeitung, daß im Münster zu Freiburg für die verstorbene Frau Dischler das erste Requiem gehalten würde.

In einem Raume der Heilanstalt warteten eines Tages etwa 35 Mädchen, 16 bis 18 Jahre alt, auf den Abtransport. Bei meinem Eintritt in den Saal kamen sie mir jubelnd und frohlockend entgegen: „Herr Pfarrer, wir dürfen heute noch Auto fahren!“ Als sich eines der Mädchen umdrehte, sah ich im Nacken den Leukoplaststreifen mit der Todesnummer. Nach einem kurzen Gebet gab ich den Mädchen die Generalabsolution und den Segen für die gefährliche Autofahrt.

Während meiner seelsorglichen Tätigkeit in Emmendingen wurden nach meinen Aufzeichnungen etwa 1040 Patienten nach Grafeneck abgeholt. Einigen Patienten konnte ich vor dem Abtransport die Hl. Sakramente (Beicht und Eucharistie) spenden. Die Euthanasiebestrebungen des nationalsozialistischen Staates waren für mich eine schreckliche seelische Belastung, und eines Tages, Ende des Jahres 1941, ging ich zu Erzbischof Conrad Gröber nach Freiburg, um ihm zu erklären: „Ich kann diesen hundertfachen Mord nicht mehr mit ansehen. Ich fühle mich genötigt, eine Predigt über die Euthanasie zu halten und das Wort – *Mord* – von der Kanzel zu schreien.“ Erzbischof Conrad Gröber entgegnete: „Bleiben Sie still und sagen Sie nichts. Sie sind am gleichen Tag schon ein Gefangener. Lassen Sie mich die Sache machen. Den Bischof holt man nicht so gleich.“ Tatsächlich hat Erzbischof Dr. Conrad Gröber in der Silvesterpredigt 1941 über die Euthanasie das von mir gelieferte Material mitverwendet. Und diese Predigt des Erzbischofs brachte auch den Stein ins Rollen, der mich selbst zerschmettern sollte.

2. In Schutzhaft

Am 2. Februar 1942, abends 6 Uhr, kamen drei Gestapo-Leute in das Pfarrhaus Emmendingen, um mich zu verhören. Allerdings sprachen sie nicht von der Euthanasie, sondern sie legten mir einen, von mir vervielfältigten Handzettel in Postkartengröße vor mit der Frage: „Haben Sie diesen Zettel geschrieben?“ Etwas lächelnd gab ich zur Antwort: „Ja selbstverständlich, es steht ja mein Name darunter.“ Der Inhalt des Handzettels war eine Einladung an die Kinder unserer Pfarrei, sich bei einer Eucharistiefeier zu beteiligen. Im Text stand der Satz: „Es ist an der Zeit, daß wir glauben und beten lernen.“ Diesen Satz hatte ich in dem damals oft vervielfältigten Mölders-Brief gelesen. Darauf bemerkten die Gestapo-Leute, während schon eifrig die mitgebrachte Schreibmaschine klapperte: „Der Satz ist gegen das Heimtückegesetz. Wir müssen einen Bericht wegen dieses Satzes an unsere Be-

hörde machen.“ Auf meine Frage: „Wieso soll denn dieser Satz gegen das Heimtückegesetz sein?“ schrie einer mich an: „Das geht Sie nichts an; das haben wir zu entscheiden!“ Nach etwa einer Stunde zogen die drei Gestapo-Leute wieder ab. In den nächsten Tagen stellte ich mir wohl öfters die Frage, was nun noch kommen würde. Ich gab auch am darauffolgenden Sonntag eine kurze Kanzelerklärung ab, daß ich diesen Satz aus dem Möldersbrief verwendet hätte, aber daß ich bitten möchte, in keiner Weise eine Erregung aufkommen zu lassen.

Am 9. März 1942 etwa um 21.30 Uhr kamen in mein Pfarramtzimmer zu Emmendingen zwei Gestapo-Leute mit der Eröffnung: „Wir müssen Sie mitnehmen. Machen Sie sich sofort fertig.“ Auf die Frage, aus welchem Grund sie mich verhaften wollten, wiesen sie wieder auf ein Vergehen gegen das Heimtückegesetz hin. Auf meine weitere Frage „Für wie lange Zeit soll ich mich richten?“ entgegneten sie: „Rechnen Sie mit 10 Tagen.“ Schließlich fragte ich, ob ich auch meiner Mutter und meinen zwei Vikaren unten im 1. Stock davon Mitteilung machen dürfte, hatten sie nichts dagegen einzuwenden. Sie fragten lediglich, ob noch ein weiteres Telefon im Hause sei. Bei meinem Runtergehen in den 1. Stock hörte ich noch, wie einer den Kreisleiter (damals Kreisleiter Senf) antelefonierte: „Herr Kreisleiter, wir nehmen den Pfarrer gleich mit.“ Die dunkle Wolke des nationalsozialistischen Gewitters entlud sich nicht nur über mir – in den nächsten Tagen sollte mein Vikar Bene Pflüger geholt werden, der sich der Verhaftung durch seine Meldung zum Militärdienst entzog. Dagegen wurde meine Seelsorgehelferin in Emmendingen, Fräulein Elisabeth Schwander (heute Leiterin der Dorfhelferinnenschule in Sölden) in den darauffolgenden Tagen für drei Wochen in Schutzhaft abgeholt. An diesem 9. März 1942 nach 22 Uhr wurde ich in das Auto verfrachtet, das mich in die „Schutzhaft“ des Freiburger Untersuchungsgefängnisses bringen sollte. Ich erinnere mich, auf der Fahrt zweimal gesprochen zu haben. Einmal sagte ich: „Ich muß in Schutzhaft! Wer muß vor wem geschützt werden?“ Antwort: „Halten Sie Ihren Mund!“ Eine zweite Bemerkung: „Ich bin froh!“ – kurze Frage: „Wieso?“ – meine Antwort: „Ich bin lieber in meiner Haut als in Eurer!“ – Ruckartig hielt das Auto vor dem Eisentor des Untersuchungsgefängnisses in Freiburg, Hebelstraße. Dem öffnenden Wärter wurde bedeutet: „Wir bringen hier einen; morgen hören Sie Näheres.“ Nach Entleerung meiner Taschen in eine große Papiertüte (behalten durfte ich mein Taschentuch und den Rosenkranz sowie auch das Brevier und die Imitatio Christi) wurde ich in das oberste Stockwerk des Gefängnisses in eine Einzel-Betonzelle geführt. Der Wärter ließ das an der Wand mit einem Schloß an Scharnieren befestigte Bett herunter und bedeutete mir: „Machen Sie, daß Sie ins Bett kommen. In 10 Minuten wird das Licht ausgemacht!“

Aus den 10 Tagen wurden drei Monate strenger Einzelhaft. Vor allem wurde mir eingeschärft, daß ich mit keinem Menschen reden dürfe. Als ich nach schriftlichem Antrag endlich nach 3 Wochen zum Gottesdienst des Gefängnisses durfte, mußte ich auch allein in einer Bank und weit entfernt von den übrigen meinen Platz einnehmen. Eine Beichturlaubnis wurde mir nicht gegeben, weil ich dann mit einem anderen sprechen müßte. Den Gottesdienst hielt damals Franziskanerpater Konrad, heute im Franziskanerkloster Weg-

gental bei Rottenburg. In dieser Zeit der Einzelhaft mußte ich Tüten kleben, allerdings wurde ich verwarnt, nicht so viel und so rasch zu arbeiten, sie hätten nicht viel Material. So bat ich schließlich um drei Dinge: Einmal um einen Bleistift, um für mich Notizen machen zu dürfen, ferner um den 1. Band von Pastor – „Papstgeschichte“ – die weiteren Bände des 24bändigen Werkes wurden mit Erlaubnis der Gestapo als Fortsetzung ohne weiteres bewilligt – und schließlich erhielt ich auch meinen eigenen Rasierapparat.

Zur gleichen Zeit mit mir war zunächst Pfarrer Maier von Schluchsee in Schutzhaft. Nach seiner Entlassung kam für 3 Wochen der damalige Studentenseelsorger Dr. Hermann Schäufele (jetzt Erzbischof von Freiburg) in Schutzhaft. Als ich einmal dem Pfarrer Maier nach dem morgendlichen Spaziergang auf dem Platz innerhalb der Gefängnismauern zuflüsterte: „O-p-i“ kam gleich ein Wärter herbeigestürzt: „Sie haben gesprochen! Sie wissen, daß das verboten ist. Ich muß das melden. Was haben Sie gesagt?“ Meine Antwort mit Lächeln: „O-p-i! habe ich gesagt!“ – „Was heißt das?“ drängte der Wärter. Meine Deutung: „Oremus pro invicem!“ Rückfrage: „Eine Geheimsprache?“ Meine Antwort: „Nein! lateinisch! O-p-i“ heißt: Wir wollen füreinander beten!“ Der Wärter meinte nur noch „hm, hm“. Ende Mai 1942 wurde auf meine Zelle ein giftig-roter Zettel gebracht zur Kenntnisnahme und Unterschrift: „Der Pfarrer Oswald Haug von Emmendingen ist in Schutzhaft zu nehmen.“ Ich sollte das Schreiben unterschriftlich zur Kenntnis nehmen. Auf meine Frage, was das bedeute, ich sei doch schon in Schutzhaft, entgegnete der Wärter: „Sie sollen jetzt in ein Konzentrationslager kommen!“

Vor meinem Schub zur Fahrt nach Dachau kam, in eine einfache schwarze Soutanelle gekleidet, Franziskanerpater Konrad zu einer Besprechung mit mir. Er hatte nach längerer Verhandlung mit der Gestapo-Zentrale in Freiburg endlich die Erlaubnis erhalten, mich zu besuchen. Ich durfte mich mit ihm allein in einer Zelle unterhalten und hatte somit Gelegenheit, die Hl. Sakramente der Buße und des Altares zu empfangen. Pater Konrad versicherte mir auch, daß der Hochwürdigste Herr Erzbischof Conrad Gröber selbst die Bitte zu einem Besuch im Gefängnis gestellt hatte, aber strikte abgewiesen worden sei.

Am letzten Tag meines Aufenthaltes im Gefängnis Freiburg wurde ich in einen Kellerraum des Gefängnisses gebracht, in dem lediglich ein Brett war zum Ausruhen. Vor meinem Abtransport zum Bahnhof wurde ich gebeten, mit niemandem zu sprechen und allen Anweisungen Folge zu leisten, andernfalls müßte ich gefesselt werden. Der Schub zum KZ-Lager durch die verschiedensten Gefängnisse dauerte etwa 14 Tage und bedeutete ein eigenartiges Erlebnis. Die Fahrt von Freiburg nach Karlsruhe wurde in einem engsten Sitzraum zusammen mit einem Schwerverbrecher zurückgelegt. Gewöhnlich befanden sich auf den anderen Fahrtstrecken alle möglichen Gefangenen, Männer und Frauen, Jugendliche und alte Leute, eng zusammengedrückt in eigenen Gefangenenwagen. Ebenso wurde von den Bahnhöfen zum Übernachtungsquartier „die grüne Minna“, der Gefangenenwagen, benützt, in dem die Gefangenen, eng zusammengedrückt und bewacht durch einen Posten mit Maschinenpistole, hin und her geschüttelt wurden. Im Gefangenenwagen

Karlsruhe war ich doch neugierig, wer sich hinter mir befand und versuchte, mich langsam umzudrehen. Hinter mir stand ein etwa 16jähriges Mädchen mit dem fünfzackigen gelben Davidstern auf der linken Brustseite. Im Gefängnis Karlsruhe befand ich mich über das Pfingstfest 1942 (24. 5. 42). Am Pfingstmorgen wurde mir ein großer Pappkarton mit verknüpften Schnüren in die Einzelzelle gebracht: Ich solle arbeiten und die Schnüre aufwickeln. Ich gab zur Antwort: „Für mich ist ein Feiertag. Ich arbeite heute nichts.“ Der Wachtposten knurrte darauf: „Dann bekommen Sie auch nichts zu essen.“ Meine Antwort: „Das ist mir gleich. Aber ich arbeite heute nichts.“ Er wiederum: „Was wollen Sie dann tun?“ Ich bat ihn, mir etwas zum Lesen zu bringen. Daraufhin brachte er mir einige zerrissene Konradsblätter, in denen kein ganzer Artikel zu lesen war. An jedem dieser Schuborte dauerte der Aufenthalt 2 bis 3 Tage. Am Bahnhof Bruchsal wurde ich durch Handschelle mit einem Gefangenen zusammengefesselt, um mit den anderen, ebenfalls gefesselten Gefangenen den nicht sehr nahen Weg zum Zuchthaus Bruchsal zurückzulegen. Dort angekommen, wurde jeder Gefangene zuerst auf Ungeziefer untersucht. Und dann erlebte ich die große Überraschung, daß in meine Einzelzelle als zweiter Gefangener der aus Hinterzarten stammende Vikar Franz Weinmann aus Mannheim eingeliefert wurde. Heute befindet sich Franz Weinmann als Pfarrer und Dekan in Hausach i. K. Wir beide haben von hier aus gemeinsam nicht nur den Weg in das KZ Dachau, sondern auch in der gleichen Stube und bei der gleichen Tätigkeit in Dachau gemeinsam für eine längere Zeit zurückgelegt. Unser vergittertes Fenster in Bruchsal ließ uns den Blick auf die Umfassungsmauer des Gefängnisses, in deren oberer Zementschicht spitze Glasscherben eingelassen waren. Einen sehr schlimmen Aufenthalt auf dem Schub bedeutet für uns das Polizeigefängnis in Stuttgart. Schon auf dem Bahnhof rief ein Reisender aus einem I.-Klasse-Wagenabteil dem Polizeimann, der uns abholte, zu: „Na, da habt ihr wieder eine schöne Gesellschaft beisammen!“ Der Raum im Polizeigefängnis mußte 24 Leute aufnehmen. Außer einem kleinen Tisch inmitten des Raumes, der mit gewöhnlichem Blech beschlagen war, mit seinem einen Fuß im Boden festgeklemmt war, befand sich nur eine kleine Bank für höchstens vier Mann im Raum. Die Gefangenen mußten sich auf den Fußboden setzen. Am Abend wurde die Tür geöffnet und unter stärkster Staubentwicklung wurden einige Strohsäcke für die Nachtruhe hereingeworfen. Damit die Liegemöglichkeit ausreiche, mußten wir fast ineinandergekeilt auf den Strohsäcken liegen. In einer Ecke stand ein gewöhnlicher Eimer als wunderbare Closetanlage. Und sollte der Eimer geleert werden, mußte neben der Tür an einer Schnur gezogen werden, worauf mit lautem Gepolter ein Stück Holz auf den Gangboden fiel. Noch lästiger wurden Nacht für Nacht empfunden die Überfälle der Wanzen. Mein Nachbar begann schon um 11 Uhr zu kratzen und seine schmerzenden Hautstellen zu reiben. Tagsüber hat sodann ein Pole mit einer Stecknadel an der hölzernen Wandverkleidung entlang die nächtlichen Ruhestörer in Massen aufgespießt. Dieser gute polnische Mann rechnete mit seiner baldigen Erschießung. An der Gipswand war mit Fingernägeln einige Male das polnische Wort „smerzi“ (sterben) eingekratzt. Die polnischen Vorbewohner in diesem Saal hatten wohl also auch schon sterben müssen. Tagsüber saßen die Gefangenen auf dem Boden und kratzten

mit ihren Fingernägeln die Linien zum Mühle-Spiel auf die Bretter. Mit den von der Kleidung abgerissenen weißen und schwarzen Knöpfen konnte gespielt werden. Für uns Geistliche war es außerordentlich interessant, manche „Lebensbeichten“ von dem einen oder anderen Mitgefangenen abnehmen zu dürfen. In einer schrecklichen Weise wurde der Aufenthalt in diesem Raum des Polizeigefängnisses fast täglich unterbrochen durch das Hereinstolpern des Kommandanten des Polizeigefängnisses. Sein Kommen wurde durch einen Wachmann, der die Tür aufschloß, angekündigt mit dem Satz: „Achtung! Alles stehen, mit dem Gesicht gegen die Wand!“ Der Kommandant entsicherte seinen Revolver und drohte, jeden umzulegen, der es wagen würde, sich zu rühren oder herumzuschauen. Ein taubstummer, neu angekommener Gefangener, der das Kommando des Wachmannes nicht verstehen konnte, bekam durch den Polizeikommandanten einen Faustschlag ins Gesicht, daß er an die Wand taumelte. Für uns zwei Geistliche bedeutete der Aufenthalt über das Fronleichnamsfest im Polizeigefängnis zu Stuttgart eine schreckliche Dissonanz. Kurz nur war der Aufenthalt im Gefängnis zu Ulm, wo ein Wachmann sich über einen älteren Mitgefangenen lustig machte: „Du Alter, Du wirst nicht mehr lange leben!“ Sehr human und anständig war die Aufnahme und die Behandlung im Gefängnis zu Ingolstadt. Mit uns wurden etwa ein halbes Dutzend Mädchen eingeliefert, die mit gefangenen Polen kokettiert oder ein Liebesverhältnis angebändelt hatten. Der Wachmann in Ingolstadt erklärte uns beiden Geistlichen: „Nach Dachau kommt Ihr immer zu früh! Wir werden Euch hier behalten, solange es geht. Tagsüber könnt Ihr in den Hof hinaus und am Holz arbeiten. Aber übertreibt es nicht! Und wenn Ihr Durst habt, klopft Ihr an das Küchenfenster von uns Wachposten, dann lassen wir Euch herein, daß Ihr mit uns Kaffee und Brot nehmen könnt!“ Sehr überraschend kam nach wenigen Tagen die Nachricht: „Morgen müßt Ihr nach Dachau! Wir begleiten Euch an den Bahnhof. Falls Ihr verspricht, nicht zu flüchten, werdet Ihr auch nicht gefesselt werden.“ Uns Geistlichen tat die menschliche Art der Behandlung im Ingolstädter Gefängnis, einem ehemaligen Klostergebäude, sehr wohl. Und sehr freundlich zeigte sich auch uns Geistlichen gegenüber der Wachtposten im Gefangenenwagen des Zuges Ingolstadt – Dachau.

3. In Dachau

Auch dieser Gefangenenwagen war überfüllt, und der Wachtposten stellte an mich die Frage, was für einen Beruf wir hätten. Unsere Antwort, wir seien katholische Geistliche, hatte eine wunderbare Wirkung. Er nahm uns mit in seinen „Führerstand“, wo ein Tisch mit gepolsterten Sitzen war. Dann wurden uns Zeitungen gebracht, die uns über den neuesten Stand der Ereignisse informierten. Mein erster Blick in der Zeitung fiel auf den Namen „Heydrich“. In großer Überschrift stand zu lesen: „Heydrich in der Tschechi ermordet“. Dieser hohe SS-General hatte auch meine Inhaftierung und Verbringung nach Dachau unterzeichnet. Und jetzt, da ich nach Dachau gehen sollte, war er schon nicht mehr unter den Lebenden. Sehr dankbar waren wir dem Wachtposten des Gefangenenwagens, daß er sich zu uns setzte und uns Ratschläge erteilte, wie wir am besten am Bahnhof Dachau

ankommen könnten. Er sagte uns: „Gleich, wenn der Zug hält, kommt ein SS-Wachmann in den Wagen gestampft und brüllt: Wo ist die Bagage für Dachau? Wer nicht schnell genug zum Wagen hinauskommt, wird durch seine Tritte hoch im Bogen herausbefördert. Vor dem Gefangenenwagen stehen Wachtposten mit Maschinenpistolen und abgerichteten Polizeihunden. Sobald der Zug abfährt, müssen die Gefangenen auf schnellstem Weg über die Geleise zu einem besonderen Ausgang, wo ein Lastwagen mit herabgelassenen Ladebrettern zur Aufnahme bereitsteht.“ Der Wachtposten im Wagen gab uns den Rat: „Schaut, daß Ihr so schnell wie möglich auf den Wagen kommt! Wer zuletzt hinaufklettert, erhält Kolbenschläge.“ Wir waren sehr dankbar dem Wachtposten für seine Richtlinien; seine Worte waren uns von großem Nutzen. Auf dem Wagen befanden sich schließlich dann mit uns 2 Wachtposten, welche die Maschinenpistole schußbereit hielten. Der 3 km lange Weg vom Bahnhof zum Lager war in schneller Fahrt rasch zurückgelegt, und fast ruckartig hielt der Wagen vor dem eisernen Tor zum großen KZ-Lager.

Durch das große eiserne Tor sahen wir hinein in das Lager: Links begannen die Baracken, durch die sich die große breite Lagerstraße, die Baracken trennend – so daß rechts und links etwa 15 Baracken zu stehen kamen – hindurchzog. Und vor den beiden Barackenbauten und der großen Lagerstraße befand sich der Appellplatz, vor dem der Schubraum mit der Küche, die Kleiderausgabestelle mit den Badeeinrichtungen und verschiedenes sich befand. Auf dem großen Appellplatz standen gerade bei unserer Ankunft die Häftlinge mit ihrer blauweißen Zebra Kleidung und eben einer solchen Mütze auf dem Kopf. Wie ich später erfuhr, waren es über 11 000 Mann. Und wir sahen noch zu, wie das Kommando erteilt wurde: „Mütze ab!“ Und die SS-Posten gingen durch die Zehnerreihen der Häftlinge hindurch, um zu zählen und den Rapport entgegenzunehmen, daß alle da seien. Es war nicht gerade ein erhebender Augenblick, diese vielen leidenden, gefangenen Menschen hinter dem elektrisch geladenen Stacheldraht zu sehen. Die meisten der mit uns zum Lager überführten Kameraden wurden vor dem Einlaß ins Lager noch einmal über ihre Personalien und die Gründe ihrer Inhaftierung verhört und mußten sich für ein Schwerverbrecheralbum fotografieren lassen. Für mich war schon während der Freiburger Schutzhaft der Befehl zum Antreten für verschiedene Fotografien sowie Finger- und Handabdrücke erteilt worden.

Im Lager selbst wurden wir zunächst in den großen Bau zur Rechten des Appellplatzes geführt, und hier mußten wir schließlich alles, was irgendwie an ein vergangenes oder bürgerliches oder persönliches Leben erinnern konnte, ablegen. Auf Befragen wurde uns lediglich gestattet, die Brille, die Zahnbürste und das Taschentuch mitzunehmen. Alles übrige wurde in den großen Sack gestopft, der die Nummer trug, die wir nun auch als Häftlinge auf unseren Kleidern tragen sollten. Meine Nummer war: 30 325. Langsam wurde uns klar, daß wir nun aufhören mußten, Menschen, oder gar Persönlichkeiten zu sein; wir waren jetzt einfach nur noch Nummern. Im nächsten Raum, in den wir einen Zettel mit der Häftlingsnummer mitnehmen mußten, wurden uns schließlich auch am eigenen Leib die letzten individuellen Kennzeichen unserer Menschlichkeit genommen: Wir wurden von den Füßen

bis zum Haupt kahl geschoren. Und hier haben sich nun auch ab und zu SS-Posten eingestellt, um einigen Inhaftierten die drastischste Belehrung zu geben, sie seien keine rechten Menschen mehr und erst recht keine Persönlichkeiten. Kurz nach meiner Einweisung wurde einem Geistlichen (Pater) von einem SS-Posten der Befehl gegeben, einen in der Straßenrinne liegenden Tuchfetzen zu holen. Und dann kam der Befehl: „Steck' ihn in den Mund und kau' drauf rum!“ Da der Inhaftierte diesen absonderlichen Befehl nicht verstehen konnte und wollte, wurde er mit Fußstritten bedacht, bis er schließlich doch dem Befehl nachkam. Und dann stand der Posten lauthals lachend vor ihm: „Solche Schweine seid ihr, ihr Saupfaffen!“ Und schließlich kam der Befehl: „Spuck den Dreckklappen raus!“ Der gefangene Mitbruder, der mir selbst die Sache erzählte, spuckte den Dreckklappen in seine Hand, worauf er wieder beschimpft wurde durch diesen SS-Posten: „Wenn wir spucken, spucken wir auf die Erde. Ihr Schweine spuckt in die Hand!“ Der Blockälteste Gutmann von unserem Aufnahmeblock 24 erzählte mir später, daß es bei seiner Aufnahme in das Lager noch schlimmer zugeht. Da sei ein Posten gekommen und habe dem vor ihm nackt stehenden Häftling den Befehl gegeben: „Finger in den Arsch – Finger in den Mund!“ Als der Häftling sich wehren wollte, wurde er durch Fußstritte mit Militärstiefeln so bedrohlich mißhandelt, daß er fürchten mußte, bei Nichtbeachtung des Befehls gleich zu Tode mißhandelt oder zerstampft zu werden.

Schließlich wurden uns im nächsten Raum die neuen Uniformen hingeworfen: Wir sollten uns anziehen. Es hatte selbstverständlich alles zu passen: ein kleineres Kleidungsstück einem größeren Mann und ein größeres Kleidungsstück einem kleineren Mann und eine viel zu kleine Mütze auf einen vielleicht zu großen Kopf. Als Fußbekleidung gab es nur Holzbretchen, über deren vorderen Teil ein Stück Stoff genagelt war. Socken hat es keine gegeben bis zum Winter. Wir mußten barfuß in dieser neuen Fußbekleidung marschieren lernen. Kurze Zeit nach meiner Einweisung hat ein Kamerad sich bei uns darüber entsetzt, daß er das Hemd eines offensichtlich erschossenen Kameraden ungewaschen hingeworfen bekam. Das kleine Löchlein mit den Blutspuren deutete auf Erschießung hin. Das war nicht gerade die schönste Aussicht für das neue Leben. Nach unserer Einkleidung mußten wir vor dem SS-Kommandanten des Lagers antreten, der uns in einer kurzen Ansprache zum Bewußtsein brachte: „Ihr habt nun aufgehört, Menschen zu sein. Ihr seid jetzt nur noch Nummern. Wenn eine Nummer ausfällt, kann sie von einem anderen getragen werden. Wer sich im Lager eine leichte Strafe zuzieht, verlängert seine Haft um Monate; wer eine schwere Strafe bekommt, verlängert seine Haft um Jahre. Abtreten!“ Als wir im Aufnahmeblock einen Personalbogen zugeschoben bekamen, schrieb ein neuzugekommener Häftling nicht nur seinen Namen als Unterschrift, sondern setzte gewohnheitsmäßig seinen „Dr.“ vor seinen Namen. Bei der Einziehung dieser Personalbogen wurde der arme Häftling mit dem Dr.-Titel schrecklich beschimpft, er habe ja jetzt aufgehört, ein Dr. zu sein und sei auch nur ein Häftling. Er wurde sogar mit einer Strafmeldung bedroht, weil er sich eben noch an sein vergangenes bürgerliches Leben so sehr erinnert hatte.

Wir Neuaufgenommenen wurden zunächst in den Aufnahmeblock – da-

mals Block 24 – eingewiesen. Es war für uns Geistliche auf diesem Block der Aufenthalt wie ein Verlorensein in einer fremden und schlimmen Welt. Die meisten Inhaftierten in diesem Block schienen Schwerverbrecher oder Kommunisten zu sein. Auf jeden Fall standen sie den wenigen Geistlichen nicht nur abweisend, sondern feindselig gegenüber. Ein gewisser Trost war für mich die Leitung der Baracke durch den Blockältesten Gutmann, mit dem ich immerhin noch eine gewisse annehmbare Beziehung aufnehmen konnte. Ich war kaum in die Baracke aufgenommen, kamen die einzelnen Gefangenen von ihren Arbeitskommandos zurück. Mit einer großen Verwunderung erkannte ich in dem einen Häftling, obwohl er ohne Vollbart und ohne Haupthaar war, den Pater Josef Kentenich von Schönstatt, bei dem ich schon einige Male Exerzitien gemacht hatte. Er war wenige Monate zuvor auch in das Lager Dachau eingewiesen worden. Als er zur Tür der Baracke hereintrat, ging ich auf ihn zu, halb fragend: „Pater Kentenich?!“ Und er schaute mich durch seine Brille an: „Ja, wir kennen uns ja!“ Seine Anwesenheit in der gleichen Stube und im gleichen Schlafsaal bedeutete für mich eine große Beruhigung. Er bot sich sofort an: „Wenn Sie heute abend“ – er war der einzige Häftling, der aus Protest gegen die Entpersönlichung das Sprechen per „Sie“ mit den einzelnen Inhaftierten noch beibehielt – „Wenn Sie heute abend in den Schlafsaal gehen, dann werde ich an der Tür stehen; halten Sie unbemerkt beim Vorübergehen Ihre Hand zu mir her: Ich werde das Sanctissimum in Ihre Hand geben!“ Selbstverständlich freuten wir Geistliche, Franz Weinmann und meine Wenigkeit, uns außerordentlich, den ersten Tag in diesem Lager Dachau mit dem Empfang der Hl. Eucharistie beschließen zu können. Mit der konsekrierten Hostie in der Hand kletterte ich bei den dreifach übereinander gestellten Betten in meine oberste Liegestätte, auf den Strohsack, direkt unter der Zimmerdecke. Während ich noch meine Kommuniongebete zum Empfang des Allerheiligsten verrichten wollte, kam der Blockälteste Gutmann in den Schlafsaal und rief: „Wo ist denn das Pfäfflein aus der Freiburger Gegend? Mit dem muß ich noch sprechen!“ Das Allerheiligste immer noch in der Hand haltend, kletterte ich nochmals runter und mußte auf manche wunderfitzige Fragen nach Freiburg und Umgebung Rede und Antwort stehen. Pater Kentenich merkte meine Verlegenheit, daß ich noch das Allerheiligste in der Hand trug und schaltete sich klug in das Gespräch ein, bis er mir dann mit einem Augenzwinkern das Zeichen geben konnte, ich könne mich zurückziehen. Und dann lag ich noch lange betend auf dem Strohsack und fand einen guten Schlaf, mit dem Herrn und Meister vereint, in der ersten Nacht zu Dachau. Wenige Tage später hätte ich eine weitere Gelegenheit zum Empfang der Hl. Kommunion: Wir standen zum Appell ausgerichtet bereit zur Zählung. Hinter mir stand P. Kentenich. Der SS-Mann zur Abzählung ließ auf sich warten. Da neigte sich P. Kentenich nach vorn zu meinem Ohr und sagte lateinisch: „Si vis, dabo tibi sanctam Eucharistiam — sed clam“ (Wenn Du willst, gebe ich Dir die Hl. Eucharistie, aber heimlich). Ich nickte nur fast unmerklich mit dem Kopf und brachte langsam meine rechte Hand auf den Rücken. P. Kentenich schob sich ziemlich eng an mich heran, und ich spürte, wie er etwas Leichtes in meine Handfläche schob. Mit dem Sanctissimum in der Hand mußte ich stillstehen zum Appell und konnte meine Gebete verrichten. Als es hieß

„Rührt euch!“ hob ich unbemerkt meine Hand zum Mund und konnte unbemerkt den Leib des Herrn empfangen.

Die ersten Tage im KZ wurden, solange wir noch nicht zur Arbeit eingeteilt waren, dazu verwendet, entweder mit diesen Holzbretteln an den Füßen Marschübungen zu machen oder das Bettenbauen zu lernen oder auch Marschlieder einzuüben. Sehr beliebt waren bei der SS die Lieder: „Die blauen Dragoner sie reiten...“ oder „Schwarzbraun ist die Haselnuß...“ Auf jeden Fall mußte im Lager gesungen werden, damit etwa vorübergehende Leute hören sollten, welch ein fröhliches Leben hier herrsche. Sehr schlimm sah es mit der Gemeinschaft auf diesem Block 24 aus. Wir wenigen Geistlichen, etwa ein halbes Dutzend, konnten gegen die übergroße Machtstellung der Kriminellen oder Kommunisten (etwa 100 Mann) nicht ankommen. An einen Sonntagnachmittag erinnere ich mich noch: Wir Geistliche saßen an einem Tisch, und dann verschworen sich die anderen Stubeninsassen, uns Geistliche auf die Schippe zu nehmen. Wir sahen uns auf einmal umkreist von diesen anderen, die nun die „Saupfaffen“ ärgern oder beschämen wollten. Sie prahlten mit ihren Verbrechen; einer glaubte, besondere Heldentaten zu erzählen, damit, daß er diese Pfaffen geschädigt habe durch Aufbrechen und Beraubung von Opferstöcken in verschiedenen Kirchen. Als er besonders frech betonte: „Da hab ich gesehen, wo die Saupfaffen ihr Geld hernehmen, um lustig leben zu können“, da wurde es dem anwesenden Blockältesten Gutmann doch zu bunt. Er schob sich in den Kreis herein und schlug dem Prahler mit der Faust ins Gesicht, daß er hintenüber stürzte, und befahl ihm: „Pack Dein Zeug zusammen und verschwinde sofort auf den Strafblock.“

Hier auf dem Zugangsblock fand auch die Einteilung der einzelnen Arbeitskommandos statt. Ein noch ziemlich junger Vertreter des Lager-Arbeitsamtes rief einmal durch das offene Fenster von außen meine Nummer, erzählte mir, daß er von Breisach, also ein Landsmann sei und für mich eine besonders gute Arbeit bereitstelle: Ich könne zum „Kommando Baracke X“ kommen. Auf meine Frage, was denn „Baracke X“ sei, stellte er mir alle möglichen Vorzüge heraus: „Da hast Du 1. warm, 2. ein Dach überm Kopf und 3. erhältst Du Brotzeit jeden Tag.“ Aber ich wollte wissen, welches Arbeitskommando die „Baracke X“ sei. Und dann rückte er heraus: „Du hast drüben im Krematorium die Leichen in die Schublade zu legen und in den Ofen zu schieben. Und wenn der Arzt kommt, mußt Du ihnen den Bauch aufschneiden, daß er hineinschauen kann.“ Es kam mir blitzschnell der Gedanke: „Von diesem Kommando wird es wohl keinen Weg in die Freiheit geben. Da sieht man zuviel.“ Ich lehnte das Angebot ab, worauf ich eine Beschimpfung bekam mit der Androhung: „Dann kommst Du eben zum Freiland!“ Auf diesem Aufnahmeblock 24 befand ich mich kaum drei Wochen und wurde dann auf den Priesterblock Nr. 26 versetzt. Zu dieser Baracke 26 bin ich sehr gerne gegangen, weil ich ja dort unter den vielen Geistlichen mich befand, viele auch persönlich kannte, und vor allem nun die Möglichkeit hatte, am kirchlichen Leben in der einfach eingerichteten Kapelle teilzunehmen.

4. *Priesterblock 26*

Das priesterliche Leben im Priesterblock 26 war allerdings außerordentlich stark beeinträchtigt durch die lange und schwere Arbeitszeit. Es war wohl für jeden gefangenen Geistlichen eine Verantwortung, gerade jetzt in dieser schwersten Prüfungszeit seinen priesterlichen Geist in Treue zu bewahren. Man darf wohl sagen, daß die meisten gefangenen Priester eine hohe Auffassung auch vom den Opferwert der persönlichen Bereitschaft für Gott zeigen wollten. Daß manche von der Angst der allzu großen Möglichkeit eines schrecklichen Sterbens oder vielmehr Verhungerns bedrückt waren, oder daß manche auch nervlich allen Belastungen dieses Lebens nicht gewachsen waren, ist wohl verständlich. Aber ich erinnere mich auch an einen priesterlichen Mitbruder, der im persönlichen Gespräch einmal meinte, wir müßten dem Herrgott dankbar sein, wenn wir hier im Lager, gleichsam auf der Höhe des Golgothaberges unser Leben mit Christus vollenden dürften.

Wir Geistliche beteten jeden Abend gemeinsam im Schlafsaal unser Nachtgebet; wir beteten besonders für unsere Pfarrgemeinden und auch für unsere Verfolger. Und zum Abschluß des gemeinsamen Gebetes gaben wir auch gemeinsam von unseren Strohsäcken aus allen Freunden und Feinden den priesterlichen Segen. Als wenige Monate später Pater Kentenich auch auf den Priesterblock und zu uns auf Stube 4 in der Baracke 26 kam, wurden jeden Abend auch durch diesen großen Exerzitienmeister Betrachtungspunkte für die Geistlichen geboten. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er, in Hemd und Unterhose, und dann einen braunen Teppich von seinem Nachtlager um die Schulter hängend, wie eine Prophetengestalt zu seinen Mitbrüdern sprach. Solange ich in dieser Stube 4 in der Baracke 26 war, hat P. Kentenich in alter Treue diese abendlichen Exhorten gehalten. Später (im Dezember) wurde ich auf Stube 2 verlegt, und dann hörte ich auch, daß P. Kentenich wegen der Kritik mancher Mitbrüder seine Exhorten eingestellt habe. Sehr gut ließ sich das Gebet auch durchführen, wenn man mit geistlichen Freunden zum gleichen Arbeitskommando eingeteilt war. Wie oft haben wir dann beim Jäten der langen Äcker oder beim Setzen von Pflanzen oder auch beim Umspaten versucht, drei Rosenkränze statt des Breviergebetes zu verrichten. Jeder gab, bevor er sein Gesätzchen vorbetete, eine Einführung und kurze Betrachtung. Natürlich durfte kein Wachtposten etwas davon merken, daß bei der Arbeit sogar gebetet wurde! Kam man als Priester in eine andere Arbeitskolonne, dann konnte es passieren – wie es mir auch passiert ist – daß ein Mitgefangener auch die Frage stellte „Was bist Du von Beruf?“ Als ich einem Salzburger Bahnbeamten erklärte, daß ich Priester sei, katholischer Geistlicher, äußerte er sofort die Bitte: „Darf ich nicht auch bei Dir beichten? Ich hab' schon vier Jahre nicht mehr Gelegenheit zum Empfang der Sakramente gehabt.“ Und dann suchte er am kommenden Tag wieder zusammen mit mir die gleiche Arbeitsstätte zu bekommen und hat hier dann auch gebeichtet. Schwierig war es, die Heilige Kommunion mit hinaus zu bringen zur Arbeitsstätte. Es durfte nur verstohlen geschehen. „Hostienschieberei“ wurde bestraft.

Der Höhepunkt für unser priesterliches Leben war am Altar beim Hl. Meßopfer gegeben. Kardinal Bertram von Breslau hatte es erreicht, daß die Priester im KZ eine Kapelle und auch Breviertexte zur Verfügung ge-

stellt bekamen. Brevier konnten wir keines beten, weil einfach keine Zeit und Gelegenheit dafür übrig blieb. Die Kapelle wurde in der Stube 1 der Baracke 26 eingerichtet. Rein äußerlich gesehen erschien alles arm und dürftig: der Holztisch für die Feier der Heiligen Messe, die Holzkiste als Tabernakel, dessen Flügeltüren durch einen Priester mit Engeln – mit einem Taschenmesser aus einer Heringsbüchse herausgeschnitten – geschmückt waren, die Monstranz – ein mit einem Taschenmesser geschnitztes großes hölzernes Kreuz, der Speisekelch – ein gewöhnliches Trinkglas, die Stola des amtierenden Geistlichen auch nur ein blauer Wollfaden – aber das ganz große Geheimnis der Liebe Gottes erschien bei aller Armut um so herrlicher und glänzender: *Christus* wohnte unter seinen Priestern und im Lager Dachau. Die Zeit des Heiligen Meßopfers mußte den übrigen Beschäftigungen des Tagewerkes abgerungen werden. Oft blieb am Morgen kaum mehr als die Zeitspanne von 20 bis 25 Minuten, um das Heilige Meßopfer zu feiern, das gewöhnlich durch einen und denselben Geistlichen, der von der Lagerleitung beauftragt war, damals gefeiert wurde. Weil alles rasch gehen mußte, nahmen die Geistlichen die Species des Hostienbrotes in ihre Hand und beteten die Worte des Heiligen Meßopfers mit und spendeten sich selbst den eucharistischen Leib des Herrn. An hohen Festen wurde gewöhnlich eine Abendmesse gefeiert, damit die zur Arbeit abkommandierten Geistlichen auch noch am Abend die Eucharistische Gemeinschaft haben könnten. Der Gesang bei den Ämtern war ausgezeichnet einstudiert: entweder Choral oder vierstimmiger Männerchor. In Erinnerung geblieben sind sicher jedem Geistlichen manche Predigten, deren Inhalt umso bedeutungsvoller erschien, weil wir sonst keine geistliche Lesung uns erlauben konnten. Z. B. steht noch lebhaft in mir die Allerseelenpredigt des Domdekans von Mainz, mit diesen drei Punkten: „Sie warten sehr, sie weinen sehr, sie wissen viel mehr.“ Großen Eindruck machten auch die Bilder zu den Festtagen. Gewöhnlich hat ein Geistlicher auf Packpapier mit Kohle aus dem Aschenbehälter des Ofens diese Bilder kunstvoll gefertigt, und wir freuten uns, die Geheimnisse des Glaubens auch bildhaft vor uns sehen zu dürfen.

Gar oft kam es auch vor beim Knien in der Kapelle, daß ein Mitbruder neben einem kniete und seine Beichte begann: „pater, peccavi...“ Manchmal wurde auch diese Beichte auf der Baracken- oder Lagerstraße, oder – wie oben geschildert – bei der Arbeit abgenommen. Recht sehr bedauerten wir die priesterlichen Kameraden aus Polen, die in Block 28 untergebracht waren, aber nicht beim Hl. Opfer der deutschen Priester teilnehmen durften. Ich habe sie oft beobachtet, wie sie an der Mauer außen, mit der Stirn anlehnd, engste Beziehung zum Heiligen Opfer suchten.

Völlig unbeachtet blieben die – gottlob wenigen – Besuche der SS an unseren gottesdienstlichen Feiern. Da stampfte irgend ein SS-Mann mit seinen Soldatenstiefeln in den Kapellenraum, die Mütze auf dem Kopf, die Zigarette im Mundwinkel. Einer stützte am Altar einmal seinen Ellbogen auf die Tischplatte und schaute interessiert auf den zelebrierenden Geistlichen und stellte die Frage: „Das ist also der Kelch, aus dem Ihr den Wein sauft?“ Eine Antwort ist auf diese Frage nie gekommen.

Im Jahre 1942 wurden die Geistlichen auf dem Priesterblock auch zur Arbeit eingeteilt. Wenige Geistliche hatten ein gutes Arbeitskommando: ent-

weder auf der Schreibstube oder in der Effektenkammer; und wenige hatten eine leitende Stellung als Kommandoschreiber. Zu einem Kapo eines Arbeitskommandos hat es damals kein Geistlicher gebracht. Sehr viele Arbeiter mußten im Freiland I oder Freiland II tagsüber ihre anstrengende Tätigkeit durchführen. Die langen Äcker mußten mit dem Spaten „gepflügt“ werden. Die Erde, meist Lehmboden, mußte in Körben auf die torfähnliche leichte Erde des Lagers gestreut werden. Oft mußten die Arbeiten trotz sengender Hitze oder bis zur Haut dringendem Regen durchgeführt werden. Auf einem großen Acker mußten wir, d. h. ein Arbeitskommando von Geistlichen, einmal Pflanzen setzen. Vom Himmel herunter strömte Regen, so reichlich es nur möglich war. Entlang den durch zwei Stäbchen aufgespannten Schnüren setzten wir die Pflänzchen zunächst 20 cm voneinander entfernt. Schließlich bemerkte man, daß der Acker zu groß und der Pflanzen zu wenige waren. Wir mußten alle Pflanzen wieder herausholen und in 25 cm Entfernung nochmals setzen. Und schließlich hat man auch hier bemerkt, daß die Pflanzen nicht ausreichen konnten, und ein drittes Mal mußten sie in 30 cm Entfernung gesetzt werden. Sehr mißtrauisch hörte ein Freilandarbeiter auf einen Befehl von irgend einem SS-Posten: „Komm Du mal mit! Wir brauchen Dich irgendwo anders!“ Ich wurde einmal auch auf einem Lastwagen mit etwa einem Dutzend Kameraden mitgenommen zu einer Lehmgrube. Hier waren zwei Kommandos gebildet. Das eine Kommando mußte den Lehm aus einem schon tief gegrabenen Lehmloch mit Schubkarren herauffahren; das andere Kommando mußte den angefahrenen Lehm auf einen Wagen schaufeln. Der eine Wachtposten der ersten Gruppe machte sich einen Sitz zurecht und kontrollierte mit einer Stoppuhr das Wiederkommen eines jeden Arbeiters. Wer am langsamsten seinen Schubkarren schob, hatte eine Strafe zu erwarten. Einmal sah ich, wie einer der Gefangenen um die heimwärts marschierende Gruppe im Laufschrift herumspringen mußte. Auf der einen Seite vor bis zur Spitze, auf der anderen Seite zurück, um dann wieder und wieder die gleiche Tour zu springen. Ich wurde damals zur Gruppe der Arbeiter genommen, die den Lehm auf den Wagen schaufeln mußten. Unser junger SS-Posten, der es herausbrachte, daß wir Priester seien, machte sich groß, daß er trotz des Protestes einer frommen Mutter aus der Kirche ausgetreten sei. Dann ließ sich der junge Kerl einen Sitz zurechtmachen und durch zwei oder drei Arbeiter Steine herbeischaffen. Seine Beschäftigung bestand nun darin, mit den Steinen nach den Köpfen der arbeitenden Gruppe zu zielen. Er freute sich riesig, wenn er mit einem Stein den Kopf eines Priesters treffen konnte. Auf dem Nachhauseweg teilte er tüchtig Fußstritte aus.

Im Oktober 1942 wurde ich einem Außenkommando zugeteilt; eine Großfabrik für Krautverarbeitung (Sauerkraut) hatte Arbeiter in Dachau angefordert. Die Fabrik befand sich damals in der Rosenheimer Straße in München. Jeden Tag wurden wir mit einem Lastwagen unter strenger Aufsicht nach München gefahren. Auf unserem Wagen stand der große Eßkübel. Im Knopfloch hatte jeder Arbeiter seinen Eßlöffel stecken. Wir sollten mit der Außenwelt möglichst wenig in Berührung kommen. Am ersten Arbeitstag, einem trüben, regnerischen Herbsttag, wurde ich auf einen Kohlenwagen der Eisenbahn gestellt, um die Kohlen auf einen Lastwagen hinüber zu schaufeln. Ich muß mich sehr ungeschickt angestellt haben; es war auch sehr

schwer, die große, breite Schaufel in den Brechkohlenhaufen des Eisenbahnwaggon hineinzuschieben. Der Obermeister der Fabrik schaute mir eine Zeitlang zu, um dann die Frage zu stellen: „Was sind Sie denn von Beruf?“ Meine Antwort: „Pfarrer!“ — und dann seine verwunderte Frage: „Sind Sie katholischer Pfarrer?“ Meine Antwort: „Ja!“ Und dann holte er mich vom Wagen herunter: „Mei! Wenn Sie katholischer Pfarrer sind, kommen S' runter; ich kann Sie drin in der Halle brauchen! Auf den Kohlenwagen kann ich einen gefangenen Russen stellen!“ In dieser Fabrik haben wir sehr gerne gearbeitet, denn wir waren meistens uns selber überlassen, weil die Wachtposten den Mädchen in der Fabrik am liebsten einen Besuch abstateten. Und dann hat der Obermeister in dieser Fabrik ein sehr nettes Benehmen uns Geistlichen gegenüber gezeigt. Aber gerade diese seine Freundlichkeit wurde uns wieder zum Verhängnis. Er brachte einige Male lange Stollenbrote, die wir unter uns verteilen durften. Einer von unserer Arbeitsgruppe aß dieses Brot nicht gleich, sondern wollte es zum Abendbrot im Lager aufheben. Und gerade an diesem Abend wurden wir beim Eintritt ins Lager gefilzt. In der Tasche des Kameraden fand sich eine Brotschnitte. Der Posten war sehr aufgeregt: „Woher stammt das Brot?“ Die Antwort: „Das hab' ich doch auch bekommen!“, ließ er nicht gelten. „Das ist kein Lagerbrot!“ Die Brotschnitte wurde beschlagnahmt. Der arme Kerl wurde zur Strafmeldung mit seiner Gefangenenummer notiert, und unser Arbeitskommando durfte ab nächstem Tage nicht mehr nach München ausrücken.

Im November wurde ich einem dritten Arbeitskommando zugeteilt: Wir hatten Medizinkräuter zu sortieren. Wenigstens hatten wir nun ein Dach überm Kopf, wenn es auch sehr kalt war. Aber wir suchten eine Wärmesteigerung zu erreichen, indem wir Zeitungen auf den Rücken und auf die Brust unter das Hemd schoben. Allerdings wurden wir von den Kameraden verwahrt: „Wenn es ein Wachtposten bemerkt, gibt es eine große Schweinerei!“ Da draußen bei dem Sortieren der Medizinkräuter war auch die Mühle, welche aus manchen Kräutern eine Art Staub oder Pulver herstellen mußte. Die Mühle wurde damals von Anton Fränznik bedient. Ich habe ihn einmal in diesem Raum besucht und erschrak über den fürchterlichen Staub, mit dem der ganze Raum angefüllt war. Ich bat Anton, er möge sich doch hier wegmelden, um auch eine andere Arbeit zu bekommen. Seine Lunge sei hier bald zugrunde gerichtet. Er gab zur Antwort: „Einer muß es doch machen; so bleib' ich halt, um es zu machen, so lange es geht.“ Er ist an dieser Arbeit gestorben.

Der Kameradschaftsgeist unter den Geistlichen im Priesterblock 26 war im großen und ganzen sehr gut. Wohl konnte mancher, der sich schwer tat in der Arbeit oder im stillen täglichen Aushalten in all dem Blödsinn, der einem immer begegnete, auch nicht über den eigenen Schatten springen. Es gab manchen Kameraden, der von einer wahnsinnigen Angst gepackt war, sein Leben hier enden zu müssen, aber für viele andere war das KZ-Leben in Dachau der Weg zur Vollendung des Lebens. Es war wohl nicht ganz leicht, die Kameradschaft zu üben, weil die einzelnen Stuben überbelegt waren und man weder in den Stuben noch auf dem Schlafsaal auf Einzelwünsche immer Rücksicht nehmen konnte. Als Msgr. Dr. Martin Feuerstein, Stadtpfarrer in Donaueschingen, eingeliefert wurde, sah jeder einzelne klar, daß die Tage

dieses außerordentlich wertvollen Priesters bald gezählt sein würden. Wir haben es still ertragen, wenn er in seinen letzten Nächten halblaut Stoßgebete verrichtete; wir haben versucht, ihn aufzumuntern zum Mitessen, wenn er bei der Essensausgabe sich unter die Tische der speisenden Kameraden legte. Ich habe ihn auch einmal gebeten, doch mit an den Tisch zu sitzen und den Versuch zu machen, zu essen. Er lehnte ab mit der Bemerkung: „Ich kann ja doch nicht mehr essen. Es geht nicht mehr!“ Wir haben schließlich auch den Msgr. Feuerstein mitgeschleift zu den täglichen Appellstunden, als er nicht mehr gehen konnte. Er wurde auf dem Erdboden liegend dann einfach mitgezählt.

In einem Punkte mußten wir leider hart bleiben: Wir konnten das wenige Brot und das armselige Essen kaum mit den Kameraden teilen. Pallottinerpater Eise von Schönstatt sagte mir damals im August 1942, er habe ausgerechnet, daß die Kosten für das Essen des ganzen Tages pro Gefangenen sich auf 0,28 RM belaufen. Und diese wenigen Kalorien seien ausreichend für höchstens zwei Jahre Lebensdauer, und dann müsse man wohl mit dem Verhungern rechnen. Um die Arbeitskraft der Gefangenen zu erhalten, wurde ab Oktober 42 durch die Lagerleitung die Erlaubnis gegeben, sich Pakete mit Nahrungsmitteln schicken lassen zu dürfen. Es war wie ein Wunder der Göttlichen Vorsehung, daß in einer der schlimmsten Notzeiten eine Hilfe geschenkt wurde.

Die Kameradschaftlichkeit kam auch zum Ausdruck in manchen wenigen Freistunden oder Feierstunden. Ich sehe noch die Kameraden vor mir, die unter Anleitung des Caritasdirektors Carls manchmal zusammenstanden, um vierstimmige Lieder zur Erbauung aller Stubenbewohner zu singen. Unsere Herzen waren aufgeschlossen auch für die Gemeinschaftsfeiern, wie sie uns z. B. der St.-Nikolaus-Tag anregte: Ein Geistlicher, der einen Besenstiel, mit Papier umwickelt, als Bischofsstab trug und Papiereffekten zur Vervollständigung des Nikolausbildes sich beschafft hatte, spendete allen Bewohnern einer Stube eine große Freude, wenn er den einzelnen Mut zusprach und für jeden ein kleines Geschenk – manchmal, wie es bei mir der Fall war, ein kleines Stücklein Brot – bereithielt. Selbstverständlich haben viele Kameraden auch Hilfe erfahren dürfen, als die Paketsendungen erlaubt wurden.

Sehr ernsthaft wurde es von jedem Schutzhäftling beurteilt, wenn medizinische Versuche an den Gefangenen ausprobiert wurden. Im Grunde genommen war kein einziger KZ-Bewohner, und erst recht auch nicht der Priester davor sicher, daß auch er zu diesen medizinischen Versuchen herangeholt würde. Ich denke an einen schwäbischen Geistlichen, dem einfach Malariafieber übertragen wurde, damit man an ihm verschiedene Mittel zur Heilung ausprobieren könne. Der arme Mann konnte auf einmal für zwei Tage hohes Fieber bekommen und mußte sich dann zum Krankenrevier begeben. In dieser Zeit, Sommer 42, hat man auch öfters Eiter von Kranken einem Gesunden eingespritzt, um zu sehen, wie sich diese Einspritzung auswirke und wo sich der Eiter aus dem Blut wieder absondere. Jeder Kamerad war deswegen von Herzen froh, wenn er noch fähig war, zur Arbeit ausrücken zu können. Damals war es auch gefährlich, in das Krankenrevier zu gehen. Es konnte passieren, daß sowohl der Gesunde, der einen Kranken abliefern wollte, als auch der Kranke selbst, angeschrien wurden, vielleicht sogar

Fußstritte bekamen, weil sie nur aus arbeitsscheuer Einstellung sich krank stellen wurden. Ich selbst habe mit eigenen Augen im Sommer 42 einmal gesehen, wie ein unbekannter Häftling von einer anderen Baracke in der Sonnenhitze des Mittags auf dem Appellplatz bewußtlos zur Erde sank. Der Kapo ließ zwei Eimer Wasser kommen, um sie über den am Boden Liegenden ausschütten zu lassen. Als der Bewußtlose noch nicht zu sich kam, erhielt er ein paar kräftige Tritte. Und als auch diese Methode das Bewußtsein nicht herbeiführte, stampfte der Kapo mit dem Absatz auf die am Boden liegende Handfläche, bis das Blut herauspritzte. Dann endlich war die Überzeugung gewonnen, daß der Häftling sich nicht verstellte, sondern tatsächlich bewußtlos war.

In diesem Sommer 1942 war auch einmal der Befehl gekommen, eine größere Gruppe (vielleicht 200) von Häftlingen zu beseitigen, damit für andere Platz geschaffen würde. Nichts ahnend standen wir lange – etwas über eine Stunde – in der Sonnenhitze auf dem Appellplatz, bis wir bemerkten, daß zum eisernen Tor herein SS-Uniformen sichtbar wurden. Wir waren uns sofort klar, daß diese Uniformen an diesem Nachmittag nichts Gutes zu bedeuten hätten. Ich stand in der vordersten Reihe; einige Reihen hinter mir stand auch Pater Kentenich. Diese SS-Männer hatten die Pflicht, die Todesopfer zur Vergasung auszuwählen. Wir merkten bald, daß die Häftlinge, die links rüber stehen mußten, die Todeskandidaten waren, und die auf die rechte Seite dieser angetretenen Männersäule kamen, die Geretteten sein würden, die noch am Leben bleiben durften. In der vordersten Reihe und auch bei mir, stellte einer die Frage: „Was machen wir mit dem da?“ Ich fühlte wohl, wie das Herz mir bis zum Halse schlug bei der bangen Frage – „Wird nun das Todesurteil über dich gefällt?“ – Aber da meinte einer: „Der ist doch noch jung, und der soll noch arbeiten!“ Damit war ich dem Leben zurückgeschenkt. Nicht weit von mir stand ein evangelischer Pfarrer, ein ziemlich älterer Herr, der gleich auf die Gruppe zur Linken beordert wurde. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er die Hand hob zu einem letzten Gruß mit den Worten: „Brüder! Leben wir, so leben wir dem Herrn – sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Ob wir leben oder sterben, wir sind des Herrn! Auf Wiedersehen!“ Wir waren auf der rechten Seite schon eine Gruppe von etwa 20 Mann geworden, als auf einmal ein uns unbekannter älterer Häftling aus der Todesgruppe sich loslöste und zu uns herübersprang mit der Bitte: „Helft mir! Laßt mich bei Euch sein! Ich will nicht sterben!“ Ein SS-Mann hatte aber doch etwas bemerkt und kam zu uns mit der ersten Frage: „Da ist einer herübergerannt! Wer ist das? Sofort melden!“ Wir standen da und schauten zu Boden. Und dann kam die Drohung: „Wartet nur bis nachher. Dann kann die ganze Gruppe büßen!“ Zum guten Glück hat er es nachher vergessen, oder die große Hitze hatte ihm einen starken Durst bereitet – er kam nicht mehr. Bei den hinter uns stehenden Männern wurde schließlich die Tauglichkeit zum Leben oder die Notwendigkeit zu sterben dadurch festgestellt, daß die Häftlinge einfach ihre Hosen bis zu den Knien heraufziehen mußten: Wer Wasser in den Beinen hatte – das war bei der damaligen Wasserkost keine Seltenheit – mußte zur Todesgruppe. Wir hatten Angst um Pater Kentenich, daß auch er vielleicht wegen seines Alters zur Todesgruppe auserwählt würde. Aber die Gefahr ging an manchem noch

einmal vorbei. In einer der nächsten Nächte wurde die Todesgruppe abgeholt und zu einem Vergasungsort befördert.

In der damaligen Zeit bestand leicht eine Möglichkeit, auch Lagerstrafen zu erhalten. Es war sehr gefährlich aufzufallen. Wer auffiel, schien aus der Ordnung herauszufallen und mußte bestraft werden. Die Strafen unterschieden sich durch eine Steigerung von der leichten Strafe bis zur ganz schweren Strafe: Man hatte uns schon bei der Einlieferung angedroht: Leichte Strafen verlängern die Haft um Monate, und schwere Strafen verlängern die Haft um Jahre. Eine leichte Strafe bestand darin, daß ein Häftling an wenigstens 4 aufeinanderfolgenden Sonntagen von morgens früh bis abends 6 Uhr vor der Wachtstube stehen bleiben mußte, unbekümmert um die gerade herrschende Witterung, oder aber daß ein Häftling an 6 aufeinanderfolgenden Sonntagen mit einem Bleicheimer die Straße und den Appellplatz des Lagers nach weggeworfenen Streichhölzern, Zigarettenstummeln oder kleinsten Papierschnipfeln abzusuchen hatte. Diese leichten Strafen konnten dadurch verschärft werden, daß mit ihnen auch der Nahrungsentzug für diese Sonntage ausgesprochen wurde. Eine etwas schwerere Strafe bestand in den Stockhieben (10 oder 25), die man – über einen Bock gespannt – hinnehmen mußte. Zu diesen Strafen zählte auch das Gehängtwerden. Dem Delinquenten wurden die Hände auf dem Rücken derart zusammengebunden, daß ein langes Ende des Seiles durch einen Ring an der Decke gezogen werden konnte und der Häftling daran in die Höhe gehoben werden mußte, so daß er den Fußboden nicht mehr berührte. Dieses Hängen dauerte gewöhnlich eine Stunde und hatte zur Folge, daß die Arme am Achselgelenk ausgekugelt wurden. Die schwersten Strafen bestanden im Dunkelbunker: Der Stehbunker war ein auszementiertes enges Loch, in dem der Häftling nur gerade stehen konnte. Die Strafe im Stehbunker dauerte eine Woche. Dazu gab es noch den Dunkelbunker, der 48 Tage dauerte. Hier konnte der Häftling auf einer Pritsche wenigstens liegen. Die Nahrung im Dunkelbunker bestand an zwei aufeinanderfolgenden Tagen in Wasser und Brot, und jeweils am dritten Tage gab es eine warme Suppe. Es konnte sein, daß auch diese Strafen eine gesundheitliche Schädigung für das ganze Leben eines Menschen mit sich brachten. Bei der Strafe durch Schlagen auf dem Bock, die verabreicht wurden entweder mit Ochsenziemer oder fingerdicken Drahtseilen, die mit Leder überspannt waren, wurde zum Teil nicht das Gesäß getroffen, sondern die Nierengegend, so daß sich Nierenblutungen einstellen mußten. Eine leichte Strafe konnte schon verhängt werden, wenn die Betten nicht gut gebaut waren, oder wenn bei einer Nachprüfung an der Blechschüssel zum Essenfassen ein kleiner Wassertropfen oder an der Schranktüre ein kleiner Schmutzflecken festgestellt wurde. Eine schwere Strafe mit 48 Tagen Dunkelbunker wurde zu meiner Zeit dem Kapo einer Arbeitsgruppe zudiktirt, weil ein Mann seiner Gruppe einen Fluchtversuch unternahm. Man sagt, daß aus dem Lager Dachau in der ganzen Zeit seines Bestehens nie ein Fluchtversuch gelungen sei. Der Mann, der den Fluchtversuch gemacht hatte, wurde zur Abschreckung aller auf dem Appellplatz vor versammelter Mannschaft mit 25 Stockhieben ausgepeitscht. Manche Fluchtversuche endeten im Gesschoßhagel der Wachmannschaft, oder der arme Kerl blieb am elektrisch geladenen Stacheldraht hängen. Gerade vor unserem Priesterblock sah ich

eines Morgens einen jungen Häftling rotverbrannt an diesem elektrischen Stacheldraht noch hängen. Es war keine Strafe, aber eine sehr ernste Quälerei, daß wir eines Tages bei nicht besonders gutem Wetter auf dem Appellplatz stehen bleiben mußten. Die Wachmannschaft ging unterdessen durch die Baracken, um alles durcheinander zu werfen oder gar auch die Einrichtung der einzelnen Stuben oder Schlafsäle zum Fenster heraus auf die Barackenstraßen zu befördern. Wir standen unterdessen auf dem Appellplatz und wußten nicht, wie lange es dauern könnte. Wir wußten auch nicht um einen Grund. Schließlich aber brachte einer die Vermutung – oder vielleicht auch mehr als eine Vermutung – auf, daß eine Photographie eines Lagerabschnittes in einer englischen Zeitung erschienen sei. Die Wachmannschaft suchte nach Photoapparaten, natürlich, ohne etwas zu finden. Die Leidtragenden waren auch hier wieder die Häftlinge, die einfach dastanden in Ungewißheit und warteten, bis wann sie dann wieder in ihre Baracken zurückkehren dürften.

In unserer Stube 4, Block 26, machte der Stubenälteste öfters während des Abendessens seine Bekanntmachungen. Ich war eines Tages an Hungertyphus erkrankt und spürte fieberähnliche Schwachheitsanfälle, dazu die Unmöglichkeit, nachts Ruhe zu finden. Da ich beobachtet hatte, daß Mitbrüder in ähnlicher Lage sich alle möglichen Zusatznahrungen beschaffen wollten, um sich am Leben zu erhalten und doch nicht die Krankheit beheben konnten, sondern plötzlich zusammenbrachen, um zu sterben – wollte ich in einer gegenteiligen Einstellung mit einer Hungerkur eine Besserung und Gesundung erreichen. An einem Abend hörte ich den Stubenältesten laut verkünden: „Und dann möchte ich noch bekanntgeben, wir haben einen Todeskandidaten: Der Haug, der geht morgen durch das Kamin!“ Jeder wußte, was damit gemeint war: Der Tod ist also nahe, und morgen wirst du zum Krematorium gebracht und hineingeschoben. Während die Leiche zu Asche verbrannt wird, raucht es oben zum Kamin hinaus: „Man geht durch das Kamin.“ An meinen Kameraden neben mir stellte ich die Frage: „Was will der von mir? Was hat der gesagt?“ Mein Kamerad suchte mich zu beruhigen: „Ach, nichts. Du mußt nicht hinhören!“ Meine Entgegnung: „Ich hab' es gehört und verstanden. Der wird aber lange warten.“ Ich verzichtete auf die tägliche Wassersuppe und begnügte mich mit einem trockenen Stück Kommißbrot, zu dem ich als Beigabe einige Stück Holzkohle aus dem Aschenbehälter des Ofens nahm. Etwa zwei bis drei Tage waren Brot und Kohle meine einzige Nahrung, bis ich dann schließlich am dritten Tag meinen Stubenkameraden Richard Schneider (jetzt Pfarrer a. D. und Geistl. Rat in Buchen) bat, mir einige Blätter Pfefferminz von der Plantage mitzubringen. Im Ofen konnte ich mir den Tee davon bereiten, und merkte alsbald, daß meine Selbstbehandlung bei Hungertyphus von Erfolg begleitet war. Ich konnte bald wieder alle Nahrung ohne Schaden zu mir nehmen. Und dann wurde uns durch Göttliche Fügung im Herbst 1942 die Erlaubnis gegeben, durch Pakete Zusatznahrung zu beschaffen.

In besonders drückender Erinnerung steht mir der 19. November 42 (Tag der Hl. Elisabeth von Thüringen) vor Augen. Wir waren an diesem Tag zum Abendappell angetreten, etwa um 1/2 6 Uhr abends. Und dann wurden Häftlinge aufgefordert, bei der Entladung eines Eisenbahnwaggons zu helfen.

Das Konzentrationslager Dachau hatte eine eigene Eisenbahngleisweiterführung bis vor das Tor. An diesem Tag war ein Waggon (Viehwagen) mit Häftlingen angekommen. Sie sollten aus einem anderen Lager – wenn ich mich recht erinnere, war es Belsen – in das Lager Dachau überführt werden. Der Waggon war richtig abgefertigt; den Häftlingen hatte man Stroh zum Liegen sowie in der einen Ecke einen Eimer Wasser zum Trinken oder Waschen, in der anderen Ecke einen leeren Eimer als Klosettanlage gegeben. Jeder Häftling – ich weiß nicht mehr genau, waren es 40 oder mehr Häftlinge – hatte ein Stück Brot und ein Rädchen Wurst bekommen: Für die kurze Fahrt müsse das genügen. Der Waggon war plombiert und in Fahrt gesetzt worden. Aber wegen der kriegerischen Inanspruchnahme der Deutschen Eisenbahn wurde an irgendeinem Bahnhof der Waggon auf ein Nebengeleise gestellt und erst nach acht Tagen oder etwas mehr zur Weiterbeförderung nach Dachau in Fahrt gesetzt. Den Häftlingen, die zur Entladung des Waggons mitgingen, bot sich ein entsetzlicher Anblick: 24 Häftlinge waren verhungert. Die Überlebenden hatten im Hungerwahnsinn an den eben erst Verstorbenen im Gesicht oder an den Armen zu nagen begonnen. Die Toten wurden entkleidet und vor dem Waggon niedergelegt. Die noch Lebenden mußten auch ihre Kleider ausziehen und standen an dem eben nicht ganz warmen Novembertag noch lange vollständig nackt vor uns. Als der armselige Zug der nackten und blaugefrorenen Menschen an uns vorbeiwankte zu einer Baracke, war sicher im Herzen eines jeden von uns eine bittere Klage: Wie kann man nur die Menschen so furchtbar quälen!

Auch von den Überlebenden dieses Waggons sind noch viele gestorben, weil ihr ausgehungertes Körper keine Widerstandskraft mehr besaß. Ich dachte beim Vorbeiwanken dieser Hungergestalten daran, wie so sehr notwendig noch immer die Heilige Elisabeth in unseren deutschen Landen sei!

5. Entlassung

Im Spätjahr 1942 kam öfters eine Braune Schwester – von uns nur „Schwester Anna“ genannt – in das Lager. Mit Pater Pies SJ nahm sie besondere Verbindung auf, und ihm erzählte Schwester Anna um jene Zeit, daß wohl ein katholischer Geistlicher auf Weihnachten entlassen werde. Weil sie es dem Pater Pies gesagt hatte, vermuteten wir natürlich in erster Linie, daß er der Glückliche sei, dem sich die Tore zur Freiheit öffnen würden. Für jeden Gefangenen im Konzentrationslager bestand ja die Ungewißheit, wie lange er hier weilen müsse, und ob er überhaupt jemals aus dem KZ-Lager herauskommen könne. Daß gerade ich der Glückliche sein sollte, dem sich am 24. Dezember 1942 die Tore des Konzentrationslagers öffnen würden, vermutete ich selbst zu allerletzt. Zwar hatte ich durch meine jüngste Schwester, die gegen Ende des Krieges Wehrmachtshelferin war, aus Berlin eine völlig unverständliche Nachricht bekommen, daß wohl mit meiner Entlassung gerechnet werden könnte. Der Mann meiner jüngsten Schwester war Hauptmann und kam schwerverwundet nach Berlin. Und da stellte er beim Reichs-Sicherheits-Hauptamt der Geheimen-Staats-Polizei den Antrag zu meiner Entlassung. Es mag den am Schreibtisch sitzenden Hitlermännern schon einen gewissen Eindruck gemacht haben, daß ein schwerverwundeter Hauptmann, der gerade von der Ostfront kam, diesen Antrag stellte. Allerdings mußten er

und meine Schwester fünfmal an dieser höchsten Stelle der Gestapo vorsprechen, bis dann endlich ein Erfolg erreicht wurde. Meine Schwester bemerkte bei dieser fünften Vorsprache, daß sie nicht mehr fortgehen würde, bis ein Freilassungsschein oder ein entsprechendes Telegramm nach Dachau abgegangen sei. Am 24. Dezember feierten wir Geistliche, wie üblich, das Eucharistische Opfer. Wir freuten uns an dem mit Kohle auf ein Stück Packpapier gemalten Krippenbild hinter dem Altar und sollten sodann zum Appell und zur Arbeit antreten. Da wurde durch den Blockältesten die Gefangenennummer 30 325 gerufen: Ich selbst hatte es nicht einmal beachtet, bis meine Kameraden mir zuriefen: „Mensch, spring! Sonst kriegst Du noch Fußtritte!“ Meine Meldung: „30 325 zur Stelle!“ wurde beantwortet: „Mensch, kannst abhauen! In zehn Minuten bist Du fertig!“ Mir kam es gar nicht richtig zum Bewußtsein, daß ich frei werden sollte, bis auf einmal die Kameraden, die unser kurzes Gespräch gehört hatten, auf mich einstürmten: „Merk Dir folgende Adresse...!“, „Merk Dir folgenden Namen...!“, „Sag meiner Mutter...!“, „Schreib meinem Freund...!“, „Du kannst es besser sagen, als wir es schreiben können...!“ Und ein anderer kam mit der Bitte: „Gib mir Deine Hose, meine ist so schlecht. Und gib mir Deinen Kittel, Deiner ist noch besser!“ Und rasch wurde die Kleider getauscht, die Häftlingsnummer abgerissen und mit Stecknadeln auf die neue Uniform gebracht, denn die Gefangenennummer mußte man haben, sonst war eine Entlassung unmöglich. Meinem Spindkameraden Andreas Rieser aus dem Salzburgerischen Gebiet sagte ich noch: „Was von mir persönlich im Spind bei mir ist, kannst Du behalten oder verteilen!“ Und dann kam schon der Befehl: „Antreten zum Appell!“ Draußen war richtiges Winterwetter, es regnete und schneite durcheinander, auf dem Boden lag nasser Schnee, der auseinanderspritzte, während wir in Zehnerreihen zum Appellplatz marschierten, auf Befehl das Lied singend „Schwarzbraun ist die Haselnuß – schwarzbraun bin auch ich...“ Nach der Abzählung wurden die Nummern der Häftlinge gerufen, die zwei Schritte nach rechts heraustreten mußten: Häftlinge, die zur Strafvernehmung, zur Briefkontrolle, zur Übergabe an eine Gerichtsverhandlung oder in die Freiheit kommen sollten. Und dann das altgewohnte Befehlswort: „An die Arbeit!“ In diesen trostlosen Morgen, von Regen und Schnee, sah ich meine Kameraden hinter den dunstigen Schleiern des Wintermorgens verschwinden und hörte ihre letzten Zurufe: „Vergiß uns nicht!“ Ich wurde alsbald zu einer offenen Halle abgeholt und mußte meine Häftlingskleider ablegen. Dann kam ein Arzt, der einfach erklärte, daß man keine Gebrechen hätte, und ich mußte unterschreiben, daß ich keine Ansprüche stellen würde. Ein weiterer SS-Mann drohte mit sofortiger Zurückholung, wenn man etwas erzählen würde, wie es hier aussah. Und dann wartete ich halt und wartete... viele Stunden von acht bis elf Uhr, bis endlich der Sack mit der Nummer 30325 gebracht wurde und der Inhalt, meine persönlichen Kleider, auf den Boden geleert wurde. Nun schien es tatsächlich Wirklichkeit werden zu wollen, daß ich in die Freiheit kommen sollte. Schließlich bekam ich eine Rübensuppe und als Reisezehrung ein dünnes Stück Kommißbrot mit einem Rädchen Wurst. Und dann wurde ich durch einen jungen SS-Mann abgeholt zum Marsch an den Bahnhof. Zwei Meter hinter mir schritt er mit seiner Maschinenpistole nach. Am Bahnhof Dachau wurde mir die Fahrkarte nach

München, Hauptbahnhof ausgehändigt. Als ich am Posten vorbei durch die Sperre gegangen war, konnte ich mich nicht enthalten, ihm noch zu versichern: „Zu Ihnen sage ich nicht – Auf Wiedersehen!“

Es war ein merkwürdiges Erleben, die vielen Menschen in der Freiheit, in lautem Reden und Lachen wieder nebeneinander zu sehen. In München selbst frug ich nach dem Kolpinghaus, zeigte der Schwester meinen Entlassungsschein und bat, noch ein wenig bleiben zu dürfen, bis am Nachmittag ein passender Zug nach Karlsruhe weitergehe. Die Schwestern waren außerordentlich gütig, stellten mir ein leeres Zimmer zur Verfügung, deckten auch einen Tisch mit einem guten Mittagessen und einem Glas Bier. Während des Essens bügelte die Schwester meinen völlig zerknitterten Mantel aus, und erst, als ich wieder im Schnellzug saß, bemerkte ich, daß die Schwestern in meine Manteltasche einen Zehn-Mark-Schein gesteckt hatten. Vom Kolpinghaus nahm ich auch telefonische Verbindung zu meiner Schwester im Kloster Villingen auf, um am Weihnachtstagmorgen die Heilige Messe in der Klosterkapelle feiern zu dürfen: meine erste Heilige Messe seit zehn Monaten. – Sehr schwer war am Bahnhof eine Reisekarte zu erhalten; zu den Schnellzügen mußte man besondere Dringlichkeitsscheine mitbringen. Am Fahrkartenschalter war nichts zu erreichen. Ich bat um eine Unterredung mit dem Bahnhofsvorstand: Ich hätte ein dringendes Schreiben der Gestapo. Dieses Wort hatte seine besondere Wirkung für jeden Beamten damals. Dem Bahnhofsvorstand legte ich meinen Entlassungsschein vor, auf dem zu lesen war, daß ich mich so schnell wie möglich in Karlsruhe in der Reichsstraße 24 bei der Gestapo zu melden hätte. Daraufhin erhielt ich die gewünschte Fahrgenehmigung und Fahrkarte. In Karlsruhe waren wir etwa um 11 Uhr nachts angekommen. Der Zug hatte 10 Minuten Aufenthalt. Vom Bahnsteig aus rief ich im Telefonhäuschen die Gestapo an: Ich sei nun hier. Der Beamte am anderen Ende gab militärisch den Befehl: „Am 27. Dezember um 9 Uhr sind Sie bei uns!“ Als ich noch eine Bemerkung machte, ich wüßte noch nicht, wann der Zug ankäme, rief er zurück: „Entweder Sie sind um 9 Uhr hier – oder Sie gehen zurück dahin, woher Sie gekommen sind!“ Meine Schlußbemerkung: „Gut, ich werde zur Stelle sein!“ In Offenburg wechselte der Zug seine Richtung, er fuhr nach Straßburg weiter; Anschluß in den Schwarzwald erst nach 4 Uhr morgens. Da Heilige Nacht war, bumelte ich durch die Straßen zunächst zum Kapuzinerkloster, ob Mitternachtsmesse sei. Ich sah wohl Licht und läutete zaghaft. Eine Stimme von drinnen stellte die Frage: „Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ Meine Antwort: „Ich bin der Pfarrer von Emmendingen und will zur Mitternachtsmesse.“ Der Pater rief zurück: „Der Pfarrer von Emmendingen ist in Dachau!“ Meine Versicherung: „Der steht vor der Tür und ist entlassen worden!“ bewirkte doch die Öffnung der Klosterpforte, und der Pater nahm mich mit auf seine Zelle. Er wollte noch die Weihnachtspredigt schreiben. Aber dann haben wir uns über die Zeit im KZ unterhalten, bis ich auf einmal merkte, es ist höchste Zeit, zur Abfahrt des Zuges zu kommen. In Villingen kam ich um 1/27 Uhr an, und nun konnte ich um 7 Uhr aus dankbarem Herzen das *Gloria* der Weihnachtmesse anstimmen.

Bei der Gestapo in Karlsruhe wurde mir zur Auflage gemacht: einmal, ich hätte das Schulverbot, und dann dürfte ich keine Reise von Emmendingen

weg machen, ohne der Gestapo in Karlsruhe Mitteilung gemacht zu haben. Aus dankbar frohem Herzen – und doch auch wieder bedrückt im Gedanken an meine Kameraden – hielt ich in meiner Pfarrkirche zu Emmendingen als ersten Gottesdienst die Silvesterandacht zum Abschluß des Jahres 1942. Dem lieben Erzbischof Conrad Gröber habe ich in stundenlanger Unterredung von meinen Erlebnissen erzählt. Er, der Oberhirte, ließ mich nach wenigen Wochen wieder zu sich rufen. Die Gestapo hatte ihm berichtet, daß sie auf eine Meldung der geplanten Reisen des Emmendinger Pfarrers verzichten würde, wenn er selbst seine Pfarrei aufgäbe. Auf Wunsch des Herrn Erzbischofs nahm ich als Pfarrer mit absens die Pfarrei Renchen an. Das Schulverbot habe ich treu beobachtet: In einer Scheuer, die zu einem Saal umgebaut war, hielt ich den Religionsunterricht. Und ich muß es den guten Familien in Renchen hoch anrechnen, daß so gut wie nie eines der Kinder im Religionsunterricht fehlte. Auf einmal wurde ich dann doch wieder von der Gestapo auf das Rathaus diktiert. Zwei mir unbekannte Gestapo-Leute von Offenburg saßen mit eine Sekretärin im Bürgermeisteramt und machten mir den Vorwurf, ich würde die Gewissen der deutschen Kinder knechten! Ich hatte den Religionsunterricht im Anschluß an den anderen Unterricht der Schule erteilt, und darin lag die „Knechtung der Gewissen“. Wenn die Schüler die Schule um 11 Uhr aus hätten, dann dürfe ich ab 1 Uhr den Religionsunterricht halten. Wenn dann die Kinder freiwillig kämen, wäre die Knechtung der Gewissen ausgeschlossen. Aber weil ich die Gewissen geknechtet hätte, müßten sie eine Strafe von 1000,- Mark über mich verhängen. Schließlich wollten sie noch wissen, bis wann ich den Betrag bei der Sparkasse bezahlt hätte. Und dann gab ich zur Antwort: „Ich muß zuerst mit meinem Bischof reden, ob er mir das Geld vorstreckt oder ausleiht.“ Dann würde es mir innerhalb einer Woche möglich sein. Die zu meinem Betrag fehlenden 500,- Mark hat mir der Erzbischof sehr gerne gegeben, allerdings nicht, ohne sich die Sache genauer zu notieren und gegen eine unbekannte Bestimmung betr. „Gewissensknechtung der deutschen Jugend“ ein Protestschreiben aufzusetzen. Meines Wissens hat er nie eine Antwort auf sein Schreiben bekommen.

In den Apriltagen des Jahres 1945 war das „Tausendjährige Reich“, aber auch die auf uns lastenden Befürchtungen wegen neuer möglicher Drangsale zu Ende. Die Franzosen sahen meinen Entlaßschein von Dachau als den besten Ausweis an, den ich vorzuzeigen hätte.

Bericht des Pfarrers Friedrich Hemmer

1. Verhaftung am 1.1.1940 in Röhrenbach, Kreis Überlingen

Grund der Verhaftung: Im Dezember 1939 lobte ich beim Gottesdienst polnische Kriegsgefangene, die in verschiedenen landwirtschaftlichen Betrieben arbeiteten und den Sonntagsgottesdienst regelmäßig besuchten, wegen ihres ehrfürchtigen Benehmens und Verhaltens. Diese meine Kanzelbemerkung wurde offenbar vom Ortsgruppenleiter, dessen Namen ich vergessen habe, beim Kreisleiter in Überlingen angezeigt. – Am 1. 1. 1940 in aller Frühe kam die Gestapo, verhaftete mich und brachte mich sofort ins Gefängnis nach Konstanz. Wohl war der viermonatige Aufenthalt schwer, aber die Behandlung durch die Gefängniswärter war nicht schlecht. Meine Schwester Gertrud, die mir den Haushalt führte, durfte mich alle 14 Tage besuchen und frische Wäsche mitbringen.

Am 30. April 1940 war die Gerichtsverhandlung im Amtsgericht Konstanz. Ein Rechtsanwalt, den die Kirchenbehörde von Freiburg beauftragt hatte, dessen Namen ich leider vergessen habe, verteidigte mich. Einige Bauern von Röhrenbach und Wintersulgen gaben Zeugnis zu meinen Gunsten. Der Staatsanwalt, der sehr gehässig war, beantragte eine Gefängnisstrafe von zehn Monaten. Mein Verteidiger erreichte, daß die Gefängniszeit von vier Monaten angerechnet und ich auf Wohlverhalten entlassen wurde. SS-Leute wollten mich sofort nach der Verhandlung nach Dachau bringen – meine Schwester hatte dies gehört und es dem Rechtsanwalt gemeldet, der diese Maßnahme verhindern konnte. Das Kultusministerium verhängte unter dem 15. Mai Religionsverbot bis auf weiteres – praktisch bis Ende des Krieges. Nach Rückkehr in die Pfarrei Röhrenbach hat mich der Fürst von Fürstenberg, der diese Pfarrei zu vergeben hatte, als „untragbar“ abgelehnt. Deshalb wurde ich von der Kirchenbehörde im Oktober 1940 als Pfarrverweser nach Wiesenbach versetzt.

2. Verhaftung in Wiesenbach Schutzhaft in Heidelberg und im KZ Dachau

Mein Bericht an das Erzb. Ordinariat über mein Verhör am 2. Juli 1941 in Wiesenbach mit drei Verhaftungsgründen ist diesem Bericht angeschlossen.

Am 20. August 1941 vormittags wurde ich von der Gestapo ins Gefängnis nach Heidelberg gebracht. Dort bekam ich eine Einzelzelle und wurde wie alle anderen Gefangenen behandelt. Meine Schwester durfte mich alle 14 Tage besuchen und frische Wäsche bringen. Ohne weiteres Verhör wurde ich am

8. Oktober mit mehreren anderen Gefangenen über Würzburg – Nürnberg mit Übernachtung – in einem Viehwagen nach Dachau gebracht.

Meine Angehörigen, ganz besonders meine Eltern waren über meine Verhaftung und Abtransport nach Dachau sehr bestürzt und mußten sich von Hitleranhängern viel Spott und Schadenfreude gefallen lassen. Meine Schwester Gertrud, die mir den Haushalt führte, hatte in diesen Monaten meines KZ-Aufenthaltes viel mitzumachen.

In D a c h a u kam ich nach den bekannten Aufnahmeformalitäten in den Zugangsblock und nach etwa vier Wochen in den Priesterblock 26. Ich wurde dem Lager-, Straßen- und Stubendienst und Essentragen zugeteilt. In Holzpantoffeln im Winter die schweren Essenkübel tragen war nicht leicht. Der Reinigungsdienst war oft mit den verschiedensten Schikanen verbunden.

Den Angehörigen durfte man zweimal im Monat eine Karte oder Brief schreiben und auch so oft Post empfangen. Auf diesem Gebiet hatte ich keinerlei Schwierigkeiten oder Schikanen auszuhalten.

Die Angehörigen durften monatlich 30,- RM schicken. Damit konnte man sich oder den Mitgefangenen, besonders den Polen, die diese Möglichkeit nicht hatten, zusätzliche Kost aus der Kantine, z. B. einged. Rote Rüben, Kürbis, Meerschnecken oder auch Zigaretten kaufen.

Einmal hatte ich einen schmerzlichen Zusammenstoß mit einem SS-Mann bei einer Spind- und Bett-Kontrolle. Obwohl beides sauber und in Ordnung war, schrie er mich an und schimpfte mich aus, und ich mußte mich zum Strafrapport melden. Nachdem ich nach dem Appell mehrere Stunden auf die Strafe vergebens gewartet hatte, sagte der Blockälteste, die Strafe sei vergessen worden, aus unbekanntem Gründen.

Die K a m e r a d s c h a f t unter den Priester-Gefangenen war sehr gut und gab mir viel Trost und Kraft und Mut zum Durchhalten. Auf Block 26 durften die gefangenen Priester eine Kapelle einrichten aus primitiven Mitteln, und einer durfte die hl. Messe feiern, und diejenigen, die nicht zur Außenarbeit kommandiert waren, konnten daran teilnehmen. In den Freistunden konnten wir auch das Brevier beten. Beides war in diesen Verhältnissen eine Quelle des Trostes und Segens.

Mit Gottes Hilfe und unter dem Beistand der geistlichen Mitbrüder konnte ich die Zeit meiner KZ-Gefangenschaft körperlich und geistig verhältnismäßig gut überstehen.

E n t l a s s u n g

Am 11. Februar 1942, nach dem Frühappell, wurde ich mit einigen anderen Gefangenen herausgerufen und zum Schurhaus kommandiert und dort meine Entlassung mitgeteilt. Nachdem wir Entlassenen schriftlich uns verpflichtet hatten, nichts und zwar nicht das geringste von den KZ-Verhältnissen weiterzuerzählen, konnten wir unsere Zivilkleider und wenigen Habseligkeiten in Empfang nehmen, auch einige Quellkartoffeln als Proviant bekamen wir mit und wurden von einem bewaffneten SS-Mann zum Hauptbahnhof in München geführt. Von guten Bekannten bekam ich in München die erste normale Mahlzeit und kam dann kurz vor Mitternacht in Heidelberg-Hbf. an. Noch immer konnte ich nicht glauben, wirklich frei zu sein und nicht mehr unter SS-Kommando und -Zwang zu stehen.

Die Freude meiner Angehörigen war unbeschreiblich groß. Meine Mutter betete an diesem Abend mit uns sechs Geschwistern zum Dank den Rosenkranz – zwei Brüder waren „im Feld“. In dieser Nacht bekam die Mutter einen Schlaganfall und ist einige Tage darauf gestorben.

Friedrich Hemmer
Pfarrverweser
in W i e s e n b a c h
Dekanat Heidelberg
Wiesenschbach, den 8. Juli 1941.

An das
Hochw. Erzb.
Ordinariat
in F r e i b u r g i./Brg.

Verhör durch die geheime Staatspolizei.

Am Mittwoch, den 2. Juli d. J., vormittags 1/211 Uhr, wurde ich auf das Rathaus geladen. Dort erwarteten mich drei Beamte der geheimen Staatspolizei, die mich im Bürgersaal einem 1 1/2stündigen Verhör unterzogen.

Nach der genauen Feststellung der Personalien wurde ich gefragt, ob ich bei der kirchlichen Schulentlassungsfeier am 6. April d. J. das Katholikenlied von Frey durch die Kinder vortragen ließ und woher ich die Texte gehabt hätte. Darauf erwiderte ich, daß ich einen Gebetstext bei meinen übrigen Gebeten hatte, daß ich das die Kinder abschreiben und gemeinsam vorbeten ließ. Auf die Frage, ob ich nicht gewußt hätte, daß dieses Lied verboten sei, antwortete ich, daß es mir bis jetzt nicht bekannt war, daß auch Gebete in der Kirche verboten seien.

Das einzige in meinem Besitz befindliche Exemplar dieses Gebetes wurde nach dem Verhör von zwei Beamten im Pfarrhause feierlich abgeholt!

Zum zweiten Punkt wurde ich gefragt, ob ich davon Kenntnis gehabt hätte, daß am öffentlichen Gottesdienst polnische Zivilarbeiter teilgenommen hätten und daß diese Teilnahme verboten sei. Darauf gab ich zur Antwort, daß die Kriegsgefangenen nicht am öffentlichen Gottesdienst teilnehmen dürften, sei mir bekannt, daß aber die ausländischen Arbeiter dem Gottesdienst nicht beiwohnen dürften, darüber hätte ich noch keine Verordnung gelesen, und zudem würde ich die erst seit einigen Wochen hier beschäftigten Arbeiter nicht kennen, und es könne niemand von mir verlangen, daß ich vor dem Gottesdienst kontrolliere und, wenn solche Arbeiter da seien, dieselben aus der Kirche hinausjage. Zuletzt versprach ich, den Kirchendiener mit der verlangten Kontrolle zu beauftragen.

Im dritten Punkt wurde ich gefragt, ob und warum ich am Fronleichnamstag, dem 12. Juni, um 9 Uhr Gottesdienst gehalten hätte und ob mir die Verordnung des Führers bekannt gewesen sei.

Auf die gestellten Fragen antwortete ich, daß ich am Fronleichnamstag den Gottesdienst um 9 Uhr gehalten habe und daß ich mit Rücksicht auf die Verordnung des Führers am vorhergehenden Sonntag von der Kanzel verkündet hätte, daß der Fronleichnamstag kein gesetzlicher Feiertag mehr sei, wer arbeiten wolle, dürfe arbeiten, und wer in den Gottesdienst wolle, dem sei Gelegenheit geboten, und mit Rücksicht auf den Wunsch einiger Männer, die ich vorher gefragt hatte, setzte ich den Gottesdienst auf 9 Uhr an. Daraus gehe ganz klar hervor, daß es mir vollständig fern lag, der Ver-

ordnung des Führers entgegenzuhandeln, zumal ja auch der Gottesdienst für Verstorbene auf Wunsch der Angehörigen an Werktagen schon zu späterer Stunde gehalten wurde. An den weiteren Grund, daß ja in jener vorhergehenden Nacht Fliegeralarm war, dachte ich im Augenblick des Verhörs nicht. In der Überzeugung, daß die gegebenen Antworten und Angaben sowohl der Wahrheit wie auch der Klugheit entsprechen, zeichnet ergebenst
gez. Friedrich Hemmer, Pfarrverweser

**Gefangenschaftsbericht
des derzeitigen Pfarrers Paul Wasmer
von Waldau (Schwarzwald),
zur Zeit der Verhaftung am 22. Februar 1940
Kaplaneiverweser in Bingen
über Sigmaringen/Hohenzollern**

Am 22. 2. 1940 erschienen gegen 2 Uhr mittags drei Gestapobeamte aus Stuttgart bei mir im Kaplaneihaus in Bingen. Als ich von ihnen die Ausweispapiere verlangte, waren sie sehr gekränkt. Nachdem sie sich ausgewiesen hatten, stellten sie mich in eine Ecke und fingen mit der Zimmeruntersuchung an. Bald entdeckte einer von ihnen auf meinem Schreibtisch das Buch „Adolf Hitler: Mein Kampf“. Er nahm es, schlug es auf und fand auf Seite 748 ff. einige Sätze rot unterstrichen. Er zog ein vervielfältigtes Flugblatt aus seiner Tasche hervor und konnte ohne Mühe feststellen, daß es ganz dieselben Sätze waren, wie sie auf dem Flugblatt vervielfältigt waren. Auf die Frage, ob ich der Hersteller dieses Flugblattes sei, bejahte ich dies ohne Zögern. Nach noch längerer Zimmer- und Hausuntersuchung verfrachteten sie mich in ihr Auto mit dem Bemerkten, daß sie beim geringsten Fluchtversuch mir ein rundes Loch in den Kittel bohren würden. Ein Fluchtversuch, selbst wenn er noch möglich gewesen wäre, wäre ja ganz sinnlos gewesen.

Nun begann die fünfjährige Nacht.

Spät abends kamen wir in Stuttgart an. Sofort begann die körperliche Untersuchung. Schließlich wurde ich in die sog. „Büchenschmiere“ Zelle Nr. 6 eingeliefert. Was das heißt, in einem Augenblick aus einem freien Menschen in einen Gefangenen der Gestapo verwandelt zu sein, kann nur der mitfühlen, der es selbst erlebt hat. Nach einigen schlaflosen Nächten und ruhelosen Tagen – die ersten Tage habe ich jede Nahrungsaufnahme verweigert, weil ich mich noch sehr wohl erinnerte, wie man erzählte, daß man den Untersuchungsgefangenen irgend etwas in das Essen täte, um sie willenlos und gefügig zu machen. Aber schließlich wurde der Hunger stärker als der Wille – es begannen die endlosen Verhöre. Das erste dauerte 15 1/2 Stunden ohne Unterbrechung, von mittags 11 Uhr bis morgens 1/2 3 Uhr, wobei die Verhörer abwechselten. Täglich folgte ein weiteres Verhör, gezählt habe ich sie nicht. Es fehlte ja jegliche Möglichkeit, sich irgend etwas zu notieren. Nach den vielen Verhören waren sie soweit. Mein ganzes „Sündenregi-

ster“ lag offen vor ihren Augen. Erst jetzt wußte ich, wie sie von allen meinen Vikarstellen über meine politischen Äußerungen u. dergl. Bescheid wußten. Sie hatten auch herausgebracht, wo die 50 Flugblätter abgezogen worden waren, zum Teil auch, wer sie erhalten hatte. Bei jedem einzelnen der früheren Prinzipale wurde gefahndet und untersucht, Erkundigungen eingezogen, die nicht in allen Fällen „mitbrüderlich“ ausgefallen waren. „Herr, verzeih ihnen, denn . . .“.

Die große Gefahr war die, daß ich vor das Kriegsgericht gestellt würde, das hieße aber soviel, als „unter das Beil gelegt zu werden“. Der erste große Trost war, als ich nach Monaten erfuhr, meine Tat wurde nicht als Verbrechen, sondern nur als Vergehen beurteilt, d. h. aber, ich werde nicht vor das Kriegsgericht, sondern vor ein ziviles Gericht gestellt.

Am 11. 11. 1940 wurde ich dann vor einem Sondergericht in Sigmaringen wegen Heimtücke und Wehrmachtzersetzung – letzteres ist mir heute noch rätselhaft – zu 3½ Jahren Gefängnis verurteilt, Untersuchungshaft eingerechnet.

Meine Straftat war also: Ich hatte aus Adolf Hitlers – besser auch Schachleitners – „Mein Kampf“ aus der Abhandlung S. 748 ff. „Deutsches Bündnis mit Rußland“ lt. Anklageschrift vom 13. 9. 1940 acht Sätze, die mit dem Nichtangriffspakt, den Hitler 1939 mit Rußland abschloß, nicht mehr vereinbar waren, vervielfältigt und an Mitbrüder verteilt.

Ich war also buchstäblich wegen Hitlers eigenen Worten verurteilt worden. Mein Verteidiger, Dr. Hugo Weber von Stuttgart, hat auf diese Tatsache auch bei späteren Begnadigungsgesuchen immer wieder, zwar ohne Erfolg, hingewiesen.

Nach der Verurteilung kam ich über verschiedene Zwischenstationen – Freiburg, Bruchsal, Stuttgart – Ende November 1940 in das Gefängnis Rotenburg a. N. Hier verbrachte ich fast volle 3 Jahre. Durch Vermittlung des damaligen Gefängnispfarrers Dr. Hufnagel, der sich später freiwillig zur Soldatenseelsorge meldete, kam ich in die Gefängnis-Buchbinderei. Das hatte verschiedene Vorteile. Einmal konnte ich das Buchbinderhandwerk vollständig erlernen, dann hatte ich die Möglichkeit, da die Arbeit nicht immer drängte, sehr viel zu lesen, bekam auch einen genauen Einblick in die „Gefangenen- und Gefängnischronik“. Schließlich wußte ich viel mehr, als der Gefängnisverwaltung lieb war. Daß die oberste Verwaltungsbehörde ausgesuchte Nazis waren, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Die Behandlung war, mit wenigen Ausnahmen, erträglich, doch es soll gesagt werden, daß die protestantischen Gefangenenwachtmeister uns katholische Geistliche – Höchstzahl 7 – besser behandelt haben als manche katholischen Wärter. Namen können genannt werden. Die Verpflegung bestand hauptsächlich in Sauerkraut mit Fleisch von verendeten Tieren (kann nachgewiesen werden) und Kartoffeln. Das Festessen an Weihnachten bestand jedes Jahr aus einer kleinen gewöhnlichen Wurst und Kartoffelsalat.

Nachdem die 3 ½ Jahre Haft, Untersuchungshaft eingeschlossen, vorbei waren und ich entlassen werden sollte, wurde mir mitgeteilt, daß ich weiter in Schutzhaft bleibe. Die kommende Leidensstation ahnte ich voraus: „Dachau“, das mir persönlich durch „viel davon hören“ zur Genüge bekannt war.

Doch sollte ich auf dem Wege nach Dachau noch das gefürchtete kleine KZ Welzheim bei Stuttgart kennenlernen, das in seiner Art unter Leitung des berüchtigten Lagerführers Oberle „Blechner von Beruf“ schlimmer war als Dachau. Welzheim war ein Auffanglager für Kommunisten von Stuttgart. Diese machten mit ihren Witzen u. dergl. einem katholischen Priester das Leben nicht leicht. Die Schikanen von seiten der Lagerleitung übertrafen die von Dachau. Hier, unter ca. 70 Gefangenen, konnte einer leicht auffallen, wahren der einzelne in Dachau in der Masse unterging. Ich denke hier in Welzheim besonders an die schwere Arbeit im Winter 1943/44 beim Graben einer Kanalisation durch das Städtchen bei ungenügender Bekleidung und dauerndem Hunger im Magen, denke vor allem auch an die Schikanen, die die Lagerleitung auf die Sonntage erdacht hatte. Daß aber Oberle auch seine Sorgen haben mußte, bewiesen seine schneeweißen Haare mit 35 Jahren. Das Sterben in dieser Umgebung – ich denke hier an einige Polen – war unmenschlich und untröstlich.

Deshalb fand ich es als Befreiung, als ich aus Welzheim fortkam nach Dachau, zumal ich wußte, daß ich dort viele (1500) Mitbrüder finden würde. Der Weg dorthin war qualvoll und trostlos. Das Ein- und Ausladen glich einem Viehtransport. Es war Nacht, als wir in Dachau durch das eiserne Tor im Jourhaus durchgeschleust wurden. Auf dem Tore konnte man lesen „Arbeit macht frei“, besser wäre darauf gestanden „hier laß alle Hoffnung fahren“. Ich war der einzige Priester auf dem Zugangsblock und fühlte mich hier unter Gefangenen aller Nationen und aller Straftaten wirklich wie „unter die Räuber gefallen“. Joos, ein Lagerschreiber, hatte mich gleich auf dem Priesterblock gemeldet. Welche Freude, als erster Priester besuchte mich Mitbruder Eugen . . . , er brachte mir Trost und Zuversicht, daß es sich z. Z. hier leben laßt. Nach der Quarantäne kam ich elendiglich bekleidet auf den Priesterblock 26. Hier wurde ich herzlich empfangen. Ich denke mir, so ähnlich muß der Eintritt ins Fegfeuer sein: „gerettet“! War das ein Gefühl, nach 3 1/2 Jahren wieder einmal unter Mitbrüdern zu sein! Der eine organisierte mir ein passendes Hemd, der andere eine fast passende Hose, ein anderer ein Paar Pantoffeln, mit denen man gehen konnte, Richard brachte ein Paar gute Brocken aus seinem letzten Paket aus der Heimat, Willi sogar eine große richtige Zigarre, die ihm seine Schwester gesandt hat.

Ich war nicht bloß auf dem Block 26, sondern sogar auf der Stube 2, d. h. ich brauchte nur zur einen Tür hinaus und zur anderen hinein und schon war ich im großen Trostsaal von Dachau, der Kapelle, einer richtigen Kapelle mit einem Tabernakel. Was wollte ich noch mehr, so nahe dem Heiland war ich ja in all den Vikarsjahren nie, unter einem Dach mit ihm. Das Fragen hin und her wollte kein Ende nehmen, bis all den Mitbrüdern der Leidensweg erzählt war. Was mir vor allem auffiel, man wußte hier im Lager über die politische Lage und über das Kriegsgeschehen mehr als viele in der Freiheit wußten.

Nach einigen Tagen ergötzlicher Ruhe riet man mir, mich nach einem Arbeitsplatz umzuschauen. Augustin . . . suchte für ein Photokommando auf der Plantage eine weitere Kraft. Als echter Schulmeister prüfte er mich auf Herz und Nieren auf meine photographischen Kenntnisse. Schließlich hatte

ich die Prüfung bestanden und wurde in das Photokommando mit Dr. Franz Sales . . . als Kapo eingereiht. Mit den 1500 Plantage-Arbeitsklaven marschierte ich jeden Morgen und Mittag hinaus auf den großen, dem Lager anliegenden Versuchsgarten, Plantage genannt. Dort wurde mir in der Dunkelkammer ein Arbeitsplatz zugewiesen. Was ich von der „schwarzen Kunst“ noch nicht verstand, brachte mir der hochgelehrte Franz Sales . . . noch bei, bis ich seinen hochgeschraubten Anforderungen entsprach und er mich selbständig arbeiten lassen konnte.

Der Posten war ein Vertrauensposten. An der Türe der gut eingerichteten Dunkelkammer hing ein großes Plakat „Eintitt strengens verboten“. Ich unterstand dem Plantagenkommandanten Obergruppensturmführer Vogt, er hatte auf uns – das Photokommando zählte 3 Priester und 1 russischen Mediziner – so großes Vertrauen, daß er mich bezw. uns in der ganzen Zeit nicht einmal kontrollierte. Auch sonst hatte Vogt viel Verständnis und ein gutes Herz für uns Plantagensklaven, was ihm später einen Freispruch einbrachte. Noch heute sei ihm für seine Nach- und Einsicht inniger Dank! Ein anderer an seiner Stelle hätte Hunderten, ja Tausenden das Leben kosten können.

Die Arbeit in der Dunkelkammer war für mich sehr abwechslungsreich und zugleich lehrreich. Auch an Photomaterial brauchte nicht gespart zu werden. Farbfilme und große Rollen Schwarzweißfilme, Papiere in allen Marken und Härtegraden standen in Mengen zur Verfügung. Was war in der Dunkelkammer zu tun? Hunderte Pflanzenversuche wurden in verschiedenen Entwicklungsphasen photographiert von Franz Sales und Karl (dem Allkünstler und Allhelfer). Ich hatte die Aufnahmen zu entwickeln und zu vergrößern. Nikolei, der Russe, hatte sie zu wässern, auf Hochglanz zu bringen und zu beschneiden. Die fertigen Photos wurden den wissenschaftlichen Abhandlungen, die ebenfalls von Gefangenen, meist Botanikern u. a., ausgearbeitet wurden unter Oberaufsicht des ebenfalls gefangenen Landwirtschaftsschuldirektors Pater Augustin OSB., beigelegt.

Durch was, ich weiß es nicht – zweimal bekam ich Gesichtsrose und lag in einem der von Kommunisten regierten Krankenblocks – einmal in bedenklichem Zustand mit hohem Fieber. Ein jüdischer Arzt, der liebe Daniel Freilich, der in den letzten Wochen vor der Befreiung noch auf dem NN-Block an Unterernährung starb, hat mir in aufopfernder Weise das Leben gerettet. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß mir der immer hilfsbereite Ferdl . . . mehreremale aus der Kapelle in ein Pergamentpapier eingewickelt, was unter schwerer Strafe stand, das Allerheiligste gebracht hat. Ich versteckte die hl. Hostien ebenfalls in Pergament eingewickelt, am Fußende meines Bettes in einer Schachtel und konsumierte jeden Morgen, bevor Leben in die Bude kam, unbemerkt ein Hostienteilchen. Noch näher als auf dem Block 26 war mir der Heiland hier am Fußende in meiner Wäscheschachtel.

Der große Trost für uns Priester in Dachau war eben der Heiland in der Kapelle, die oft in Gefahr stand, aufgehoben zu werden. Das allein vor allem machte uns Priestern das Leben erträglich. Wie das Leben auf den anderen Blöcken war, wo verschiedene Strafgefangene aus verschiedenen Nationen, oft wirkliche Verbrecher, sich aufhielten, läßt sich kaum ausdenken. Zwar hatten wir Priester kein besseres Essen – wenn man es noch so bezeichnen kann –, zwar waren wir arbeitsmäßig nicht besser daran, sondern sogar

schlechter, zwar waren wir wohnungsmäßig noch eingeschränkter, – wir schliefen auf einem Raum von 10×10 Meter, dreistöckig übereinander, oft kopfunten, kopfoben, wie die Heringe im Faß, aber wir waren Gleichgesinnte und eben, wir hatten eine Kapelle, in die wir leider Gefangene aus anderen Blöcken nicht hineinlassen durften. Im Vergleich zu anderen Blöcken war das Leben bei uns erträglich, weil jeder auf den anderen möglichst Rücksicht nahm, mit ganz wenigen Ausnahmen. Vielleicht wurde nirgends mehr in Deutschland so viel und so herzlich gelacht, wie auf dem Priesterblock in Dachau, besonders wenn das Priester-Original Sigi... uns seine Studentenstreiche erzählte.

Angst und Freude hatten wir immer auf die hohen Feste, besonders auf die Marienfeste, denn für diese Tage hatte die SS immer eine besondere Schikane für uns ausgedacht. Besonders wenn ein Marienfest nahte, wußten wir, daß der Teufel für uns etwas besonders Schweres bereit hatte. Nur an einen von vielen Fällen sei erinnert, wo die SS uns nachts aus den Betten jagte, wenn man die Pritsche so nennen will, und uns im Hemd viele Stunden in der Winterkälte auf der Blockstraße stehen ließ, während sie drinnen alles drunter und drüber warfen – angeblich suchten sie nach Waffen, ausgesprochen auf unserem Priesterblock. Wir brauchten Stunden, bis die Schlafsäle wieder belegbar waren, bis jeder einigermaßen seine Klamotten wieder beieinander hatte.

Der Winter 1944/45 war besonders schlimm. Selbst solche, die den Hungerwinter 1942 in Dachau er- und überlebt hatten, erzählten, daß die Ernährung selbst damals nicht so knapp und nicht so schlecht gewesen wäre. Nur die Pakete aus der Heimat von guten Bekannten und Mitbrüdern konnten uns und viele andere über Wasser halten. Aber schließlich blieben auch diese noch aus infolge von Bombardierung der Postzüge und es war höchste Zeit, denn überall lauerte der Typhus, der einen, der schon fest an die baldige Heimkehr glaubte, noch in den letzten Tagen zum verlassenem, trostlosen Sterben hinlegte. Unsere bange Frage war: was wird mit uns am Ende noch geschehen? Wird das Lager in die Luft gesprengt werden? Durch deutsche Flieger noch bombardiert werden? Jagt man uns alle auf den Appellplatz zum Erschießen? – Der Mensch denkt und Gott lenkt!

Seit Mitte März 1945 wurden jeden Tag einige deutsche Priester entlassen. Warum? Wozu? Vielleicht wollte man noch etwas gut Wetter machen beim Volk. Ich war bei den letzten 13 Entlassenen, die am 11. April mit den Entlassungspapieren Dachau verließen. Zwar mußten auch wir noch unterschreiben, daß wir unter schwerster Strafe nichts von unseren Erlebnissen aussagten. Ich habe also die Befreiung durch die Amerikaner in Dachau nicht mehr erlebt. Ich war Gott sei Dank nicht bei dem Todesmarsch nach Tirol. Am 15. April kam ich unter vielen Gefahren in Säckinggen bei meinem geistlichen Onkel an. Es brauchte Wochen, bis ich mich seelisch wiedergefunden, bis ich mich wieder an die Freiheit gewöhnt und daran geglaubt habe. Was mich in all den Jahren seelisch hochgehalten hatte, war das eigene Gebet, das Gebet der Angehörigen, war das kurze Trostwort in einem Brief des Vaters und der Verwandten. Die Bande des Blutes haben standgehalten, die geistigen Bande haben versagt, kein Trostwort von dieser Seite. Von dieser Seite waren wir verlassen, ja vielfach verfehmt. Wir wurden für

schuldig befunden, wir waren nicht klug wie die Schlangen und nicht einfältig wie die Tauben. Jeder von uns hatte irgend etwas getan, hatte eine „Dummheit“ begangen, oder war es auch nur eine Unvorsichtigkeit.

Wir fühlen uns niemals als Bekenner – nein, mancher in der Freiheit hat in den Bombennächten Gleiches erlebt, vielleicht noch viel Schrecklicheres, viele unserer Kriegsgefangenen Gleiches oder Schlimmeres, sie reden heute auch nicht mehr davon.

Was müßte aber heute unser katholisches Volk in Europa denken von unserem katholischen Priesterstand, wenn alle Stände und Klassen in den KZs ihren Blutzoll bezahlt hätten, gerade aber der katholische Priesterstand nicht?

Ich danke unserm Herrgott, daß er mich auserwählt hat, diesen Leidensweg zu gehen. Die Ewigkeit wird es beweisen, daß gerade diese Leidensjahre die größten Gnadenjahre waren in meinem Priesterleben. Besteht doch dieses in der Hauptsache aus Gebet und Leiden. Aber soviel beten und soviel leiden, wie ich es in obiger **Leidenschule habe tun können**, hätte ich in der **Freiheit nie**.

Deshalb unserm Herrgott innigen Dank für diesen Gnadenweg!

Dokumentation zur Verurteilung des Freiburger Diözesanpriesters Dr. Max Josef Metzger und zur Stellungnahme des Freiburger Erzbischofs Dr. Conrad Gröber.

Eingeleitet und zusammengestellt von Hugo Ott

Am 14. Oktober 1943 wurde der zur Freiburger Erzdiözese gehörende Priester Dr. Max Josef Metzger vom Volksgerichtshof unter Vorsitz des Präsidenten Dr. Roland Freisler in einem Prozeß wegen Feindbegünstigung gemäß § 91 b STGB zum Tode verurteilt. Die Anklage auf Vorbereitung zum Hochverrat wurde fallen gelassen. Das Urteil wurde am 17. April 1944 vollstreckt.

Dr. Metzger, international bekannt geworden durch seine Aktivitäten in der antialkoholischen Kreuzbewegung, durch die Friedensbewegung 1917, durch die Gründung der Christkönigs-Gesellschaft und durch die Gründung der ökumenischen Una Sancta-Bewegung, hatte versucht, dem schwedischen evangelischen Erzbischof Eidem, der ihm aus der Una Sancta-Bewegung bekannt war, ein Memorandum über die künftige Staats-, Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung eines neuen Deutschlands zuzuleiten, das Eidem über geeignete einflußreiche kirchliche Kreise vor allem Großbritanniens zugunsten eines besiegten Deutschlands verwenden sollte. Der Fall Dr. Metzgers ist in einer Reihe von Veröffentlichungen behandelt worden. Es seien auswahlsweise genannt: Franz Kloidt, Verräter oder Märtyrer. Düsseldorf 1962; Marianne Möhring, Täter des Wortes. Max Josef Metzger. Leben und Wirken. Meitingen/Freising 1966 (eine Freiburger theologische Dissertation); und der Abschnitt bei Benedicta Kempner, Priester vor Hitlers Tribunalen. München 1966, S. 273 ff.

Nun hat jüngst Klaus Drobisch in einer Studie „Wider den Krieg. Dokumentarbericht über Leben und Sterben des katholischen Geistlichen Max Josef Metzger. Berlin (Ost) 1970“ aus marxistischer Sicht eine Darstellung gegeben, die vor allem deswegen großes (besonders

publizistisches)¹ Aufsehen erregt hat, weil unter den Dokumenten auch ein Brief des damaligen Erzbischofs von Freiburg Dr. Conrad Gröber an Freisler erscheint, in dem sich Gröber von Metzger distanziert und die Tat Metzgers als Verbrechen im Sinne des Todesurteils qualifiziert.

Dies gibt Veranlassung, das Verhalten des Freiburger Erzbischofs im größeren Zusammenhang zu betrachten und dokumentarisch darzustellen. Wir lassen uns dabei nicht von apologetischen Überlegungen bestimmen, sondern sind motiviert von der Kenntnis der Akten, die wir gelegentlich der Untersuchung über die Schicksale der KZ-Priester der Erzdiözese Freiburg gewonnen haben. Die hier beigegebenen Dokumente sind den Personalakten Metzgers im Freiburger erzbischöflichen Ordinariatsarchiv entnommen.

Gröber kannte Metzger seit vielen Jahren sehr genau. Er war als Rektor des erzbischöflichen Gymnasialkonviktes „Konradihaus“ in Konstanz Vorgesetzter Metzgers, der 1905 in Konstanz das Abitur ablegte. Gröber schrieb 1905 eine sehr einläßliche Beurteilung für die Aufnahme des Kandidaten in das Freiburger theologische Konvikt², die deutlich zeigt, daß Gröber eine klare distanzierende Stellungnahme zu Metzger hatte, den er als unausgegoren und selbstherrisch charakterisierte und dessen Berufung zum Priestertum er nicht klar erkennen konnte. Die vielfachen Kontakte mit Metzger, der seit 1915 außerhalb der Diözese wirkte, aber Diözesanpriester blieb, ergaben sich meist aus den persönlichen und sachlichen Schwierigkeiten, die wegen Metzger entstanden sind. Gleichwohl hatte Gröber eine hohe Meinung von dem Priester Dr. Metzger gewonnen, wenn er auch distanziert blieb (vgl. das eindrucksvolle Dokument 1).

¹ Die Berliner Wochenzeitung „Der Christ“ publizierte aus der Studie Drobischs in ihrer Ausgabe vom 22. Januar 1971 den Brief Gröbers an Freisler (= Dokument 3). Die katholische Nachrichtenagentur verbreitete im März 1971 den Tatbestand. Vgl. beispielsweise die Badische Zeitung Nr. 57 vom 10. März und Nr. 58 vom 11. März 1971.

² Sie ist in der Arbeit von Marianne Mohring, S. 7, publiziert: „Sein Talent ist – auch in Musik – sehr gut, sein Fleiß ziemlich gut, sein religiöses sittliches Verhalten im allgemeinen gut, sein ganzer Charakter ist ehrstüchtig, flatterhaft, vorlaut, zu Privatfreundschaften geneigt. Schade um den trefflich veranlagten Mann. Er mag Priesterberuf haben, aber soll er ein guter Priester werden, so bedarf es in Freiburg eines wachsamen Auges, einer festen Hand, die sein hochfahrendes Wesen demütigt. Die eventuell vorgelegte Bitte, an einer anderen Universität als Freiburg studieren zu dürfen, möge vorerst nicht bewilligt werden, bis sich sein Charakter geklärt hat, und er nur Gott im Priestertum sucht, nicht sich selber. Allem Anschein nach sparten die Eltern dem einzigen Sohn gegenüber den Weihrauch nicht, und wenn man dann tadelte und warnte, so klang in den Ohren die Verteidigung des Sohnes immer lauter als die wohlmeinende Stimme der Vorgesetzten.“

Sofort nach Bekanntwerden der Inhaftierung Metzgers schrieb die Freiburger Kirchenbehörde an den Berliner Bischof Wienken (beim Commissariat der deutschen Bischofskonferenz), der die Kontaktstelle zwischen deutscher Bischofskonferenz und Reichssicherheitshauptamt bildete, mit der Bitte um Auskunft über die Haftgründe von Dr. Metzger.³ Wienken berichtete am 24. August 1943 nach Freiburg, daß er in der Angelegenheit Metzgers schon mehrmals beim RSHA vorstellig geworden sei, aber die Haftgründe offiziell noch nicht in Erfahrung gebracht habe. Es wurde ihm lediglich erklärt, daß Gerüchte, wonach Dr. Metzger wegen seines Eintretens für die Juden oder wegen seiner Tätigkeit in der Una Sancta-Bewegung verhaftet worden sei, nicht zutreffen.⁴ Die Freiburger Kirchenbehörde blieb in Fühlungnahme mit Bischof Wienken. Am 22. September teilte Wienken mit, das Verfahren gegen Metzger sei vom RSHA an den Volksgerechtshof abgegeben worden und es werde Anklage auf Hochverrat erhoben.⁵ Umgehend ersuchte das Freiburger Ordinariat Bischof Wienken, für die Verteidigung Metzgers zu sorgen. Die Kosten wollte die Freiburger Kirchenbehörde tragen.⁶ Die Verteidigung übernahm der angesehene Berliner Justizrat Dr. Otto Dix, der durch Vermittlung der Oberin des Pius-Stiftes, wo Dr. Metzger die letzten Jahre

³ Schreiben vom 20. 8. 1943: „Es wird uns mitgeteilt, daß unser Diocesanpriester Dr. Max Metzger, geb. 3. 2. 1887, ordiniert 5. 7. 1911, der seit einiger Zeit in Berlin N 65, Wildenowstraße 8, Hofgebäude Piusstift, wohnhaft ist, in Schutzhaft genommen worden sei. Der Grund der Inhaftierung ist uns nicht bekannt; wir wissen auch nicht, in welchem Gefängnis er untergebracht ist. Die Person des Dr. Max Metzger durfte dortseits bekannt sein. Er ist Generalleiter der Christkönigsgesellschaft vom Weißen Kreuz, der in seiner Arbeit etwas ungestum ist und zu Extremen neigt, der andererseits aber auch große Fähigkeiten und sittliche Haltung besitzt. Wir beehren uns Ew. Excellenz zu ersuchen, beim RSHA über Ort und Grund der Verhaftung anzufragen.“ – Die Verhaftung Metzgers erfolgte am 29. Juni 1943 durch die Geheime Staatspolizei unter dramatischen Umständen. Vgl. dazu M. Mohring, 15 f. In Freiburg wurde die Inhaftierung Metzgers erst am 18. August bekannt. Caritasdirektor Alois Eckert hatte von einer der Schwestern Metzgers davon erfahren und berichtet an das Ordinariat, Metzger sei nach Dachau verbracht worden. „Anlaß sei wohl die Betreuung von Nichtariern.“ Bereits am 19. August korrigierte Eckert nach Rückfrage bei den Angehörigen Metzgers seine erste Information: Metzger befinde sich noch im Gefängnis in Berlin.

⁴ Wienken teilte mit, daß sich Metzger im Polizei-Präsidium in Berlin befinde, von einer seiner Schwestern mehrere Male besucht worden sei und verschiedene Erleichterungen (Brevier, Paketempfang) erhalten habe. Wienken wollte sofort Mitteilung machen, falls er die Haftgründe in Erfahrung gebracht habe.

⁵ Wienken schrieb weiter: „Die Oberin des Pius-Stiftes, in dem Herr Dr. Metzger wohnte, hat ihn vorige Woche im Gefängnis Plötzensee besuchen wollen. Sie wurde nicht vorgelassen, wohl aber wurde ihr auch von der Gefängnisverwaltung bestätigt, daß gegen Dr. Metzger ein Verfahren wegen Hochverrat vor dem Volksgerechtshof eingeleitet worden sei. Beim Volksgerechtshof selbst waren, nach Feststellung der Schwester, die Akten am Sonnabend voriger Woche noch nicht eingegangen.“

⁶ Schreiben vom 27. 9. 1943.

gewohnt hatte, gewonnen worden ist.⁷ Über Bischof Wienken bat der Verteidiger Dr. Metzgers die Freiburger Kirchenbehörde um eine Schilderung und Charakterisierung von Persönlichkeit und Wirken seines Mandanten.⁸ Dieser Bitte kam Erzbischof Gröber persönlich nach (vgl. Dokument 1).

Nun hat die engere Interpretation der beigegebenen Aktenstücke einzusetzen. Die Kernthese des erzbischöflichen Gutachtens, das mit großer Wärme und innerer Anteilnahme am Schicksal Metzgers abgefaßt ist und deutlich macht, daß Gröber seinen Diözesanpriester Metzger wirklich gut kannte, die Kernthese, Metzger sei ein weltfremder Idealist und ein Hyperphilanthrop, wird in den Schreiben an Freisler und an den Oberreichsanwalt (Dokument 3) eingeschränkt, ja zurückgenommen, was den in Frage stehenden Tatbestand anlangt. Gröber distanziert sich in aller Deutlichkeit von der Tat Metzgers und qualifiziert sie als Verbrechen im Sinne des geltenden Strafrechtes. Gröber machte auch im Schreiben an den apostolischen Nuntius Orsenigo (Dokument 5) kein Hehl aus seiner Verurteilung des „politischen Verbrechens“, dessen sich Metzger schuldig gemacht habe. Sicher entsprach diese Haltung der nationalen Einstellung des Freiburger Erzbischofs, der für eine Tat dieser Art, aus welchen Motiven auch immer sie begangen worden sein mochte, kein Verständnis aufzubringen vermochte. Im Schreiben an den Nuntius spricht Gröber von unbegreiflicher Torheit, die zu diesem Irrweg geführt habe. Es stellt sich jetzt die nächste Frage: Warum hat Erzbischof Gröber diese beiden gleichlautenden Schreiben an Freisler und an den Oberreichsanwalt abgeschickt? Wozu war dieser Kotau vor den NS-Juristen nötig? Warum hat sich Gröber mit den Allgewaltigen des Volksgerichtshofes geradezu solidarisiert? Die Antwort kann nicht einfach sein. Man würde Gröber nicht gerecht, verwiese man seine Schreiben in den Bereich der prinzipiellen Identifizierung des Erzbischofs mit der gel-

⁷ Mitteilung Wienkens nach Freiburg vom 27. 9. 1943. Wienken meinte weiter: „Mir ist unerklärlich, daß Herr Dr. Metzger sich des Hochverrates schuldig gemacht hat. Soweit ich ihn von früher kenne – ich habe ihn seit fast einem Jahr nicht mehr gesehen –, bezog sich seine Tätigkeit stets nur auf die Una-Sancta-Bewegung und hat er sich von jeglicher Politik ferngehalten.“

⁸ Brief vom 2. Oktober 1943: „Justizrat Dr. Dix hatte für die Verteidigung gern eine kurze Schilderung der Persönlichkeit des Herrn Dr. Metzger und eine Bewertung seines bisherigen Wirkens, besonders auf sozialem Gebiet, aber auch seine Bemühungen um die Wiedervereinigung der beiden Kirchen in der Una Sancta-Bewegung sollen kurz gestreift werden. Darf ich bitten, daß dies von dort aus veranlaßt wird.“ – Wienken konnte auch in diesem Schreiben noch keine näheren Angaben über die Haftgründe machen, da die Anklageschrift noch nicht zugestellt worden war.

tenden Staatsordnung. Gröber hatte sich zu dieser Zeit bereits sehr klar von einer Reihe von Praktiken des NS-Regimes in aller Deutlichkeit und aller Öffentlichkeit abgesetzt. Man wird im vorliegenden Fall taktische Gesichtspunkte heranziehen müssen.

Von dem Volkserichtshof konnte nicht mehr an eine andere Instanz appelliert werden, das Urteil gegen Metzger war letztinstanzlich gesprochen. Nur der Gnadenweg blieb offen.

Gröber hatte als Prozeßbeobachter Ordinariatsrat Dr. Hirt nach Berlin entsandt⁹. Hirt konnte durch Vermittlung des Verteidigers den Verurteilten nach der Verhandlung kurz sprechen und ihm versichern, daß der Erzbischof alles tun werde, um eine Begnadigung zu erwirken. Nach dem Bericht Hirts¹⁰ hat Metzger dazu gemeint, „es werde wohl ein Erfolg nicht zu erwarten sein. Es müsse aber sogleich geschehen.“ Dr. Dix gab Hirt Instruktionen für die Abfassung des Gnadengesuchs mit, das an den Reichsjustizminister und an den Oberreichsanwalt am Volkserichtshof zu richten war. Überdies erbat Dix von Freiburg telephonisch die Aufgabe eines Blitztelegramms an den Oberreichsanwalt, das zum Inhalt die Bitte um Aufschub der Hinrichtung haben sollte¹¹. Gröber kam den Bitten von Dr. Dix nach.

Nun wird schon deutlicher, daß ein enger Zusammenhang zwischen den Gnadengesuchen vom 16. Oktober (Dokument 4) und dem Brief an Freisler und an den Oberreichsanwalt besteht. Der Zusammenhang verdichtet sich, wenn der Stellenwert des erzbischöflichen Gutachtens in den Urteilsgründen berücksichtigt wird, über die Dr. Hirt seinen Bischof direkt informieren konnte. In der schriftlichen Urteilsbegründung heißt es in diesem Zusammenhang: „Metzger versuchte heute in der Hauptverhandlung darzulegen, daß er doch nur aus guter Vorsorge für einen von ihm vorausgesehenen schlimmen Fall gehandelt

⁹ Vollmacht vom 11. Oktober 1943.

¹⁰ Ausführlicher Bericht Dr. Hirts über diese Verhandlung gegen Metzger in den Personalakten.

¹¹ Aktenvermerk: „Eine Schwester telephonierte im Auftrag ‚ihres Justizrates‘ (Anmerkung der Redaktion, vermutlich handelte es sich um eine der beiden Meitinger Schwestern, die am Prozeß teilnehmen durften. Dr. Hirt erwähnte beide Schwestern in seinem Bericht): Das Ordinariat solle *sofort* an den ‚Oberreichsanwalt am Volkserichtshof in Berlin, Bellevuestraße 15‘, folgendes *Blitztelegramm* aufgeben: ‚Gnadengesuch für Priester Dr. Max Joseph Metzger unterwegs, Strafvollstreckung bis zu Entscheidung über dieses Gnadengesuch aussetzen. Ordinariat‘ (Anmerkung der Redaktion: Statt Ordinariat wurde dann von Freiburg aus eingesetzt: ‚Erzbischof Gröber‘).“ Weiter heißt es im Aktenvermerk. „Dr. Hirt komme heute abend zurück und wolle bei der Abfassung des Gnadengesuchs, das raschestens abgehen müsse, mitwirken. Das Gnadengesuch sei zu richten an 1. den Reichsjustizminister in Berlin, 2. den Oberreichsanwalt am Volkserichtshof in Berlin, Bellevuestraße 15. Im Auftrage des obengenannten Justizrates möge sofort Familie Pohlmann unterrichtet werden.“

habe; und auch sein Erzbischof hat ihm in einem Briefe, den er an den Verteidiger gerichtet hat und den dieser verlas, bescheinigt, daß er kein Verbrecher sei, und ihn einen Idealisten genannt. Aber das ist eine andere Welt, eine Welt, die wir nicht verstehen. Und bei uns im Großdeutschen Reich kann jeder nur nach den Grundsätzen verurteilt werden, die bei uns gelten, nach nationalsozialistischen Ansichten, die davon so himmelweit entfernt sind, daß über sie eine Diskussion auf nationalsozialistischer Basis überhaupt nicht möglich ist – und das sind Ansichten, die Metzgers Handlungsweise zugrunde liegen –, kann, darf und will kein deutsches Gericht berücksichtigen (so die Syntax!). Jeder muß es sich gefallen lassen, nach deutschem, nationalsozialistischem Maßstab gemessen zu werden. Und der sagt eindeutig, daß ein Mann, der so handelt, ein Verräter am eigenen Volk ist.“¹²

Ein Vergleich dieses Passus aus der Urteilsbegründung mit den Briefen Gröbers an Freisler und an den Oberreichsanwalt zeigt, daß der Tenor dieser Briefe genau auf diesen Abschnitt der Urteilsbegründung abgestimmt ist. Der Freiburger Erzbischof hat, vermutlich auf Anregung von Dr. Dix und unter Beratung durch den Ordinariatsrat Dr. Hirt, der die Atmosphäre der Gerichtsverhandlung miterlebt hatte, diese Briefe abgefaßt, um für die gleichzeitig abgehenden Gnadengesuche ein günstigeres Klima zu schaffen. Gröbers Distanzierung hatte, so dürfen wir annehmen, primär eine taktische Funktion. Es muß ihm bewußt geworden sein, daß ein Gnadengesuch für Dr. Metzger wenig Aussicht auf Erfolg haben dürfte, wenn er sich nicht deutlich von den Motiven Metzgers absetzte.

So gewinnen die Gnadengesuche des Erzbischofs, denen sich das Ordinariat am gleichen Tag in einer gesonderten Aktion anschloß, ihren besonderen Wert. Gröber hat nicht nach beiden Seiten Wasser getragen. Ihm ging es, wie seine Bemühungen in den folgenden Wochen und Monaten beweisen,¹³ wirklich um die Rettung Metzgers

¹² Das Urteil ist veröffentlicht bei M. Möhring, 226 ff., und bei B. Kempner, 282 ff.

¹³ Ich will im Folgenden diese Bemühungen Gröbers und des Freiburger Ordinariates kurz zusammenstellen: Wie oben angedeutet wurde, hat auch das Freiburger Ordinariat in gleichlautenden Schreiben an den Reichsjustizminister und an den Oberreichsanwalt am Volksgerichtshof um eine Begnadigung Metzgers ersucht. Das Schreiben hatte diesen Wortlaut: „Der unserer Erzdiözese angehörige Priester Max Josef Metzger wurde durch den Volksgerichtshof am 14. ds Mts. zum Tode verurteilt. Wir wissen, daß er gegen die bestehende Staatsordnung sich in schwerer Weise verfehlt hat, und wir verurteilen seine Handlungsweise auf das nachdrücklichste und entschiedenste. Max Metzger ist ein hochveranlagter Mensch, eine Persönlichkeit mit manchmal verstiegenen Plänen, ein Mann, der zu Extremen neigt, der andererseits aber auch großer Opferwilligkeit und Selbstopferfähigkeit fähig ist, der die großen Opfer sich auferlegt, um anderen helfen zu können. Es bedarf keines besonderen

vor dem Fallbeil, und der persönliche Brief an Metzger vom 8. März 1944 (Dokument 6), als Gröber schon von der Aussichtslosigkeit aller Anstrengungen um Begnadigung wußte, ist der stärkste Ausdruck dieser persönlichen Verbindung Gröbers mit seinem Diözesanpriester Dr. Max Metzger.

Nachweises, daß er auf dem caritativen Gebiet zum Wohl der Kranken und Notleidenden, insbesondere durch die Gründung seiner Christkönigs-Gesellschaft, viel Gutes gewirkt hat. Es ist weit bekannt, was er auf dem Gebiete der Trinkerfürsorge geleistet hat. Wir beehren uns im Hinblick darauf die ergebenste Bitte auszusprechen, daß man das ausgesprochene Todesurteil nicht vollzieht.“ — Auf das Schreiben Gröbers an den apostolischen Nuntius vom 16. Oktober 1943 erhielt der Erzbischof mit Brief vom 20. Oktober Antwort. Orsenigo äußert sich skeptisch über den Erfolg eines Gnadengesuchs: „Ob ein Schritt für ihn seinen Zweck erreichen wird, halte ich für sehr unwahrscheinlich.“ Nach M Möhring, 190, hat Orsenigo noch am 16. Oktober ein Gnadengesuch eingereicht. Vom persönlichen Schritt Pius XII gibt ein späterer Brief Gröbers Zeugnis (vgl. weiter unten). — Am 25. Oktober schrieb Gröber erneut an Bischof Wienken und bat ihn, „durch einen persönlichen Schritt beim Herrn Reichsjustizminister und beim Herrn Reichsoberstaatsanwalt zu versuchen, die Todesstrafe in eine andere Strafe umzuwandeln. Ich leiste dieser Anregung gerne Folge, weil ich nichts unversucht lassen will, was einen Schimmer von Erfolgsmöglichkeit besitzt. Ich wäre Ihnen sehr, sehr dankbar.“ Wienken versicherte in seinem Antwortschreiben vom 3. November, daß im Fall Dr. Metzger nichts versäumt werde, was zur Rettung diene. „Es bemühen sich eine ganze Anzahl von Persönlichkeiten aus dem katholischen und evangelischen Lager zu seinen Gunsten und zwar bei allen Stellen, die irgendwie Einfluß auf seine Begnadigung haben konnten. Ich selbst bin in diesem Sinne wiederholt vorstellig geworden. Leider kann seine Tat nicht ungeschehen gemacht werden. Wie sie beurteilt wird, hat Ordinariatsrat Dr. Hirt Ew. Exzellenz nach seiner Rückkehr von Berlin berichtet. Hoffen wir — contra spem — zu Gott, daß die vielen eingeleiteten Bemühungen und ebenso das eifrige Gebet schließlich doch einen glücklichen Erfolg bringen.“ Und im Dankschreiben Wienkens vom 8. Januar 1944 auf das Handschreiben Grobers vom 27. Dezember 1943 wird berichtet: „Der Diözesanpriester Metzger befindet sich nach wie vor in Brandenburg. Wie ich unterrichtet bin, geht es ihm gut. Er sieht ruhig und gefaßt den kommenden Dingen entgegen. Über die vorgelegten Gnadengesuche ist die letzte Entscheidung noch nicht gefallen.“ Erzbischof Gröber war auch bemüht, die erschwerten Haftumstände Metzgers zu lindern. Am 14. Januar 1944 bat er Bischof Wienken zu versuchen, die schwere Fesselung Metzgers aufheben zu lassen, „da ja bei ihm weder eine Gefahr des Selbstmordes noch des Fluchtversuches vorliegt. Wie ich höre, hat sich der Heilige Vater persönlich für ihn eingesetzt, wofür ich außergewöhnlich dankbar bin. Auch für alles, was Sie selber in der Angelegenheit getan haben, danke ich sehr.“ Doch Wienken konnte nur mitteilen (Schreiben vom 3. Februar 1944), daß die Haft erleichterung nicht gewährt werde. — In welchem Grade die Ungewißheit über die Aussichten der Gnadengesuche war, zeigt die Anfrage des Freiburger Ordinariats bei Bischof Wienken vom 13. März 1944, ob eine Entscheidung ergangen sei. Wienken teilte unter dem 17. März 1944 mit: „Hochw. Dr. Max Metzger befindet sich nach wie vor in Brandenburg. Eine Entscheidung über die vorgelegten Gnadengesuche ist, nach meiner Kenntnis, noch nicht getroffen worden.“ Das war die letzte Äußerung zum Falle Dr. Metzger. Genau einen Monat später trat er seinen letzten Gang an.

Dokument 1

Freiburg, 9. Oktober 1943

Hochverehrter Herr Rechtsanwalt!

Eben waren die Verwandten meines Diözesanpriesters Dr. Max Metzger bei mir, um über den Stand der Sache zu berichten. Ich danke Ihnen sehr, daß Sie die Vertretung Metzgers angenommen haben. Ich kenne Metzger schon seit seiner Gymnasialzeit, wo ich sein Rektor in Konstanz war. Vielleicht ist Ihnen eine Charakteristik Metzgers meinerseits von Nutzen.

Metzger ist ein hochveranlagter Mensch, Idealist, der der Wirklichkeit immer fremder geworden ist. Die Seelsorge in der Diözese genügte ihm nicht, sondern er wollte sozial und caritativ wirken und hat ein Unternehmen in Graz gegründet mit Zielen und Verwirklichungsplänen, wie sie nur ein weltfremder Idealist verfolgen kann. Keine Not war ihm zu groß, die er nicht lindern wollte, und kein Mensch zu lasterhaft, dem er sich nicht wie ein barmherziger Samaritan näherte. Unterstützt wurde er dabei durch eine große Sprachengabe und ein sehr beachtliches Organisationstalent, das aber Katastrophen nicht verhindern konnte und aus wirtschaftlichen Gründen zur Aufgabe seiner Niederlassung in Graz führte. Auch seine größte Selbstlosigkeit vermochte bei mir nicht, mein Urteil zu beeinflussen, daß er ein Idealist reinsten Wassers sei. Mit einer starken Energie ausgestattet, brachte er seine Gründung aber immer wieder zum Leben und vermochte auch durch sein einfaches, entsagungsreiches, priesterliches Beispiel manche zu beeinflussen und für seine eigenen Ideale zu gewinnen. Auch von Meitingen aus, wo er später sich ansiedelte, setzte er seine sozial-caritativen Pläne fort, sei es durch Vorträge oder durch Schriften, oder durch die Formung jener Männer und Frauen, die sich seiner Gesellschaft angeschlossen hatten. Metzger war sittlich immer hochstehend. Es ist mir nie das Geringste zu Ohren gekommen, was ihn in dieser Hinsicht hätte beflecken können. Sein Ideal scheint der hl. Franz von Assisi gewesen zu sein, der nach dem Wort des hl. Paulus „allen alles werden“ wollte und sich selber darüber vergaß. Zufällig hörte ich dann, daß er vor etwa 3 Jahren sein Tätigkeitsfeld geändert habe und in Berlin ansässig geworden sei. Eine neue Idee hat ihn wieder einmal ergriffen, um ihn ganz in Anspruch zu nehmen. Er erstrebte eine Annäherung und Vereinigung der katholischen und evangelischen Kirche und hielt zahlreiche Vorträge. Dadurch ist er noch weiter bekannt geworden als vorher. Namentlich in der evangeli-

schen Kirche hat er sich durch sein persönliches Wesen zahlreiche inländische und ausländische Freunde erworben. Schon vorher kam er als Organisator von internationalen Kongressen rein religiös-caritativer Art mit fast allen Ländern Europas in Berührung. Ich kann mich gut daran erinnern, daß bei einem Kongreß, der in Konstanz stattfand, selbst Spanier zugegen waren, mit denen ich selber dann, weil ich sie beherbergte, in ein freundschaftliches Verhältnis trat. Solange ich Metzger kenne, habe ich nie ein politisches Streben an ihm entdeckt, oder es war so ideal, daß es jenseits der Wirklichkeit stand. Seine verzehrende Leidenschaft war immer die des Helfenwollens. Von einem Revolutionär, der staatsumstürzlerische Pläne hegt, war nie die geringste Spur wahrzunehmen. Wenn er sich jetzt in solche Dinge eingelassen haben sollte, so ist das nur wieder aus der Liebe zum Helfen und auf die Liebe zum Volk zurückzuführen. Eigentümlich bei ihm ist, daß er, trotz seiner hohen Veranlagung, nie über eine gewisse Harmlosigkeit und Naivität hinausgekommen ist. Ich halte ihn für einen schlechten Menschenkenner, der höchstens dazu geeignet sein kann, einem anderen zum Opfer zu fallen und als Werkzeug zu dienen. Rein psychologisch betrachtet, beobachtete ich bei ihm, trotz seiner Selbstlosigkeit, dennoch einen gewissen Geltungstrieb. Ich glaube aber nicht, daß er sich dessen bewußt geworden ist. Was sein Verhältnis zum Deutschen Volk und Staat betrifft, so liegen seine Wurzeln in einer treu deutschen Lehrerfamilie. Ich glaube, daß er bereit wäre, aus Liebe zu Volk und Vaterland ähnliche Opfer zu bringen wie für seine anderen Ideale. Noch selten habe ich einen Menschen von Format kennen gelernt, der so wenig das Zeug hatte, gegen die bestehende Ordnung anzurennen, als gerade er. Zum Verbrecher ist er sicher nicht geworden, sondern höchstens zum Betrogenen. Zum Idealisten, der von falschen Voraussetzungen ausging und seinem Volk und Vaterland helfen wollte. Leider hatte ich keine Gelegenheit, in den letzten Monaten mit ihm zu sprechen. Als er das letztmal bei mir war, beschränkte ich mich darauf, ihm seine Vorträge, die die Vereinigung der beiden Kirchen innerhalb meiner Erzdiözese zu untersagen¹, was er mir übelgenommen hat. Aber ich kannte meinen überschwenglichen Wolkensieger Max. Ich bitte Sie, ihn, wenn Sie Gelegenheit haben, von mir herzlich zu grüßen. So herzlich, wie wenn ich sein Vater wäre, der nun an seinem Leid innig teilnimmt, und um sein Schicksal bangt.

¹ So in den Akten. Zu ergänzen ist: „die die Vereinigung der beiden Kirchen [betrafen], innerhalb meiner Erzdiözese zu untersagen . . .“

Ich bin gerne bereit, alles für ihn zu tun, was zu seiner Rettung dienen könnte. Schade um sein herrliches Talent, um seine enorme caritative Arbeit, die er namentlich an den niedrigsten Volksgenossen geleistet hat. Ich bin überzeugt, daß er, wenn es gelingt, ihn der Volksgemeinschaft wiederzugeben, belehrt durch sein Leiden und sein Gefängnis, unserem Volk noch manches Gute leisten kann. Aus den Wolken ist er nun herabgefallen. Er sieht die steinige Erde vor sich und wird nicht mehr nach Dingen ausschauen oder streben, die nur in seinem Idealistenblick irgendwie erklärlich sind. Ich bitte Sie, sehr verehrter Herr Rechtsanwalt, alles für ihn zu tun. Wenn Sie ihn retten, entziehen Sie nicht einen Verbrecher seiner verdienten Strafe, sondern einen Idealisten und Hyperphilanthropen einem Schicksal, das ihm schon mit Rücksicht auf seinen Namen im Ausland und in den weitesten Kreisen der Bevölkerung erspart bleiben sollte. Mir selbst bleibt nur noch übrig, namentlich am nächsten Mittwoch, für ihn zu beten.

Mit dem Ausdruck meiner besonderen Verehrung und Wertschätzung,

Ihr treu ergebener
gez. † Conrad
Erzbischof

Dokument 2

Berlin W 8, d. 12. Oktober 1943

An seine Exzellenz den Herrn Erzbischof von Freiburg i. Breisgau
† C o n r a d

Freiburg i. Breisgau

Hochwürdigster Herr Erzbischof!

In der Angelegenheit Ihres Diözesanpriesters Dr. Max Metzger danke ich Ihnen zugleich im Interesse meines Herrn Klienten für Ihr ausführliches und warmherziges und, wie ich hoffe, sachdienliches Schreiben vom 9. Oktober 1943. Da es sich um eine geheime Reichssache handelt, darf ich Ihnen über den Gegenstand der Anklage nichts mitteilen. Nur soviel darf ich sagen, daß der Fall doch recht schwer und gefährlich liegt und daß bei der geltenden Rechtsprechung mit der Möglichkeit der schwersten Strafe zu rechnen ist.

Ich brauche Ihnen, hochwürdigster Herr Erzbischof, nicht zu versichern, daß meinerseits alles geschehen wird, was pflichtgemäß ge-

schehen kann, um eine mildere Strafe zu erreichen. Ohne dem Inhalt und Ergebnis der Hauptverhandlung vorgreifen zu wollen und zu können, muß ich nach der bisherigen Aktenlage bemerken, daß ich einen Freispruch für ausgeschlossen halte. Nach den Grundsätzen einer reinen Begriffsjurisprudenz ließe sich vielleicht ein solcher Antrag begründen. Nach den die heutige Rechtslehre und Rechtsprechung beherrschenden und auch für die Verteidigung maßgebenden Gesichtspunkten wird dies menschlicher Voraussicht nach nicht möglich sein und könnte die umgekehrte Wirkung nach sich ziehen. Ihr wertvolles Schreiben wird auch zum Gegenstand meines Plädoyers gemacht werden.

In Ehrfurcht Ihr sehr ergebener
gez. Dix
Justizrat

Dokument 3

Freiburg, 16. Oktober 1943

Hochverehrter Herr Präsident des Volksgerichtshofes!

Eben erhalte ich die Nachricht über die Verhandlung, die vorgestern zum Todesurteil meines Diözesanpriesters Dr. Max Metzger geführt hat. Ich bedaure aufs allertiefste das Verbrechen, dessen er sich schuldig gemacht hat. Wenn ich ihn in meinem, an Herrn Rechtsanwalt Dr. Dix gerichteten Schreiben als Idealisten geschildert habe, so geschah es, ohne daß ich irgend eine Kenntnis des von ihm verbrecherisch Unternommenen hatte. Ich lege Wert darauf, Ihnen das mitzuteilen, weil es mir völlig fern liegt, seine Tat in das Gebiet des Idealismus, wie ich ihn geschildert habe, einzubeziehen.

Wenn ich Herrn Rechtsanwalt Dr. Dix ein Charakterbild des Verurteilten in gedrängtester Zeit entworfen habe, so glaubte ich als sein Erzbischof verpflichtet zu sein, etwas für ihn zu unternehmen.

Mit dem Ausdruck meiner hohen Verehrung und Wertschätzung

Ihr ergebenster
gez. † Conrad
Erzbischof

Gleiches Schreiben an den Herrn Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof in *Berlin*.

Dokument 4

Freiburg, 16. Oktober 1943

Hochverehrter Herr Reichsjustizminister!

Am letzten Donnerstag wurde mein Diözesanpriester Dr. Max Metzger, der sich allerdings schon seit langen Jahren außerhalb der Diözese aufhielt, wegen Feindbegünstigung durch das Volksgericht zum Tode verurteilt. Ich bedaure sein Verbrechen auf das tiefste. Dennoch wage ich es, die Bitte an Sie zu richten, Gnade statt Gerechtigkeit walten zu lassen, weil der Verurteilte, wie meine persönliche Kenntnis und unsere Akten beweisen, ein Mensch ist, der trotz hoher Veranlagung immer in Extremen sich bewegt hat und in Verstiegenheiten sich erging, ohne die Tragweite seiner Ideen und Pläne ganz zu kennen. Trotz erneuter Verurteilung seines Verbrechens darf ich vielleicht doch daran erinnern, daß er sehr viel Gutes gewirkt hat und bis in die jüngste Zeit hinein bestrebt war, caritativ zu schaffen. Als sein Bischof, der ich sowohl die Eltern des Verurteilten, die tadellose deutsche Menschen waren, als ihn selber von seiner Jugend her kenne, aber oft unter seinen Fehlideen und wohlgemeinten, aber völlig törichten Unternehmungen gelitten habe, bitte ich um Gnade. Ich halte ihn für fähig, sein Verbrechen durch den heldenhaftesten Tod an der Front zu sühnen. Ich bitte namentlich auch seiner drei Schwestern zu gedenken, die treu deutsche Menschen sind und Unsägliches nun erleiden.

Mit dem Ausdruck meiner Verehrung und Wertschätzung

Ihr ergebenster
gez. † Conrad
Erzbischof

Das gleiche Schreiben ging auch an den Oberreichsanwalt.

Dokument 5

Freiburg, 16. Oktober 1943

Exzellenz, Hochwürdigster Herr Apostolischer Nuntius!

Sie haben vielleicht schon erfahren, daß vorgestern der auch Ihnen wohl bekannte Dr. Max Metzger vom Volksgericht zum Tode verurteilt worden ist. Metzger stammt aus meiner Diözese und gehörte ihr bis zuletzt an, obgleich er mit uns keine Beziehungen mehr hatte. Sein

Schicksal geht mir tief zu Herzen. Er ist hoch veranlagt, tief fromm, aszetisch, aber, wie Sie selber wissen, zu Extremen und Torheiten geneigt, die in der Gegenwart zu Verbrechen werden. Sein Plan, der ihn vielleicht das Leben kostet, ist nicht die Tat eines Revolutionärs im üblen Sinne, sondern eines Menschen, der von der Meinung besessen ist, überall helfen zu wollen und in alles seine Hände hineinzustecken. Metzger ist international bekannt. Ich muß es Ihnen überlassen, den Hl. Vater zu bitten, einen Schritt zu seinen Gunsten zu tun.

Ich verurteile sein politisches Verbrechen, aber ich habe ein großes Mitleid mit ihm, das mich veranlaßt, alles zu versuchen, was zum Zweck führen könnte. Es handelt sich um ein Menschenleben, um ein Priesterleben, das sich verirrt, aber nicht aus sittlicher Schlechtigkeit, sondern aus unbegreiflicher Torheit.

Mit herzlichem Gruß und dankbarer treuer
Ergebenheit
gez. † Conrad
Erzbischof

Dokument 6

Freiburg, 8. März 1944

Lieber Max!

So darf ich Sie wohl anreden in Erinnerung an längst vergangene Konstanzer Zeiten. So vieles liegt dazwischen. Und so Schweres. Aber in Gottes Namen! Auch das Schwere hat seelisch und religiös seinen großen Wert, auch das Allerschwerste. Es lebt in mir immer noch die Hoffnung. Ihre Frau Schwester war vor 10 Tagen bei mir. Es geht ihr gut. Ich bete für Sie und segne Sie.

Ihr alter
gez. † Conrad
Erzbischof

Klarissen und Beginen in Basel

Basler Beiträge zur Helvetia Sacra

Von K a s p a r E l m

Im 13. Jahrhundert erlebte Basel ähnlich wie zahlreiche andere vergleichbare europäische Städte eine rapide Vermehrung seiner geistlichen Institutionen. Wo bislang das Priorat St. Alban und das Stift St. Leonhard zusammen mit Bischof, Domkapitel und Pfarrklerus das geistliche Leben geprägt hatten, entstanden in wenigen Jahrzehnten neben dem Stift St. Peter und den Häusern der Johanniter und Deutschherren Konvente der Franziskaner, Dominikaner, Sackbrüder, Augustiner-Eremiten und vorübergehend auch Karmeliten (?), denen sich noch im gleichen Jahrhundert die Frauenklöster St. Maria Magdalena an den Steinen, St. Clara, Klingental, Gnadental und für kurze Zeit auch eine Filiale der Zisterzienserinnen von Tänikon zugesellten. Obwohl die meisten dieser im 13. Jh. gegründeten Klöster jahrhundertlang das Gesicht der Stadt nachhaltig bestimmten, hat sich die Basler Historiographie in der Vergangenheit weit weniger mit ihnen beschäftigt als etwa mit der Erforschung der Personen, Strömungen und Institutionen, die aus Basel die Stadt der Humanisten und Reformatoren machten. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sie ihre Aufmerksamkeit in verstärktem Maße auch auf das Basel der Bettelmönche gerichtet. Nachdem G. Boner 1934 mit einer Geschichte des Predigerklosters von seiner Gründung bis zur Reform im Jahre 1429 den Auftakt gegeben hatte¹, untersuchten E. A. Erdin und R. Weis-Müller 1956 die Geschichte des Reuerinnenklosters St. Maria Magdalena und die Reform des Klosters Klingental², beschrieben C. H. Baer, F. Mau-

¹ G. Boner, Das Predigerkloster in Basel von der Gründung bis zur Klosterreform 1233–1429. Basel 1934.

² E. A. Erdin, Das Kloster der Reuerinnen Sancta Maria Magdalena an den Steinen zu Basel von den Anfängen bis zur Reformation (ca. 1230–1529). Freiburg i. d. Schweiz 1956. R. Weis-Müller, Die Reform des Klosters Klingental und ihr Personenkreis. Basel 1956.

rer und A. Bruckner im Zuge der Inventarisierung der Schweizer Kunstdenkmäler und Schreibschulen die Hinterlassenschaften der Basler Mendikanten³. In jüngster Zeit hat nun A. Bruckner durch die Wiederbelebung der jetzt im Basler Staatsarchiv zentralisierten *Helvetica Sacra* dieser in den dreißiger Jahren einsetzenden Erforschung des Basler Klosterwesens neuen Auftrieb gegeben. Als erste Ergebnisse seiner Initiative liegen seit 1969 zwei aus der Arbeit an der *Helvetica Sacra* hervorgegangenen Monographien vor, in denen V. Gerz – von Büren und B. Degler-Spengler die Entstehung, Geschichte und Aufhebung der Klöster St. Clara und Gnadental beschreiben sowie die Zusammensetzung, Wirtschaftsführung und Lebensweise ihrer Konvente klären⁴.

Sowohl das Kleinbasler St. Clara als auch das in Großbasel gelegene Gnadental waren Klöster des zweiten franziskanischen Ordens. Beide Konvente wurden nicht in Basel selbst gegründet. Ihre ersten Mitglieder kamen vielmehr, wie übrigens auch die ersten Dominikanerinnen von Klingental⁵, als eine schon konstituierte Gemeinschaft aus der Umgebung in die sich damals auf allen Lebensbereichen entwickelnde und wandelnde Stadt: die Bewohnerinnen von St. Clara 1266 aus Paradies bei Schaffhausen, die Gnadentalerinnen zwischen 1279 und 1281 aus dem aargauischen, an der Reuß gelegenen Gnadental. Während es sich bei den Nonnen von St. Clara, die 1279/80 nach vorübergehendem Aufenthalt in der ehemaligen Franziskanerniederlassung am Spalentor das verlassene Sackbrüderkloster in Kleinbasel als endgültiges Domizil übernahmen, bereits beim Umzug in die Stadt um Mitglieder des seraphischen Ordens handelte,

³ C. H. Baer, Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt III, 1: Die Kirchen, Klöster und Kapellen. 1. Teil: St. Alban bis Kartause = Die Kunstdenkmäler der Schweiz 12. Basel 1941. F. Maurer, Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt IV: Die Kirchen, Kloster und Kapellen. 2. Teil: St. Katharina bis St. Niklaus = Die Kunstdenkmäler der Schweiz 46. Basel 1961. Ders., Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt V: Die Kirchen, Kloster und Kapellen. 3. Teil: St. Peter bis Ulrichskirche = Die Kunstdenkmäler der Schweiz 52. Basel 1966. A. Bruckner, Scriptoria Medii Aevi Helvetica. Denkmäler schweizerischer Schreibkunst des Mittelalters X: Schreibschulen der Diözese Konstanz: Thurgau, Solothurn, Klein-Basel, Bern. Genf 1964, 108–112. Knappe Überblicke über die *Basilea Sacra* und ihre Erforschung bieten neuerdings: V. Gerz-von Büren, Die Kloster im mittelalterlichen Basel, Basler Stadtbuch 1968, 91–116. V. Streber u. a., *Basilea Monastica*, Mariastein 5 (1968/69).

⁴ V. Gerz-von Büren, Geschichte des Klarissenklosters St. Clara in Kleinbasel 1266–1529 = Quellen und Forschungen zur Basler Geschichte 2. Basel 1969. Kommissionsverlag Friedrich Reinhardt AG., 254 S. B. Degler-Spengler, Das Klarissenkloster Gnadental in Basel 1289–1529 = Quellen und Forschungen zur Basler Geschichte 3. Basel 1969 (= Gnadental). Kommissionsverlag Friedrich Reinhardt AG., 123 S.

⁵ R. Weis-Müller, 12–13.

gehörten die im ursprünglichen Franziskanerkloster am Spalentor endgültig seßhaft gewordenen Gnadentalerinnen zunächst einer in der Mitte des Jahrhunderts entstandenen unregulierten Sammlung an. Erst als diese Vereinigung 1289 in den Franziskanerorden aufgenommen wurde und die schon vorher in St. Clara geltende Regel Urbans IV. annahm, entstand die Gemeinsamkeit der Observanz, die dazu veranlaßt, an Hand der genannten Untersuchungen Geschichte und Eigenart der beiden Frauenklöster St. Clara und Gnadental vergleichend zu betrachten.

Ungeachtet der Tatsache, daß der Konvent von Gnadental an Zahl und Ausstattung hinter St. Clara zurückstand, verlief die Entwicklung der beiden Klöster, was die soziale und geographische Herkunft ihrer Vorsteherinnen und Klosterfrauen sowie die Lage und Art ihres Besitzes angeht, in fast parallelen Bahnen. Zunächst rekrutierten sich Äbtissinnen und Nonnen, wie aus den aufschlußreichen Personallisten der beiden Arbeiten hervorgeht⁷, vorwiegend aus dem Adel. In St. Clara u. a. aus den z. T. hochadeligen Geschlechtern von Tegernfeld, Eptingen und Ramstein sowie der Markgrafen von Hachberg-Röteln und der Truchsessen von Rheinfeldern, in Gnadental, dessen Personalbestand weniger vollständig als der von St. Clara zu ermitteln ist, aus Rittergeschlechtern wie denjenigen von Vislis, Büttikon und Mörsberg. Seit dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts trat vor allem in Gnadental der Anteil der adeligen Geschlechter hinter dem des städtischen Elementes zurück. Bei ihm handelte es sich zunächst um Angehörige des Achtburgertums, um Mitglieder also der ratsfähigen Geschlechter Basels. Später überwog – wenigstens unter den Nonnen – der Anteil der aus zünftigen Handwerkerfamilien stammenden Frauen so sehr, daß St. Clara und Gnadental unmittelbar vor ihrer Auflösung als im wesentlichen bürgerliche Klöster angesehen werden können: eine seit dem 14. Jahrhundert durch hohe Einstandssummen aufrechterhaltene Kopplung an die jeweilige Führungsschicht, die sich ähnlich in Klingental⁸ und bei den Predigern⁹, interessanterweise jedoch nicht bei den Basler Barfüßern, den geistlichen Brüdern und Seelsorgern der Klarissinnen von Gnadental und St. Clara, beobach-

⁶ Vgl. dazu u. a.: *K Schub*, Geschichte des Klosters Paradis. Schaffhausen 1951 *P. Klaut*, Die Urkunden des Klosterarchivs Gnadental = Aargauer Urkunden 12. Aarau 1950.

⁷ *V. Gerz-von Buren*, 131–138 *B Degler-Spengler*, Gnadental, 91–106.

⁸ *R Weis-Müller*, 19–20, 143–151.

⁹ *G Boner*, 285–291

ten läßt¹⁰. Die Lage und Art des Besitzes, über die im Falle von St. Clara das von V. Gerz – von Büren edierte Zinsbuch St. Clara E des Basler Stadtarchivs detaillierte Auskunft gibt¹¹, spiegelt, wenn auch nur in begrenztem Maße, die regionale und soziale Herkunft der Konventualinnen von St. Clara und Gnadental wider. Ihr durch Vergabe und Kauf – in Gnadental überwiegt anfänglich der Kauf – zustande gekommenes Vermögen konzentrierte sich nämlich einmal mit Haus-, Grund- und Rentenbesitz auf die Stadt und bestand zum anderen aus einem umfangreichen, teilweise älteren Streubesitz im Basler Umland, wobei sich besondere Massierungen im Oberelsaß und in den im Rheinknie gelegenen Teilen Badens^{11a} feststellen lassen.

Der in beiden Fällen mit Hilfe von Schaffnern – bis ins 14. Jh. Konversen, später Laien – bewirtschaftete Besitz bildete die Grundlage für ein Leben, dessen Eigenart sich nicht so leicht wie Herkunft und Besitz erfassen und vergleichen läßt. Das religiöse Leben im engeren Sinne, Chorgebet und persönliche Heiligung, dürfte sich auf der Grundlage der Urbanregel und nach Anleitung der Basler Barfüßer in nahezu übereinstimmender Weise vollzogen haben. Mit ihm verbundenen sich in St. Clara wie in Gnadental Tätigkeiten, wie sie für das spätmittelalterliche städtische Frauenkloster charakteristisch sind: die Erziehung junger Mädchen, die Versorgung von Pfründnern, Armenfürsorge sowie Schreibtätigkeit und textile Handarbeit. Wirklich ins Auge fallende Nuancen im Lebensstil lassen sich erst auf einer höheren Ebene des geistigen Lebens, im Bereich der Bildung und Spiritualität, feststellen. V. Gerz – von Büren glaubt aus den von den Beichtvätern von St. Clara entliehenen Handschriften der Kartause auf ein geistiges Klima schließen zu können¹², das sie als in der „gelehrten Tradition“

10 R. Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel. Basel 1907–24, II, 2, 690. Ders., Geschichte des Barfüßerklosters zu Basel, in: Festbuch zur Eröffnung des Historischen Museums Basel 1894, 180. G. Boner, 292.

11 V. Gerz-von Büren, 161–241.

11a Ergänzungen zur Geschichte des „badischen“ Besitzes von St. Clara u. a. aus GLA Karlsruhe, Abt. 229 (vgl. M. Krebs, Gesamtübersicht der Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe II. Stuttgart 1957, 455).

12 V. Gerz-von Büren, 70–72, stützt sich auf das Registrum recognitionum librorum Carthusie (UB Basel, AR 14), das zwischen 1484 und 1495 26 von den Beichtigern aus St. Clara entlehene Titel auführt. Die Identifizierung der Titel und Autoren gibt zu einigen Fragen Anlaß: Worum handelt es sich bei den „fünf Banden des Franziskaner-Exegeten Nikolaus von Lyra“? (vgl. K. Escher, Die Miniaturen in den Basler Bibliotheken, Museen und Archiven. Basel 1917, 96–115) Konnte als Verfasser der „Predicationes Magistri Roberti“ nicht auch ein anderer Robertus als Roberto Caracciolo in Frage kommen? (vgl. J. B. Schneyer, Wegweiser zu lateinischen Predigtreihen des Mittelalters = Bay. Akad. d. Wiss., Veröffentl. der

stehend und durch Interesse „für theologisch spekulative Fragen“ gekennzeichnet sieht¹³, während B. Degler-Spengler, gestützt auf eine breitere und besser abgesicherte Quellenbasis¹⁴, für Gnadental nicht nur eine „Bevorzugung mystischer Schriften und Werke mystischen Inhaltes“, sondern darüber hinaus ein ausgesprochen „mystisches Leben“ annimmt¹⁵. Man mag angesichts der ungünstigen, von beiden Autorinnen keineswegs beschönigten Quellenlage über die Nuancen im Frömmigkeitsstil der beiden Klöster denken wie man will, daß sich das geistige Leben der beiden Konvente im 15. Jh. auf verschiedenen Bahnen bewegte, daran kann kein Zweifel bestehen. Der Grund für diese unterschiedliche Entwicklung dürfte in nicht geringem Maße in der Haltung zu suchen sein, die die beiden Konvente zur Observanzbewegung einnahmen. Als sich nämlich 1447 die Basler Barfüßer nach einem Jahrzehnt der Unentschlossenheit entschieden, zur Obser-

Kom. für die Herausg. ungedruckter Texte aus der mittelalterlichen Geisteswelt I. München 1965, 586). Ist Thomas von Haselbach wirklich mit dem aus Hagenau stammenden Augustinergeneralsprior Thomas von Straßburg, der 1351, nicht 1331, am Generalkapitel in Basel teilnahm, identisch? Da von diesem in Mitteleuropa bisher kein Predigtwerk überliefert ist (*A. Zunkeller*, Manuskripte von Werken der Autoren des Augustiner-Eremitenordens in mitteleuropäischen Bibliotheken = Cassiciacum 20. Würzburg 1966, 382-387), würden die ihm von *V. Gerz-von Büren* zugeschriebenen „Sermones epistularum dominicalium“ sein Oeuvre, das nach älteren Quellen auch „sermones ad clerum ad diversas materias et multa alia opera utilia“ umfaßte (*Jordani de Saxonia Liber Vitasfratrum*, ed. *R. Arbesmann* – *W. Humpfer* = Cassiciacum I, American Series. New York 1942, 241) erweitern. Ist bei den „Predigten des Jordanus“ wirklich an eine Verfasserschaft des zweiten Dominikanergenerals und nicht an den Augustiner-Eremiten Jordan von Quedlinburg zu denken? Seine weit verbreiteten Predigtwerke (*R. Lievens*, *Jordanus van Quedlinburg in de Nederlanden Een onderzoek van de handschriften* = *Uitgaven der Vlaams. Acad. voor taal- en letterkunde VI*, 82. Gent 1958) befanden sich nach *G. Binz* (Die Handschriften der öffentlichen Bibliothek der Universität Basel. I: Die Handschriften der Abteilung A. Basel 1907, 405) und *G. Meyer* – *M. Burckhardt* (Die mittelalterlichen Handschriften der Universität Basel. Beschreibendes Verzeichnis, Abt. B: Theologische Pergamenthandschriften II. Basel 1966, 381) im Besitz der Kartause, während sich ein Predigtwerk des Dominikaners nicht nachweisen läßt.

¹³ *V. Gerz-von Büren*, 72-73, geht davon aus, daß sich aus der Lektüre der Beichtiger unmittelbar auf die Spiritualität der von ihnen betreuten Frauen schließen ließe. Über das oft erörterte Problem der Umsetzung scholastischer Lehrinhalte in Sprache und Denkweise „frommer Frauen“ hätte sie sich u. a. bei *E. Hillenbrand*, Nikolaus von Straßburg, Religiöse Bewegung und dominikanische Theologie im 14. Jahrhundert = *Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte* 21. Freiburg 1968, 10-12, unterrichten können.

¹⁴ *B. Degler-Spengler*, Gnadental, 65-72, zieht neben dem sorgfältig ausgewerteten Ausleihverzeichnis der Kartause und Gnadentaler Handschriften den sogenannten Pfaffenweiler bzw. Gnadentaler Marien Teppich heran, der von der kunsthistorischen Forschung (vgl. *C. H. Baer*, Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, III, 388) jedoch nur unter der Voraussetzung Gnadental zugeschrieben wurde, daß – quod est demonstrandum – die „Frauen von Gnadental zum frommen Kreis der Mystikerinnen des Franziskaner und Dominikaner Ordens gehörten“.

¹⁵ *B. Degler-Spengler*, Gnadental, 69-72.

vanz zurückzukehren¹⁶, folgten ihnen die Gnadentalerinnen fast auf dem Fuße, während die Nonnen von St. Clara auch durch wiederholtes Drängen Pius' II., ja selbst durch zeitweilige Vertreibung aus ihrem Kloster nicht zur Annahme der Observanz zu bewegen waren. Die durch viele hier nicht weiter zu erörternden Gründe bedingte Entscheidung der beiden Klöster blieb nicht ohne Folgen. Während das Scheitern der Reform in St. Clara ähnlich wie in dem nach heftigen Kämpfen zur alten Ordnung zurückgekehrten Dominikanerinnenkloster Klingental¹⁷ zu einer Minderung der Einkünfte führte, die Zahl der Konventualinnen zurückgehen ließ und ihre Lebensführung in noch stärkerem Maße als zuvor zum Gegenstand der Kritik machte, erlebte Gnadental wie einige Jahrzehnte früher das 1423 reformierte Steinenkloster¹⁸ eine bemerkenswerte Neublüte. Die Reformgesinnung, das neuerweckte „Interesse für Askese und Mystik“¹⁹, führte dem Konvent eine solche Zahl von Novizen aus Rittertum und Hochadel zu, daß sich nicht nur in wenigen Jahren sein soziales Niveau, sondern auch seine materielle Ausstattung verbesserte. Die Abweichungen in Frömmigkeit und Lebensführung, die die divergierende Stellungnahme zur Reform herbeiführte, legen die Fragen nahe, wie weit Ablehnung oder Annahme der Observanz das Verhalten der Konvente zur Reformation beeinflusste bzw. vorprägte. Diese Frage ist in den beiden Arbeiten nicht ausdrücklich gestellt worden, sie läßt sich wahrscheinlich auch nicht eindeutig beantworten. Immerhin ist festzuhalten, daß nach 1259, dem Jahr der Aufhebung der Basler Klöster, ein Teil des Konventes von Gnadental, die Äbtissin Anna Peyer mit vier Nonnen, von Basel nach Freiburg floh, um dort mit den Schwestern von St. Clara das hergebrachte Ordensleben weiterzuführen, während sich die letzten Bewohnerinnen von St. Clara willig dem Aufhebungsbeschluß des Rates fügten und ihm „mit frywilligen gemuten closter und gotzhus zu sant Claren mitt allen sinen begriffen, rechten und gerechtigkeiten“²⁰ übergaben.

Im 13. Jahrhundert kam es in Basel nicht nur zur Gründung zahlreicher Männer- und Frauenklöster. Die Stadt erlebte auch die erste Entfaltung der wohl umstrittensten und am schwersten zu fassen Form mittelalterlicher Frauenfrömmigkeit: des Beginentums.

¹⁶ R. Wackernagel, Geschichte des Barfüßerklosters zu Basel, 196–201.

¹⁷ R. Weis-Müller, 198–200.

¹⁸ E. A. Erdin, 59–103.

¹⁹ B. Degler-Spengler, Gnadental, 79.

²⁰ E. Durr – P. Roth (Hrsg.), Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation 1519 bis 1534. Basel 1921–1950, IV, Nr. 238. V. Gerz-von Buren, 124.

D. A. Fechter²¹, R. Wackernagel²² und G. Meier²³ haben sich mit den Beginen in Basel in größerem Rahmen beschäftigt, H. Haupt, M. Straganz, Cl. und J.-Cl. Schmitt die heftigen, ihrerwegen im 14. und 15. Jahrhundert zwischen Klerus und Bettelorden ausgetragenen Streitigkeiten untersucht²⁴. Eine „eingehende Behandlung des Basler Beginenwesens“, wie sie schon 1894 R. Wackernagel forderte²⁵, wie sie im deutschsprachigen Bereich z. B. J. Greving und J. Asen für Köln²⁶, K. Zuhorn für Münster²⁷, Ch. Schmitt und D. Phillips für Straßburg²⁸, E. G. Neumann und W.-H. Struck für Mainz und das Mittelrheingebiet sowie G. Peters und E. M. Wermter für Norddeutschland und das Preußenland durchgeführt haben²⁹, blieb bisher jedoch noch ein Desiderat. Erst 1969/70 hat B. Degler-Spengler, die Verfasserin der Geschichte von Gnadental, als dritten Basler Beitrag zur *Helvetia Sacra* eine Untersuchung über die Beginen in Basel vorgelegt³⁰. Die in der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde erschienene Studie besteht aus einem Hauptteil, der „Geschichte“, „Struktur“ und „Geistiges Leben“ des Basler Beginen- und Begardentums in großen Zügen beschreibt.

²¹ D. A. Fechter, *Topographie* (von Basel) unter Berücksichtigung der Cultur- und Sittengeschichte, in: *Basel im vierzehnten Jahrhundert*. Basel 1856, 60 ff.

²² R. Wackernagel, *Geschichte der Stadt Basel*, II, 2, 701–707.

²³ G. Meier, Die Beginen in der Schweiz, *Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengesch.* 9, 1915, 23–34, 119–133.

²⁴ H. Haupt, Beiträge zur Geschichte der Sekte vom freien Geiste und des Begardentums, *Z. f. Kirchengeschichte* 7, 1885, 503–576. M. Straganz, Zum Begharden- und Beginenstreite in Basel zu Beginn des 15. Jahrhunderts, *Alemannia* 27, 1900, 20–28. Cl. Schmitt, Le conflit des Franciscains avec le clergé séculier à Bâle sous l'évêque Gérard de Wippingen (1318–1324), *Archivum Franciscanum Historicum* 54, 1961, 216–226. J.-Cl. Schmitt, L'église et les clercs face aux Beguines et aux Béghards du Rhin supérieur du XIV au VI^e s., *Ecole des Chartes*. Position des Thèses, 1971, 171–174.

²⁵ R. Wackernagel, *Geschichte des Barfüßerklosters zu Basel*, 159.

²⁶ J. Greving, Protokoll über die Revision der Konvente der Beginen und Begarden zu Köln im Jahr 1452, *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein* 73, 1902, 25–87. J. Asen, Die Beginen in Köln, *Ebd.* 111, 1927, 81–180; 112, 1928, 71–148; 113, 1929, 13–96.

²⁷ K. Zuhorn, Die Beginen in Münster. Anfänge, Frühzeit und Ausgang des münsterischen Beginentums, *Westfälische Zeitschrift* 91, 1935, 1–149.

²⁸ Ch. Schmitt, Die Straßburger Beginenhäuser im Mittelalter, *Alsatia* 7, 1858–1861, 149 bis 248. D. Phillips, *Beguines in Medieval Strasburg. A Study of the Social Aspect of Beguine Life*. Stanford University, California 1941.

²⁹ E. G. Neumann, Rheinisches Beginen- und Begardenwesen. Ein Beitrag zur religiösen Bewegung am Rhein = Mainzer Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte 4. Meisenheim 1960. W.-H. Struck, Von Beginen und Begarden im Mittelrheingebiet, *Nassauische Annalen* 72, 1961, 184–198. G. Peters, Norddeutsches Beginen- und Begardentum im Mittelalter, *Niedersächs. Jahrb. f. Landesgesch.* 41–42, 1969–1970, 50–118. E. M. Wermter, Die Beginen im mittelalterlichen Preußenlande, *Zeitschrift für die Geschichte u. Altertumskunde Ermlands* 33, 1969, 41–55.

³⁰ B. Degler-Spengler, Die Beginen in Basel, *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 69, 1969, 5–83; 70, 1970. Hier nach durchnummeriertem Sonderdruck.

Ihm folgt ein umfangreicher Anhang, der Darstellungen der einzelnen Beginensammungen enthält, die Namen aller urkundlich nachweisbaren Beginen mitteilt und mit nicht weniger als 13 bisher ungedruckten Statuten bzw. Gründungsurkunden bekannt macht. Aufgrund dieses Materials ergibt sich ein Bild, das zwar im wesentlichen den Beobachtungen entspricht, die bei der Untersuchung des Beginen- und Begardentums in vergleichbaren Städten wie Köln, Mainz und Straßburg gemacht werden konnten, aber dennoch gewisse für Basel spezifische Entwicklungstendenzen erkennen läßt^{30a}.

„Mulieres quoque religiose, que dicuntur begine“ werden in Basel zwar erst 1271 urkundlich erwähnt, ihre Gegenwart in der Bischofsstadt kann jedoch nach den Colmarer Annalen bereits für die Mitte des 13. Jahrhunderts angenommen werden³¹. Wenn die ersten Beginen in Köln 1223, in Straßburg 1246 und in Mainz 1250 urkundlich erwähnt werden³², beweist dieser Zeitansatz, daß Basel nicht nur bei der Aufnahme der Bettelmönche, sondern auch der Beginen mit den vergleichbaren rheinischen Bischofsstädten Schritt hielt. Wenn man die Unterschiede in der Bevölkerungsgröße berücksichtigt³³, entspricht das Basler Beginen- und Begardenwesen auch zahlenmäßig dem Bild, das man sich aufgrund der oben zitierten Forschungen von dem der nördlicher gelegenen Städte machen kann. Während sich um 1400 in Köln mindestens 169, in Straßburg 85 und in Mainz 28 Beginengemeinschaften sicher nachweisen lassen³⁴, sind für diesen Zeitpunkt in Basel 22 Konvente anzunehmen, so daß hier, die nicht in Gemeinschaft lebenden Beginen eingeschlossen, mit 350 bis 400 „mulieres religiose“ zu rechnen ist³⁵. Auch was die numerische Relation zwischen Beginen und Begarden angeht, widersprechen die Ergebnisse B. Degler-Spenglers nicht denjenigen der älteren Forschung. Wie in

^{30a} Über das Beginentum im benachbarten, mit der Bischofsstadt Basel jedoch nicht ganz vergleichbaren Mülhausen immer noch: G. Gromer, *Les béguinages à Hagenau d'après les notes inédites de M. Hanauer*, *Revue d'Alsace* 60, 1909, 267–283, 524–557; 61, 1910, 10–43.

³¹ R. Thommen – R. Wackernagel, *Urkundenbuch der Stadt Basel*. Basel 1890–1910, II, 41. MGH SS XVII, 209.

³² Zu diesen Daten vgl.: AHVN 111, 85–87. E. G. Neumann, 18. *W -H Struck*, 187. D. Phillips, 226.

³³ Vgl. dazu: J. Hatt, *Strasbourg au XV^e siècle*. Straßburg 1929, 35. H. Ammann, *Die Bevölkerung der Stadt und Landschaft Basel am Ausgang des Mittelalters*, *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 49, 1950, 40. F. Herrmann, *Quellen zur Topographie und Statistik der Stadt Mainz*. Hauser und Steuerlisten aus der Zeit von 1497–1541 = *Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz* 3. Mainz 1914.

³⁴ J. Asen, AHVN 112, 138. D. Phillips, 217 ff. E. G. Neumann, 76–80.

³⁵ Die von W. Wackernagel, *Die Gottesfreunde in Basel*, *Beiträge zur vaterländischen Geschichte* 2, 1843, 160. P. Ochs, *Geschichte der Stadt und Landschaft Basel* 3. Basel 1819, 25, gemachten übertriebenen Angaben (1500) sind danach zu korrigieren.

Köln, Mainz und Straßburg, wo nur zwei bis fünf Begardengemeinschaften nachgewiesen werden konnten³⁶, steht auch in Basel das Begardentum mit nicht mehr als zwei Gemeinschaften den Beginen als eine ausgesprochene Minderheit gegenüber. Die meisten der von der Verfasserin nachgewiesenen Beginen- und Begardensamnungen entstanden im 4. Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts, was bedeutet, daß sich in Basel das Beginentum in einem Rhythmus entwickelte, der nur eine geringe Phasenverschiebung gegenüber Köln, Mainz und Straßburg erkennen läßt³⁷. Die Übereinstimmung zwischen den vier rheinischen Bischofsstädten erschöpft sich jedoch nicht in chronologischen und quantitativen Parallelen. Die soziale Herkunft der ersten Basler Beginen und ihre Stellung im Gefüge der Stadt lassen ebenfalls weitgehende Übereinstimmung mit den Verhältnissen in den drei anderen Bischofsstädten erkennen. B. Degler-Spengler kann ähnlich wie G. A. Neumann, J. Asen und D. Phillips nachweisen, daß die Beginen der Stadt mindestens bis 1330 überwiegend aus dem ländsässigen Adel und dem städtischen Patriziat stammten³⁸. Daraus kann geschlossen werden, daß sich das Beginentum in Basel in seiner Frühzeit überwiegend aus den gleichen sozialen Schichten rekrutierte wie die dominikanischen und franziskanischen Frauenklöster, so daß hier vom Beginentum als einer im Vergleich zum regulierten Religiosentum sozial inferioren, von den städtischen Unterschichten getragenen Institution nicht die Rede sein kann. Erst seit der Mitte des 14. Jahrhunderts entwickelte sich die Sozialstruktur des Beginentums in Basel etwas anders als in Köln, Mainz und Straßburg. Während dort auch über die Frühzeit hinaus Mitglieder der höheren Stände in Beginensamnungen eintraten, überwogen in Basel schon bald die Angehörigen niederer sozialer Schichten in solchem Maße, daß B. Degler-Spengler für die Zeit nach 1330 zu dem Schluß kommen kann, „daß keine der Basler Beginengemeinschaften einen sozial besonders gehobenen Personalbestand aufwies, und daß die Beginenhäuser Basels für Frauen aller Stände offen waren“³⁹: eine Feststellung, die in verstärktem Maße für die Basler Begardengemeinschaften gilt, die sich von Anfang an nur aus den „niedrigen Schichten der Bevölkerung“ ergänzten und zu keiner Zeit

³⁶ J. Asen, Die Begarden und Sackbrüder in Köln, *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein* 115, 1929, 167–179. M. Biehl, De Tertio Ordine S. Francisci in Provincia Germaniae Superioris sive Argentinensi Syntagma, *Archivum Franciscanum Historicum* 14, 1921, 68–171. E. G. Neumann, 132–142. Ch. Schmidt, 207.

³⁷ B. Degler-Spengler, *Beginen*, 42. E. G. Neumann, 77–80. D. Phillips, 217 ff.

³⁸ B. Degler-Spengler, *Beginen*, 61–64. E. G. Neumann, 105–111. D. Phillips, 24–27.

³⁹ B. Degler-Spengler, *Beginen*, 65.

auch nur einen einzigen Angehörigen „einer bekannten Basler Familie“ unter ihren Mitgliedern zählen konnten⁴⁰. Die zweifellos durch die ständische Exklusivität der Basler Frauenklöster bedingte soziale Offenheit der Beginengemeinschaften findet ein gewisses Pendant in der regionalen Herkunft ihrer Mitglieder. Während sich die regulierten Konvente in ihrer Frühzeit aus dem landsässigen Adel, im 14. und 15. Jh. hingegen fast ausschließlich aus der städtischen Bevölkerung ergänzten, rekrutierten sich die Basler Beginengemeinschaften bis zu ihrer Auflösung im 15. Jh. so kontinuierlich aus der elsässischen und badischen Nachbarschaft, daß ihr Institut in personeller Hinsicht als nur „wenig in der Stadt verwurzelt“ bezeichnet werden kann⁴¹.

Wie in Köln, Mainz und Straßburg suchten auch in Basel die Beginengemeinschaften sowohl räumlich als auch geistig Anschluß an die örtlichen Männerklöster. Für Basel ist es charakteristisch, daß sie dabei weniger in die Nähe der älteren Priorate und Stifte als vielmehr der Bettelordenskonvente, genauer der Franziskaner, gelangten. Während von den 22 nachweisbaren Samnungen nur eine einzige, die im „Dechantenhaus“, ohne Leitung durch eine Ordensgemeinschaft blieb, teilten sich die Dominikaner und Barfüßer die Betreuung der verbleibenden 21 Samnungen so, daß die Dominikaner 7, die Franziskaner hingegen 14 Vereinigungen unter ihre Obhut nahmen⁴². Wie sich die Beziehungen zwischen Bettelordenskonventen und Beginengemeinschaften im einzelnen gestalteten, welche rechtlichen und institutionellen Formen sie annahmen, läßt sich aufgrund des von B. Degler-Spengler mitgeteilten Materials nicht mit letzter Deutlichkeit ermitteln. Wertet man die von der Verfasserin gemachten Mitteilungen aus, dann ergibt sich, daß in drei von sieben mit den Dominikanern in besonderer Beziehung stehenden Häusern die Besetzung stiftungsgemäß nur mit Zustimmung der Prediger erfolgen konnte⁴³, in zwei anderen Prior, Subprior, Lesemeister und Kaplan bzw. ein einzelner Konventuale die Funktion des „Pfleger“ wahrnahmen⁴⁴, während in den übrigen Fällen die Bezeichnungen „Bre-

⁴⁰ Ebd., 77.

⁴¹ Ebd., 67.

⁴² Die Augustiner-Eremiten haben sich in Basel offenbar nicht an der Betreuung von Beginngemeinschaften beteiligt. Es besteht jedoch Grund zur Annahme, daß sie einzeln lebende Frauen besonders betreuen (vgl. StA Basel, Augustinerkloster, Urk. 78, 84, 89, 93: *swester Gueti Muttentzerin*; 87: *conversa Elsinä dicta Kybin de Rinfelden*).

⁴³ B. Degler-Spengler, *Beginen*, 103, 106.

⁴⁴ Ebd., 104, 106.

diern swestern⁴⁵ und „Martha“⁴⁶ mehr oder minder sicheren Aufschluß über die Art der Zuordnung zu den Dominikanern geben. Bei den mit den Barfüßern verbundenen Samnungen kann von dreien gesagt werden, daß sie ihnen „unterstellt“ gewesen seien⁴⁷, ist bei einer nur die Nachbarschaft zum Minoritenkloster Indiz für eine auch geistige und institutionelle Nähe⁴⁸, liegt bei zweien ein Nachweis dafür vor, daß die Franziskaner über die Aufnahme neuer Mitglieder entschieden⁴⁹. In allen anderen Fällen gibt die Bezeichnung „swestern der minren bruodern ordens“ oder „sorores de ordine tertie regule beati Francisci“ sowie die urkundlich nachzuweisende Zugehörigkeit zum Dritten Orden der Franziskaner Auskunft über das Verhältnis zwischen Beginen und Barfüßern⁵⁰. Aufgrund dieser Indizien und gestützt auf Beobachtungen, die in Köln, Mainz und Straßburg gemacht wurden⁵¹, möchte man annehmen, daß das Verhältnis der Bettelmönche zu den Beginen auch in Basel nichts anderes war als „ein Gemisch von persönlicher Freundschaft und Führung, rechtlicher Stellvertretung, wirtschaftlicher Hilfe, seelsorgerischer Konventsüberwachung bis hin zur Aufnahme in den Ordensverband als Mitglied des Dritten Ordens“⁵². B. Degler-Spengler ist dagegen der Auffassung, daß alle Basler Beginensamnungen, die in einem engeren Verhältnis zu den beiden Bettelorden standen, voll und ganz dem jeweiligen Dritten Orden angehörten, d. h. als „Prediger- oder Franziskanerbeginen“ der 1285 von Munio von Zamora redigierten Regel der Dominikanerpoenitenten bzw. der 1289 von Nikolaus IV. bestätigten franziskanischen Terziarenregel folgten⁵³. Das für Basel charakteristische Übergewicht der franziskanisch beeinflussten Beginengemeinschaften wurde dadurch noch vergrößert, daß es ihnen im Unterschied zu den „Predigerbeginen“ gelang, sich spätestens im zweiten Viertel des 14.

⁴⁵ Ebd., 103.

⁴⁶ Ebd., 105. B. Degler-Spengler setzt voraus, daß die Samnung im Hause zum Schwarzen Baren den Predigern verbunden war, weil „ihre Vorsteherin als «Marta» bezeichnet“ wird. Dabei ist jedoch zu bedenken, daß diese Bezeichnung auch bei nicht von Dominikanern gelenkten Frauengemeinschaften festzustellen ist. Vgl. z. B.: P. Fredericq, *Corpus documentorum inquisitionis haereticae pravitatis Neerlandicae*. Gent – Den Haag 1889–1906, II, 153–154, 160. J. v. Dollinger, *Beiträge zur Sektengeschichte des Mittelalters*. München 1890, II, 381.

⁴⁷ B. Degler-Spengler, *Beginen*, 98, 99, 100.

⁴⁸ Ebd., 97.

⁴⁹ Ebd., 110, 111.

⁵⁰ Ebd., 98, 99, 112, 115.

⁵¹ J. Greving, 52, 57, 58. E. G. Neumann, 116. D. Phillips, 219–226.

⁵² E. G. Neumann, 116.

⁵³ B. Degler-Spengler, *Beginen*, 17, 21, 30, 31.

Jhs. ähnlich wie in Straßburg zu einem Verband, der sogenannten Dritten Regel, zusammenzuschließen⁵⁴. Der einer 1329 erstmalig nachweisbaren Regelmeisterin unterstehende Zusammenschluß der weiblichen und männlichen, einzeln und in Gemeinschaft lebenden Terziaren war – nach Ausweis der überlieferten Quellen – in erster Linie ein juristischer und wirtschaftlicher Zweckverband, der über umfangreichen Besitz verfügte und nicht zuletzt dadurch in der Lage war, die an sich in Basel schon starke Position der Barfüßer noch zu festigen.

Trotz der engen Zuordnung der Basler Beginen zu den Bettelorden zeigt das innere Gefüge ihrer Häuser keine Merkmale, die es vom Beginentum der übrigen oberrheinischen Städte unterschieden. Ähnliches gilt auch für das sich in ihnen entfaltende geistige Leben. Die auf einem relativ niedrigen Bildungsniveau stehenden Frauen unterhielten zwar gelegentlich Kontakte zu Vertretern der oberrheinischen Mystik wie Johann von Atzenbach und Heinrich von Nördlingen, sie scheinen auch zumindest am Anfang des 15. Jhs. nicht immer die Grenze zwischen frommer Exaltation und wirklicher Häresie eingehalten zu haben. Von einem geistigen Leben, das die Norm überschritte, kann jedoch nicht die Rede sein. Wie in St. Clara und Gnadental, wie im Steinenkloster und in Klingental war offenbar auch bei ihnen der Ton des geistigen Lebens auf ein gedämpftes Moll gestimmt, das gelegentlich mit der Eigentümlichkeit des „Baslertums“ in Zusammenhang gebracht wurde⁵⁵, von dem man bei geringerer Vertrautheit mit dem Milieu jedoch nur sagen kann, daß es die Tonlage wiedergibt, die in den Basler Mendikantenklöstern herrschte, wo man trotz der gelegentlichen Anwesenheit bedeutender Ordensleute ja auch nie spekulative oder wissenschaftliche Leistungen hervorbrachte, die den Rang des Exzeptionellen erreichten oder sich auch nur mit denen der Straßburger Bettelmönche messen ließen.

Zu den auffälligsten Besonderheiten des Basler Beginentums gehören die Art und der Zeitpunkt seines Untergangs. Während die Beginen in Straßburg bis in die Reformationszeit ihre Existenz behaupten konnten⁵⁶ und im Norden einzelne Beginengemeinschaften sogar bis in

⁵⁴ *M. Biehl*, AFH 14, 166 ff. Die Wirksamkeit des schon 1320 in einer Bulle Johannes' XXII. erwähnten „minister ordinis fratrum et sororum, qui continentis seu de Poenitentia nuncupantur, per provinciam Alamaniae Superioris . . . a ministro provinciali fratrum ordinis minorum dictae provinciae deputatus“ ist offenbar in Basel nicht nachweisbar.

⁵⁵ *E. A. Erdin*, 115.

⁵⁶ *Ch. Schmidt*, 240 ff.

unser Jahrhundert überlebten⁵⁷, erlosch die für die spätmittelalterliche Frömmigkeit charakteristische Einrichtung der „mulieres devote“ in Basel schon ein Jahrhundert vor dem Ende des Mittelalters. Nachdem die Basler Beginen die vom Wiener Konzil ausgelöste Verfolgung glücklich überstanden und 1327 einen Waffenstillstand mit dem Klerus der Diözese geschlossen hatten, setzte am Anfang des 15. Jahrhunderts eine neue Verfolgungswelle ein, die dazu führte, daß sie 1405 bzw. 1411 nach der Exkommunikation durch den Bischof vom Rat aus der Stadt verwiesen und ihrer Besitzungen beraubt wurden. Die Motive und Umstände, die Bischof, Weltklerus, Dominikaner und Augustiner-Eremiten, zeitweise auch den Rat, zu einem Bündnis gegen das jahrhundertlang in der Stadt beheimatete Institut zusammenschlossen, sind nicht eigentlich Gegenstand der Untersuchungen von B. Degler-Spengler – H. Haupt, M. Straganz, Cl. und J.-Cl. Schmitt haben sie genauer untersucht⁵⁸. Dennoch ist die Verfasserin in der Lage, zur Erklärung des katastrophalen Endes der Basler Beginen einen Beitrag zu leisten, indem sie nämlich nachweist, daß die Eigentümlichkeiten des Basler Beginentums, seine enge Bindung an die zu Beginn des 15. Jhs. von Bischof und Pfarrklerus bedrängten Barfüßer und der nur geringe Rückhalt bei der einheimischen Bürgerschaft, im Kampf um die Existenz Schwächen darstellten, die es den Widersachern der Beginen und Begarden erlaubten, den nie wieder korrigierten Aufhebungsbeschuß durchzusetzen⁵⁹.

Die hier nur knapp skizzierten und zueinander in Relation gebrachten Beiträge bedeuten einen wesentlichen Fortschritt in der Erforschung des spätmittelalterlichen Klosterwesens Basels. Aus nicht immer gleich umfangreichem Material haben sie ein hohes Maß an Erkenntnis über Herkunft, Funktion und Geistesleben der Klarissen und Beginen, über Entstehung, Art und Lage ihres Besitzes, über die Organisation ihrer Gemeinschaften sowie ihr Verhältnis zu Klerus und Bürgerschaft gewonnen und in präziser Darstellung, nicht zuletzt

⁵⁷ Darüber zuletzt: O. Nübel, *Mittelalterliche Beginen- und Sozialsiedlungen in den Niederlanden. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Fuggerei* = Schwäbische Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für Bayerische Landesgeschichte, Reihe 4, Bd. 14: Studien zur Fuggergeschichte 23. Tübingen 1970.

⁵⁸ Vgl. Anm. 24.

⁵⁹ M. Biebl, *AFH* 18, 34 ff. publiziert zwei Urkunden, aus denen hervorgeht, daß 1490 ein aus Diepholz stammender Fr. Heinrich Kuhfuss unter Berufung auf eine angebliche Bulle Alexanders VI. versuchte, in den Diözesen Basel, Konstanz und Straßburg eine Reform des Dritten Ordens durchzuführen, dabei aber auf den Widerstand der Basler Barfüßer stieß, die durch ihren Mitbruder Nicolaus Vicentius bei Bischof Otto von Konstanz Einspruch erheben ließen.

in aufschlußreichen Klosterlisten, mitgeteilt. Zusammen mit den bereits genannten Arbeiten von E. A. Erdin und R. Weis-Müller bieten sie einen Überblick über die Geschichte der Frauenklöster Basels, wie er trotz der Studien etwa von R. Wackernagel und G. Boner für die Basler Mendikantenklöster noch nicht geboten werden kann⁶⁰. Wie alle wissenschaftlichen Arbeiten stoßen jedoch auch sie an gewisse Grenzen. Sie liegen bei ihnen da, wo die Grenzen solcher Unternehmungen liegen, die wie die *Helvetia Sacra* die einzelne geistliche Institution in den Mittelpunkt des Interesses rücken, die Verflechtung mit anderen geistlichen Einrichtungen, die Stellung im Ordensgefüge und den Ort innerhalb der religiösen Bewegungen jedoch nur am Rande berücksichtigen können. Stärker als die Geschichte der Beginen und der Klarissen von Gnadental ist die Geschichte von St. Clara durch diese Ausrichtung geprägt^{60a}. Es wird in ihr nicht immer in wünschenswerter Weise deutlich, daß bei der Untersuchung des spätmittelalterlichen städtischen Klosters von anderen Prämissen ausgegangen werden muß als bei Abtei und Stift des hohen und frühen Mittelalters. Während diese notfalls auch isoliert untersucht werden könnten, bildet das städtische Kloster mit den im gleichen Gemeinwesen gelegenen geistlichen Institutionen ein so sehr aufeinander bezogenes und sich gegenseitig bedingendes Gefüge, daß die soziale Zusammensetzung, der Kreis der Förderer, die Art und Verwaltung des Besitzes, das Verhältnis zu Rat und Bürgerschaft, Bischof und Pfarrklerus, die Höhe der Bildung und der Stil der Frömmigkeit ohne den Rekurs auf alle anderen sich am gleichen Ort befindlichen Klöster nur unzureichend erfaßt und gewürdigt werden kann. Was für die Klöster gilt, trifft auch für die Beginengemeinschaften zu. Als Gruppierungen zwischen dem sozial und ordensrechtlich geschlosseneren Kloster und den vielfältigen Formen unorganisierter Laienfrömmigkeit erhalten sie ihren spezifischen Stellenwert einmal durch die Verbindung mit den sie betreuenden Klöstern und zum anderen durch die Verflechtung mit den oft am Rande der Gesellschaft, in der Nähe der Häresie stehenden Individuen und Gruppen, die sich schon im

⁶⁰ Zur Geschichte der Basler Augustiner-Eremiten vgl.: *A. Kunzelmann*, Geschichte der deutschen Augustiner-Eremiten, 2: Die rheinisch-schwäbische Provinz bis zum Ende des Mittelalters = Cassiciacum XXVI. Würzburg 1970, 98–115. *A. Vermeulen*, Der Augustiner Konrad Treger. Die Jahre seines Provinzialates (1518–1542). Diss. Freiburg i. d. Schw. 1954 (Rom 1962) 95–100.

^{60a} Vgl. dazu das von *V. Gerz-von Büren*, Die Klöster im mittelalterlichen Basel, 95–96, 115–116, aufgestellte Forschungsprogramm, mit dem die in ihrer Arbeit angewandten Methoden durchaus nicht immer kongruent sind.

Mittelalter einer eindeutigen Klassifizierung entzogen⁶¹. B. Degler-Spengler hat die eine Komponente, die Relation der Beginengemeinschaften zu Kloster, Klerus und Stadt, vorzüglich herausgearbeitet, die Behandlung ihrer Beziehungen zum unorganisierten, oft unsteten Einzelbeginentum, zu Inklusen und Klausnern, zu Swestrionen, Freigeistern und Lollarden jedoch fast ganz beiseite gelassen. Es wäre zu wünschen, daß sie Gelegenheit fände, auch diese für die Sozial- und Frömmigkeitsgeschichte aufschlußreiche Ebene der „vita religiosa“ deutlicher ins Licht zu heben und damit den Überblick über die mittelalterliche Frauenfrömmigkeit in Basel und seinem Umland abzurunden⁶². Auch wenn man davon ausgeht, daß das Gefüge der geistlichen Institutionen eine Prägekraft besaß, die zu gewissen Zeiten die Formung durch Ordenszugehörigkeit und Observanz zurücktreten ließ, kann die Geschichte des städtischen Klosters nicht ohne den Blick auf seine Stellung im Ordensverband und ohne Würdigung der mit den Nachbarklöstern, mit Provinz und Kustodie, mit Kongregation und Vikarie unterhaltenen Beziehungen geschrieben werden. Daß diese Aspekte in den vorliegenden Arbeiten unberücksichtigt geblieben seien, kann nicht behauptet werden. Dennoch wird es jeder, der davon ausgeht, daß der Oberrhein im Spätmittelalter eine eigene geistige Landschaft darstellte, bedauern, daß vor allem in der Geschichte von St. Clara so selten von den Nachbarklöstern, von den Klarissen in Königsfelden, in Alspach, Colmar, Villingen, Freiburg und Straßburg die Rede ist. Schwieriger ist es, der Forderung nach Einordnung in den Ordensverband oder gar nach einer Ortsbestimmung innerhalb der allgemeinen Ordens- und Frömmigkeitsgeschichte des Mittelalters zu entsprechen. Die Verfasserinnen haben sich dieser Forderung nicht entzogen, vielmehr in den Einleitungen ihrer Studien den Zusammenhang zwischen lokaler und allgemeiner Ordensgeschichte herzustellen versucht. Sie haben sich ihre Aufgabe dadurch jedoch erschwert, daß sie im wesentlichen nur die ältere Literatur, die in den dreißiger Jahren erschienenen Handbücher und Darstellungen des Ordenswe-

⁶¹ Die Schwierigkeit der Klassifizierung macht deutlich: *D. Kurze*, Die festländischen Lollarden. Zur Geschichte der religiösen Bewegungen im ausgehenden Mittelalter, Archiv für Kulturgeschichte 47, 1965, 48–76.

⁶² Die „ländliche“ Komponente des Beginentums, auf die *W.-H. Struck*, 189 ff., und *B. Schelb*, Inklusen am Oberrhein, 68, 1941, 174–253, hinweisen, kann zweifellos auch in der Basler Landschaft angenommen werden (vgl. z. B.: *W. Merz*, Die Burgen des Sisgaus. Aarau 1909–1914, III, 241 ff. *H.-R. Heyer*, Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Landschaft, 1: Der Bezirk Arlesheim = Die Kunstdenkmäler der Schweiz 57. Basel 1969, 30, 163–164, 215, 367).

sens und der religiösen Bewegungen, zu Rate zogen⁶³. Die Ergebnisse der neueren Forschung hätten es ihnen erleichtert, nicht nur Einzelprobleme wie z. B. die Entstehung des Konverseninstitutes⁶⁴, die konziliare Ordenspolitik des 13. Jahrhunderts⁶⁵, die Herkunft der Sackbrüder⁶⁶ oder das Wesen der freigeistigen Häresie⁶⁷ mit der sonst in ihren Arbeiten vorherrschenden Präzision darzustellen, sondern auch den Bezugsrahmen weiter zu spannen, als dies aufgrund der älteren Forschung möglich ist. So wird man z. B. in Kenntnis der neueren Forschung⁶⁸ zögern, das Problem der Frauenseelsorge nur bei Prämonstratensern, Zisterziensern und Bettelmönchen zu sehen oder dem Beginentum bei der Ausbildung des „status tertius“, des Standes zwischen Ordensleben und Laienfrömmigkeit, die zentrale Bedeutung zuzuweisen, die ihm J. Greven gab⁶⁹, es vielmehr mit Eremiten und

⁶³ *M. Heimbucher*, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. 3 Paderborn 1933. *H. Grundmann*, Religiöse Bewegungen im Mittelalter = Historische Studien 267. Berlin 1935. Der inzwischen bei der Wiss. Buchgesellschaft, Darmstadt, in 3. Auflage erschienene Neudruck mit dem Anhang: Neue Beiträge zur Geschichte der religiösen Bewegungen im Mittelalter und die in diesem Zusammenhang weiterführende Ketzergeschichte des Mittelalters = Die Kirche in ihrer Geschichte. Ein Handbuch hrsg. von *K. D. Schmidt* und *E. Wolf* II, g. Göttingen 1963, wurden nicht herangezogen.

⁶⁴ Vgl. z. B.: *K. Hallinger*, Woher kommen die Laienbrüder?, *Analecta Sacri Ordinis Cisterciensis* 12, 1956, 1–103.

⁶⁵ Vgl. z. B.: *M. Maccarone*, Riforma e sviluppo della vita religiosa con Inn. III., *Rivista di Storia della Chiesa in Italia* 16, 1962, 29 ff. *R. W. Emery*, The Second Council of Lyons and the Mendicant Orders, *The Catholic Historical Review* 39, 1953, 257–271.

⁶⁶ *R. W. Emery*, The Friars of the Sack, *Speculum* 18, 1943, 323–334. *G. Giacomozzi*, L'Ordine della Penitenza di Gesù Cristo. Contributo alla Storia della Spiritualità del Sec. XII = *Studi Storici dell' Ordine dei Servi di Maria* 8, 1957–1958, 3–60; 10, 1960, 42–99.

⁶⁷ Neben der in Anm. 63 genannten Literatur u. a.: *M. Erbstosser* – *E. Werner*, Ideologische Probleme des mittelalterlichen Plebejertums. Die freigeistige Häresie und ihre sozialen Wurzeln = *Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte* 7. Berlin 1960. *R. Guarnieri*, Il movimento del libero spirito. Testi e documenti, *Archivio Italiano per la Storia della Pieta* 4, 1965, 351–708.

⁶⁸ Vor allem: *A. Mens*, Oorsprong en betekenis van de Nederlandse Beginen- en Begardenbeweging. Vergelijkende Studie: XII^{de}–XIII^{de} eeuw = Universiteit te Leuven. Publicaties op het Gebied der Geschiedenis en der Philologie III, 30. Löwen 1947. *E. W. McDonnell*, The Beguines and Beghards in Medieval Culture with Special Emphasis on the Belgian Scene. New Brunswick N.J. 1954. *A. Mens*, Les beguines et béghards dans le cadre de la culture médiévale. A propos d'un livre récent, *Le Moyen Age* 64, 1958, 305–315. Nach dem Erscheinen der Untersuchung von *B. Degler-Spengler* · *O. Nubel*, Mittelalterliche Beginen- und Sozialstellungen in den Niederlanden (Anm. 57). Zur mittelalterlichen Frauenfrömmigkeit allgemein u. a.: *G. Koch*, Frauenfrage und Ketzertum im Mittelalter. Die Frauenbewegung im Rahmen des Katharismus und des Waldensertums und ihre sozialen Wurzeln (12.–14. Jhdt.) = *Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte* 9, Berlin 1962. *M. de Fontette*, Les Religieuses à l'Age Classique du Droit Canon. Recherches sur les structures juridiques des branches féminines des ordres = *Bibliothèque de la Société d'Histoire Ecclésiastique de la France*, Paris 1967.

⁶⁹ *J. Greven*, Die Anfänge der Beginen. Ein Beitrag zur Geschichte der Volksfrömmigkeit und des Ordenswesens im Hochmittelalter = *Vorreformationsgeschichtliche Forschungen* 8. Munster 1912.

Klausnern, Hospitalbrüdern, Konversen und Donaten, mit Terziaren, Bußbrüdern und Disziplinen, mit Fraterherren und Süstern als eine der Formen ansehen, in der nicht erst seit dem Beginn des 13., sondern spätestens seit dem Ende des 11. Jahrhunderts allenthalben im Abendland von frommen Laien versucht wurde, ohne die Bindung durch Gelübde und ohne dauernde Zugehörigkeit zu Kloster, Stift oder Konvent mehr für die geistige Formung und die Erringung der ewigen Seligkeit zu tun, als es der Status des Laien ermöglichte⁷⁰.

Der Wunsch nach größerer Integration in die städtische, regionale und allgemeine Ordensgeschichte sowie nach stärkerer Berücksichtigung der sowohl in Europa als auch in Amerika seit dem 2. Weltkrieg mit Nachdruck betriebenen Ordensforschung droht die Vorzüge der beiden Arbeiten unverdientermaßen in Vergessenheit geraten zu lassen. Wiegt man ihre Stärken und Schwächen gegeneinander auf, dann schlägt nämlich die Waage ganz eindeutig zu ihren Gunsten aus. Wenn ihre Verfasserinnen dort, wo sie den Blick von den Basler Verhältnissen ins „Allgemeine“ richten, auch nicht immer der Gefahr der Verallgemeinerung und Unschärfe entgangen sind, so haben sie doch auf ihrem eigentlichen Feld solide Arbeit geleistet, die aus ihren Darstellungen der Geschichte der Klarissen und Beginen Basels wertvolle Beiträge zur Geistes-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte nicht nur der Stadt, sondern auch deren oberrheinischer Nachbarschaft machen.

⁷⁰ Vgl. u. a.: L'Eremitismo in Occidente nei Secoli XI e XII. Atti della seconda Settimana internazionale di Studio – Mendola, 30 agosto – 6 settembre 1962 = Pubblicazioni dell'Università Cattolica del Sacro Cuore. Mailand 1965. I Laici nella „Societas Christiana“ dei Secoli XI e XII. Atti della terza Settimana internazionale di Studio – Mendola, 21–27 Agosto 1965 = Ebd., Mailand 1967. Atti Primo Congresso Europeo di Storia Ospitaliera, 6–12 Giugno 1960. Reggio Emilia 1962. Il Movimento dei Disciplinati nel Settimo Centenario dal suo Inizio (Perugia – 1260). Convegno Internazionale: Perugia, 25–28 settembre 1960. Perugia 1962. *R. R. Post, The Modern Devotion. Confrontation with Reformation and Humanism = Studies in Medieval and Reformation Thought* 3. Leiden 1968, 244 ff.

Kult und Kultreform bei Johann B. Hirscher

Von Erwin Keller

Das rege Interesse Hirschers an der Kultfrage

Wer genaueren Einblick in das umfangreiche Schrifttum Johann B. Hirschers nimmt, wird bald feststellen, daß Fragen liturgischer Art darin einen beachtlichen Raum einnehmen. Er war nicht nur „der katechetische Klassiker des 19. Jahrhunderts“¹ und nicht nur der berühmte Verfasser einer neuartigen Moralthologie², sein Interesse galt zeitlebens in seltener Aufgeschlossenheit auch dem Kult der Kirche. Bereits *Engelbert Krebs* hat darauf aufmerksam gemacht³, und *Waldemar Trapp* hat Hirschers liturgische Bemühungen erstmals in einem Überblick dargestellt⁴. Vorliegende Arbeit möchte nun den Versuch

¹ Vgl. *Franz X. Arnold*, Dienst am Glauben. Freiburg 1948, 40. – Hier einige Daten zur Biographie Hirschers: Er ist am 20. Januar 1788 in Alt-Ergarten bei Ravensburg geboren, war zuerst in der Klosterschule Weißenau, dann am Konstanzer Lyzeum, wo Wessenberg sein Wohltäter war. Von 1807–1809 studierte er an der Universität Freiburg, wo F. G. Wanker und L. Hug besonderen Einfluß auf ihn nahmen. Am 22. September 1810 wurde er zum Priester geweiht, nachdem er ein Jahr lang im Priesterseminar Meersburg war. Nach kurzer Vikarstätigkeit in Rohlingen bei Ellwangen war er Repetent am Ellwanger Priesterseminar, kurze Zeit Professor am Lyzeum in Rottweil, um dann 1817 die Professur für Moral und Pastoral in Tübingen zu übernehmen. 1837 kam er als Professor für Moral und Allgemeine Religionslehre an die Universität Freiburg. 1839 wurde er in Freiburg Domkapitular und Mitglied des Ordinariates, 1850 erfolgte seine Ernennung zum Domdekan. Einige Jahre war er auch Mitglied der Ersten Badischen Kammer. Hirscher starb am 4. September 1865 in Freiburg und ist auf dem dortigen Alten Friedhof begraben. Ausführliche Orientierung über Leben und Wirken Hirschers bieten: *Hubert Schiel*, Johann B. Hirscher, eine Lidgestalt aus dem deutschen Katholizismus des XIX. Jahrhunderts. Freiburg 1926. *Erwin Keller*, Johann Baptist Hirscher. Sammlung Wegbereiter heutiger Theologie. Graz 1969.

² Vgl. *Adolf Exeler*, Eine Frohbotschaft vom christlichen Leben. Die Eigenart der Moralthologie Joh. B. Hirschers. Freiburg–Basel–Wien 1959.

³ Vgl. *Engelbert Krebs*, Johann B. Hirscher. In: Religiöse Erzieher der kathol. Kirche. Leipzig, o. J., 249, 252 f.

⁴ Vgl. *Waldemar Trapp*, Vorgeschichte und Ursprung der liturgischen Bewegung. Regensburg 1940, 216–229.

unternehmen, in eingehenderen Untersuchungen Hirscher als Liturgiker näher zu betrachten. Wenn wir von ihm als einem Liturgiker reden, dann gewiß nicht in dem Sinne, als ob wir von ihm eine systematisch-wissenschaftliche Darstellung aller liturgischen Probleme hätten – eine solche gab es noch nicht, als er seine Lehrtätigkeit begann⁵ –; wir meinen damit lediglich, daß Liturgie und ihre Reform „mit sein liebster und vertrautester Gedanke war, der oft wiederkehrt“⁶.

Woher kam dieses außerordentlich rege Interesse Hirschers für den Kult der Kirche? Man geht sicher nicht fehl, wenn man hier zuerst auf die intensiven liturgischen Reformbemühungen im Bistum Konstanz unter *Ignaz Heinrich von Wessenberg* hinweist. Als diese mit der „Allgemeinen Gottesdienstordnung“ (1809) und mit der Erstausgabe des Konstanzer Gesangbuchs (1812) ihren Höhepunkt erreichten, war Hirscher Seminarist im Meersburger Priesterseminar (Oktober 1809 – September 1810) und dann Vikar in Röhlingen und Repetent am neuerrichteten Priesterseminar in Ellwangen. Der liturgische Unterricht, den er in Meersburg von Willibald Straßer, einem zeitaufgeschlossenen und erzieherisch befähigten Seelsorger und Lehrer, empfang, fiel bei ihm zweifellos auf fruchtbaren Boden. Er hat eifrig auch die Bände des „Archivs für die Pastoralkonferenzen“, die Wessenberg herausgab, gelesen und daraus vielfache Anregungen zu allen Fragen der Liturgie empfangen, nahmen diese doch in der Zeitschrift einen sehr breiten Raum ein⁷.

Aber auch der Aufenthalt Hirschers im Röhlinger Pfarrhaus muß in diesem Zusammenhang erwähnt werden. Zwar gehörte sein Prinzipal Pfarrer *Dr. Bestlin* nicht zu den liturgischen Avantgardisten der damaligen Zeit⁸, doch kamen im täglichen „Disputatorium“ des jungen Vikars mit seinem Prinzipal sehr häufig auch liturgische Fragen zur Sprache. Hirscher hätte es sehr gerne gesehen, wenn Bestlin in seiner Pfarrei die liturgischen Reformen energischer betrieben hätte. Immer wieder machte er praktische Vorschläge dazu, aber Bestlin blieb bei seinem Grundsatz: „Nur den Unmündigen nicht zum Anstoß wer-

⁵ Erst *Johann B Luß* gab eine „Liturgik oder wissenschaftliche Darstellung des kathol. Cultus“ heraus, Mainz 1844/47, 2 Bde.

⁶ Vgl. *Waldemar Trapp*, 216.

⁷ Vgl. *Erwin Keller*, Die Konstanzer Liturgiereform unter Ignaz Heinrich von Wessenberg. FDA 85, 1965.

⁸ Zu diesen zählen Beda Pracher, Benedikt Werkmeister, Willibald Straßer, Fidel Jack, Wilhelm Mercy, Vitus Burg, Fridolin Huber, Lukas Meier. Näheres über sie in *Erwin Keller*, Die Konstanzer Liturgiereform.

den⁹. Er hielt sich um so mehr daran, als über Wessenbergs liturgische Reformen ein staatliches Verdikt verhängt wurde (1809 und 1811). Wenn die beiden demnach in manchem nicht übereinstimmten, so hat doch dieser oftmalige Gedankenaustausch Hirschers liturgisches Interesse wachgehalten und vertieft. Bestlins Mahnung zur Vorsicht bei liturgischen Neuerungen blieb beim jungen Vikar nicht ohne Wirkung. Er hat die gleiche Mahnung später öfters selbst ausgesprochen. Wenn wir ferner später bei Hirscher immer wieder dem Ruf nach häufigerem Sakramentenempfang begegnen, so darf man auch darin den Einfluß Bestlins vermuten, der auf diese Seite des religiös-kirchlichen Lebens großen Wert legte.

War Hirschers Interesse an Kult und Kultreform bisher mehr persönlicher Art, so sollte er sich schon bald auch von Amts wegen damit befassen müssen. Im November 1817 wurde er Professor für Moral und Pastoral an der Universität Tübingen. Als Pastorallehrer hatte er nun auch Vorlesungen über Liturgie zu halten. Als Leitfaden benutzte er die „Pastoralanweisung zum akademischen Gebrauch“ des Wiener Pastoraltheologen Andre Reichenberger¹⁰. Wie aus der handschriftlichen Nachschrift der Hirscherschen Pastoralvorlesung ersichtlich ist¹¹, übernahm er von Reichenberger die bei den Vertretern der gemäßigten katholischen Aufklärung allgemein üblichen liturgischen Anschauungen, doch zeigen bereits die frühen Abhandlungen Hirschers in der Tübinger Theologischen Quartalschrift ein intensives Bemühen um Vertiefung seines Liturgieverständnisses. Fragen der Liturgiereform spielen bei ihm von Anfang an eine große Rolle, sowohl in

⁹ Bericht Hirschers in seinem Nekrolog auf Joh. N. Bestlin, in: Theologische Quartalschrift (im folgenden = ThQ) 13, 1831, 771.

¹⁰ Über A. Reichenberger vgl. *Waldemar Trapp*, 101–105. – Die k. u. k. Studienkommission in Wien hatte das Werk Reichenbergers am 25. 10. 1814 zum Gebrauch für alle öffentlichen und privaten theologischen Lehranstalten vorgeschrieben. Sicher waren Hirscher auch andere Pastoraltheologen seiner Zeit bekannt, ungewiß jedoch, ob und wie weit er sie für seine Vorlesungen herangezogen hat. Einige der bekannteren Autoren seien hier genannt: *Job. M. Sailer*, Vorlesungen aus der Pastoraltheologie, 31812 München, 41818 Graz. *Maurus Schenkl*, Institutiones Theologiae pastoralis, 1802 Ingolstadt. *Thomas Jos. Powondra*, Systema Pastoralis, 6 Tle. 1818/19 Wien. *Karl Schwarzel*, Anleitung zu einer vollständigen Pastoraltheologie, 1799/1800 Augsburg. – Speziell mit Fragen der Liturgie befaßten sich u. a.: *Job. M. Sailer*, Neue Beiträge zur Bildung des Geistlichen, Bd II, 1811 München. *E. Menne*, Die Liturgie der Kirche, systematisch dargestellt. 3 Bde. 1810 Augsburg. *Fr. Grundmayr*, Liturgisches Lexikon der römisch-katholischen Kirchengebrauche. 1822 Augsburg. *J. A. Gall*, Andachtsübungen, Gebrauche und Ceremonien der Kirche. 3 Bde. 1826 Augsburg. *Aeg. Jais*, Guter Samen auf ein gutes Erdreich. 11792 Wien, 71822. – Über die sehr umfangreiche Literatur der Aufklärungszeit zur Pastoral und Liturgie orientiert zuverlässig *Waldemar Trapp*, 19–189.

¹¹ Aufbewahrt in der Bibliothek des Tübinger Wilhelmstifts.

seiner Vorlesung wie besonders in seinen frühen literarischen Arbeiten.¹²

Zur Terminologie Hirschers ist zu bemerken, daß er zwischen Kult und Liturgie keinen Unterschied macht. Zumeist findet sich bei ihm der Terminus „Kult“. Mit Rücksicht darauf wurde für die vorliegende Untersuchung der Titel „Kult und Kultreform“ gewählt.

Das Liturgieverständnis bei Johann B. Hirscher

Es kann nicht überraschen, daß Hirschers Anschauungen über Wesen und Zweck des Kultus sich weitgehend zunächst mit denen der katholischen Aufklärung decken. Begreiflicherweise ist er auch in dieser Hinsicht wenigstens anfangs ein Kind seiner Zeit. Über Liturgie (und Liturgiereform) dachte er zunächst ganz ähnlich wie etwa Wessenberg und sein Kreis, denen er ja zeitlich und räumlich sehr nahestand. Der Blick dieser Männer war vorherrschend auf die „Außenseite“ des Kultus gerichtet, auf die „Einrichtungen des äußeren Gottesdienstes“, wie Wessenberg formuliert¹³. Der Aspekt, unter dem man die Liturgie betrachtete, war vornehmlich ein anthropozentrischer: Man sah im Kult vor allem das Mittel zu „Belehrung und Erbauung“ des zu einem guten Christen heranzubildenden Menschen, und ferner das Mittel, den sinnhaften Menschen auf wirksame Weise „zu dem Unsichtbaren und Unendlichen zu erheben“ (Wessenberg). Die anderen Aspekte, das soteriologische, ekklesiologische und latreutische Moment, blieben im Hintergrund¹⁴.

I. Übernahme des zeitgenössischen Liturgieverständnisses

Wie sehr Hirscher in seinen liturgischen Anschauungen der katholischen Aufklärung verhaftet war, zeigt ein Blick in seine *pastoral-*

¹² In Betracht kommen vor allem: a) die Schrift „Missae genuinam notionem eruere eiusque celebrandae rectam methodum monstrare tentavit D. J. Bapt. Hirscher. Tubingae 1821; b) der Aufsatz „Öffentliche Beichten werden in Vorschlag gebracht“, in: ThQ 3, 1821, 682–700; c) der Aufsatz „Über die Predigt als Bestandteil der öffentlichen Gottesverehrung“, in: ThQ 4, 1822, 403–424; d) die bedeutungsvolle Abhandlung „Über einige Störungen in dem richtigen Verhältnis des Kirchenthums zu dem Zwecke des Christenthums“, in: ThQ 5, 1823, 193–262, 371–420; e) der Aufsatz „Einige Hoffnungen und Wünsche aus Veranlassung der neu errichteten Bisthümer der oberrhein Kirchenprovinz“, in: ThQ 10, 1828, 195–231.

¹³ Vgl. Konferenz-Rezeß Wessenbergs an das Kapitel Stuhlingen, in: Archiv für Pastoral-konferenzen (= AP) 1804, I, 420 f.

¹⁴ In der Praxis des religiös-kirchlichen Lebens fehlen diese Aspekte jedoch keineswegs – man sehe sich daraufhin nur die Deutschen Vespere im Konstanzer Gesangbuch an.

*theologische Vorlesung*¹⁵. Liturgik ist für ihn, so lesen wir hier, die Lehre von der „öffentlichen äußeren Gottesverehrung“. Im Kult haben wir vor uns „die äußere Darstellung der religiösen Überzeugungen und Gesinnungen, theils als natürliche Offenbarung derselben, theils als Mittel, die einen und die anderen durch die Äußerung rückwärts zu beleben“. Darum ist „Liturgie gleichmäßig Erweckung, Nahrung *und* Darstellung unserer religiösen Überzeugungen und Gesinnungen in der Kirche“¹⁶.

Wenn die „öffentliche äußere Gottesverehrung“ diesen ihren Zweck erreichen soll, dann sind an sie eine Reihe unerlässlicher Forderungen zu stellen. Was die „*Religionsgebräuche*“ (Riten, Zeremonien) betrifft, verlangt Hirscher, daß sie „auf ihren Sinn und Zweck durchaus berechnet“, das heißt „bestimmt“ sind; sie müssen „überall bestimmte religiöse Wahrheiten und Gesinnungen ausdrücken und in keinem Fall zu irrigen Religionsvorstellungen Veranlassung geben“. Sie müssen aus diesem Grund in ihrer Struktur „einfach und würdig und feierlich“ sein. Zu fordern ist weiter, daß sie „ihrer Zahl nach nicht zuviele“ sind. Mit Betonung hebt Hirscher hervor: „Da die äußere Sinnbildung des Übersinnlichen mehr oder weniger Sache des Geschmacks ist, so müssen dieselben sich mit dem Geschmacke der Zeiten versöhnen und daher in verschiedenen Zeiten verschieden modifiziert sein“¹⁷.

Der Kult kann die von Hirscher genannte Aufgabe nur dann erfüllen, wenn die *Kultsprache* von allen verstanden wird. Die liturgischen Formulare sind darum in der Sprache des Volkes abzufassen: „Das Formular des Kultes muß die Ideen, welche dem jedesmaligen sakra-

¹⁵ Vgl. „Pastoraltheologie nach den Vorlesungen von Herrn Prof. Dr. Hirscher 1823“. Kollegnachschrift von F. J. Pflanz. – Die Liturgik umfaßt darin die Seiten 311–353, ist also keineswegs ausführlich behandelt. Fragen der Homiletik und Katechetik standen in Hirschers Vorlesung zweifellos stark im Vordergrund.

¹⁶ Ebd. 311. – Diese wechselseitige Beeinflussung der inneren und äußeren Gottesverehrung hebt auch A. Reichenberger hervor in: Pastoral-Anweisung zum akademischen Gebrauch, 21823, 140 f. – Beide könnten diesen richtigen Gedanken von J. M. Sailer übernommen haben, der ihn in unübertrefflichen Formulierungen in den „Neuen Beiträgen zur Bildung des Geistlichen“ ausgesprochen hat: „Wo immer die innere Religion . . . auf eine gesellige (= gemeinschaftliche), bestimmte Weise äußerlich wird, da offenbart sich ein doppeltes Leben der Religion: das innere *äußert* sich und das äußere *wirkt* auf das innere zurück. Jenes ist das Leben der Religion nach außen, dieses das Leben nach innen . . . Die Darstellung der inneren Religion erhält das Leben der Religion da, wo es ist; starket es, wo es zu ermatten, erhöht es, wo es zu sinken beginnt. Dies ist die Rückwirkung der himmlischen Flamme auf den Heerd, auf dem sie entbrannte, von dem sie ausgegangen war. Die Darstellung der inneren Religion wirkt aber auch auf die kalten Gemüther, die ihr keine positive Unempfänglichkeit entgegen setzen, und wärmet sie, auf die leeren, und füllet sie, auf die todtten, und erwecket sie.“ Neue Beiträge 1811, II, 100 f.

¹⁷ Pastoraltheolog. Vorlesung, 312

mentlichen oder sonstigen liturgischen Akten zum Grunde liegen, vollkommen und klar entfalten. Zugleich aber, weil es öffentliche, gemeinschaftliche Gottesverehrung sein muß, soll dasselbe dem Volke zugänglich sein. Es kann mithin in keiner anderen Sprache als der Sprache des Volkes geschrieben sein¹⁸.

Folgerichtig kommt Hirscher aus diesen Erwägungen heraus zur Forderung einer gründlicheren liturgischen Erziehung des Kirchenvolks: „Die Gläubigen sind für den Kult mit Sorgfalt zu erziehen, damit sie alle Akte desselben nicht nur im Ganzen und in allen Theilen verstehen, sondern daß sie diese Akte selbst zu feiern, gemeinschaftlich zu feiern und im Geiste derselben zu feiern wissen“¹⁹.

Die von Hirscher hier vorgetragenen Gedanken sind, wie gesagt, keineswegs neu. Wir begegnen ihnen bei Andre Reichenberger, an dessen Lehrbuch er sich allerdings sicher nicht sklavisch angeschlossen, und manche Übereinstimmung besteht, um es zu wiederholen, mit Wessenberg und seinen Mitarbeitern im „Archiv für Pastoralkonferenzen“²⁰. Das hier zu Tage tretende Liturgieverständnis mag einseitig sein und für unsere heutigen Begriffe zu wenig Tiefgang haben, einen Vorwurf kann man aber Hirscher daraus, daß er diese Anschauungen von seiner Zeit übernahm, kaum machen, um so weniger, als er schon sehr früh um die Vertiefung seines Liturgieverständnisses bemüht war, wie noch zu zeigen sein wird.

Hirscher hat ähnliche Gedanken auch in anderen literarischen Arbeiten seiner Frühzeit ausgesprochen. Zu erwähnen ist hier zuerst die sehr bedeutsame Reformschrift „Über das Verhältnis des Evangeliums zu der theologischen Scholastik, zugleich als Beitrag zur Katechetik“ (Tübingen 1823)²¹. Die Idee vom Kult als einem hervorragenden

¹⁸ Ebd. 313 f.

¹⁹ Ebd. 313.

²⁰ Vgl. dazu: *Erwin Keller*, Konstanzer Liturgiereform, 33–72 (Liturgische Anschauungen Wessenbergs und seiner Mitarbeiter). – Übereinstimmung zwischen Hirscher und Reichenberger besteht weitgehend in der Frage des Sinns und der Eigenschaften der Riten und Zeremonien, in der Forderung nach eingehender Volksbelehrung und in der Mahnung zur Vorsicht bei Reformen; beide verlangen die Predigt innerhalb der Messe und bezeichnen die Homilie als die dem Kult angemessene Predigtweise; schließlich wollen beide übereinstimmend eine Beschränkung der Benediktionen auf die im *Rituale Romanum* vorgeschriebenen, und beide teilen die reservierte Einstellung gegenüber dem Wallfahren. – Während Reichenberger das *Rituale* des ziemlich extremen *V. A. Winter* („Theorie der öffentlichen Gottesverehrung, vermischt mit Empirie“ (München 1809), ohne Einschränkung empfiehlt (S. 143), findet sich bei Hirscher nirgendwo eine Empfehlung dieses Buches – es war ihm sicher zu seicht und entsprach nicht seinen Anschauungen.

²¹ *Franz X. Arnold*: „Dieses trotz aller Unausgeglichenheit wichtige, heute wieder wie damals hochaktuelle Buch.“ *Dienst am Glauben*, Freiburg 1948, 41.

Mittel zur Erzielung und Erhaltung christlichen Geistes und Lebens wird hier besonders im Hinblick auf das Kind und dessen religiöse Formung ausgesprochen. Hirscher meinte:

„Vornehmlich aber ist es der Cult, durch den sich Glaube und christlicher Sinn nährt, befestigt und kundthut. Wie kann es ein Katechet übersehen, welche Fruchtbarkeit darin liege, wenn er an der Hand des Cultus – d. h. in diesem unablässig in Leben umsetzt und als Glauben und Gesinnung unterhält, was er lehrend zu seinen Zöglingen gesprochen hat? Was erwartet man, was darf man erwarten von Katechesen, solange man die Jugend noch mit einem für sie völlig ungenießbaren Cultus langweilt und martert, während man denselben, wenn man ihn das sein lassen oder zu dem machen wollte, was er seiner Stiftung und Natur nach ist, zum Medium ihres religiösen Lebens umschaffen und zu einer fortwährenden heiligen Übung des Wortes der Lehre machen könnte? Nur mit innigem Bedauern kann man es ansehen, daß an eine kirchliche Erziehung überhaupt noch so wenig gedacht wird, und der Cult für die Katechumenen soviel als nichts ist, da er doch für sie so unendlich viel sein könnte“²². Aus solch tiefer Einsicht in die einmalige Bedeutung des kirchlichen Kultus gerade für das Kind stellt Hirscher an den Katecheten die eindringliche Forderung, „daß er den Cultus allezeit zur Weckung, Übung, Befestigung und Offenbarung heiligen Christensinnes gebrauche, ihn mit Sorgfalt in das Ganze der christlichen Erziehung verwebend“²³. Es hat lange gedauert, bis diese grundlegende Einsicht Hirschers allgemeine Beachtung gefunden hat²⁴.

Das Postulat nach solider liturgischer Belehrung und Erziehung kommt auch in Hirschers großer Abhandlung „Über einige Störungen in dem richtigen Verhältnis des Kirchentums zu dem Zwecke des Christentums“ zur Sprache²⁵. „Von Jugend an“, so lesen wir hier, sind die Gläubigen dazu anzuleiten, „das wirklich zu denken, zu empfinden, zu wollen und zu leben, was die sakramentliche Form in sich schließt“. Darum müßte diese Erziehung „einer der allerwichtigsten Gegenstände der Sorge der Kirchenvorsteher sein“. Nicht die großartige Aufmachung, sondern „die Vertrautheit des Volkes mit

²² Über das Verhältnis des Evangeliums zu der theologischen Scholastik . . . Tübingen 1823, 278 f.

²³ Ebd. 277.

²⁴ So auch im „Rahmenplan für die Glaubensunterweisung“ (1967), herausgegeben von den kathol. Bischöfen Deutschlands, vgl. 5, 12 f.

²⁵ Engelbert Krebs: „Der Hauptinhalt ist gesund und zeichnet in vielen Dingen das heute verwirklichte Programm der Seelsorge.“ 251.

seinem Culte, die Fähigkeit desselben, in ihm sein religiöses Leben zu unterhalten, die Willigkeit, die Fertigkeit, ja die Gewohnheit und die Freude, dieses zu thun – ist einzig Richterin über dessen Segen“. Ein solches Hineinfinden des Volkes in seinen Kult „wird aber durch eine unverständene Kultsprache außerordentlich erschwert“. Wann endlich, so fragt Hirscher, wird man begreifen, daß eine verständliche Kultsprache „das ewig-einzige Medium“ zu wahren Kultverständnis auf seiten der Gläubigen ist?²⁶

Es ist unschwer zu erkennen, daß Hirscher in diesen Texten nicht nur als Liturgiker, sondern auch als Katechet, Religionspädagoge und Moralthologe spricht. Wie er den Kult der Kirche in seine „Katechetik“ und „Christliche Moral“ eingebaut hat, wird noch eigens zu zeigen sein.

Im jetzigen Zusammenhang sind noch zwei weitere liturgische Grundanschauungen Hirschers kurz zu erwähnen, die gleichfalls in der katholischen Aufklärung weitverbreitet waren. Es ist dies einmal der Satz, daß die Predigt wesentlicher Bestandteil der Liturgie ist, und ferner die klare Scheidung zwischen dem Wesentlichen und dem Außerwesentlichen in der Liturgie.

Die Rückbesinnung auf den hohen Wert der *Wortverkündigung* gehört zweifellos zu den positiven Leistungen der damaligen Pastoraltheologie. Schon *J. M. Sailer* hat hier wegweisend gewirkt²⁷. Aber auch Wessenberg und sein Kreis sind hier erneut in Erinnerung zu bringen²⁸. Mit großem Nachdruck hat Hirscher dieses Anliegen aufgenommen und seine Gedanken dazu in verschiedenen Arbeiten näher ausgeführt. An dieser Stelle sei auf einen Text verwiesen aus Hirschers Frühschrift über die Messe (lateinisch verfaßt), der seine Auffassung von der Predigt als integrierendem Teil der Liturgie erstmals zum Ausdruck bringt:

„Praeteritis putamus temporibus verbi divini praedicationem justo minus fuisse aestimatam, nostris vero nimis interdum, atque in praedictum Missae laudatam. Verbi quidem divini praedicatione atque Missa – unius cultus christiani *partes duae essentialis* sunt eruntque, quamdiu religio christiana ipsa manserit. Ceterum s. concio regni divini explanatio ipsiusque acceptandi, quaerendique motio atque

²⁶ Vgl. ThQ 5, 1823, 391–394.

²⁷ Vgl. die „Anleitung für angehende Prediger“ in seinen „Vorlesungen aus der Pastoraltheologie“, 31812, II, 4–234.

²⁸ Vgl. *Erwin Keller*, Konstanzer Liturgiereform, 272–282. Nicht zuletzt galt Wessenbergs energisches Reformbemühen der Verbesserung des damals sehr im argen liegenden Predigtwesens.

adhortatio est; Missa vero eiusdem vera occupatio – utpote qua universa vita christiana vivitur, cuiusque per concionem quasi prae-paratio fit atque *essentialis introductio*. Si ergo, prout par est, ut publica institutio frequentetur, adhortamur, non minori oportet, ut Missa rite intelligatur atque colatur, studio laborari“²⁹.

Es ist festzuhalten, daß in diesem Text erstmals die Reich-Gottes-Idee in eine den Kult betreffende Reflexion aufgenommen ist, jene Idee, die im ganzen theologischen Denken Hirschers zentrale Bedeutung hat und die auch eine bemerkenswerte Vertiefung seines Liturgieverständnisses ermöglichte – an anderer Stelle wird darauf näher einzugehen sein. Hirscher erläutert hier auch, in welchem Sinn er die Wortverkündigung als Wesensbestandteil der Liturgie – hier der Messe – betrachtet: Sie ist „*essentialis introductio*“ in die eucharistische Opferfeier, oder anders ausgedrückt: „*explanatio*“ dessen, was Reich-Gottes in sich schließt, und „*motio atque adhortatio*“, die Heilsgüter des Gottesreiches zu suchen und sich anzueignen. Predigt ist also unerlässlich zur „richtigen“ Mitfeier der Messe³⁰.

Weil die Predigt Verkündigung des Wortes Gottes ist, darum hat nach Hirscher die *Homilie* den unbedingten Vorrang vor der thematischen Predigt. In seiner pastoraltheologischen Vorlesung begründet er diesen Vorrang folgendermaßen:

„1. Es sind die Homilien die älteste Gattung der christlichen Religionsvorträge. 2. Da der Religionsvortrag auf der Heiligen Schrift basiert und die Erklärung derselben ist, so entspricht die Homilie der Bestimmung der Religionsvorträge vorzugsweise. 3. In dem Maße, in dem die Heilige Schrift in der Volkssprache verbreitet wird, werden auch Homilien, d. h. populäre mündliche Vorträge über sie notwendig, wenn die Verbreitung wohlthätig sein soll und der Lehrstand seine Schuldigkeit thun will. 4. Es sind Wahrheiten, die immer unmittelbar

²⁹ Missae genuinam notionem . . . (1821), 88. Ein Jahr nach Hirschers Meßschrift erschien in der Theologischen Quartalschrift der Aufsatz „Ehrerbietige Wünsche und Andeutungen in Bezug auf Verbesserungen in der katholischen Kirchengzucht“ (ThQ 4, 1822, 205–259). Ähnlich wie in unserem Text heißt es hier: „Die christliche Gottesverehrung schließt der Natur der Sache nach, nach den Grundideen der christlichen Religion und nach der positiven Veranstaltung Christi folgende zwei wesentliche Handlungen ein. die Verkündigung seiner Lehre und die Feier des Liebesmahles in seiner ganzen Beziehung. Beide sind gleich nothwendig zur Erweckung, Stärkung und Befestigung christlich religiöser Gesinnungen; aber so wie die Liebe über dem Glauben steht (1 Kor 13, 13), so steht auch im christlichen Cultus die Feier des Liebesmahles über der Verkündigung des Wortes – jene ist der wahre Mittelpunkt des christlichen Cultus.“ Ebd 235 f.

³⁰ Aus ähnlichen Erwägungen erließ Wessenberg schon 1803 seine Verordnung „Über die Pflicht der Seelsorger, an Sonn- und gebothenen Festtagen Predigt und Katechese zu halten“

aus dem Texte abgeleitet werden, vorzüglich eindringend und fruchtbar. 5. Es ist zu wünschen, daß die Bekanntschaft mit den biblischen Aussprüchen stets größer werde und immer mehr biblische Worte im Munde des Volkes Umlauf bekommen; dazu aber sind Homilien vorzüglich dienlich. 6. Der Prediger selbst wird durch die Homilien veranlaßt, doch bisweilen in die Heilige Schrift zu hören“³¹.

Auch in dieser Wertschätzung der Schriftpredigt stimmt Hirscher mit vielen seiner und der unmittelbar vorausgegangenen Zeit überein³². In seinen berühmten Betrachtungen zu den Evangelien der Fastenzeit (1829) und zu den Sonntagsevangelien des Kirchenjahrs (1837) hat er dann selbst Homilien von hoher Qualität geschaffen³³.

Ebenso entschieden ist Hirscher für das deutliche *Auseinanderhalten des Wesentlichen und Außerwesentlichen* in der Liturgie eingetreten. Ähnlich wie Wessenberg denkt er im Unterschied zu radikalen Reformern der Aufklärungszeit nicht daran, das Außerwesentliche der Liturgie in seiner sachlichen Berechtigung zu bestreiten, ob es sich nun um die Zeremonien und Riten (Benediktionen) oder um die sogenannten „Nebenandachten“ wie Wallfahrten, Prozessionen handelt. Immerhin, so meint Hirscher, ist aber sehr darauf zu achten, daß im Volk keine falschen Anschauungen über diese Dinge entstehen und daß keine „Überladung“ mit Außerwesentlichem stattfindet. In der Abhandlung „Über einige Störungen im richtigen Verhältnis des Kirchenthums zu dem Zwecke des Christenthums“ (1823) äußert er sich dazu folgendermaßen:

„Es bilden sich in der Kirche analog zu den Sakramenten, und zum Theil als weitere Ausschmückung derselben noch andere Akte, die man für geeignet hält, die Erbauung der Gemeinde zu befördern, den Glauben an übersinnliche Wahrheiten und die diesem entsprechende Gesinnungen zu nähren und darzustellen: nämlich der Ritus mit seinen Gebräuchen und Zeremonien. Diese Akte unterscheiden sich nun, wie sich's von selbst versteht, wesentlich dadurch von den Sakramenten, daß sie nicht wie letztere eine höhere, vom Stifter des Christenthums an die sinnliche Handlung geknüpfte Gnade besitzen; sondern

³¹ Pastoraltheologie nach den Vorlesungen des Herrn Prof. Dr. Hirscher. Kollegnachschrift 1823, 235 f.

³² Sailer schrieb: „Wer kann's bezweifeln, daß die Homilie offenbar unter den christlichen Predigten oben anstehe“. „Vorlesungen aus der Pastoraltheologie“, 31812, II, 11. Im Konstanzer Pastoral-Archiv wurde sie ebenso immer wieder empfohlen. Vgl. *Erwin Keller*, 290.

³³ Die Fastenbetrachtungen hat *Engelbert Krebs* unter dem Titel „Tage des Ernstes“ 1912 neu herausgegeben. Die Sonntagsbetrachtungen haben bis zum Jahr 1862 sechs verschiedene Auflagen erlebt.

nur soviel bedeuten, als die logisch-moralische Kraft der dabei gebrauchten Worte und die symbolische Kraft der Handlung selbst bei den Theilnehmenden vermag. Allein eben, weil sie zum Theil Einleitung in die sakramentlichen Handlungen selbst und Ausschmückung derselben sind, zum Theil wenigstens eine vollkommene äußerliche Ähnlichkeit mit ihnen haben, so liegt ihre Vermischung und Verwechslung mit diesen dem Volke ganz nahe: und wir finden daher zu allen, und auch zu unseren Zeiten, nichts gewöhnlicher, als daß das Außerwesentliche des Cultus dem Wesentlichen gleichgestellt, d. h. die Sakramente und der übrige Ritus vermischt und letzterem ebenso wie jenem eine innere Kraft beigelegt werde . . .

Aber noch mehr. Da das Kommen und Leben des himmlischen Reiches in der Gemeinde nur unter Vermittlung sinnlicher Formen denkbar ist, so verfällt die Kirche, nachdem sie einmal angefangen hat, die sakramentlichen Akte auszuschnücken und nach ihrem Ermessen auch unabhängige Gebräuche nach der Analogie der Sakramente zur Weckung, Nahrung und Darstellung des Übersinnlichen zu bilden, leicht in die irrige Ansicht, daß das Kommen und Leben des Himmereiches in dem Maße befördert werde, als man die sinnlichen Weckungs- und Übungsmittel vermehrt. Infolge dieser Ansicht wird sie nun erfinderisch: Jeder Zusatz zu dem bis dahin bestehenden Ritus, jede Vermehrung der Zeremonien und Andachten erscheint ihr als ein Fortschritt in der kirchlichen Förderung des Zweckes des Christenthums. Die Folge davon aber ist Überladung. Das Mittel wird Zweck. Vor lauter Gebräuchen und Zeremonien kann man die Sache selbst nicht mehr sehen, die sie enthüllen sollen. Zumal der gemeine Mann . . . bleibt am Außenwerke hängen, und wodurch Glaube, Liebe und Hoffnung geweckt, genährt, überhört, geübt und geoffenbart werden sollten, das wird nun unvermeidlich leerer äußerer Pomp – dienend, die Sinne zu beschäftigen und das Gemüth zu zerstreuen³⁴.

Wenn Hirscher dem außerwesentlichen Ritus nur „logisch-moralische“ und „symbolische“ Wirkung zuschreibt, so wird man ihm hierin nicht ganz zustimmen wollen, aber er teilt da eben die allgemeine Anschauung seiner Zeit, die nach der Epoche des barocken Überschwangs gerade auf diesem Gebiet glaubte, mehr das Wesentliche (Messe, Predigt, Sakramente) betonen und das Außerwesentliche beschränken zu müssen³⁵. Die gleiche Reserviertheit gegenüber den

³⁴ ThQ 5, 1823, 223–225.

³⁵ In der Konstanzer Liturgiereform spielte dieses Bemühen eine große Rolle, vgl. *Erwin Keller*, 44–47.

Benediktionen der Kirche ist in seiner pastoraltheologischen Vorlesung zu finden. Hier lesen wir:

„1. Man nehme keine anderen Benediktionen vor, als welche ausdrücklich kirchliche Genehmigung haben. 2. Man belehre das Volk, daß Benediktionen nichts anderes seien als Wünsche, Bitten und Gebethe, und daß ihnen daher auch keine innere und andere Kraft zukommt, als die des Gebeths. 3. Man ermuntere also, mit herzlicher Theilnahme den Segnungen beizuwohnen und dieselben im Herzen mitzubeten. 4. Man erlaube sich bei den Segnungen keine besondere Wichtigkeit und gestatte sich keinen besonderen und auffallenden Apparat, gebe sich bei denselben keine besondere Wichtigkeit, gestatte sich überhaupt nichts, wodurch Aberglauben unterhalten und der Wahn erzeugt wird, als wären dieselben Zauberaakte“³⁶. Auch hier haben wir es mit einer verständlichen Reaktion auf die vorausgegangene Zeit mit ihrer Unsumme von Benediktionen und Exorzismen zu tun. Die Warnung vor abergläubischen Vorstellungen bestand damals – und heute noch – wohl zu Recht.

Kritisch äußert sich Hirscher zu dieser Zeit auch über das *Wallfahrtswesen* und die im Barock so beliebt und häufig gewordenen *Prozessionen*. In seiner Vorlesung sagte er seinen Studenten:

„Es ist schwierig, bei einem Wallgang das ganze Volk auf eine würdige Weise zu beschäftigen; es ist zu weit auseinander, um etwas Gemeinschaftliches vorzunehmen . . . Übrigens scheint es auf keine Weise ein Verlust zu sein, wenn die Prozessionen abgingen; ob man also gleich nichts gegen sie zu reden hat, so braucht man auch nicht sie empfehlen. Denn obwohl es etwas Erhebendes und Schönes hat, wenn die Gemeinde sich unter freiem Himmel als Gemeinde bekennt, wenn der Raum des Tempels für ihre Begeisterung gleichsam zu eng wird, so setzen sich doch in der Ausführung einer wahrhaft erbaulichen Einrichtung solcher Prozessionen wenigstens an vielen Orten völlig unübersteigliche Hindernisse entgegen“³⁷. Wie man sieht, steht Hirscher zwar der Idee des Wallfahrens in Prozessionsform nicht ablehnend gegenüber, seine Bedenken sind praktischer Art, so sehr, daß er die Abschaffung dieser volksfrommen Bräuche für keinen pastoralen Verlust ansehen würde. Hier zeigt sich doch eine zu geringe Vertrautheit mit der Mentalität des einfachen Volkes, eine Erscheinung, die in der Aufklärungszeit auch sonst anzutreffen ist.

³⁶ Kollegnachschrift von F. J. Pflanz (1823) 351.

³⁷ Ebd. 351 f.

Die Befürchtung, durch ein Zuviel an äußeren Zutaten könne der Kult seinen Sinn verfehlen und zu einer bloßen äußeren Schau herabsinken, hat Hirscher auch später noch gehegt. Wir werden noch hören, aus welchen Gründen und mit welcher Eindringlichkeit er vor dem Spiel mit Pomp und Prunk warnt³⁸. Auch bei ihm kann man in diesem Zusammenhang hören, christlicher Gottesdienst müsse „Anbetung im Geiste und in der Wahrheit“ sein, eine Forderung, die man bei Wessenberg und seinem Kreis auf Schritt und Tritt antrifft³⁹. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß der spätere Hirscher dem ganzen Bereich des Außerwesentlichen im Kult nicht mehr so kritisch gegenübersteht.

Fehlt in der ersten Zeit eine eigentlich positive Würdigung dieses im Leben der Kirche eben doch bedeutungsvollen Bereichs, so liest man später bei ihm Worte, die klar zeigen, daß er sich von seiner anfänglich wohl zu strengen und einseitigen Betrachtungsweise gelöst hat. In anderem Zusammenhang kommen wir darauf zurück⁴⁰.

Das Liturgieverständnis Hirschers war – so sahen wir – grundsätzlich zunächst dasjenige der katholischen Aufklärung. Wegen dieser Übernahme und vor allem wegen der praktischen Konsequenzen, die er daraus für eine, wie er meinte, dringend nötige Liturgiereform zog, hat er lange Zeit aus konservativ-kirchlichen Kreisen heftigen Widerspruch erfahren, ja sich deswegen den Tadel der Unkirchlichkeit gefallen lassen müssen. Heute wird ihm deswegen niemand mehr einen Vorwurf machen, im Gegenteil sind vielmehr die meisten seiner damals vertretenen Anschauungen zum Allgemeingut in der Kirche geworden und durch das Zweite Vatikanische Konzil in der Liturgie-Konstitution als richtig bestätigt und ausdrücklich gebilligt worden. Mit großer Genugtuung würde Hirscher dieses Konzilsdokument lesen. Wie von ihm schon vor 150 Jahren, so wird jetzt auch hier gesprochen vom engen Konnex zwischen Kult und Wortverkündigung (Liturgie-Konstitution Nr. 33, 35, 56), von der Berechtigung der Muttersprache in der Liturgie (Nr. 36, 54, 63), vom hohen Wert der Homilie (Nr. 24, 52), von der Verständlichkeit und Durchsichtigkeit der Kultriten (Nr. 34, 50, 59), und auch davon, daß die Liturgie ein wertvolles Mittel der religiös-sittlichen Belehrung ist (Nr. 33). Daß Hirscher sich aber auch hinsichtlich einer tieferen Erfassung des Wesens

³⁸ Siehe unten S. 379 f.

³⁹ Vgl. *Erwin Keller*, Die Konstanzer Liturgiereform, 22 f., 47–49.

⁴⁰ Siehe unten S. 411.

der Liturgie unseren heutigen Anschauungen angenähert hat, davon soll nun im folgenden gesprochen werden.

II. *Das vertiefte Liturgieverständnis Hirschers*

Einem ersten Ansatz zu vertieftem, über das bisher vorherrschende hinausführenden Liturgieverständnis begegnen wir bereits in Hirschers sehr früher Meßschrift „*Missae genuinam notionem . . .*“ (1821). Hier führt er – es wurde schon darauf hingewiesen⁴¹ – in seine Überlegungen den *Begriff des Reiches Gottes* ein. Sein Lehrer Sebastian Drey hatte diesen Schlüsselbegriff dem theologischen Denken der Tübinger Schule der Anfangszeit zugrundegelegt⁴². Anhand dieses Gedankens suchte nun Hirscher eine tiefere Wesensbestimmung der Messe, des höchsten liturgischen Aktes, zu gewinnen. Der Text hat folgenden Wortlaut:

„Actus nimirum religiosus est, quo omnis christiana veritas a fidelibus serio recolitur, firmiter creditur et communi confessione enuntiatum; quo maximae quaeque religionis christianae promissiones tum explentur, tum oppignorantur; et quo omnis sancta animi per Christum regenerati in Deum ac homines affectio excitatur, fovetur, vivitur atque monstratur. *Regni igitur coelestis in nos adventus est, et realis ipsius in nobis sustentatio*, quo omnia, quaecumque illud lucis habet, virtutis, gratiae atque solatii, fidelibus ex mente institutoris porriguntur atque ab his accipiuntur et manifestantur. Festum ergo christianae „kat'exochaen“ et vere unicum est, quo haec ipsa omni tempore vitam virtutemque suam pandit atque sustentat“⁴³.

Der Kernsatz in diesem Text lautet: Die Messe ist Ankunft des Gottesreiches und dessen reale Erhaltung in uns. Die entscheidende Frage aber ist: Was versteht Hirscher hier unter Reich Gottes? Nach den einleitenden Sätzen geht es im Reiche Gottes um ein Dreifaches: Zuerst um den Empfang der christlichen Offenbarungswahrheiten und deren Festhalten im inneren Glauben und äußeren Bekenntnis, dann um die Erfüllung göttlicher Verheißungen, für die Gott selbst der Bürge ist, und schließlich um die Erweckung und Bekundung lebendiger Gottes- und Nächstenliebe als der wesensgemäßen Gesinnung der

⁴¹ Vgl. oben S. 336.

⁴² Vgl. dazu *Josef R Geisselmann*, Die Kathol. Tübinger Schule, Freiburg/Basel/Wien 1964, 192–223. – Zur Problematik des Begriffs bei Hirscher vgl. ebd. 224–262. Ferner: *Josef Rief*, Reich Gottes und Gesellschaft nach Johann S. Drey und Johann B. Hirscher, Paderborn 1965, 132–202.

⁴³ *Missae genuinam notionem . . .*, 5 f.

durch Christus erneuerten Menschen. Im Reiche Gottes, das im Kult der Messe real zu uns kommt, geschieht von Gott her die Darbietung und seitens des Menschen die Annahme und äußere Manifestation alles dessen, „*quaecumque illud lucis habet, virtutis, gratiae atque solatii*“. Es ist der „auf Heil abzielende, Heil schaffende“ Gott⁴⁴, dem der Mensch im Kult der Messe begegnet und auf den er darin glaubend, hoffend und liebend zugehen muß. Was Hirscher hier meint, dürfte in der Sache auf das hinauslaufen, was wir meinen, wenn wir von der Messe als dem Mysterium unseres Heils sprechen, das im Tode Christi seine Wurzel hat – tatsächlich spricht Hirscher im weiteren Verlauf seiner Schrift auch ausführlich von der Heilsbedeutung des Todes und der Auferstehung des Herrn⁴⁵. Jedenfalls ist soviel deutlich zu erkennen, daß er hier nicht mehr an der „Außenseite“ des Kultes (hier: der Messe) stehen bleibt, sondern einen Zugang zu tieferem Verständnis des Kultgeschehens sucht.

Das gleiche Bemühen ist in einem Text aus der Schrift „Über das Verhältnis des Evangeliums zu der theologischen Scholastik“ (1823) anzutreffen. Hirscher setzt sich in dieser Schrift sehr kritisch mit einem französischen Katechismuskommentar auseinander, den Andreas Räß und Nikolaus Weis ins Deutsche übertragen haben. Die Messe wird in diesem Kommentar ganz in der scholastischen Denk- und Sprechweise behandelt, von der Hirscher behauptet, daß sie „die eigentliche Bedeutung“ dieser Kulthandlung nicht richtig erfaßt habe. In weitgehender Übereinstimmung mit dem Text aus der Meßschrift führt er dazu aus:

„Der Cult bei einer religiösen Gemeinde ist das ins öffentliche, allgemeine kirchliche Leben übersetzte Symbol desselben . . . Alles was ihr Symbol an Wahrheit enthält, spricht sich in ihrem Cult als öffentlicher und gemeinsamer Glaube aus; alles, was es von Liebe lehrt, wird in diesem zur allgemeinen Liebe aller Glieder der Gemeinde untereinander und nach oben; alles, was es an Verheißungen enthält, geht in ihm theils in Erfüllung, theils wird es auf reelle Weise verbürgt. Darum sollen die großen Wahrheiten des Christentums in der

⁴⁴ Formulierung Hirschers in der Schrift „Über das Verhältnis des Evangeliums zur theologischen Scholastik“ (1823), 1.

⁴⁵ Im Anschluß an das paulinische Wort (1 Kor 11, 26): „Sooft ihr dieses Brot esset und diesen Kelch trinket, sollt ihr den Tod des Herrn verkünden, bis er kommt.“ *Missae genuinum notionem . . .*, 8–50.

rechten Feier des Abendmahls – Glaube der Feiernden werden, und werden es wirklich bei allen, die es mit angemessenem Geiste begehren. Darum soll die Religion der Liebe im Abendmahl – Liebe werden in den Feiernden und wird es in allen Würdigen wirklich: Liebe Gottes gegen die Menschen, empfangen und erwidert von diesen, Liebe der Christen gegen ihre Brüder, empfangen und erwidert von diesen. Darum werden die Verheißungen des Evangeliums: die Sendung des Hl. Geistes, das Wohnen Christi mitten unter den Seinen, das Kommen des Vaters und Sohnes zu denen, die in Liebe die Gebote halten, erfüllt an allen, die sich würdig dem hl. Tische nahen. Und das ewige Leben geht hier unter den Christen in Zuversicht über, indem sie wahrhaft die Speise und das Unterpand ihrer Unverweslichkeit empfangen . . . *In ihm feiert das Christentum sein Leben*, in ordentlicher öffentlicher Versammlung seiner Bekenner. Insbesondere der Tod Jesu – dieses ewig bestehende und lebende Zeugnis für Gottes Majestät, Liebe und Gerechtigkeit, ist hier öffentlich und laut angenommen: zu ihm sehen die Versammelten mit Anbetung, Zerknirschung, mit geheiltem Gewissen, mit Dank und Gegenliebe empor. So ist das hl. Abendmahl also die vom Herrn gestiftete Handlung, in welcher zu ewigen Zeiten alle Wahrheit und Gnade des Evangeliums in der Gemeinde der Christenheit wirklich wird, das Himmelreich zu ihnen kommt und in ihnen ist⁴⁶.

Die weiterführenden, ein fortschreitendes Liturgieverständnis offenbarenden Gedanken sind hier die Feststellung, daß wir im Kult das ins kirchliche Leben übersetzte Glaubenssymbol vor uns haben, dann der sehr beachtenswerte Satz, daß im Kult Christentum und Kirche ihr eigentliches Leben leben, und schließlich der Hinweis auf Christus und seinen Opfertod als die Mitte unseres Kultes⁴⁷. Der Reich-Gottes-Gedanke erscheint hier genauer bestimmt als die geheimnisvolle Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch, in der Gott zuerst als der Gebende, der Mensch als der Empfangende erscheint, in der aber Gott in gewisser Weise auch der Empfangende und der Mensch auch der Gebende ist. Man spürt auch hier den tastenden Versuch, auf theologischem Weg tiefer in das Wesen des Kultes vorzudringen.

⁴⁶ S. 118–120.

⁴⁷ Davon ist auch im bereits erwähnten Aufsatz „Ehrerbietige Wünsche und Andeutungen . . .“ die Rede, in: ThQ 4, 1822, 235, wo es heißt: „Christus als der Mittler zwischen Gott und den Menschen ist daher auch die Seele und der Mittelpunkt der christlichen Gottesverehrung.“

Wenn Hirscher unter dem, was Gott im Kult vom Menschen entgegengebracht wird, an erster Stelle die *Anbetung* nennt, so ist das gewiß zunächst nichts Neues. An einer anderen Stelle dieser Schrift wird aber deutlich, daß Hirscher das Wesen der Anbetung tiefer erfaßt, als es zum Beispiel im erwähnten Katechismuskommentar geschah, in dem die Anbetung als eine Forderung des auf seine Ehre „eifersüchtig“ bedachten Gottes erscheint, „eine judaizierende Anbethung“, wie Hirscher sie nennt. Er meint: „Da wir den Geist der Kindschaft empfangen haben, und in ihm Abba, lieber Vater! rufen, so wollen wir gar nicht wissen, ob Gott die Anbethung eifersüchtig fordere und die Ungehorsamen schrecklich strafe . . . sondern wir beten Gott von dem Geiste der Liebe getrieben, frei, mit unendlicher Huldigung an. Das ist unsere, d. h. der Christen Anbethung. Und während die schlechteren Könige der Erde ihre Untertanen knechtisch gebeugt vor ihrer Majestät zu sehen wünschen, ist es der Natur eines himmlischen Reiches angemessen, daß die Scharen seiner Bürger in freier, freudiger Liebe vor dem Einen Ewigen und Einig-Guten anbeten.“⁴⁸ So erscheint der Kultakt der Anbetung nicht mehr als ein äußerer „Frondienst“, sondern als ein Akt der Gottesliebe.

Die Erkenntnis, daß im Kult das Reich Gottes (mit allem, was nach Hirscher dazu gehört) zum Menschen kommt und von ihm glaubend, hoffend und liebend anzunehmen ist, wendet er konsequent auch auf die *Sakramente* an. Auch sie sind „adventus“ und „sustentatio“ des himmlischen Reiches und seiner Heilsgüter, wie Hirscher an anderer Stelle sagt:

„Christus stiftete heilige Handlungen (Sakramente), damit in ihnen theils überhaupt, theils in Beziehung auf die Hauptmomente des menschlichen und christlichen Lebens der religiöse Glaube genährt und ausgesprochen, die übersinnliche Hoffnung theils verbürgt, theils erfüllt, und die heilige Liebe geweckt, erhöht, gelebt und dargestellt werde. Es ist mithin Aufgabe des Kirchentums, das Kommen, Dasein und Leben des göttlichen Reiches bei der christlichen Gemeinde durch die Sakramente allezeit zu vermitteln und zu unterhalten. Das Kommen, Dasein und Leben des himmlischen Reiches auf Erden kann von zwei Seiten betrachtet werden, entweder wie es den Menschen immerwährend dargeboten und in ihnen unterhalten wird *von oben*, oder wie der Mensch dasselbe einerseits aufnimmt und durch *eigene Thätig-*

⁴⁸ Über das Verhältnis des Evangeliums zur theolog. Scholastik (1823) 211f.

keit nährt und bewahrt. Da nun im Sakramente die Darreichung des himmlischen Reiches von oben und die Aufnahme desselben von Seite des Menschen sich durchdringen, da folglich in ihm die Verbindung des Menschen mit Gott durch beiderseitige Thätigkeit vollzogen wird, so sagt und glaubt man mit Recht in der Kirche, daß das Sakrament nicht etwa bloß ein Symbol, sondern eine wirkliche und wahrhaftige göttliche Kraft sei für die Menschen; man lehrt und glaubt mit Recht, daß, so gewiß die sakramentlichen Akte vollzogen werden, ebenso gewiß zugleich unter diesen sinnlichen Formen jene himmlischen Güter dargereicht werden, deren Mittheilung der Herr eben durch diese Formen vermittelt wissen will; man lehrt und glaubt mit Recht, daß namentlich die in dem Abendmahl niedergelegte Kraft etwas Perennes, etwas in den sichtbaren Zeichen Beharrendes sei, da eben von Seite Gottes die Darreichung seiner Gaben sich nicht so fast in einzelne Akte zerstückelt, als vielmehr ein einigtes, bestehendes und stets eröffnetes Gnadenwerk ist. . . . Das himmlische Reich naht sich dem Menschen in dem Sakramente *frei*, und niemand kann den Menschen hindern, beim Empfange das Reich, das ihm naht, aufzunehmen. Unabhängig also vom Charakter des Liturgen kann die Vereinigung des Menschen mit Gott im Sakramente vollzogen werden“⁴⁹.

Aus dem Text geht hervor, daß Hirscher in dogmatischer Hinsicht völlig korrekt an der Wirksamkeit der Sakramente *ex opere operato* festhält. Ausführlicher bespricht er hier das im Kultgeschehen vorliegende Ineinander und Miteinandër göttlichen Heilshandelns und menschlicher Eigenbemühung. Die Ausdrücke „himmlische Güter“ und „stets eröffnetes Gnadenwerk“ umschreiben, was mit „Darreichung des himmlischen Reiches von oben“ gemeint ist⁵⁰. Im liturgischen

⁴⁹ In der Abhandlung „Über einige Störungen in dem richtigen Verhältnis des Kirchentums zu dem Zwecke des Christentums“, in: ThQ 5, 1823, 219–221.

⁵⁰ Dem scholastischen Begriff „übernatürliche Gnade“ begegnen wir bei Hirscher selten; er findet sich in der *Christl. Moral*, 21836, II, 280. – In der gleichen Frühausgabe der „*Christlichen Moral*“ führt Hirscher diese Gedanken weiter aus: „Um die Realisierung des Reiches fürdauernd zu vermitteln, ist der Kirche anvertraut die in Christus gegebene Gnade. Die Kirche hat sinnliche und sinnbildliche Zeichen erhalten, unter welchen sie für und für zum Vollzuge bringen und der Menschheit wirklich zuwenden soll, was ihr in Christus an Wohlthaten geschenkt ist: . . . die Versöhnung mit Gott, die Neuschaffung durch den Geist Gottes, die Herstellung jenes glaubenvollen, liebevollen und thatkräftigen Sinnes, in welchem die Genossenschaft des himmlischen Reiches besteht . . . Nun sind aber symbolische Handlungen und Zeichen schon an sich sehr wirksam auf Alle, die an ihnen Theil nehmen und an denen dieselben vorgenommen werden . . . Allein die symbolischen Zeichen und Handlungen, von denen hier die Rede ist, sind göttlich autorisierte, und eine innere von Oben in sie gelegte reinigende und heiligende Kraft in sich tragende Zeichen und Handlungen. Um wieviel mehr also geeignet, dem Menschen, wie sie sollen, das Reich zuzuwenden.“ *Christl. Moral*, 21836, II, 427 f.

sakramentalen Akt erfährt der einzelne wie sonst nirgendwo den „auf Heil abzielenden, Heil schaffenden“ Gott. Ihn weit mehr daraufhin zu erziehen, sollte ein vordringliches seelsorgliches Bemühen sein!⁵¹

Hirscher ist es nicht entgangen, daß dem Kult nicht nur, was den Einzelchristen angeht, entscheidende heilwirkende Bedeutung zukommt, bei seiner Bemühung um tieferes Liturgieverständnis ist ihm klar geworden, daß auch die Kirche als solche aus dem Sakrament lebt und sich aufbaut. Er hat seine Einsicht in den lapidaren Satz gekleidet: „*Das kirchliche Leben lebt in den Sakramenten*“⁵². Außerhalb und ohne diese gäbe es kein kirchliches Leben, ja keine Kirche: Das ist doch wohl der Sinn dieses, wie wir meinen, höchst bemerkenswerten Satzes. Die gleiche Einsicht kam übrigens auch in der Äußerung über den Kultakt der Messe zum Ausdruck: „In ihm feiert das Christentum sein Leben“⁵³. Ein Gedanke, den man in der Aufklärungsperiode kaum in dieser Form finden wird! Hirscher hat zweifellos vom fruchtbaren Ansatz der Reich-Gottes-Idee her einen Weg beschritten, auf dem er Sinn und Wesen der Liturgie vollständiger und tiefer zu erfassen vermochte. Man denkt hier an das Wort der Liturgie-Konstitution des Zweiten Vatikanums: „Dennoch ist die Liturgie der Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt“ (Nr. 10).

Auch nach den erwähnten Schriften der Jahre 1821–1823 blieb Hirschers theologisches Denken weiterhin der Liturgie zugewandt, in welcher umfassender Weise, wird sich zeigen, wenn wir seine großen wissenschaftlichen Werke, die „Katechetik“ und die „Christliche Moral“, daraufhin etwas näher ansehen. Jetzt möchten wir den Blick auf eine spätere Publikation Hirschers richten, den zweiten Band seiner „Erörterungen“ (1847), der auf 180 Seiten „vom Cultus der Kirche“ handelt, zuerst „von den hl. Sakramenten überhaupt“, dann von den Sakramenten im einzelnen, mit besonderer Ausführlichkeit von der

⁵¹ Eine sorgfältige Sakramentserziehung erschien Hirscher so entscheidend wichtig, daß er einmal meinte: „Fürwahr, wenn die Theologen unserer Tage der Kirche, für die sie eifern, wieder Glanz erringen wollen, so müssen sie weniger auf Wiedereroberung äußerer Macht als auf Verlebendigung der Sakramente ausgehen. Was kümmert sich die ganze Masse der Katholiken um hierarchische Streitigkeiten und wie diese enden mögen, der Gewinn oder Verlust dabei kann für das Volk nur mittelbar sein; aber daß sie ihren Kult geistvoll und fruchtbar zu begehren wissen . . ., das tut allen noth und greift unmittelbar und wesentlich in ihre religiöse und moralische Kultur ein. Und hier wäre unendlich viel zu tun.“ In: Über das Verhältnis des Evangeliums zur theolog. Scholastik, 178 f.

⁵² In der Abhandlung „Über einige Störungen . . .“ (1823), in: ThQ 5, 1823, 391.

⁵³ Vgl. oben S. 341.

Eucharistie, weiter „von einigen Artikeln des außerwesentlichen Cultus“ und schließlich von der Verehrung der Heiligen, insbesondere Mariens. Die Intention, die Hirscher bei Abfassung dieser Schrift leitete, war apologetischer Natur. Er wollte sich mit den „Einreden“ und Mißverständnissen auseinandersetzen, auf die gerade der katholische Kult in weiten Kreisen stieß, nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb der Kirche. Die spürbare Wärme, mit der er sich um die Sache annimmt, zeigt einmal mehr sein großes liebendes Interesse an ihr. Sein Liturgieverständnis wesentlich weiterführende Gedanken sind in diesen „Erörterungen“ gewiß kaum zu finden, was aber deutlich zu Tage tritt, ist seine durchweg *positive Auffassung des außerwesentlichen Kultus*. Die kühle Reserviertheit, die Hirscher früher diesem Bereich entgegenbrachte, ist weithin gewichen. An einigen Beispielen sei die Wandlung seiner Anschauungen in dieser Hinsicht aufgezeigt.

Die *kirchlichen Segnungen*, sagt Hirscher anspielend auf den Spott mancher Zeitgenossen, „erscheinen Vielen als ein unnützes Gaukelspiel zur Blendung der Menge, als eine Quelle vielfachen Aberglaubens, mitunter auch als ein Mittel des pfäffischen Erwerbes“. Faßt man aber die Segnungen richtig ins Auge, „so sehen wir in denselben zwei Stücke: 1. Daß die Kirche das Heilige nach allen Seiten hin mit Ehrerbietung behandelt und daher selbst das, was zum Dienste desselben gehört, von dem Gemeinen aussondert. Wir fragen: Ist das Unrecht? Oder fänden wir es z. Bsp. zulässig, daß die Stätten, wo die Leiber der Abgeschiedenen als Saatkörner der künftigen Ernte in die Erde gelegt werden, gehalten wären wie gemeine Plätze, auf denen sich die Schweine wälzten und Hunde tummelten? Oder vertrüge es sich mit der Ehrfurcht gegen den Herrn, daß die Gefäße, welche die Gestalten seines Leibes und Blutes aufgenommen haben, gehalten würden wie andere Gefäße? – Wir sehen in den kirchlichen Segnungen 2. daß die Kirche in allem von Gott ausgeht, auf Gott zurückgeht und in Gott bleibt. Jede gute Gabe ist in ihren Augen von Gott, darum fleht sie über jede derselben seine Gnade herab. Sei es leibliches oder geistiges Gut: Er muß es geben; sei es Seele oder Leib: Er muß sie segnen. Die Kirche stellt in ihren Segnungen den Menschen als den ewig Ohnmächtigen, Gott aber als den reichen und alleinigen Geber dar; sie spricht in ihren Segnungen das ewige Bedürfen, Hoffen, Flehen und Danken der Menschen, sowie das ewige Spenden Gottes aus. Auch hier müssen wir fragen: Was thut sie damit Ungebührendes? . . . O, je frommer, je gottzugewandter ein Gemüth, desto befreundeter den kirchlichen Segnungen. Wahrlich, nur der Glaube, die Demuth, das

Vertrauen, der Dank usw. der Menschen hat die Segnungen geschaffen“. Daß Mißbräuche und Aberglaube sich mit ihnen verbinden können, ist kein Grund sie abzuschaffen, sondern nur Grund zu Wachsamkeit und „gesundem Unterricht“⁵⁴.

Nachdem Hirscher hinsichtlich der *Zeremonien* zuerst deren Sinn und Bedeutung umschrieben, meint er zum Vorwurf der zu großen Menge derselben: „Wozu z. Bsp. die Menge von Kniebeugungen, von Kreuzzeichen? Ich antworte: Es ist hierin Vieles Sache des Geschmackes, und was dem einen angemessen erscheint, dünkt dem andern zuviel. Hierüber ist schwer zu rechten. Wie dem übrigens sei: Die Zeremonien sind jedenfalls etwas Außerwesentliches, und wer sich an die Sache hält, wird sich in keinem Falle an einer, wenn auch zu reichlichen, doch gewiß unschuldigen Zugabe stoßen . . . Wer in dem Kreuze die ganze Summe der Gnade des Dreieinigen Gottes erblickt und zusammenfaßt, wird dieses Zeichens nie überdrüssig werden, demselben vielmehr überall mit Freude begegnen, wo es als Sinnbild jener Gnaden erscheint“⁵⁵. Vielleicht geht der apologetische Eifer Hirschers hier etwas zu weit!

Ein warmes Wort findet Hirscher hier auch für die *Prozessionen*, von denen er früher meinte, ihr Abgang wäre kein großer Verlust. Ihre Kennzeichnung als „geistliche Spaziergänge“ läßt er nicht gelten. Er fragt: „Ist das Christentum nicht auch eine Religion der heiteren Lebensfreude? Laß daher das christliche Volk unter Gebet und Gesang in der Fröhlichkeit seines Herzens wallen und störe seine Freude nicht! Am Ende wird sein Spaziergang jedenfalls ebensoviel Werth haben als der deinige! – Übrigens sind die Prozessionen keineswegs bloß geistliche Spaziergänge. Sie sind vielmehr das öffentliche Bekenntnis, daß nicht nur die Kirche, sondern daß die ganze unermessliche Welt Gottes Haus sei . . . Sie sind die Frucht jener hl. Begeisterung, welche ihre Empfindungen in die ganze weite Welt hinausrufen will . . . Sie sind ferner der Ausdruck der Freude über den Sieg, welchen die Sache Christi in der Welt errungen und die öffentliche Darstellung dieses Sieges . . . Und nun, was sagen wir von den Prozessionen, was ist an ihnen, so da vor dem Richterstuhl des Evangeliums und der Vernunft nicht bestehen könnte? . . . Das Mangelhafte, das an ihnen gefunden

⁵⁴ Erörterungen über die großen religiösen Fragen der Gegenwart, Freiburg 1847, II, 130–133. – Zum *Segen mit der Monstranz* oder dem Speisekelch meint Hirscher, man solle ihn ohne Bedenken beibehalten, denn „ist es unrecht, den Segen Christi, des Gegenwärtigen, über seine Gemeinde herabzuzufehen? Kein Glaubiger kann sich hieran mit Grund stoßen.“ – Ebd. 74.

⁵⁵ Ebd. 133–136.

werden mag, soll gebessert, in keinem Fall aber um des Mangelhaften willen das Gute und Gültige an ihnen angefochten werden⁵⁶.

Ebenso nimmt Hirscher jetzt auch das *Wallfahren*, das früher für ihn ein Stein des Anstoßes war, kräftig in Schutz: „Nehmen wir, daß die Menschen eben sind, wie sie sind, und daß ihnen fremdes Brot besser schmeckt als das eigene. Kann und wird nicht oft der Gottesdienst an fremdem Orte, der Prediger auf fremder Kanzel, der Pilger aus fremden Lande einen Eindruck auf uns machen, den der Gottesdienst, der Prediger und der Nachbar in der Heimat nicht machen? Allerdings fordert es die öffentliche Ordnung und Wohlfahrt, daß die Gläubigen ihre Erbauung – jeder in seiner Mutterkirche suche; allein dieses ist nur die Regel; nebenbei muß in der Kirche durchweg auch eine gewisse Freiheit sein, und der Geist Gottes weht, wo er will“⁵⁷.

Bei solchem Eingehen auf die Mentalität des einfachen Menschen verwundert nicht, daß Hirscher auch ein gutes Wort für das Volk, das seinen *Rosenkranz* betet, findet: „Ob daher gleich sein Gebet nicht selten in einem mechanischen und unwürdigen Hersagen seiner Formulare bestehe, so ist sein Herz vor Gott ohne Zweifel dennoch ungleich wohlgefälliger als das Herz jener Gebildeten, welche kalt und selbstsüchtig dahinleben und Gott weder im Geist, noch ohne Geist anbeten.“ Freilich bringt Hirscher den Bemühungen, das Rosenkranzgebet in besonderer Weise zu pflegen, nicht viel Verständnis entgegen⁵⁸.

Sprach Hirscher früher von der Darreichung des himmlischen Reiches durch Gott an den Menschen als dem Sinn und Ziel des Kultgeschehens, so benützt er hierfür in den „Erörterungen“ nicht mehr diese Ausdrucksweise, sondern redet statt dessen vom „Eingehen der Gnade Gottes in Christo zu den Menschen“ oder auch von der durch den Kult realisierten „Gottvereinigung“. Der Vollständigkeit halber sei der entsprechende Text hier angefügt:

„Nun sehen wir, daß der Cultus der Christen etwas ganz anderes ist als nur Gebet und symbolische Handlung. (Davon, daß derselbe bloß in Lehrvorträgen bestehen soll, gar nicht zu reden.) Derselbe ist das lebendige, durch die hl. Sakramente vermittelte Eingehen der Gnade Gottes in Christo zu den Menschen und das lebendige, durch die hl. Sakramente vermittelte Empfangen der Gnade Gottes in Christo von dem Menschen. Oder auch: Er ist das durch Christus gesetzte Verhält-

⁵⁶ Ebd. 154 f.

⁵⁷ Ebd. 155–157.

⁵⁸ Ebd. 144 f.

nis zwischen Gott und den Menschen in seiner durch die hl. Sakramente vermittelten Realisierung und Aktivität. Die Gottvereinigung, zu welcher der Mensch durch Christus in den hl. Sakramenten, d. i. in dem Cultus wiedergeboren, bewahrt und ernährt wird, ist vor allem etwas von Gott Gegebenes; aber sie ist auch etwas vom Menschen Ergriffenes und Gepflegtes. Sie ist zu vergleichen dem Sehen des Menschen, als in welchem sich das Einstrahlen der äußeren Welt und die aufnehmende Thätigkeit des Menschen wunderbar durchdringen⁵⁹.“ Damit ist die mehr im Unbestimmten bleibende Reich-Gottes-Idee präziser gefaßt, soweit sie von Hirscher im Zusammenhang mit der Liturgie verwendet wird. Deutlich tritt auch hier die zentrale Stellung Jesu im Kultgeschehen hervor.

Zur Frage nach dem Grund der positiveren Einstellung Hirschers gegenüber dem nichtsakramentalen Kultus kann man nur Vermutungen äußern. Es ist möglich, daß der ausschlaggebende Grund in Hirschers hervorragender psychologischer Einfühlungsgabe lag, die ihn befähigte, Menschen und Dingen bis auf den Grund ihres Wesens und Wertes nachzuspüren.

Nach diesen Zwischenbemerkungen ist nun zu zeigen, wie das vertiefte Liturgieverständnis Hirschers in seiner „Christlichen Moral“ den Höhepunkt erreicht. Das wird anschaulich schon an der Art und Weise, wie er den *Kult des Alten Bundes* betrachtet und bewertet. Ausgehend von der „Idee, welche Gott an den Hebräern verwirklicht sehen wollte, daß sie ein *Volk* und daß sie *sein Volk* – in seiner Art und auf dieser Entwicklungsstufe der Menschheit *sein Reich* wären“⁶⁰, wird gezeigt, daß bei dieser Volk-Gottes-Werdung dem Kult eine überragende Rolle zukam:

„Unter den mosaïschen Anordnungen in Betreff der Opfer und Feste ist jené die bedeutungsvollste, in Folge deren die ganze Nation jährlich dreimal aus allen Grenzen sich an dem Orte versammeln sollte, den Jehova als seinen Wohnort bezeichnen würde. Hier vor Jehova mußte sich das Volk als *Ein Volk* und als Volk *Jehovas* fühlen; hier mußte dasselbe ein heiliges Selbstgefühl, ein heiliges Brudergefühl und eine heilige Begeisterung in und vor Jehova empfangen und unterhalten. Wie anders? Mußte nicht der Anblick seiner eigenen Menge das Bewußtsein seiner Größe und Macht erwecken und pflegen? Mußte es nicht die Erfüllung der Verheißungen Jehovas in seiner

⁵⁹ Ebd. 129 f.

⁶⁰ Christl. Moral 51851, I, 311.

Zahl und festlichen Gesamtfreude anschauen? Mußte sich nicht daran sein Glaube an Jehova, seine Dankbarkeit gegen und sein Vertrauen auf ihn allezeit neu beleben und unterhalten? Und mußte sich nicht in seiner Freudigkeit vor Jehova das Vor-Gefühl jenes Nationalglückes und jener Nationalgröße bilden, wozu es, so es anders in der Treue gegen Jehova beharrte, durch die Huld und Macht desselben weiterhin noch gelangen würde? Nichts war in der That mehr geeignet als diese religiösen Nationalfeste, Israel, so wie einerseits zum gottgeweihten Volke zu machen, so dasselbe andererseits als ein auserwähltes, als das Reich und Volk Gottes sichtbar darzustellen⁶¹.“

Ebenso dient der *Kult des Neuen Bundes* dem Aufbau und der äußeren Darstellung des Einen Gottesvolkes unter seinem Herrn und Haupt Jesus Christus. In einem von hohem, fast dichterischem Gedankenflug getragenen Text beschreibt Hirscher ausführlich diesen wesentlichen Aspekt des neutestamentlichen Kultus am Beispiel der heiligen Messe:

„Das Reich Gottes besteht darin, daß der Eine ewige Gott in unverletzlicher Majestät thront über der Welt und daß die millionenmal Millionen in unendlicher Huldigung vor Ihm anbeten. Da anerkennt der Eingeborene Sohn des Vaters in seinem Gehorsam bis zum Tod des Kreuzes vor Himmel und Erde die ewige und höchste Majestät des Vaters und bringt sich Ihm dar zum glorreichen *Anbetungsopfer* . . . So thront bei der hl. Messe der Ewige in seiner unendlichen Erhabenheit über den Millionen; die Millionen aber beugen sich Ihm in Christo mit unbegrenzter lauterer Ehrfurcht und Anbetung.

Das Reich Gottes besteht darin, daß die große, durch die Sünde bewirkte Trennung der Menschheit von Gott aufgehoben und das Kindschaftsverhältnis zwischen Gott und ihr wiederhergestellt, mit andern Worten: daß die Sünde gesühnt und die Menschheit in einen neuen gottgefälligen Zustand eingesetzt ist. Nun das geschieht in der Feier des hl. Abendmahls oder der Messe. Da nämlich wird *der große Entsündigungs- und Heiligungsakt der Welt* für und für erneut. Jesus bringt da dem Vater fort und fort für den Ungehorsam der Welt seinen unendlichen Gehorsam und für die Selbstsucht der Welt seine unendliche Liebe zum Opfer dar . . . Jesus Christus flößt zugleich allen, welche Ihn aufnehmen wollen, denselben Geist unbegrenzten Gehorsams und vorbehaltloser Liebe, wodurch Er das Wohlgefallen des Vaters geworden, durch die Gnade des hl. Geistes in die Seele, so,

⁶¹ Ebd. I, 326 f.

daß in der Messe die Millionen als Geheiligte vor Gott stehen . . . Diese stehende Allversöhnung nun, diese All-Einsetzung der Menschheit in den Stand der hl. Liebe, und diese stehende Allnahrung und Allübung dieser Liebe, ausströmend im hl. Abendmahl von Christus, dem Versöhnopfer der Welt – sie ist das Reich Gottes.

Das Reich Gottes besteht darin, daß die Millionen im Gefühl ihrer tausendfachen Noth sehnd, vertrauend, bittend und erhörungsgewiß um den Vater versammelt sind, der Vater aber für und für alle Gnade, deren sie bedürfen, in sie ausgießt. Nun das geschieht abermals in der Feier der Messe. Da nämlich bringt sich Jesus seinem Vater als *das Bittopfer der Menschheit* dar: Um Seiner willen wolle der Vater seine segnende Hand über alle aufthun! Er fleht vor dem Vater als der Sachwalter der Welt. Zugleich blicken die Millionen auf Ihn als ihren Vertreter, wissend, daß der, welcher den Sohn geschenkt, in Ihm alles gegeben hat . . .

Das Reich Gottes besteht darin, daß die Millionen, gleich wie sie allbedürftig und allbittend zu dem Vater aufschauen in Christo, so auch wiederum alles, was sie haben und sind, dem Vater dankend als das Seine zu Füßen legen in demselben Christo. Nun, auch dieser große Akt, in welchem die Millionen für und für alles, was sie haben und hoffen, dem Vater als sein freies Geschenk in Christo dankend zu Füßen legen, wird in dem hl. Abendmahl oder der Messe vollzogen. Hier nämlich gibt sich der, in welchem alle Gnade des Vaters konzentriert ist, dem Vater als *Dankopfer* dar, dem Vater als das Seinige zu Füßen legend sich und mit sich alles, was an Gutem im Universum ist. Zugleich vereinen sich hier die Millionen mit Ihm, zuerkennend Ihn und in Ihm alles, was im Universum Gutes ist, und was sie selbst haben und sind, dem Vater, dem Hochgelobten.

Endlich besteht das göttliche Reich darin, daß die Kinder des Reiches mit Gott in einer wahren und wesentlichen Lebensgemeinschaft stehen, getragen nach Seele und Leib von Dem, welcher das Leben ist. In ipso vivimus, movemur et sumus. Nun auch diese *Lebensgemeinschaft* vermittelt sich in dem heiligsten Abendmahl. Hier wird das Brot, welches der Welt das Leben gibt, das Brot, welches vom Himmel kommt, gespendet und empfangen . . . Wer dieses Brot isset, wird ewig leben (Joh 6, 59).

So ist also die hl. Messe der sichtbare Akt, in welchem *Jesus Christus als Haupt und Priester der Menschheit* für und für seinem himmlischen Vater sich und die Menschheit anbetend zu Füßen legt, die Millionen zu seinen versöhnten und geheiligten Kindern macht, sie in

einem unermesslichen Sehnen, Vertrauen, Bitten, Empfangen und Danksagen um Ihn vereinigt und mit dem Brote des wahren und ewigen Lebens speist. Nun, das ist das göttliche Reich und die Erfüllung und Versichtbarung desselben in dem spezifisch christlichen Cultus des hl. Abendmahles.

Aber das göttliche Reich besteht, gleichwie in der Vereinigung mit dem Vater und Jesus Christus, so auch (in demselben Jesus Christus unter dem Einen Vater) in der *Vereinigung der Millionen untereinander*. Und auch diese Vereinigung aller untereinander stellt sich im hl. Abendmahl sichtbar dar. Alle nämlich . . . bekennen, daß sie Kinder seien des Einen Vaters, der sich aller erbarmt hat; daß sie Brüder seien des Einen Herrn, der sich für sie alle in den Tod gegeben hat; daß sie berufen seien zu Einer Familie, welche ihr Herr und Haupt sich' erworben hat durch sein Blut; und daß sie seien Erben Eines Lebens, für welches ihr Herr und Hirt ihnen eine übernatürliche Speise hinterlassen hat. Wenn die Millionen nun in diesem Glauben zusammenkommen und in diesem Glauben um den hl. Tisch versammelt sind, wie kann ihre Versammlung etwas anderes sein als der Ausdruck jener inneren Verbrüderung, in welcher alle in Christo und Seinem hl. Geiste Ein Herz und Eine Seele sind? – Gott, der Vater aller; sie alle Geschwister untereinander; Christus das Haupt in ihrer Mitte; sie alle Glieder untereinander: Das ist *die große Idee*, die sie in der hl. Messe sichtbar darstellen. Darum ist auch alles, was zur Meß-Liturgie gehört, geeignet, die große Einheit der Gläubigen, d. i. die große Liebegemeinschaft derselben äußerlich auszudrücken. Dahin gehört die *Einheit des Tisches*, um den sich alle mit Beseitigung der Rangunterschiede als Kinder Gottes und Brüder versammeln (ehemals duldeten man hiernach an einem und demselben Orte nur eine Kirche und in dieser nur einen Altar); dahin gehört die *Einheit des Brotes*, von welchem alle, Geringe und Vornehme, als Glieder Einer Familie genießen; dahin die Versendung der Eulogien an die Abwesenden, namentlich an die Kranken, auch an die Nachbargemeinden; dahin der hl. Bruderkuß; dahin die milden Gaben, zur Unterstützung der Bedürftigen auf den hl. Tisch gelegt; dahin das Andenken an die abgechiedenen verklärten Brüder und die Fürbitten für alle Glieder der leidenden Kirche; dahin die Gebete und Fürbitten aller für alle⁶²."

Für die Kirche – Hirscher sagt auch „das Kirchentum“⁶³ – bedeu-

⁶² Christl. Moral 51851, III, 255–259.

⁶³ Vgl. die Abhandlung „Über einige Störungen in dem richtigen Verhältnis des Kirchentums zu dem Zwecke des Christenthums“ (1823).

tet die Mitwirkung bei dieser Realisierung und Manifestation des göttlichen Reiches im Kult eine unaufgebbare Aufgabe:

„So wahr also Gott in Mitte seiner Gläubigen und ihr Gott sein will, und so wahr hinwiederum die Gläubigen in Einem Glauben und Einer Liebe zu Ihm aufschauen und um Ihn untereinander vereinigt sein müssen und vereinigt sind, so gewiß werden und müssen die Tausende auch zusammenkommen, diese ihre Vereinigung in einer großen Gemein-Anbetung und Gemein-Liebe äußerlich darzustellen. Versammlungen der Gläubigen zu gemeinsamer Gottesverehrung sind also *wesentlich*. Und so wahr die Anbetung und Liebe etwas Stehendes in ihrem Herzen ist, so gewiß werden und müssen sie sich immer aufs neue vor Ihm zur Anbetung versammeln. Auch die stete Erneuerung der heiligen Versammlungen ist daher wesentlich. (Diese Stetigkeit der Gottesverehrung stellt sich besonders auch in den kirchlichen Tagzeiten dar)“⁶⁴.

Eine *liturgielose Kirche* ist für Hirscher demnach ein unmöglicher Gedanke. Preisgabe des Kultus wäre gleichbedeutend mit dem Untergang von Christentum und Kirche:

„Außer dem, was bereits gegen die Vernachlässigung des öffentlichen Gottesdienstes beigebracht worden, bemerke ich nur noch, daß, wenn dieselbe allgemein würde, auch das Christentum auf Erden aufgehört hätte. Nirgend wäre mehr eine Darstellung eines Gemeinglaubens an den Sohn, und in dem Sohne an den Vater. Nirgend eine Darstellung einer Gemeinliebe des Vaters in seinem Sohne, und nirgend eine Darstellung einer Gemeinliebe der Kinder untereinander in dem Vater und der Brüder in dem Bruder (Christus). Und da nirgend mehr eine Darstellung dessen wäre, so wäre auch nirgend mehr etwas, das sich darzustellen verlangte; ja, so glaubens- und liebeleer wäre die Welt, daß sie die vom Herrn verordneten Darstellungsformen verlassen hätte, weil sie nichts mehr besaß, was sie zu denselben hinzog“⁶⁵.

Weil nun aber Kirche und Kult wesenhaft zusammengehören, darum muß die würdige und wesensgerechte Feier des Kultes eine erst-rangige Sorge aller Verantwortlichen sein. Tatsächlich hat die Kirche allezeit ein Höchstmaß an Eifer hierfür aufgeboten, wie nicht zuletzt die Werke der sakralen Kunst beweisen:

„Zu allen Zeiten hat die Kirche gestrebt, ihren Gottesdienst würdig einzurichten, und zu diesem Ende Tempel erbaut, Altäre geschmückt, bedeutungsvolle Zeremonien eingeführt, Gebetsformulare bestimmt

⁶⁴ Christl. Moral 81840, III, 238 f.

⁶⁵ Ebd. III, 265.

usw. Auch hat sie immer das abgewehrt oder von sich ausgeschieden, was zur Weckung und äußeren Darstellung der öffentlichen Andacht minder geeignet oder gar zweckwidrig war . . . Die glaubensfeste, himmelwärts strebende Andacht, die unendliche Huldigung vor Gott, das weite, allumfassende Liebeherz – mußten sie nicht die tiefgegründeten, mächtig aufstrebenden, majestät- und ernstvollen, weit gedehnten Tempel und Türme (sich selbst genügend) erbauen, die wir vor uns sehen? Das Werk ist wie der Geist, welcher es schafft, und der über den Heiligen sich wölbende Tempel wie die Andacht, die ihn gebaut. Der heilige Dom überhaupt ist das irdische Nachbild jenes Gebäudes, welches sind die Heiligen, über dem Eckstein erbaut, der da ist Christus⁶⁶.“

Aber auch die tiefe Einsicht, daß aller irdische Kult ein Nachbild der himmlischen Liturgie ist, war Hirscher nicht unbekannt:

„Diese Millionen Herzen und Stimmen, Tag und Nacht bittend, sehnd, dankend, anbetend, lobpreisend auf Gott gerichtet, und Gott über ihnen und in ihnen: Das ist das göttliche Reich. Es sind aber nicht bloß die Menschenseelen, welche in ihren Gebeten um Gott versammelt sind; auch die himmlischen Heere, auch die verklärten Heiligen sind ewig geschart um Ihn und ergießen ihr Herz voll Ehre und Liebe vor Ihm. Ja, es einen sich die Gebete der himmlischen Scharen und der irdischen Pilger in Einem großen, die Himmel erfüllenden Lied. Und die Pilger der Erde, zu schwach, so zu reden, wie sie sollten und möchten, schließen sich den Psalmen der Himmlischen an, AMEN rufend in die Chöre ihrer vollendeten Liebe⁶⁷.“

So eignet dem Kult und der feiernden Kultgemeinde eine überirdische Weihe und Würde, die ihre letzte Erklärung darin findet, daß sie eben Darstellung des himmlischen Reiches sind und der „Geist des Glaubens und der Liebe“ in der Kultgemeinde und Kultfeier waltet:

„Wer da in der Versammlung der Heiligen steht und auch seine Stimme in die allgemeine öffentliche Anbetung Gottes mischt, steht nicht bloß leiblich in ihr und mischt nicht nur seine Stimme ein: Der Geist des Glaubens und der Liebe ist es, der ihn hergeführt und der ihm den Mund öffnet. Das Gebet, der Gesang, die fromme Handlung und die leibliche Haltung – alles hat bei den Kindern des Reiches etwas völlig Eigentümliches, etwas Geweihtes, etwas Unaussprechliches. Und gerade dieses ist es, was ihrer Versammlung und dem, was in

⁶⁶ Ebd. III, 240.

⁶⁷ Ebd. III, 240.

dieser geschieht, den Charakter der Versammlung der Kinder des Reiches aufdrückt⁶⁸.“

Solche Texte offenbaren klar und deutlich, daß Hirschers Liturgieverständnis, je länger und je intensiver er sich mit der Frage des Kultus beschäftigte, weit über die Anschauungen der Aufklärungszeit hinausgewachsen ist. Zweifellos ist er in manchem in die Nähe der Liturgiebetrachtung gelangt, die vom Zweiten Vatikanum entwickelt worden ist. Es ist durchaus anzunehmen, daß sein Tübinger Schüler *Franz Anton Staudenmaier* für das schöne Werk „Der Geist des Christentums, dargestellt in den heiligen Zeiten, in den heiligen Handlungen und in der heiligen Kunst“, nicht zuletzt von Hirscher mannigfache Anregungen empfangen hat⁶⁹.

Die Kultfrage in Hirschers „Katechetik“ und „Christlicher Moral“

Schon die Untertitel der beiden großen Werke lassen vermuten, daß die Kultfrage darin nicht nur beiläufige Beachtung finden werde. In der „Katechetik“ lautet er: „Der Beruf des Seelsorgers, die ihm anvertraute Jugend im Christenthum zu unterrichten und zu erziehen.“

⁶⁸ Ebd. III, 241.

⁶⁹ Vgl. *Waldemar Trapp*, 243–248. – Ein wesentlich tieferes Liturgieverständnis ist auch in den damals entstandenen ersten wissenschaftlichen Darstellungen der Liturgik unseres Erachtens kaum anzutreffen, weder bei *Fr. X. Schmidt* (Katholische Liturgik, Regensburg 1832) noch bei *Job. Lüß* (Liturgik, oder wissenschaftliche Darstellung des katholischen Cultus, Mainz 1844/47) noch bei *Jakob Fluck* (Katholische Liturgik, Regensburg 1853). – Gewiß stellt *Lüß*s zweibändiges Werk, verglichen etwa mit *A. Reichenbergers* Ausführungen zur Liturgie, einen großen Schritt vorwärts dar. Seine „wissenschaftliche Begründung der Liturgik“ und „Feststellung allgemeiner Prinzipien des Cultus“ war zweifellos eine beachtliche Leistung, zumal *Lüß* noch vor Dom Prosper Guérangers berühmtem Werk „Institutions liturgiques“ geschrieben hat. Die einseitige Sicht der Liturgie unter dem Gesichtspunkt der Belehrung und Erbauung ist überwunden und der „sakramentale Zweck“ des Kultus stark herausgestellt – aber wir sahen, daß auch Hirscher diesen Aspekt keineswegs übersehen hat. Ja, in wesentlichen Punkten ist Hirscher zweifellos zu tieferen Einsichten gelangt als *Lüß*. So spielt bei letzterem die Frage der aktiven Beteiligung der Gemeinde eine untergeordnete Rolle (vgl. Bd. I, 473–477), auch sucht man vergebens den bei Hirscher so häufigen Appell zum oftmaligen Empfang der Eucharistie – die Messe ist vorrangig als Opfer behandelt. *Lüß*s Werk ist ganz aus dem konservativen Geist der Restauration entstanden. Seine Tendenz ist: Beharren bei dem, was ist (Latein als Kultsprache, lateinischer Choralgesang, alte Perikopenordnung). An vielen Stellen zeigt sich ein starker Affront gegen die liturgischen Reformbemühungen der jüngst vergangenen Zeit. Seine Meßerklärung ist sicherlich besonders beachtenswert, aber was Hirscher zur Messe sagt (in den „Erorterungen“ II (1847) oder vor allem in „Missae genuinam notionem . . .“ (1821), steht *Lüß* in keiner Weise nach. Was biblische Fundierung, Originalität der Gedanken und Wärme der Sprache angeht, durfte Hirscher den zeitgenössischen Liturgiker aus Gießen weit übertreffen.

Untertitel der „Christlichen Moral“ ist: „Lehre von der Verwirklichung des göttlichen Reiches in der Menschheit“. Tatsächlich findet man, daß in beiden Werken entsprechend der hohen Einschätzung, die Hirscher, wie wir sahen, von allem Anfang an der Liturgie entgegenbrachte, den Fragen des Kultus verhältnismäßig breiter Raum zukommt. Für uns kann es sich nicht darum handeln, auf alle hierher gehörenden Einzelheiten einzugehen; wir beschränken uns auf einen summarischen Überblick.

I. Die Kultfrage in der „Katechetik“

Wo Hirscher von der „Auswahl des katechetischen Stoffes“ spricht, nennt er den Kult der Kirche sehr betont „einen eigenen und hochwichtigen Gegenstand“ und meint:

„Was das Leben und die Institutionen der Kirche betrifft, so bemerke ich Folgendes: Der Katechet hat nicht bloß zu unterrichten, sondern fromme und thätige Christen zu bilden; muß seine Zöglinge also nicht bloß lehren, sondern in das lebendige kirchliche Leben einführen und darin heimisch und froh machen. Es ist mithin eben dieses Leben – es sind die heiligen Übungen und Gebete, es sind die heiligen Handlungen, Gebräuche und Ceremonien, was einen eigenen und hochwichtigen Gegenstand der katechetischen Belehrung und Einübungen ausmacht. Man denke an die hl. Messe und ihren reichen Ritus: sie muß erklärt werden. Man denke an sämtliche hl. Sakramente und die bei ihrer Ausspendung vorkommenden Gebete und Gebräuche: sie müssen erläutert werden. Man denke an die Adventszeit, an Weihnachten usw. und die kirchlichen Gewohnheiten und Übungen zu dieser Zeit: sie müssen verstanden werden. Man denke an die Fastenzeit, insbesondere an die Charwoche und den bedeutungsvollen Cult dieser Woche. Er muß Gegenstand der Unterweisung sein. Man denke an die vielen frommen häuslichen Gewohnheiten, an die in aller Mund lebenden Gebete usw. Die Katechumenen sollen sie fortführen, aber im Geist und der Wahrheit⁷⁰.“

Mit dieser Erklärung und Einübung in die gesamte Liturgie muß schon in der untersten Stufe der Volksschule begonnen werden, „versteht sich, nach ihrer Fassungskraft“, sie muß in den folgenden Stufen fortgeführt und erweitert werden und vor allem eine eingehende

⁷⁰ Katechetik 41840, 28 f. – Katechetik ist für Hirscher „Unterweisung zur Pastoration der Jugend“, nicht nur Unterrichtsanleitung. Vgl. Christl. Moral 51851, II, 49.

Sakramentserziehung umfassen⁷¹. Was die methodische Behandlung der liturgischen Unterrichtsgegenstände angeht, „so kann diese nicht angemessener geschehen als unter Grundlegung jener liturgischen Formulare, in deren Vollzug die Handlungen des Cultus bestehen. In diesen Formularen muß ja Sinn und Geist der hl. Handlungen ausgedrückt sein. Wer sonach diese Formulare versteht, versteht den Cultus und weiß, was noch mehr ist, diesen zu feiern. Der Katechet lehre sie folglich gehörig verstehen⁷².“

Aus der Zeitgeschichte zu verstehen ist Hirschers hier angemerkte Mahnung, „in Betreff des Abergläubischen und Segenslosen, was sich hinsichtlich des Cultus und seiner Formen vielfach in den Ansichten und Gewohnheiten des gemeinen Mannes vorfindet“, nicht rigoros vorzugehen – er denkt an die „seichte Aufklärerei, Verachtung der Altfrommen“, deren sich manche zu extremen Reformern in der jüngst vergangenen Zeit schuldig gemacht haben⁷³: „Wo der Katechet mithin Unhaltbares aufdecken und verwerfen muß, thue er es allezeit mit Milde und Schonung; namentlich lasse er dem ursprünglichen Zwecke dabei, der vormaligen Brauchbarkeit, dem Guten, was auch jetzt noch daran sei oder sein könnte, Gerechtigkeit widerfahren“. Hirscher erwähnt in diesem Zusammenhang den Rosenkranz und das Wallfahren. Es sind sehr beherzigenswerte Gedanken, die er grundsätzlich zu dieser Frage äußert, Gedanken und Mahnungen, die gerade heute Beachtung verdienen würden:

„Überhaupt ist es eine viel Zartheit fordernde Sache um die Aufklärung der Beschränktheit in den Ansichten über liturgische und überhaupt über religiöse Gegenstände. Wenn man vorher, ehe man aufklärt und wegschafft, nicht das Bedürfnis nach etwas Besserem erweckt und etwas Besseres wirklich gegeben hat, bewirkt man ohne Ausnahme nur dieses Doppelte: Entweder, daß die also Aufgeklärten mit ihrer bisherigen anererbten Beschränktheit auch ihren ganzen bisherigen Glauben, ihre Ehrfurcht und Frömmigkeit (seicht und leicht-

⁷¹ „Es liegt also alles daran, daß der junge Katechumene diese hl. Institutionen unseres Herrn gebührend auffassen und gebrauchen lerne. Es liegt um so mehr daran . . ., je um sich greifender die schreckliche Gewohnheit ihres Nicht-Gebrauches wird. Und lehrte der Katechet die jungen Gläubigen ihr Glauben, Hoffen, Lieben, Wirken und Dulden nicht in den hl. Sakramenten niederlegen, wecken, pflegen und leben – hätte er überhaupt ein lebendiges Christenthum und Christenleben gepfanzt? Und wozu diente dann der von Christus eingesetzte Kult?“ *Katechetik* 41840, 543.

⁷² Ebd. 296.

⁷³ Auch in der Konstanzer Reformbewegung gab es solche, von denen Wessenberg sich allerdings klar distanzierte.

fertig, wie sie sind) von sich thun; oder daß sie, in ihrem innersten Heiligthum verletzt, von dem Manne achtungs- und vertrauenslos zurücktreten, der ihnen die Religion und Weise der Väter verunglimpfen und rauben wolle. Ein Religionslehrer, der das Alterthum nicht achten lehrt, wirkt anti-katholisch⁷⁴.“

Von überraschender Aktualität sind Hirschers Vorschläge zur *Gestaltung einer eigenen Kindermesse*⁷⁵. Schon im Jahr 1826 hatte er darauf hingewiesen, daß hier ein leider kaum beachtetes pastorales Problem vorliege; es sei unverantwortlich, die Schuljugend zu zwingen, „einer unbrauchbaren Predigt und einem langweiligen Hochamt beizuwohnen – unvermögend, sich gehörig zu beschäftigen, und ohne daß doch der Kult sich um sie kümmert“⁷⁶. Er selbst schlägt vor: „Der Kinder-Cult muß mit dem katechetischen Unterricht und den einzelnen Katechesen Hand in Hand gehen: erhalten, pflegen, lebendig machen und im Leben bewahren, was diese gepflanzt haben“. Außerdem müßte die Kindermesse in ihrem Inhalt „Rücksicht auf die einfalenden kirchlichen Feste und Festzeiten“ nehmen. Zu beachten wäre ferner, daß die Kindermesse in ihrer Struktur der Gemeindemesse entsprechen muß, „denn man soll, wenn man in die Gemeinschaft der Erwachsenen übertritt, nicht wegwerfen müssen, was man bisher gelernt und gottesdienstlich geübt hatte, sondern nur in erweiterter und vollkommenerer Gestalt dasselbe wieder finden“. In der Kindermesse sollte man „Worte der hl. Schrift, klassische Sätze des Katechismus, prägnante Strophen geistlicher Lieder und Gebete unserer hl. Kirche“ zu einer geschlossenen Einheit zusammenstellen und bei allem auf eine kindertümliche Ausdrucksweise bedacht sein. Sehr wichtig ist die Erklärung und fast noch mehr die praktische Einübung in die würdige Feier der Kindermesse – auf beides ist genügend Zeit zu verwenden; „daß Vieles oder das Meiste dieser Formulare auswendig gelernt werden müsse, versteht sich hierbei von selbst“.

Hirscher erschien die Einführung einer eigenen Kindermesse so wichtig, daß er wünschte, „daß die *Bischöfe als Groß-Katecheten* ihrer Diözesen diesem Gegenstand die gebührende Aufmerksamkeit schenken und die in ihrer Hand liegenden Mittel zur Herstellung eines wahrhaft förderlichen Kinder-Gottesdienstes aufbieten“. Wie in so vielem, so blieb Hirscher auch in diesem Punkt ein ungehörter

⁷⁴ Katechetik 41840, 296. f.

⁷⁵ Ebd. 536–542.

⁷⁶ In einer Buchbesprechung in: ThQ 8, 1826, 324.

Rufer; was zu seiner Zeit und später als Kindermesse etwa in unserem „Magnifikat“ Aufnahme fand, war weit entfernt von seinen Vorstellungen, denen wir uns erst jetzt allmählich richtig öffnen⁷⁷.

Eingehende Überlegungen zu den *drei Jugendsakramenten: Firmung, Eucharistie und Buße*, schließen sich in Hirschers „Katechetik“ dem Kapitel über die Kindermesse an. Die religionspädagogischen und katechetischen Fragen, die zu diesen drei Sakramenten erörtert werden, müssen wir übergehen und können uns nur den Gedanken und Vorschlägen zuwenden, die Hirscher zum praktischen Vollzug derselben macht.

Als *Firmungsalter* schlägt er die Schulentlassung vor – in seiner Zeit sicher ein richtiger Gedanke –, „denn jetzt werden die Katechumenen sich selbst und ihrem Berufe übergeben“. Jetzt müssen sie „in die christlich-kirchliche Volljährigkeit eingeführt werden“; jetzt bedürfen sie „der Einweihung zu allem, was der auserwählte priesterliche Beruf des Christen und die Nachfolge des Meisters im Kampfe mit Welt und Teufel fordert“; jetzt müssen sie, „jeder in seinem Berufe, in die Welt eintreten und ihre Stellen darin einnehmen“⁷⁸.

Folgerichtig kommt Hirscher zu dem Schluß, die Firmung nicht mehr in den bisher üblichen langen Zwischenräumen, sondern womöglich jedes Jahr zu spenden. Da solch häufige Spendung dem Bischof allein nicht möglich ist, sollten andere Priester dazu bevollmächtigt werden. Die Bischöfe sollten darin keine Beschränkung ihrer Vorrechte sehen, es „hieß doch den kirchlichen Oberhirten das größte Unrecht anthun, wenn man glauben wollte, sie kennen eine höhere Rücksicht ihres Handelns als die größte Wohlfahrt ihrer Diözesanen... Es kommt also nur darauf an, daß sie das Heilsamere in der theilweisen Übertragung des Firmungsaktes an die Katecheten einsehen“⁷⁹. Auch als man diesen Vorschlag Hirschers heftig kritisierte, hielt er an ihm fest und verwies auf das Konzil von Trient, das den Bischof als „ordentlichen“ Administrator der Firmung erklärt hat, aber eben damit „ausdrücklich die Zulässigkeit einer außerordentlichen Administrationsweise ausgesprochen und so zu sagen vorbehalten“ habe⁸⁰.

⁷⁷ Vgl. Amtsblatt der Erzdiözese Freiburg 1969, Stück 28, 358: Meßfeier mit Kindern.

⁷⁸ Über die Problematik des Firmungsalters in heutiger Sicht vgl. Hermann König, Die Diskussion um das Firmalter, in: Sakrament der Mundigkeit, herausgegeben von Otto Betz, Verlag J. Pfeiffer, München.

⁷⁹ Katechetik 41840, 557.

⁸⁰ Ebd. 559.

Auf künftigen Diözesan-Synoden sollte diese Frage „zur gutächtlichen Erwägung“ vorgelegt werden⁸¹.

Entsprechend der damals allgemein üblichen Praxis bezeichnete Hirscher etwa das zwölfte Lebensjahr als geeigneten Termin zum *erstmaligen Empfang der Eucharistie*⁸². Dagegen tritt er sehr dafür ein, daß die Seelsorger alsbald die Kinder und Jugend zu „einem oftmaligen und würdigen Empfang dieses heiligsten Sakramentes“ zielstrebig anleiten: „Der Abendmahlsgenuß ist in unserer Zeit verhältnismäßig selten geworden; seine Beziehung zu einem lebendigen und thatkräftigen Christenthum in sehr außer Acht gekommen. Das soll nun wieder anders werden . . . Wenn der Clerus selbst (direkt oder indirekt) Schuld an der Abnahme der Communion hat, so weiß er nicht, was er thut, und das Salz ist dumm geworden“⁸³. Für die Kinder und Jugend sollten aber nicht nur öftere gemeinsame Kommunionfeiern stattfinden, „ich glaube vielmehr“, sagt Hirscher, „der Katechet sollte auch die Privat-Communion seiner Zöglinge befördern“ und „es ihnen besonders eindringlich aufgeben, zur Zeit der Versuchung, zur Zeit eingetretener Lauigkeit usw. mit dem Leib und Blute des Herrn sich zu stärken und vom Versucher zu befreien“⁸⁴.

Was die *Erstbeichte der Kinder* betrifft, so sagt Hirscher, „müssen wir zu einem lieber zu frühen als zu späten Gebrauch dieses Heilmittels rathen“; „das zurückgelegte achte Jahr“ könnte seiner Ansicht nach „der passende Zeitpunkt“ sein⁸⁵. In bezug auf die praktische Gestaltung der Erstbeichten (und der späteren Kinderbeichten) „wird der ganze Akt aus einem gemeinsamen und einem individuellen Theile bestehen; d. h. die Gewissenserforschung, die Reue, der Vorsatz, das Sündenbekenntnis ist bis auf einen gewissen Grad allen gemeinsam und wird darum auch gemeinsam und öffentlich vorgenommen. Dann aber hat jeder Katechumene in allen diesen Stücken auch seine eigenen Bedürfnisse und Anliegen. Insofern muß jeder Katechumene bei jedem derselben im Besonderen und individuell verweilen. Der öffentliche und private Theil des Bußaktes werden nun in der Art miteinander verbunden, daß bei jedem Bestandtheile desselben immer zuerst der allgemeine vorgenommen, dann der individuelle angeknüpft wird“⁸⁶.

⁸¹ Ebd. 558. – Mit der zu geringen Einschätzung des Firmsakraments befaßt sich Hirscher in den „Erörterungen“ II (1847) 17–19.

⁸² Katechetik 41840, 581.

⁸³ Ebd. 585 f.

⁸⁴ Ebd. 588.

⁸⁵ Ebd. 598.

⁸⁶ Ebd. 596 f.

Auch mit der reiferen Jugend sollte so verfahren werden – zu Hirschers Zeiten war dies noch durchaus möglich. Mit dem „gemeinsamen und öffentlichen Bußakt“ sollte der Versuch gemacht werden, „die unsägliche Flüchtigkeit- und Oberflächlichkeit“ der damaligen Privatbeichten zu beseitigen und zu einem auf das christliche Leben nachhaltiger einwirkenden Sakramentsempfang zu gelangen – ein großes Anliegen Hirschers, das ihm förmlich auf der Seele brannte. Die Anregungen Hirschers hinsichtlich der „öffentlichen Beicht“ sind zu seiner Zeit skeptisch aufgenommen und als unvereinbar mit der „wohlerprobten“ traditionellen Praxis bezeichnet worden – heute geht man weitgehend auf sie ein, wie die Diskussion über die „Allgemeinen Bußfeiern“ zeigt⁸⁷.

Sehr schöne Worte findet Hirscher in der „Katechetik“ für die „*häusliche Andacht*“ und die dem Katecheten hier erwachsende Aufgabe. „Die Familie ist die Kirche im Kleinen“, darum darf ein bestimmtes Maß gemeinsamer häuslicher Andacht in ihr nicht fehlen. Diese ist für Eltern und Kinder in gleichem Maß bedeutungsvoll und segensreich: Die Eltern können durch gemeinsames Gebet in der Familie ihre ganze Erziehungstätigkeit wirksam unterbauen und stützen, die Kinder selbst erfahren durch sie einen für das ganze Leben weiterwirkenden religiösen Impuls, der sich nicht zuletzt für das katechetische Wirken des Priesters vorteilhaft auswirken wird. So kann die sorgsame Förderung der Familienandacht keineswegs als nebensächlich betrachtet werden. Der Seelsorger wird aber nicht allein darauf achten, daß sie stattfindet, sondern ebenso ein Augenmerk darauf richten, „daß die häusliche Andacht rechter Art sei“. Es sollten nicht immer nur die althergebrachten häuslichen Andachtsübungen sein – etwa der Rosenkranz – man zeige, wie man sehr wohl zu Hause eine gute Andacht aus „den bei der öffentlichen Gottesverehrung gebräuchlichen Formularen“ selbst zusammenstellen könne; man verwende dabei auch Schriftlesungen. Immer wieder mahne der Katechet die Kinder zu wahrer Andacht des Herzens „und streite besonders gegen das krasse Lippengebet, welches bei den Hausandachten des gemeinen Volkes fast ohne Ausnahme herrscht“. Die Gebeterziehung, die der Seelsorger den Kindern zuteil werden läßt, muß er bewußt und zielstrebig „in den Katechesen für die Erwachsenen und in der Sonntags-Schule“ weiterpflegen. Vor allem dem Hausvater ist ernstlich ans Herz zu legen, daß er „bei der häuslichen Andacht so zu sagen der Priester

⁸⁷ Vgl. u. a. Lebendige Seelsorge (Oberrhein Pastoralblatt) 20 (1969) Marz-Heft, 3-7.

seiner Kinder und Angehörigen sei“. Dann aber auch: „Wie sehr ist dem Katecheten vorgearbeitet, wenn eine fromme Mutter ihm ihr Kind zuführt! Darum der Grundsatz: Wirke auf die Mütter und schaffe sie zu Pflegerinnen der jugendlichen Frömmigkeit von der frühesten Kindheit an“⁸⁸. Auch die Seelsorge unserer Tage sollte an diesen Worten des großen christlichen Erziehers nicht achtlos vorbeigehen.

II. Die Kultfrage in der „Christlichen Moral“

Nach Hirschers Konzeption ist es Aufgabe der Moraltheologie, „die Verwirklichung des göttlichen Reiches in der Menschheit“ allseitig darzustellen. Naturgemäß ist dabei eingehend von der Kirche zu sprechen. Zwar kann nur Gott allein *sein* Reich „verwirklichen“, aber in der Kirche hat Gott sich das Organ geschaffen, mittels dessen er unablässig an der Verwirklichung seines Reiches arbeitet. Sein Sohn war es, der näher bestimmte, auf welche Weise die Kirche dabei mitzuwirken hat. Ihr Auftrag ist, allen Menschen die *Lehre Christi* zu verkünden, den von ihm angeordneten *Kult* zu begehen und schließlich die ihr übertragene Leitungsgewalt (= *Disziplin*) auszuüben. Indem die Kirche diesen dreifachen Auftrag erfüllt, wird sie zur „Durchsäuerungskraft“, bestimmt, die unerlöste Welt zum göttlichen Reiche umzugestalten.

Der Dreieheit: Lehre, Kult, Disziplin, begegnen wir darum in Hirschers „Christlicher Moral“ an bestimmten Stellen immer wieder – soviel wir sehen, ist sie in der Abhandlung „Über einige Störungen in dem richtigen Verhältnis des Kirchentums zu dem Zwecke des Christentums“ (1823) erstmals verwendet worden. Grundgelegt ist der dreifache Auftrag der Kirche in den drei Ämtern Christi, die Hirscher eingehend im ersten Band seines Werkes bespricht⁸⁹. Das Wirken der Kirche in Lehre, Kult und Disziplin ist die Fortführung des Heilswirkens Christi an der Menschheit und darum, wie das Wirken Christi, ein „weltheilendes“ Wirken⁹⁰. Im zweiten Band, der „Das Werden des göttlichen Reiches“ behandelt, wird gezeigt, wie die Kirche durch Lehre, Kult und Disziplin die einzelnen Lebensalter (Kinder, Jugend, Erwachsene, Alte) in das göttliche Reich aufnimmt und darin erhält

⁸⁸ Katechetik 41840, 615–620.

⁸⁹ Christl. Moral 51851, I, 362–398.

⁹⁰ Hirscher unterscheidet eine „weltheilende Thatigkeit nach innen“ (an den Gliedern der Kirche) und eine „heilende und heiligende Thätigkeit nach außen“ (an den Nichtchristen und den von ihr Getrennten). Vgl. Christl. Moral 51851, II, 37 ff. und 340 ff.

und fördert. Der dritte Band zeigt „Das göttliche Reich in seiner Herrschaft“. Es stellt sich in der Kirche äußerlich dar „im gemeinsamen kirchlichen Symbolum“, im gemeinsamen Kult und im „äußeren Gemeinleben“, das von der Kirche durch ihre Leitungsgewalt (Disziplin) geordnet wird.

Es ist eine ganze Fülle von liturgischen Einzelfragen, auf die Hirscher in der „Christlichen Moral“ bald ausführlicher, bald auch nur im Vorübergehen zu sprechen kommt. Wir geben im folgenden eine Übersicht über die in den einzelnen Bänden (5. Auflage 1851) behandelten Gegenstände.

- | | |
|---------------|---|
| Bd. I, 309 | Ritus der alttestamentlichen Beschneidung |
| I, 322–325 | Die Sabbatfeier und die Feste in Israel |
| I, 325 | Die jüdischen Reinigungsriten |
| I, 325–327 | Der Opferkult im Alten Bund ⁹¹ |
| I, 327 | Vorschriften zur Reinerhaltung des Kultes in Israel |
| I, 362–398 | Das Hohepriesterliche Amt Christi ⁹² |
| I, 401 | Das Hohepriesterliche Amt Christi fortgeführt durch die Priester der Kirche ⁹³ |
| Bd. II, 27 f. | Die Priesterweihe |
| II, 38 | Die Taufe |
| II, 56–58 | Die Erstkommunion |
| II, 58–60 | Die Firmung |
| II, 77–81 | Messe, Kommunion und Beicht in der Seelsorge der Jugend ⁹⁴ |
| II, 104–121 | Messe, Kommunion und Beicht in der Seelsorge der Erwachsenen ⁹⁵ |
| II, 123 f. | Das Kirchenjahr |
| II, 125 f. | Die Zeremonien ⁹⁶ |

⁹¹ Text im Wortlaut oben.

⁹² Der lange Text ist gleichsam die bibeltheologische Grundlage seines vertieften Liturgieverständnisses.

⁹³ Text im Wortlaut unten.

⁹⁴ Hirscher ist überzeugt: „Solange die jungen Leute zum Tische des Herrn kommen, können sie sittlich nicht untergehen.“ Ebd. 81.

⁹⁵ Die Erwachsenen müssen einen *klaren Begriff* von der hohen Bedeutung der Messe haben und ebenso wie Kinder und Jugend zum *oftmaligen Empfang des Herrenmahles* ermuntert werden. „Der Geist der hl. Stiftung und der Wille des Stifters geht auf Anderes und lebendiger Christensinn treibt zu Anderem“ (als nur zur einmaligen Kommunion im Jahr). „Das hl. Opfer feiern und empfangen und Christsein ist gleichbedeutend . . . Warum also sovieler Laugkeiten hier? Und welchen Geist verrathen vollends die, welche, den öftmaligen Hintritt zum hl. Tische für Frommelei erklärend, müßig zusehen, wenn sich endlich alles auf den jährlich einmaligen gesetzlichen Abendmahlsgenuß reduziert?“ – Ebd. 117.

⁹⁶ Wort und Ritus an Zeremonien müssen, wenn gewandelte Zeitumstände es nahelegen, geandert oder auch durch Neues ersetzt werden: „Daraus folgt, daß die Kirche – ewig jung, wie sie ist – Formen, die für ihre Gegenwart ungenügend geworden sind, beseitigen und durch solche, die aus ihrer Gegenwart fließen, ersetzen muß. Man erweist der Kirche geringe Ehre, wenn man ihr eben in diesem Theile ihres Lebens fürdauernde Produktivität absprechen will, die man ihr doch wohl sonst auf das Eifrigste wird vindiciren müssen“ – Ebd. 126.

- II, 127 Liturgische Haltung des Priesters
 II, 127 f. Verhalten des Volkes zum Kult ⁹⁷
 II, 129–131 Gotteshaus – Bilder – Gemalde ⁹⁸
 II, 131–134 Das Wallfahren ⁹⁹
 II, 140–143 Das Breviergebet ¹⁰⁰
 II, 158–165 Sonntag – Feiertage – heilige Zeiten
 II, 322 f. Die Krankenölung
 Bd. III, 229–250 Gottesverehrung durch das Wort (Gebet) ¹⁰¹
 III, 250 Die Kultversammlungen
 III, 251 f. Das Haus Gottes
 III, 252–254 Priester und Altar ¹⁰²
 III, 255–259 Das große Opfer Christi ¹⁰³
 III, 261 f. Das Kirchenjahr
 III, 262 f. Die Volksandachten ¹⁰⁴
 III, 262 f. Die Benediktionen
 III, 263 f. Die Zeremonien ¹⁰⁵

Daß man in Hirschers „Christlicher Moral“ Kuldfagen so häufig und in so konkret-praktischer Form begegnet, hängt – wir deuteten schon darauf hin – mit der theologischen Grundkonzeption des zu seiner Zeit sehr berühmten Werkes zusammen. Für Hirscher ist Moraltheologie mehr als eine christliche Pflichtenlehre und scholastische Kasuistik¹⁰⁶. Für ihn ist „christliche Moral die wissenschaftliche Erkenntniß (und Lehre) von der durch Christus vermittelten wirklichen Wiederkehr des Menschen zur Kindschaft Gottes“¹⁰⁷, oder anders

⁹⁷ Hirscher sieht deutlich die Gefahr eines bloßen Ritualismus, vor dem das Volk allein geschützt ist, wenn es zum richtigen „Verständniß seines Gottesdienstes“ geführt wird.

⁹⁸ Hirscher fordert *würdige und schöne Gotteshäuser*: „Fern sei Verschwendung und Beeinträchtigung anderer unverletzlicher Pflichten, z. Bsp. gegen die Armen. Aber was ein engerherziger, ideenleerer Oekonom projektirt und als genügend erfinden mag, ist darum noch nicht gerechtfertigt oder zulässig.“ – Ebd. 129. – Hirscher mag hier an so manche vom Staat damals gebauten neuen Kirchen in Baden denken, bei denen die Innenausstattung mitunter recht kummerlich war. Vgl. *Josef Sauer*, Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden, Freiburg 1933 – passim.

⁹⁹ Hirscher will das Wallfahren nicht verwerfen, da es zweifellos Segen stiften kann, rat aber von einer allzu eifrigen Betriebsamkeit auf diesem Gebiet entschieden ab. Ebd. 133 f.

¹⁰⁰ Text im Wortlaut unten.

¹⁰¹ Hirscher hat dabei das private und gemeinsame Gebet im Auge. Eingehende Gebetsziehung ist unerlässlich für die rechte Mitfeier der Liturgie.

¹⁰² Priesterlichen Charakter haben auch die Laien in der Kirche, und ihr Opferaltar ist dort. „wo wir uns selbst darbringen“, im Schaffen und Leiden des Alltags.

¹⁰³ Text im Wortlaut oben.

¹⁰⁴ Sie sollen inhaltlich vor allem auf die Eucharistie und den Gang des Kirchenjahrs bezogen sein.

¹⁰⁵ Zeremonien sollen „die Gebardensprache der Andacht“ sein: „Wo fühlt eine Seele lebendig, und es thut sich nicht in ihren Mienen und Gebärden kund?“ – Ebd. 264.

¹⁰⁶ Mit großer Schärfe kritisiert Hirscher diese Art der Moraltheologie in der Schrift „Über das Verhältnis des Evangeliums zu der theolog. Scholastik“ (1823) 3 f., 188–207.

¹⁰⁷ Christl. Moral 51851, I, 3.

ausgedrückt: von der Aufnahme des Menschen in das göttliche Reich und seinem Leben in diesem Reich. Bei solcher Begriffsbestimmung muß das moraltheologische Denken sich zwangsläufig sowohl der Bibel wie der Liturgie weit mehr zuwenden als eine scholastisch konzipierte Moral, von der philosophischen Ethik ganz zu schweigen¹⁰⁸. Darum empfindet man die Hereinnahme der Fragen um den Kult der Kirche nicht als gezwungen und als vielleicht entbehrliches Beiwerk, sondern als logische Folge eben der theologischen Grundkonzeption des Werkes. Kult im ganzen Umfang des Wortes macht zusammen mit Lehre und Disziplin der Kirche die göttliche „Durchsäuerungskraft“ aus, die der Kirche anvertraut ist, um christliche Religiosität und Sittlichkeit zu begründen und zur Entfaltung zu bringen. Es bleibt ein unbestreitbares Verdienst Hirschers, auf diese Weise das Bewußtsein von der umfassenden Bedeutung der Liturgie wachgehalten zu haben zu einer Zeit, da man vor lauter Neuscholastik den Blick dafür zu verlieren drohte und tatsächlich weitgehend verloren hat.

Diesen Abschnitt mögen zwei weitere Texte aus der „Christlichen Moral“ abschließen. Im ersten schildert Hirscher die *Weiterführung des Hohepriesterlichen Amtes Christi durch den Dienst der Priester*:

„So geht Jesus Christus für und für in der Welt umher als der Hohepriester – als der Versöhner, als der Heilig- und Seligmacher der Welt. Er thut es abermals durch die an Seiner Statt gesetzten Priester und den von Ihm gesendeten ewig bleibenden heil. Geist. Tag für Tag erneuert Er unter sichtbarer Vermittlung der Priester seinen blutigen Versöhnungstod in Mitte und vor den Augen aller Welt; Tag für Tag bringt Er durch sie im Angesichte der Gläubigen seinen unendlichen Gehorsam und seine allaufopfernde Liebe dem Vater dar als Sühne für den Ungehorsam und die Selbstsucht der Welt¹⁰⁹; Tag für Tag wäscht Er durch sie im Bade der Wiedergeburt alle reumüthig

¹⁰⁸ Über „das moraltheologische Programm J. B. Hirschers“ orientiert ausführlich *Adolf Exeler*, 89–224.

¹⁰⁹ In der Leistung dieses Gehorsams und dieser Liebe muß man nach Hirscher die eigentliche Sühnetat Christi erblicken, aus der unsere Erlösung fließt. Es sei nicht richtig, wenn man zu einseitig vom blutigen Sterben Jesu als Quell der Erlösung spreche, denn das Blut Christi als solches sei nur „Manifestation des unbedingten Gehorsams und der aufopferndsten Menschenliebe. Der Herr war seinem himmlischen Vater ein wohlgefalliges Opfer, wiefern sein Tod den Geist dieses Gehorsams und dieser Liebe in sich trug, und Theil an diesem Erlösungstode kann nur haben, wer und sofern er desselben sich eben in diesem Tode offenbarenden Geistes habhaft wird . . . In dem Blut als solchem darf man nun einmal die Versöhnungskraft nicht suchen“ – in: „Über das Verhältnis des Evangeliums zu der theolog. Scholastik“ (1823) 36. – Mit solchen Gedanken steht Hirscher überraschend in Übereinstimmung mit *Josef Ratzinger*, Einführung in das Christentum 41968, 231–233

und gläubig Nahenden von ihren Sünden rein und schafft sie um zu geliebten Kindern Gottes; Tag für Tag nährt Er durch dieselben Priester in der Speise seines Leibes und Blutes zum gottinnigen, gottkräftigen, seligen und unsterblichen Leben; Tag für Tag steht Er den Leidenden und Sterbenden durch sie zur Seite, dieselben bereitend zum Übergang in das Land der Verheißung. Aber indem Er das alles Tag für Tag durch seine Priester thut sichtbar, so thut Er es stets zugleich unsichtbar durch seinen heil. Geist. Dieser ist es, welcher die Priester selbst zu ihrem hohen Amt weiht und heiligt. Aber mehr noch: welcher dem, was dieselben im Namen des Herrn äußerlich sprechen und thun, jene innere Kraft und Wirksamkeit mitteilt, als hätte es Jesus Christus selbst (als das Leben der Welt) in göttlicher Macht und Liebe gethan. Er ist es, welcher die Seelen neuschafft, welcher sie im Stande der Heiligung erhält und fördert, sie tröstet und durch die Zuversicht der Kindschaft bei Gott und des ewigen Lebens beseligt¹¹⁰.“

Hirscher hebt stark das im priesterlichen Dienst vor sich gehende Wirken des Heiligen Geistes hervor – immer wieder wenden sich seine Gedanken diesem Thema zu¹¹¹.

Auch im folgenden Text ist von den Priestern der Kirche die Rede, näherhin von ihrer *Verpflichtung zum täglichen Breviergebet*:

„Wenn der Geistliche ein Mann des Gebetes sein soll, so begreifen wir den Sinn und Willen der Kirche beim Breviergebet¹¹² . . . Sie will damit nichts anderes als eben, daß der Geistliche ein Mann des Gebetes sei. Und nun wird es leicht sein, die Frage zu beantworten, ob man im Gewissen verpflichtet sei, das Brevier zu beten. – Es kann diese Frage einmal soviel heißen: ob der Seelsorger verpflichtet sei, seinen Angehörigen das Beispiel eines abwechselnd zwischen Arbeit und Gebet getheilten Lebens zu geben. Wer wird das verneinen? . . . Es kann die Frage auch heißen: ob der Clerus der höheren Weihen an diese bestimmten Stunden und Formeln gebunden sei. Was nun festgesetzte Tagzeiten betrifft, so wissen wir, daß viele, ja die meisten ohne feste Tagesordnung zu nichts, und so auch nicht zum Gebete kommen. Das Gebot der Kirche ist ihnen darum um so heiliger, weil es bloß ihrer Schwachheit zu Hilfe kommt. Andere sind im Gebete so heimisch, daß

¹¹⁰ Christl. Moral 51851, I, 401.

¹¹¹ In der Schrift „Über das Verhältnis des Evangeliums zu der theolog. Scholastik“ (1823) 39–57, in den „Erörterungen“ I (1846) 136–154, in der „Christl. Moral“ 51851, I, 398–405, um nur diese Stellen zu nennen.

¹¹² „Er schämt sich nicht, der innigste und frommste Beter der ganzen Gemeinde zu sein“, meint Hirscher vom Priester, vgl. Christl. Moral 51851, III, 679.

sie viel öfter beten, als das Kirchengesetz vorschreibt . . . Noch andere sind so sehr mit Berufsgeschäften überhäuft, daß es ihnen nicht möglich wird, dem Buchstaben des Gebotes nachzukommen; doch kommen sie dem Geiste desselben nach, denn ihre gesamte Pastoration ist ein stehendes Gebet: mit Gott angefangen, im fürdauernden Aufblicke zu Gott geübt, und alltäglich vor Gott niedergelegt . . . Sie werden Entschuldigung finden.

Was die Formulare betrifft, so ist wohl zu wünschen, daß der Clerus durchaus fähig sein möchte, gleichwie frei aus dem Geiste zu beten, also auch den entsprechenden Ausdruck selbst frei zu schaffen. Wäre derselbe wirklich so weit, so dürfte die Kirche nicht gemeint sein, ihn durch festgestellte Formulare zu fesseln . . . Allein, wer (selbst unter den Geistvolleren) bedarf nicht einer äußeren Unterstützung in seiner Andacht, einer von außen belebend einwirkenden Form? Kirchliche Gebetsformulare (ein Brevier) bleiben also selbst für die Trefflichsten etwas Willkommenes. Aber wieviele, schwächeren Geistes, sind unbedingt eines Formulars, an das sie sich anschließen, benöthigt? . . .

Allerdings ist zu wünschen und zu fordern, daß ein Buch, welches die tägliche Andacht des gesamten Hirtenstandes und damit den eigentlichen Lebensgeist seiner Thätigkeit vermitteln soll, diesem Zwecke so gut, als es immer von einem Menschenwerke erwartet werden darf, entspreche. Daß das dermalige Brevier der Verbesserung bedürfe, beweisen verschiedene kirchlich gutgeheißene dießfällige Versuche. Was ich mit Rücksicht auf den Curat-Clerus namentlich wünsche, ist *Abkürzung*. Wenn ich von der Idee eines christlichen Gebetes nicht abgehen darf, so fordere ich, daß jede Gebetsstelle mit hellem Bewußtsein ihres Sinnes und mit entsprechender Anmuthung des Herzens gesprochen werde. Will nun z. Bsp. von einer langen Reihe für einen Tag angesetzter, zum Theil großer Psalmen jeder Vers mit hellem Bewußtsein seines Sinnes gesprochen werden, wieviele Zeit wird man brauchen! Wo nähme der Seelsorger alltäglich diese Zeit her? Ich weiß wohl, daß, wer nur in betender Stimmung seine Horen rezitirt, auch betet . . ., aber daß solches Rezitiren der christlichen Gebets-Idee entspreche, kann nicht zugestanden werden. Auch ist nicht zu vergessen, daß stets neben dem vorgeschriebenen auch das freie Gebet seine Zeit haben muß¹¹³.“

Deutlich ist hier ausgesprochen, daß Hirscher einerseits an der Institution des Breviers als solcher festhält, andererseits aber die Mängel in

¹¹³ Christl. Moral 51851, II, 140-143.

seiner überlieferten Gestalt nicht übersieht. In einer früheren Auflage hatte er hier den ausdrücklichen Wunsch geäußert, das Brevier nach Inhalt und Dauer neu zu gestalten¹¹⁴. Kritische Bemerkungen in dieser Hinsicht finden sich auch sonst bei ihm: er stößt sich an den oft wenig sinnvollen Antiphonen und Responsorien, an der viel zu geringen Verwendung der Schrift, an den unkritischen Heiligenbiographien, an den allegorischen Väterlesungen, an manchen Psalmen, die er in einem „christlichen Andachtsbuch“ fehl am Platz findet¹¹⁵. So sehr Hirscher schon früh einer Brevierreform das Wort redete und mit den Kritikern des Breviers grundsätzlich einig war, ebenso entschieden warnte er vor der Gefahr der Gebetsvernachlässigung als Folge des Unbehagens am überlieferten Breviergebet: „Was ist denn ein Geistlicher, der nicht Freude an alltäglichem, oftmaligen Gebete, frommer Lektüre und geistlicher Betrachtung hat!“¹¹⁶ Eine rigorose Brevierverpflichtung lehnt Hirscher jedoch ab.

Wie eben beim Brevier, war das Thema Liturgiereform im Verlauf unserer Untersuchung bereits mehrmals angeklungen – nun möchten wir uns diesem Gedankenkreis ausführlich zuwenden. Hirscher war von allem Anfang an unbeirrbar davon überzeugt, daß beim Kult der Kirche nicht alles bleiben könne und dürfe, wie man es vorfand. Auch J. M. Sailers sehr zur Vorsicht und Zurückhaltung mahnende Betrachtung zu diesem Problem konnte ihn offenbar in dieser Überzeugung nicht erschüttern¹¹⁷.

114 Christl. Moral 21836, II, 315. – Skeptisch bemerkte der ehemalige Besitzer meines Exemplars an dieser Stelle: „Aber bis wann? drey Tage nach der Ewigkeit – wie bei allem!“ Tatsächlich geht die Kirche erst in unseren Tagen an eine Brevierreform, wie Hirscher sie wollte.

115 In einer Buchbesprechung in: ThQ 7, 1826, 315 f.

116 Ebd. 316. – Eingehend befaßt sich Hirscher mit Meditation und Gebet der Priester in der Abhandlung „Über die Lectür der Geistlichen – zunächst der katholischen“, in: ThQ 4, 1822, 645–650. Hauptquelle der Meditation soll das Buch der Bücher sein: „Nun denn, wer von der heil. Schrift läßt, was meditirt er denn? welches ist der Faden, an dem er sich aus den tausend Irrgängen der Zerstreuungen herausfindet und zu sich selbst einkehrt? . . . Wodurch fühlt er sich stets überzeugter von der unendlichen Weisheit und unaussprechlichen Barmherzigkeit Gottes in seinen Rathschlüssen, Anordnungen und Werken zum Heil der Welt? wodurch wird er stets glücklicher in seinem Berufe, sofern dieser ihm eine Theilnahme an der Vollführung der göttlichen Rathschlüsse gewährt?“ – Ebd. 647.

117 Obwohl Sailer sich über die Revisionsbedürftigkeit vieler kultischen Dinge klar war, war er doch im Zweifel, ob der Zeitpunkt für weitergehende Reformen schon gekommen sei. Das trifft bestimmt für die Meßreform zu. Neue Beiträge, a. a. O. 273. Für das Rituale hielt er es dagegen für „entschieden“, daß dessen Totalrevision und deutsche Fassung nicht mehr länger auf sich warten lassen sollte. Ebd. 281 f.

Gedanken, Wünsche und Vorschläge zu einer Kultreform

Bereits in seiner ersten Publikation „Missae genuinam notionem . . . aus dem Jahr 1821 hat Hirscher das Anliegen der Kultreform wohlüberlegt und klar ins Auge gefaßt – es wird über diese wichtige Reformschrift eigens zu reden sein. Im gleichen Jahr erschien von ihm die Abhandlung „Über Pastoral-Gemeinschaft“¹¹⁸. Mehr beiläufig kam er auch hier auf dieses Thema zu sprechen. Unter die auf den Kleruskonferenzen eingehend zu behandelnden Beratungsgegenstände sollten, so meinte er, auch die bedeutungsvollen Fragen der Liturgie und ihrer zeitgemäßen Umgestaltung aufgenommen werden. Man solle gemeinsam überlegen und praktische Vorschläge ausarbeiten, wie man die bestehenden „Formularien für die verschiedenen gottesdienstlichen Handlungen“ verbessern könne: „Wie vieles hätte man hier nicht zu thun! Und warum sollten sich die Seelsorger damit nicht beschäftigen? Und warum sollten die Oberen solche Beschäftigung nicht gerne sehen? Wie anders wird man am Ende zu einer reichen Sammlung mannigfaltiger und trefflicher Formularien für den Cultus gelangen, als wenn aus unzähligen Versuchen die gelungenen ausgehoben und etwa noch vervollkommnet werden?“¹¹⁹ Hirscher wollte damit keinerlei Willkür und Eigenmächtigkeit auf liturgischem Gebiet das Wort reden; die Einführung neuer liturgischer Formulare sollte und konnte nur durch die dazu legitimierten Instanzen geschehen. Er selbst hatte zu dieser Zeit bereits Vorschläge für einen neuen Meßritus ausgearbeitet und in „Missae genuinam notionem . . .“ veröffentlicht¹²⁰.

In breiter Ausführlichkeit wird unser Thema in der großen Abhandlung „Über einige Störungen in dem richtigen Verhältnis des Kirchentums zu dem Zwecke des Christentums“ zur Sprache gebracht¹²¹. Der erste Teil bringt eine kritische Bestandsaufnahme der wunden Punkte auf dem Gebiet des bestehenden Kultus, im zweiten Teil macht Hirscher praktische Vorschläge zu dessen wirksamer Erneuerung.

¹¹⁸ In: ThQ 3, 1821, 447–462.

¹¹⁹ Ebd. 460.

¹²⁰ Vgl. unten S. 415 ff

¹²¹ In: ThQ 5, 1823, 193–262, 371–420. Die Liturgiereform wird auf den Seiten 219–233 und 389–399 behandelt.

Einen ersten wunden Punkt sieht Hirscher in der *zu starken Hervorhebung der Wirksamkeit der Sakramente ex opere operato*. Diese führt zwangsläufig zu einer unstatthaften Vernachlässigung der eigenen religiös-sittlichen Anstrengungen und ist dadurch schuld daran, daß „der Zweck des Christentums“, nämlich die echte Christwerdung des Menschen in lebendigem Glauben, tätiger Liebe und beharrlicher Hoffnung, nicht in dem wünschenswerten Ausmaß erreicht wird. So kann es sein, daß trotz öfteren Sakramentenempfangs kein eigentliches „religiöses Leben“ entsteht. Zwar muß an der Wirksamkeit *ex opere operato* selbstverständlich festgehalten werden, aber ebenso stark müßte „das Wechselseitige, das im sakramentlichen Akte sich vereinigt“, also auch die notwendige ernstliche eigene Bemühung, immer wieder hervorgehoben werden, denn:

„Wie bald mag der sinnliche und bequeme Mensch dieses Wechselseitige . . . übersehen und allein auf die Thätigkeit von Seite Gottes merken! Wie schnell muß dann das Sakrament ein Zauberakt werden, welcher, abgesehen von allem anderen, innerlich, und eben daher nothwendig wirkt! Und wirkt es einmal *ex opere operato*, d. h. nothwendig, so kann man auch seiner wohlthätigen Wirkungen nicht, oder doch nicht ganz verlustig werden, sobald man es nur empfängt. Welcher Nachtheil nun aber, wenn einmal eine solche Ansicht Raum gewonnen hat, für den Zweck des Christenthums erwachsen müsse, liegt klar vor Augen . . . Nichts zu sagen von dem Schaden, welcher darin liegt, daß itzt von allem religiösen Leben, das unter Vermittlung des Sakraments gelebt werden konnte und sollte, ohnehin keine Rede sein kann . . . Daß aber eine solche Ansicht gar wohl aufkommen möge, erhellet auch daraus, daß dieselbe desto näher liegt, je mehr die Kirche den richtigen Begriff von der mit den sakramentlichen Akten verbundenen übersinnlichen Kraft und göttlichen Wirksamkeit gegen jede bloß symbolische Bedeutung derselben zu vertheidigen veranlaßt wird. Umso mehr nämlich gewöhnt man sich, diese Wirksamkeit einerseits mit starken Ausdrücken zu bezeichnen, andererseits mit Vorzug ins Auge zu fassen. Da die Kirche nun wirklich den diesfälligen echten Lehrbegriff im Laufe von Jahrhunderten zu vertheidigen hatte, so darf man sich über einseitige Ansichten in diesem Punkte gar nicht wundern, wenn man vollends hinzunimmt, daß sich theils das Ansehen, theils andere Interessen des Clerus bei dieser Einseitigkeit zugleich gefördert sahen. Daher kömmt es denn auch, daß nicht nur die vergangene Zeit sehr verkehrte Ansichten von den Sakramenten und der Natur ihrer Wirksamkeit hatte, sondern auch noch in unseren

Tagen der wahre Sinn der sakramentlichen Wirksamkeit *ex opere operato* wenigstens im Volk keineswegs hinreichend bekannt ist¹²².“

Einen zweiten Übelstand muß man darin erblicken, daß in der üblichen kirchlichen Praxis zu einseitig von der Notwendigkeit der „äußeren öffentlichen Religionsübung“ und *zu wenig von der ebenso notwendigen persönlichen und häuslichen Frömmigkeitspflege gesprochen wurde*. Die Folge war, daß man die besonders eifrigen Besucher der öffentlichen gottesdienstlichen Veranstaltungen auch als die besonders „vorzüglichen Christen“ ansah und ferner dem Trugschluß verfiel, die bloße äußere Teilnahme für das Vorhandensein echter Religiosität zu nehmen:

„Auf diese Weise gewöhnt sich dann das Volk sehr bald, nur noch, oder doch fast allein von jenen Stunden der Andacht zu glauben, daß der Mensch sich darin Gott nahen könne, welche öffentlich unter der Leitung des Geistlichen und mit gewissen Gebräuchen gehalten werden. Unvermerkt wird sodann noch der öffentliche kirchliche Ritus der Andacht für die Andacht selbst genommen: und Stunden der Andacht sind nun Stunden äußerer öffentlicher Religionsübung, bei welchen man die Übung selbst für die Sache nimmt und ein eifriger Christ zu sein sich schmeichelt, indem man ihnen beiwohnt. Das Wesen der Andacht aber wird auf solche Weise gänzlich verloren: Eine äußere Übung drängt sich an ihre Stelle, und die Pflege derselben in stiller Kammer steht ungebührlich zurück vor öffentlichen Religionsakten, welchen man als solchen überhaupt eine innere Kraft zuzuschreiben gewöhnt worden ist¹²³.“

Drittens muß geradezu von einer „*Entgeistigung des Cultus*“ gesprochen werden, bedenkt man das weitverbreitete, im Grunde unchristliche religiöse Leistungsdenken und die schiefen Begriffe von *Gottesdienst*, die allenthalben anzutreffen sind. Betrachtet man die öffentlichen Religionsübungen als „bloße religiöse Leistungen“, so haben jene „ihre höhere Beziehung und Bedeutung“ verloren, die allein darin bestehen kann, „Glauben, der in Liebe thätig ist“¹²⁴, zu erwecken und zu befestigen:

„Eben weil die religiösen Versammlungen und Übungen als ein äußerliches, seinen Zweck in sich selbst tragendes Werk angesehen und als eine kirchliche Leistung betrachtet werden, so entsteht, sobald man

¹²² ThQ 5, 1823, 221–223.

¹²³ Ebd. 225 f.

¹²⁴ Formulierung in *Christl. Moral*, 51851, III, VI (Inhaltsverz.)

das Volk zu diesen Leistungen mit strenger Rede und unter Androhung von Strafen auffordert, . . . umso mehr der Begriff eines Dienstes, welchen man in und mit diesen religiösen Leistungen dem höchsten Wesen schuldig sei und abtrage, je leichter es geschehen kann, daß sich die Geistlichkeit selbst gerade in Zeiten vorherrschender Dienstbarkeit solcher Beweggründe bediene, welche so wie die dabei gebrauchten Ausdrücke, diesen Wahn zu erzeugen und zu unterhalten gemacht sind. Itzt also verwandeln sich die Akte des Cultus, nachdem sie ihre höhere Bedeutung und Beziehung bereits verloren haben und bloße religiöse Leistungen geworden sind, noch weiter in Frohndienste, die man Gott abzutragen habe. Wer in diesen Diensten nun der eifrigste ist, ist auch der Gott wohlgefälligste; durch diese Dienste läßt sich das höchste Wesen besänftigen und gewinnen; auf sie aber ist es eifersüchtig, und der Vernachlässiger hätte furchtbare Strafen zu gewärtigen. Es ist unnöthig zu bemerken, wie durch diese und die unmittelbar vorausgegangene Bedeutung, welche der Cult in den Augen des Volkes so leicht gewinnt und zu allen Zeiten mehr oder weniger wirklich gewonnen hat, der Zweck des Christenthums zerstört werde. Das Kirchentum – angeordnet, die Erfüllung dieses Zweckes fürdauernd zu vermitteln, hat sich hier in ein Institut äußerlicher Übungen und in eine heilige Frohnanstalt verwandelt, wo die Religiosität etwas Äußerliches, und dieses Äußerliche ein dem höchsten Herrn zu leistender Dienst ist. Zerstörender als durch diese Entgeistigung des Cultus kann das Kirchentum auf das Kommen und Sein des göttlichen Reiches unter uns nicht wirken. Glauben, Liebe und Hoffnung versinken im Sinnendienst¹²⁵.“

¹²⁵ ThQ 5, 1823, 226 f. – Begünstigt man solches kirchlich-religiöses Leistungsdenken, so erzieht man die Christen zu „Werkzählern“ und damit zu einer mit dem Geist des Evangeliums unvereinbaren Haltung. Hirscher schreibt dazu an einer anderen Stelle: „Eine Folge der Pflichtenlehre des Verf. (sc. des erwähnten französischen Katechismuswerkes, vgl. oben 347) scheint diese zu sein, daß er seine Zöglinge zu Werkzählern macht und sie veranlaßt, ihre Verdienste vor Gott durch die Addition ihrer pflichtlichen Handlungen zu bemessen . . . Somit ist dann dort der größte moralische Reichtum zu finden, wo die meisten guten Werke sind; und wer nur wenige hat, ist wenigstens nicht ganz arm . . . Solches hat dann aber nicht geringe moralische Nachtheile. Furs erste, wo ist bei diesem Werke- und Verdienstesammeln der Geist wahrer Gottes- und Nächstenliebe? . . . Furs zweite: Da man demnach auf die mannigfaltigen guten Werke anträgt, welche Gebote werden am genauesten vollzogen? Antwort: die kirchlichen! Ihr Vollzug kostet die wenigste Überwindung des Egoismus; und da man zugleich in kirchlichen Werken am schnellsten einen großen Reichtum sammeln kann, so werden sie begreiflich vor allen anderen mit Genauigkeit verrichtet werden . . . sich darum für gute Christen haltend . . . Doch neben solcher Täuschung . . . hat eine die Werkheiligkeit begünstigende Pflichtenlehre noch diese weitere nachtheilige Folge, daß sie den Menschen gern zum geistlichen Stolz verleitet. Die lange Reihe seiner guten Werke überschauend, durfte dieser sich leicht erheben und sprechen: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere

An vierter Stelle muß man die zweifellos schädliche *Überbewertung von „äußerem Glanze und reichem Gepränge“* im Gottesdienst nennen. Die Versuchung dazu ist groß; ihr nachzugeben, wäre aber Abfall von der wahren Idee christlicher und katholischer Gottesverehrung. Das Ende wäre „barer Ethnicismus“, während christliche Gottesverehrung wesentlich „Anbetung im Geiste und in der Wahrheit“ sein muß, mit der sich zwar eine „angemessene“ würdige und schöne Aufmachung sehr wohl verträgt, niemals aber ein Übermaß an Glanz und Gepränge:

„Theils darum, weil der Cult ein Dienst sein soll vor dem höchsten Wesen, vor welchem also mit einem seiner Majestät würdigen Glanze zu erscheinen ist; theils darum, damit der sinnliche Mensch zu ihm herbeigezogen werde, theils auch darum, weil die Diener des Höchsten, die Menschen sind, sich auch wie andere Menschenkinder in äußerer Pracht gefallen, wird der Cult leichtlich mit möglichem äußerem Glanze und Gepränge ausgestattet . . . Allein, ist es der äußere Glanz, durch den man sich Gott wohlgefällig machen kann? Soll man die Frequenz der dem Culte Anwohnenden auf den Kitzel der Sinne gründen? Und, was hat die Eitelkeit des Liturgen mit dem Zwecke der Liturgie zu schaffen? Wenn man daher in der Kirche, d. h. wenn die Organe des Kirchthums – die Geistlichen – von der Idee des höchsten Wesens so sehr abfallen, daß sie in der Voraussetzung, äußerer Glanz sei ihm wohlgefällig, alles aufbieten (nicht nur, um den Cult würdig und die sinnliche Darstellung des Übersinnlichen diesem angemessen zu machen, sondern) um seinen Dienst mit Prunk auszustatten; wenn sie ihre eigene Bestimmung so weit aus den Augen verlieren, daß sie, ihrer Eitelkeit nachgebend, einen großen Theil des vor Gott entfalteten Pompes auf sich herüberleiten, sich selbst dienen lassend; wenn sie, zu bequem, durch mühsame religiöse Erziehung ein geistiges Bedürfniß für den Cult zu erzeugen, bloß durch Sinnenreiz zu demselben anlocken, so ist das, was an sich gut ist, verderbt und das Kirchenthum von dieser neuen Seite dem Zwecke des Christenthums unsäglich nachtheilig geworden . . . Dieser eben genannte, für das Reich Gottes aus dem Kirchenthum so leicht hervorgehende Schaden

Leute . . . Und wenn er auch nicht mit durren Worten so sagt, so mag er doch leicht dasselbe in dunkler Selbstgefälligkeit bei sich unterhalten. Der Stolz ist nämlich der tiefste und letzte Feind des Menschen. Darum haben wir es nie guthießen können, wenn der Verf. so manchmal vom Verdienstesammeln sprach und von dem Schatze guter Werke. Unendlich besser ist die stete Hinweisung auf das Wort: Wenn ihr alles gethan, was euch befohlen worden, so sprecht: Wir sind unnutze Knechte“ Über das Verhältnis des Evangeliums zu der theolog. Scholastik (1823) 194–196.

wird übrigens gerade umso leichter übersehen und verkannt, als die Sinnlichkeit aller Interessenten dabei befriedigt, die Gottesverehrung von der Moralität getrennt und dadurch bequem gemacht, auch dem sinnlichen Menschen unzweifelhaft geworden ist, der liebe Gott könne und werde sich über solche Pracht und Aufwand erfreuen, daraus die Ehre und Huldigung entnehmen, welche ihm seine Geschöpfe darbringen, und sie hinwiederum mit gnädigem Auge ansehen. Damit ist dann aber das Christenthum barer Ethnicismus geworden¹²⁶.“

Der fünfte, vielleicht schwerwiegendste Mißstand ist die „*Unbeweglichkeit*“ und „*Erstarrung*“ des *überkommenen Kultus*. Sträubt man sich weiter gegen gewisse zeitbedingt notwendige liturgische Reformen, so wird man dadurch nur immer mehr Menschen dem Kult der Kirche entfremden, weil sie diesen in seiner aus längst vergangenen Zeiten stammenden sprachlichen und rituellen Einkleidung nicht mehr verstehen. Solche „*Stagnation in der Liturgie*“ muß um der Religion selbst willen überwunden werden, neue Ausdrucksweisen sind ein Gebot der Stunde, die Menschen einer andersartigen Zeit und Denkweise haben ein Anrecht darauf. Wenn das aber so ist, sollte man nicht mehr von „*Verbrechen*“ reden, wenn Versuche zu einer Kulturreform ermutigt und zur Diskussion gestellt werden:

„Es wurde schon oben bemerkt, daß dem Kirchentum eine gewisse Unbeweglichkeit nahe liege und die Gefahr der Erstarrung. Wenn die Kirche nun gewisse Formen des Cultus (Worte oder Gebräuche) . . . in jeder künftigen Zeit festhalten und keineswegs (obwohl jene Formen Gegenstände des Geschmacks sind) dem veränderten Urtheil eines späteren Jahrhunderts sich bequemen will, so wird sie durch solche Unbeweglichkeit erst die Gebildeten anstoßen . . . und viele davon entfernen; dann aber wird selbst der Geschmack des Volkes beleidigt werden; dasselbe wird anfangen, den Cult gering zu schätzen, und da es immer das Äußere und Innere zusammen nimmt, wird es seine Verachtung auf das Heilige selbst werfen, oder letzteres wird vielmehr für es ein Heiliges gar nicht mehr sein. Diese Folge ist unabwendbar . . . Steht nicht noch manches in dieser Hinsicht, was sich lange überlebt hat? Sollen wir z. Bsp. nicht, nach dem Urtheile vieler, unter anderem auch die lateinische Sprache in der Liturgie aller occidentalischen Völker darum behalten, weil sich der Sprachgebrauch der Worte nicht mehr ändere, ein Umstand, der uns vor Spaltung in der

¹²⁶ Ebd. 227–229.

Lehre bewahre? (!) Erscheint nicht ein Versuch, den Cult zu veredeln und nach den Bedürfnissen des neunzehnten Jahrhunderts einzurichten, vor Vielen als ein Verbrechen? Das Kirchentum aber ist es, was sich hierin selbst widersachtet, indem es seine Aufgabe der lebendigen Vermittlung des Übersinnlichen auf Erden verkennend, in einmal bestehenden Formen erstarrt¹²⁷.“

Noch einen sechsten Mißstand muß man klar erkennen und aussprechen: *Das Überwuchern des Kultus mit Heiligenverehrung und mit Gottesdiensten und Fürbitten für die Verstorbenen*. Beide Kultphänomene sind an sich durchaus legitim und sollen auch beibehalten werden, aber eine Beschränkung und Zurückdrängung auf ein gerechtes Ausmaß ist im Interesse lebendiger Liturgie und echter Religiosität durchaus notwendig:

„Wenn sie (die Kirche), indem sie das Andenken ihrer verstorbenen ausgezeichneten Mitglieder ehrt, dasselbe dermaßen in den christlichen Cult verflücht, daß die Akte, in denen sie jenes Andenken feiert, mit denen, worin sie ordentlich ihren religiösen Glauben, ihre christliche Hoffnung und Liebe ausspricht, zusammenfallen, so werden leichtlich beide miteinander vermischt und dem frommen abgeschiedenen Mitmenschen nicht nur ungefähr dieselbe Huldigung (so wie äußerlich, so auch innerlich) dargebracht wie dem lieben Gott, sondern der Verklärte selbst wird leichtlich an die Stelle des lieben Gottes gesetzt und der Cult verwandelt sich sonach in einen bloßen Heiligendienst: An diese wird itzt geglaubt, diese werden geliebt, und auf diese wird das Vertrauen gestützt . . . Ebenso hat auf der anderen Seite das an sich sehr preiswürdige Gebeth der Kirche für die Läuterungsbedürftigen unter den Abgeschiedenen naheliegende Nachtheile, zumal wenn die Kraft desselben übermäßig gepriesen und der Kirche die Verwendung eines Schatzes zugesprochen wird, wodurch sie die Schulden der Verstorbenen tilgen könne. Nichts ist nämlich natürlicher, als daß solche von oder in der Kirche gemachte Behauptungen dem Geiste wahrer Besserung darum sehr nachtheilig werden müssen, weil jeder Thörichte es solang versäumen wird, Öl in seine Lampe bei guter Zeit zu kaufen, solang er sich auf fremden Vorrath verlassen darf . . . Abgöttischer Heiligendienst und überspanntes Vertrauen auf die Kraft der kirchlichen Fürbitte für die Verstorbenen ist etwas in der Geschichte nur zu Bekanntes. Durch unvorsichtigen Eifer der Kirche wurde jener und dieses veranlaßt . . . Möge nur wenigst unsere Zeit von dem einen wie

127 Ebd. 229 f.

von dem anderen Übel frei sein, oder es nur doch mehr und mehr werden!“¹²⁸

Soweit Hirschers kritische Anmerkungen zum Kult der Kirche, wie er ihn vorfand. Die aufgezählten wunden Punkte hat nicht erst er entdeckt, sie waren Gegenstand der Klage bei sehr vielen Pastoraltheologen der Aufklärungszeit. Man begegnet ihnen oft auch im Konstanzer Pastoral-Archiv Wessenbergs. Auch dort wird von zu starker Hervorhebung des *opus operatum* gesprochen¹²⁹, ebenso von den schiefen Auffassungen des Begriffs „Gottesdienst“¹³⁰; nicht weniger beklagt man im Wessenbergkreis das Zuviel an gottesdienstlichem Pomp¹³¹ und das Übermaß an Heiligenkult¹³². Zweifellos hat Hirschers Liturgiekritik richtig sondiert und diagnostiziert. Seine Argumentation ist von überzeugender Logik und bekundet überall ein großes Maß an Sachkenntnis. Gelegentlich fallen auch schockierende Worte wie „barer Ethnicismus“, „Entgeistigung des Cultus“ oder „abgöttischer Heiligendienst“. Hier kommt die kritische Reaktion auf die allzu sinnenfreudige Barockfrömmigkeit im Ton wohl etwas zu stark

¹²⁸ Ebd. 231 f. – Vor allzu überschwänglichen Aussagen über Maria warnt Hirscher im Abschnitt „Die heilige Jungfrau“ in der Schrift „Über das Verhältnis des Evangeliums zu der theol. Scholastik“ (1823). Im mehrfach erwähnten französischen Katechismuswerk stand der Satz: „Maria steht auf einer Stufe, wo nothwendiger Weise alles zu ihren Füßen liegt, was war und was Gottes Allmacht noch ins Dasein hervorrufen kann.“ Von der Macht Mariens im Himmel hieß es, „sie habe eine gleichsam unbeschränkte Gewalt empfangen, alle Macht im Himmel und auf Erden sei ihr ertheilt worden, auf daß sie alles erhalte, was sie wolle“. Äußerungen solcher Art seien, meint Hirscher, eine völlig „eigenmächtige Lehre“ und strenggenommen „Abgötterei“. Ebd. 131. – Ähnlich überspitzte Formulierungen fand er in den „Reden über die Würde der seligsten Jungfrau“ eines anderen französischen Autors, die von einem Ordenspriester ins Deutsche übertragen worden waren (Mainz 1826). Hier war zu lesen: „Mutter Gottes sein, heißt Erloserin der Menschen, heißt Quelle des Heils der Welt sein.“ Ferner: „Wollte das göttliche Wort Sich nicht den Leib aus Mariens Blut bilden ohne Ihre Einwilligung, um wieviel weniger wird Es, ohne der Zustimmung Derjenigen, Die diesen Leib Ihm gegeben hatte, ihn den Peinen und dem Tode für uns haben Preis geben wollen.“ Hirscher sagt dazu: „Ach, wie kann man sich doch darin gefallen, wenn man das, was so ein Franzos (Ehre übrigens allen Würdigen dieses reichbegabten Volkes!) ohne philosophische, exegetische, dogmengeschichtliche und dogmatische Kenntnisse in den Tag hinein fabelt, in Deutschland verbreitet! Es sei dem Rec. bei dieser Gelegenheit zu fragen gestattet, ob denn deutsche Theologen zur Zeit bei den Franzosen lernen müssen, oder ob nicht viel mehr die Franzosen, wenn sie wollten, von den Deutschen, und zwar recht Vieles lernen könnten? . . . Desgleichen sei ihm zu fragen gestattet, warum man doch bei Äußerungen gewisser Art“ – Hirscher denkt wohl an seine kurz vorher indizierte Meßschrift – „sogleich ‚Ketzerrei‘ schreien höre, dagegen Gefährdungen der christlichen Heilslehre wie die vorliegenden ohne Einrede hingehen lasse, wenn nicht gar als Frömmigkeit belobe?“ In: ThQ 8, 1826, 718–720.

¹²⁹ Vgl. *Erwin Keller*, Die Konstanzer Liturgiereform, 194 f.

¹³⁰ Ebd. 41–43.

¹³¹ Ebd. 26, 28, 42, 52 u. a.

¹³² Ebd. 373, 377.

zum Durchbruch. Der spätere Hirscher gebraucht solche starken Ausdrücke nicht mehr. Vielleicht ist dem jungen Tübinger Professor bei seiner Kultkritik die Volksseele noch nicht vertraut genug. Die Zeit seiner praktischen Seelsorgstätigkeit in Röhlingen war zu kurz, um zu einem tieferen Verstehen des Volkes und seines Verhältnisses zum überkommenen Kult und kirchlichen Brauchtum zu gelangen. Das nimmt aber Hirschers Liturgiekritik im sachlichen Bereich kaum etwas von ihrer Überzeugungskraft. Für ihn jedenfalls waren die aufgedeckten Mißstände so schwerwiegend, daß er es nicht für verantwortbar hielt, sie noch länger andauern zu lassen. Im Gegensatz zu Sailer, den er zwar hoch verehrte, gelegentlich aber, wo er es für richtig hielt, auch zu kritisieren wagte¹³³, drängte Hirscher förmlich dazu, das Problem der Kultreform ohne weiteres Zögern in Angriff zu nehmen.

Die *Kultreform*, die Hirscher vorschwebte, war zu allererst *eine große erzieherische Aufgabe*: „Das erste und nothwendigste zu diesem Zwecke ist die *Erziehung des Volkes zu seinem Cultus*“¹³⁴. Es war bereits mehrmals Gelegenheit, Hirschers Auffassung in dieser wichtigen Vorfrage aller Kultreform zu vernehmen¹³⁵. Zur liturgischen Volkserziehung mußte eine gründliche theoretische und praktische liturgische Ausbildung des Klerus kommen:

„Es muß, wenn es mit dem Cult vollkommen gut gehen soll, eine *sorgfältige Bildung der Geistlichen als Liturgen* hinzukommen. Frömmigkeit ist das Erste, wodurch ein Mensch fähig wird, die kirchlichen Akte der Frömmigkeit auf eine durchaus erbauende Weise zu leiten¹³⁶. Aber diese auch vorausgesetzt, fehlt noch Vieles zu einem guten Liturgen. Darum aber eben, da es bekanntlich verhältnismäßig so wenige Geistliche gibt, welche wahrhaft gute Liturgen sind, und da es verhältnismäßig so selten geschieht, daß sie sich, es zu werden, eine

¹³³ So findet er an Sailers Christlicher Moral in wesentlichen Punkten einiges auszusetzen, in: ThQ 1, 1819, 242 ff., ebenso an Sailers Homilien, in: ThQ 2, 1820, 682 ff.

¹³⁴ ThQ 5, 1823, 390.

¹³⁵ Vgl. oben S. 337 ff.

¹³⁶ Hierin folgt Hirscher dem großen Sailer, der einmal schrieb: „Wer also immer den öffentlichen Gottesdienst reformieren will, der fange damit an, daß er erleuchtete, gottselige Priester heranbilde. Sind diese vorerst gebildet, so ist ja die Seele des öffentlichen Gottesdienstes gegeben, und haben wir nur einmal die Seele – den Leib wird sie sich schon selber bilden. Der erleuchtete gottselige Priester wird in alle seine Handlungen am Altare Leben hauchen, das er in sich trägt, und den Geist durchscheinen lassen, der in ihm lebt.“ – Neue Beiträge, a. a. O. 253. – Sailer meint, dieses „große Stück Vor-Arbeit, das vor aller weitem Reformation gethan werden muß“ (ebd. 254), sei in der liturgischen Reformbewegung seiner Zeit zu wenig beachtet worden. Gegenüber Sailer ist Hirscher der Auffassung, daß beides, religiöse und liturgische Bildung des Klerus und praktische Erneuerung der Liturgie Hand in Hand gehen sollen.

Mühe geben, so ist es nichts weniger als hinreichend, wenn man eine zweckmäßige Liturgie einführen, und dabei nicht zugleich sein Augenmerk darauf richten wollte, ob die vorhandenen Liturgen im Stande seien, dieselbe angemessen auszuführen und der veränderten Einrichtung Ehre zu machen. Man muß vielmehr mit besonderer Sorgfalt auf die Bildung der Geistlichen als Liturgen sehen und deßfalls viel mehr Mühe aufwenden, als bisher üblich und erforderlich war . . . Daß es durch treue fortgesetzte Anstrengung bei zweckmäßiger Leitung auch der, welcher in Absicht auf liturgisches Talent stiefmütterlich bedacht worden ist, weit genug bringen könne, wissen wir alle. Aber freilich wollen muß man¹³⁷.“

Gleichzeitig mit dieser intensiveren Erziehung und Hinführung zur Liturgie muß entschlossen die *Revision des bestehenden Kultus* in Angriff genommen werden. Seine Formulare stammen aus einer vergangenen Zeit, deren gutes Recht es war, ihre religiösen Vorstellungen und ihre Denk- und Sprechweise in die kultischen Texte aufzunehmen. Ebenso aber sollte der inzwischen gewandelten Zeit und religiösen Denkart dieses Recht eingeräumt werden, um so mehr, als man zugeben müsse, daß in der neueren Zeit die Theologie infolge ihrer „entschieden mehr dem Evangelium als der Scholastik“ zugewandten Grundhaltung zweifellos Fortschritte gemacht habe¹³⁸:

„So sollte man nicht daran zweifeln dürfen, daß wir die im Cultus darzustellenden Ideen richtiger erkennen und in würdigere und erbauendere Formen zu kleiden wissen, als sie manche erkannt und bekleidet haben, von denen sich Beiträge in unserer Liturgie befinden. Es fordert es mithin die Pflicht, die religiösen Ideen im Cultus auf die möglichst zweckmäßigste Weise darzustellen, daß in unserer Liturgie jene Veränderungen vorgenommen werden, welche und wie sie einerseits unserer theilweise unläugbar reineren Auffassungsweise der christlichen Ideen, andererseits unserem verbesserten Geschmacke angemessen sind. Wie oft wurde schon über das Mangelhafte z. Bsp. in unseren Meßformularen geklagt, und gewiß wird dieser (und so jeder andere) Theil des Cultus so lang seinen ganzen Segen über die Gläu-

¹³⁷ ThQ 5, 1823, 395–397.

¹³⁸ Hirscher denkt hier an die Erneuerung der Theologie, wie sie auch durch die Tübinger Schule in die Wege geleitet wurde. Man darf aber auch an Männer wie Leonhard Hug, Ferdinand G. Wänker und Bernhard Galura denken. Über Galura vgl. Theodor Filthaut, Das Reich Gottes in der katechetischen Unterweisung, Freiburg 1958, 47–71, besonders Josef Hemlein, Bernhard Galuras Beitrag zur Erneuerung der Kerygmatik, Freiburg 1952. Selbstverständlich kommt auch Johann M. Sailer keine geringe Bedeutung bei diesem Vorgang der theologischen Erneuerung zu.

bigen nicht ausgießen können, so lang die Form desselben die ihm zu Grunde liegende Bedeutung und Bestimmung nicht vollkommener ausdrückt¹³⁹.“

Bei dieser inhaltlichen Revision der Kultformulare darf man aber nicht stehen bleiben. Man muß konsequent den weiteren Schritt tun und diese revidierten liturgischen Texte von nun an in der Sprache abfassen, die das Volk versteht. *Ohne Einführung der Muttersprache in den Kult bliebe die Reform auf halbem Wege stehen:*

„Es kann demnach keine Kirche ihren Cult in einer den Gläubigen unbekanntem Sprache feiern. Sie nimmt ihnen sonst mit der einen Hand, was sie denselben mit der anderen zu spenden scheint; sie ist sonst nicht die Vermittlerin der Frömmigkeit durch Liturgie, sondern behandelt letztere, als ob sie einseitig, d. h. als Werk für sich selbst, folglich in Trennung von den Gläubigen etwas wäre; sie macht sonst die oben erwähnte Erziehung zum Cult unmöglich, und wird es daher nie dahin bringen, daß ein öffentliches, gemeinsames kirchlich-religiöses Leben in Wirklichkeit trete; d. h. daß sie selbst überhaupt von dieser Seite in Wahrheit existiere; denn wo und worin ist sie, wenn nicht in diesem öffentlichen, gemeinsamen kirchlich-religiösen Leben? und wozu ist sie, als für dasselbe? Aber wo ist denn eine wahre Gemeinschaft, so wie überhaupt, so in der Gottesverehrung möglich, so lang man das ewig-einzige Medium derselben – die Sprache entbehrt! Hoffentlich wird es doch an der bloßen Zeichensprache hier nicht genügen!¹⁴⁰ Das alles ist so klar, daß man Mühe hat zu begreifen, wie es nicht allgemein zugestanden werden müsse . . . So lange sie (die fremde Sprache) bleibt, hat wenigstens die Kirche wohl nur einen untergeordneten Antheil an der Erbauung, welche einzelne Christen in ihrem Culte finden . . . Letztere müssen – jedes für sich, und so gut es eben geht – dafür Sorge tragen, wie sie bei Gelegenheit der kirchlichen Versammlungen und der vor ihren Augen vorgehenden heiligen Handlungen sich erbauen mögen. Die öffentliche Gottesverehrung ist da im Grunde Privatandacht, und (gut übrigens, wo sie dieses nur wirklich ist) insofern ein Widerspruch in sich selbst!¹⁴¹.“

¹³⁹ ThQ 5, 1823, 393 f.

¹⁴⁰ Sehr wahrscheinlich erinnert sich Hirscher dabei an J. M. Sailers starke Betonung der „rechten Grund- und Muttersprache alles Gottesdienstes“, die im andachtsvollen Vollzug der Riten und erbauenden, von tiefem Glauben getragenen Sprechen und Singen des Liturgen zu erblicken ist. Neue Beiträge, a. a. O. 250–257. Sailer meint, wenn diese „Grund- und Muttersprache“ von allen Liturgen bewußt geubt werde, spiele die Einführung der deutschen Sprache im Gottesdienst eine Frage zweiten Ranges – Hirscher jedoch erstrebt beides zugleich.

¹⁴¹ ThQ 5, 1823, 394 f.

Die „*häusliche Gottesverehrung*“ – Hirscher mißt ihr eine große Bedeutung bei¹⁴² – könnte von einer erneuerten Liturgie zweifellos auch ihren Nutzen ziehen. Die sie einstens eingeführt und zur Gewohnheit gemacht haben, verdienen allen Dank und aufrichtige Anerkennung. In ihrer gewöhnlichen Form und Gestaltung – „wie gedankenlos und schlendrisch werden sie durchaus gehalten“ und „wie wenig Erbauendes haben oft ihre Formulare an sich“ – sollte man die Hausandachten aber nicht belassen. Praktische Vorschläge zu ihrer Verbesserung macht Hirscher hier nicht. Er zeigt lediglich dieses pastorale Problem auf und gibt seiner Überzeugung Ausdruck, daß sie schon allein dadurch „mehr Geist und Leben“ empfangen würden, „wenn die Gemeinden überhaupt, und zwar durch die Art der öffentlichen Gottesverehrung einmal wahrhaft gelernt hätten und geübt worden wären, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten“, denn „ein wahrhaft lebenvoller öffentlicher Gottesdienst ist der unfehlbare Beförderer der häuslichen Andacht¹⁴³.“

Hirschers Aufruf zu umfassender Kulturreform sollte nicht nur ein Appell an den Seelsorgsklerus sein, sich mit dieser Frage zu beschäftigen, er war *auch an die höheren Instanzen der Kirche gerichtet*. Ähnlich wie Wessenberg als Generalvikar des Konstanzer Bistums, sollten die Ordinariate der vorgesehenen Bistümer der Oberrheinischen Kirchenprovinz, zumal das eigene Ellwanger Generalvikariat, die Sache der fälligen Kulturreform energisch in die Hand nehmen. Freimütig hatte er einige Jahre zuvor die Untätigkeit der Kirchenbehörden auch auf diesem Gebiet beklagt¹⁴⁴. In die gleiche Richtung eines zielbewußten Vorantreibens der Kulturreform durch die zuständigen Oberbehörden ging die sehr beachtenswerte Abhandlung in der Quartalschrift „Ehrerbietige Wünsche und Andeutungen in Bezug auf Verbesserungen in der katholischen Kirchenzucht, zunächst in Deutschland“, die im Jahr 1822 erschienen ist¹⁴⁵. Hirschers Reformaufruf „Über einige Störungen im richtigen Verhältnis des Kirchenthums zu dem Zwecke des Christenthums“ ist die Fortführung und Erweiterung

¹⁴² Vgl. oben 367 f.

¹⁴³ ThQ 5, 1823, 397 f.

¹⁴⁴ In einer Buchbesprechung, in: ThQ 1, 1819, 450.

¹⁴⁵ ThQ 4, 1822, 225–259. – *Waldemar Trapp*, 220 ff., schreibt diese Abhandlung Hirscher zu; *Eusebius Scharl*, *Freiheit und Gesetz*. Regensburg 1958, und *Adolf Exeler*, *Eine Frohbotschaft vom christlichen Leben*, Freiburg 1960, zählen sie jedoch nicht mehr unter Hirschers Schriftum auf. Tatsächlich lassen sich in ihr deutliche Unterschiede zur Art des Denkens und Formulierens Hirschers nicht verkennen. War vielleicht Sebastian Drey der Autor dieser Arbeit?

des dort vorgetragenen Anliegens einer Kultreform auf breiter Basis. Seinen eigenen Beitrag beschließt er mit der Bemerkung, die vorgebrachten Reformvorschläge (liturgische Erziehung, Revision der bestehenden Liturgie und Einführung der Muttersprache) nicht voneinander zu trennen, sie „müssen, wenn die gute Sache ernstlich gewinnen will, gleichmäßig in Ausübung gebracht werden. Der eine unterstützt und bedingt die wohlthätige Wirksamkeit des anderen“. Ebenso sollte alsbald damit begonnen werden, bei der Zulassung des jungen Klerus zur Seelsorge weit mehr darauf zu achten, „daß kein Candidat der Seelsorge in die Pastoration hinausgesendet werde, welcher sich nicht hinreichend ausgewiesen hat, daß er den Geist des Cultus überhaupt und aller seiner Bestandtheile wohl erfaßt und sich die Geschicklichkeit erworben habe, die Gemeinden einerseits zu einer würdigen und geistigen Gottesverehrung zu erziehen, andererseits die heiligen Akte auf eine erweckende und erhebende Weise mit den Gläubigen vorzunehmen. Daß dieses geschehe, daran liegt am Ende Alles¹⁴⁶.“

Aus der handschriftlich erhaltenen *pastoraltheologischen Vorlesung* geht hervor, daß Hirscher auch vor seinen Hörern das Problem der Kultreform nicht übergangen hat. Auf einiges ist bereits hingewiesen worden¹⁴⁷. Dort findet sich auch die Forderung, möglichst nur einen Altar in der gewöhnlichen Dorfkirche aufzustellen, und dieser solle „die Grundform des Tisches“ haben¹⁴⁸. Die liturgische Kleidung möge vereinfacht werden, der Manipel, „als zu nichts nothwendig“, solle wegfallen. „Die Spitzen an der Albe scheinen als etwas Weibisches nicht von gutem Geschmack“¹⁴⁹.

Im Jahr 1826 kam vom Würzburger Domkapitular *Franz Oberthür* eine Schrift heraus mit dem Titel „Meine Ansichten von der Bestimmung der Domkapitel und von dem Gottesdienste in den Kathedralkirchen“¹⁵⁰. Es wurde darin von verschiedenen liturgischen Neuerungen berichtet, um die man sich in der Würzburger Domkirche bemühte. Hirscher besprach diese Schrift und benutzte die Gelegenheit, sich erneut zu einigen Reformfragen zu äußern¹⁵¹. Er begrüßte

¹⁴⁶ ThQ 5, 1823, 398.

¹⁴⁷ Vgl. oben 336 ff.

¹⁴⁸ Vorlesung (1823) 316.

¹⁴⁹ Ebd. 318.

¹⁵⁰ *Oberthür* schrieb als Würzburger Dogmatikprofessor ein sechsbändiges Werk „*Idea publica ecclesiae*“ (1790/1821). Im zweiten Band kommen die liturgischen Fragen zur Behandlung. *Waldemar Trapp* meint, *Oberthür* stehe in der Mitte zwischen extremer und gemäßiger Aufklärung. A. a. O. 43.

¹⁵¹ In: ThQ 8, 1826, 314–324.

es, daß man in Würzburg das bis dahin bestehende Chorgebet der Domherren beseitigte, nicht zuletzt wegen der „für unsere Zeiten unpassenden“ *Form des Breviers*¹⁵²: „Ist es nicht gut, daß wir soweit sind, daß das Brevier, wie es ist, uns nicht befriediget? Sollte es nicht ein Beweis sein, daß der Geist des Christenthums und geistiger Gottesverehrung sich selbst besser versteht als vormals? Und auf welcher Stufe christlicher Cultur stehen also die, welche uns, wenn sie's vermöchten, mit dem ganzen belobten Mittelalter auch das Brevier wieder aufdrängen und für die Andacht in ihren Tempeln und Häusern nichts Bessers kennen als es?“¹⁵³ Freilich, mit jenen hochmütigen Schmähern des Breviers, „die da das Brevier weggeworfen, mit ihm aber auch das Beten überhaupt“, wollte Hirscher nichts gemein haben. Ein Priester ohne Liebe zum Gebet war für ihn undenkbar: „Was wird seine ganze Pastoration, welche nicht von da aus befruchtet wird, taugen?“ Darum muß „die heilige Sitte täglicher frommer Übungen“ erhalten bleiben, auch in der Form des priesterlichen Pflichtgebetes, „so lange dieselbe noch nicht ohne äußere Dazwischenkunft geübt werden will“. Hirscher mahnt die Kirchenbehörden, eine *zeitgemäße Neuregelung* dieser wichtigen Sache ins Auge zu fassen. Aus Äußerungen an anderer Stelle wissen wir, daß er dabei vor allem an die tägliche Lesung und Meditation der Schrift dachte¹⁵⁴.

In Würzburg versuchte man, „Knaben vom Dienste bei der Messe zu entfernen und ihn an Männer mit schwarzem Talar bekleidet zu übertragen“. Auch dieser Versuch fand Hirschers Zustimmung: „Wem erscheint der *Messdienst unserer Knaben* nicht unwürdig, widerlich, zum Theil abgeschmackt?“ – von einer Ministrantenerziehung wußte man damals noch nichts.

Sehr erfreut war Hirscher über die Anordnung, im Würzburger Dom *keinen Sonntagsgottesdienst ohne Predigt* weiterhin zu dulden: „Wer bedauert es nicht schmerzlich, daß an so unzähligen Orten dem Kirchengesetz, welches an Sonn- und Festtagen den Gläubigen der Liturgie beizuwohnen befiehlt, durch das Anhören einer simplen Mes-

¹⁵² Weite Verbreitung fand damals das „Deutsche Brevier“ von *Th Dereser*, 4 Bde., Augsburg 1792. Vor der Drucklegung in Augsburg hatte Joh. M. Sailer das Werk durchzusehen. Er „schnitt manche gute Stelle weg und mußte sie wegschneiden, wenn er sich nicht selbst den Verdacht, verderbliche Sätze der Neuerer begünstigt zu haben, auf den Hals laden wollte“. Sailer übernahm selbst den Verkauf von 200 Exemplaren. Vgl. *Hubert Schiel*, Johann M. Sailer, Leben und Briefe. Regensburg 1948, 179 f. – Eine Empfehlung dieses auch beim Klerus beliebten Werkes konnte bei Hirscher nicht festgestellt werden.

¹⁵³ ThQ 8, 1826, 316.

¹⁵⁴ Vgl. Anmerkung 116.

se Genüge zu geschehen geglaubt wird? Wer denkt ohne Wehmut an das zahlreiche Publikum der Städte, welches zur Eilf-Uhr-Messe läuft? Sollte es nur noch irgendeine Messe, wann und wo sie auch gelesen werden möge, geben, bei welcher nicht doch wenigstens das Evangelium des Tages verlesen, wenn auch nicht jedesmal erklärt würde¹⁵⁵.“

Ebenso zeigte Hirscher sich damit einverstanden, daß man *gleichzeitig nur noch eine einzige Messe* zulassen wollte, weil „das Gegenteil so wie gegen das Alterthum, so auch gegen die Natur des Instituts“ verstoße. Nicht weniger „löblich“ würde er es finden, „das viele Mesesehen überhaupt sehr zu beschränken“: „Es ist nun zwar wohl begreiflich, wie dermalen für eine zahlreiche Gemeinde zwei- bis dreimal Gottesdienst gehalten, ebenso oft also die heilige Abendmahlsfeier begangen werden möge; aber nicht einzusehen ist, warum jene Priester, welche keinen dieser Gottesdienste zu halten haben, sich nicht hier oder dort anschließen, sondern abgesondert für sich noch Messe lesen sollen oder wollen. Wie sehr man doch von der einfachen richtigen Disziplin abkommen kann! Und daß man es nachher nicht mehr eingestehen will!“¹⁵⁶

In Würzburg ging man auch daran, das oft so klägliche *Niveau der Kirchenmusik zu heben*. Das war für Hirscher der Anlaß, sich eingehend auch zu dieser Frage zu äußern. Was er dazu sagte, zeigt überzeugend, daß er auch von dieser Materie etwas verstand. Er weist auf den „wesentlichen Unterschied zwischen kirchlichem und Opern-Styl“ hin und verurteilt scharf die im Gottesdienst häufig zu hörenden „Travestirungen der Opernstücke“ mit ihren weichlichen, faselnden, tänzelnden, leichtfertigen, leidenschaftlichen, unsteten Charakter“, „das gerade Gegenteil des Kirchenstyls“. Er fordert, „daß die Instrumentirung, soweit solche zulässig ist, überhaupt dem Gesange untergeordnet sein und ihm lediglich dienen müsse“. „Solo-Partien, wodurch man die Ohren kitzelt“, „Trompeten- und Paukengelärm“, „ein Kyrie im beschleunigten, ein Pleni sunt und Dona nobis im dreiachtel Takt usw. sind uns Absurditäten, welche nur mit dem unglaublichen Schlendrian und der Geistlosigkeit verglichen werden können, womit sich die meisten kirchlichen Tonsetzer an ihre Arbeit zu machen pflegen“. Vorbilder echter Kirchenmusik sind ein Palästrina, Orlando di Lasso, Lotti, Durante, Allegri u. a., freilich sind ihre Werke „im Durchschnitt“ zu schwer und nicht eigentlich volkstümlich, was wohl

¹⁵⁵ ThQ 8, 1826, 317. – Hirscher übernimmt hier eine Verordnung Wessenbergs aus dem Jahr 1808.

¹⁵⁶ Ebd. 318 f.

auch von brauchbarer Kirchenmusik zu fordern ist. Hirscher wünscht sich eine Kirchenmusik aus dem Geist der Zeit, die beide Extreme vermeiden muß, sowohl das der bloßen Imitation früherer Zeiten als auch das Extrem reiner Weltlichkeit.¹⁵⁷

Eines vermißt Hirscher an der Schrift des Würzburger Domherrn: „Warum schweigt er ganz von dem Wichtigsten, was hierher gehört, und ohne welches alle anderen Verbesserungen nur von sehr untergeordnetem Werthe sind? Rec. meint eine *Liturgie in deutscher Sprache*“. Auch auf die Gefahr hin, in bestimmten Kreisen des Klerus deswegen verschrien zu werden, hätte der Autor diese Frage nicht übergehen sollen, denn „ein Clerus und Volk gleichmäßig erbauender, die ganze Gemeinde wahrhaft erweckender und nährenden Gottesdienst ist solange undenkbar, als die lateinische Sprache nicht aus unserer Liturgie verdrängt wird“. Solange dies nicht geschieht, hat man „stets zwei Gottesdienste nebeneinander zu halten, einen lateinischen, den der funktionirende Geistliche hält, und einen deutschen, womit sich gleichzeitig das Volk beschäftigt“. Hirscher erklärt, er selbst werde „nie aufhören, die Abschaffung der lateinischen Liturgie und die Einführung eines wohl verfaßten und religiös-volkstümlichen deutschen Cultus als unser größtes Bedürfniß zu schildern“¹⁵⁸. Welche Weitsicht und welcher Mut, unbeirrt zu dem zu stehen, was er einmal für richtig und notwendig erkannt hat!

Gerne hätte Hirscher von Oberthür auch ein Wort zur *Frage des Kindergottesdienstes* gehört. Daß man nirgendwo ernstlich darangehe, die Kinder aus dem für sie „langweiligen“ Erwachsenengottesdienst zu erlösen und für sie eine ihnen gemäße Meßfeier einzurichten, könne man nur schmerzlich beklagen: „So lasse man denn fürderhin während des Gottesdienstes durch den Stock des Schulmeisters unter der unbeschäftigten Jugend eine künstliche Ruhe erzwingen . . . Den Vernünftigeren aber steht zu, ohne Aufhören auf jene Unzweckmäßigkeit hinzuweisen“¹⁵⁹.

Wenn Hirscher geglaubt haben sollte, mit seinen Reformrufen die kirchlichen höheren Instanzen seines Landes zum Handeln zu bewegen, so war das bis dahin eine trügerische Hoffnung. Wahrscheinlich sah er aber selbst, daß in der Zwischenzeit zwischen der Vereinbarung

¹⁵⁷ Ebd. 319–322.

¹⁵⁸ Ebd. 322 f.

¹⁵⁹ Ebd. 323 f.

über Errichtung der Oberrheinischen Kirchenprovinz (Bulle Provida solersque vom 16. August 1821) und der tatsächlichen Errichtung (Bulle Ad Dominici gregis custodiam vom 11. April 1827) in dieser Sache nichts zu erreichen war. Wie hätte auch Generalvikar und Weihbischof *Keller* in seiner Stellung als provisorischer Leiter des erst zu errichtenden Bistums Rottenburg mit Aussicht auf Erfolg hier etwas unternehmen können? Sicher stand er den Reformwünschen Hirschers keineswegs verständnislos gegenüber, wie die von ihm später herausgegebene Gottesdienstordnung (1837) zeigt, und sicher hätte auch der in alle kirchlichen Fragen maßgebend hereinredende Katholische Kirchenrat in Stuttgart kein Hindernis in den Weg gelegt, gehörte diesem doch auch ein Mann wie *B. M. Werkmeister* an¹⁶⁰.

Als dann aber 1827 das neue Bistum Rottenburg gegründet war, war die Situation eine andere geworden. Hirscher hatte nun echte Hoffnung auf offizielle Unterstützung seiner Bemühungen, das läßt der Titel erkennen, den er im Jahr 1828 über eine neue Reformabhandlung setzte: „Einige Hoffnungen und Wünsche aus Veranlassung der neu errichteten Bistümer der oberrheinischen Kirchenprovinz“¹⁶¹. Nachdem er darin zuerst von der Notwendigkeit eines neuen Katechismus gesprochen hatte, ging er der Frage nach, wie das unbefriedigende *Predigtwesen* von damals qualitativ verbessert werden könnte. Was er zum Stand der Predigt sagte, liest sich nicht gerade schmeichelhaft. Er gab zu erwägen, ob man nicht laufend ein Predigtbuch („Postill“) mit qualitativ hochstehenden Predigten herausgeben und dem Seelsorgsklerus zur Verfügung stellen solle. Zwar gab es Predigtbücher in Menge, „aber wir haben unter denselben eine Unzahl von solchen, die unter Null sind“ – Hirscher ging als Rezensent mit einigen scharf ins Gericht¹⁶². Von daher war demnach dem Übel nicht beizukommen. Bestünde einmal eine Predigthilfe, wie Hirscher sie sich dachte, sollte man sich nicht scheuen, sie „zur Benützung vorzuzeichnen“ und darüber eine gewisse Kontrolle auszuüben, wenigstens bei noch ungeübten und überhaupt weniger befähigten Predigern. Das Anliegen lag Hirscher so sehr am Herzen, daß er meinte, wegen der in der Praxis zweifellos sich ergebenden Schwierigkeiten es nicht scheitern zu lassen. Sein Vorschlag ist nicht verwirklicht worden. Dafür haben wir aber von ihm selbst Predigtwerke von hohem Rang erhalten: Die Betracht-

¹⁶⁰ Werkmeister, ursprünglich extremer Aufklärer, maßigte sich später merklich. Vgl. *August Hagen*, Die kirchliche Aufklärung. Stuttgart 1953, 9–212.

¹⁶¹ In: ThQ 10, 1828, 195–231.

¹⁶² Vgl. ThQ 1, 1819, 589–592; ThQ 11, 1829, 560–564.

tungen zu den Fasten- und Sonntagsevangelien und später zu den Sonntagsepiſteln¹⁶³.

In dieſem Zusammenhang ſetzte ſich Hirscher erneut für eine „*Abänderung in den evangelischen und epistolischen Perikopen*“ ein. Soweit dieſe „das Wurzelhafte des Evangeliums“ enthalten, ſolle man ſie beibehalten, denn dieſes „immer und immer wieder dem Andenken und der Beherzigung vorlegen, iſt ja unſer Beruf und die Bedingung eines geſegneten Einfluſſes des chriſtlichen Lehramtes“. Aber nicht wenige der beſthenden Perikopen könnten ohne Verluſt „ſolchen Stellen weichen, die mehr auf unſere Tage, und was dieſen Noth thut, Rückſicht nehmen“.

Besonders liegt ihm jedoch daran, die *Kultreform* einen Schritt weiterzubringen. Die Argumente, die er dafür ins Feld führt, häufen ſich zu der beinahe beſchwörenden Bitte, „nicht blind zu ſein gegen die Bedürfniſſe unſerer, nämlich der deutſchen Zeit“, und „nicht furchtſam darauf zu ſehen, was irgend von da oder dort gewünscht werden mag, ſondern auf das, was frommt; nicht gefliſſentlich die Augen zu ſchließen und behaupten, es ſei etwas gar nicht da, weil man es nicht ſieht“. Viele Geiſtliche ſeien bereits zu liturgiſchen Neuerungen geſchritten, aber der eine verwende dieſe, der andere jene neugeſchaffenen Formulare, darunter manche von zweifelhaftem Wert; Willkür und Eigenmächtigkeit ſeien eingeriſſen und eine für die Sache nur ſchädliche Verſchiedenheit der liturgiſchen Praxis ſei zu konſtatieren. Das alles „erhöht den Wuſch, daß die Liturgie nun endlich mit der definitiven Organisation unſerer neuen Biſtümer dem Geiſte des Chriſtenthums und den Bedürfniſſen der Zeit gemäß möchte feſtgeſetzt und geregelt werden. Man erwartet alſo eine *neue Gottesdienſtordnung* und eine neue genügende Liturgie“¹⁶⁴.

Die Initiative muß von den „neuen biſchöflichen Behörden“ ausgehen¹⁶⁵. Die ſehr ſchwierige Aufgabe muß planvoll, zielſtrebig, aber keinesfalls überſtürzt gelöſt werden. Jede Haſt gefährde den Erfolg. Eine biſchöfliche Kommiſſion müſſe die Sache in die Hand nehmen. Man habe den Vorteil, mit der Reform nicht ganz von vorn beginnen

¹⁶³ Kein Geringerer als Alban Stolz war über ſie des Lobes voll. Vgl. *J. Mayer*, Alban Stolz. Freiburg, 19.

¹⁶⁴ ThQ 10, 1828, 209 f. Wirrwarr und Willkür auf liturgiſchem Gebiet waren in der Tat ſehr groß. Im alten Biſtum Konſtanz waren acht verſchiedene Deutſche Ritualien in Gebrauch. Vgl. *Erwin Keller*, Das erſte Freiburger Rituale von 1835, in: FDA 80, 1960, 8.

¹⁶⁵ Weihbiſchof Joh. Keller wurde erſter Biſchof von Rottenburg, Ignaz Jaumann, ein Mann der Aufklärung, Domdekan. Über Jaumann vgl. *August Hagen*, Die kirchliche Aufklärung, 336–402.

zu müssen; die jüngstvergangene Zeit habe Vorarbeiten geschaffen, darunter solche, die durchaus ernst zu nehmen seien¹⁶⁶. Die neue Liturgie müsse in engem Kontakt mit dem Seelsorgsklerus geschaffen und sorgfältig erprobt werden. Wichtig seien feste Grundsätze, nach denen die neuen Formulare geschaffen würden; darum müßten die Fachleute aus Theologie und Seelsorgswissenschaft mitarbeiten. Man müsse den Mut haben, ganze Arbeit zu leisten und „vor nichtiger Halbheit sich zu bewahren“, also nicht bei einigen kleineren Reformen stehen bleiben. Hirscher mag an die zwei von ihm erarbeiteten neuen Meßformulare als Beispiel denken, die tatsächlich eine Neubearbeitung des Meßordo von Grund auf darstellen. Andererseits dürfe es aber auch nicht ein „gewaltsames Umstürzen“ geben, das auf die Tradition gar keine Rücksicht mehr nimmt. Von ausschlaggebender Bedeutung für das Gelingen der Reform sei die gründliche Vorbereitung der Gläubigen; nichts sei gefährlicher als eine von oben herab dekretierte Reform, „womit man das unvorbereitete Volk mit Neuerungen gleichsam überfällt“; man vergesse nicht, daß inzwischen „die Geister selbständig geworden sind“ und bei allem, was sie angeht, mitbeteiligt sein wollen. Dann fährt Hirscher fort:

„Ein Hauptvorwurf, den man unserer Liturgie machen muß, besteht in der Scheidung, die sie zwischen dem Priester und Volke setzt, und wodurch letzteres mehr zum Anwohnen bei dem Cultus als zur wesentlichen Mitfeier desselben berufen erscheint. Wird demnach ein der Wesenheit alles Cultus entsprechender, die Gläubigen folglich in einem gemeinsamen Acte vereinigender Gottesdienst eingeführt, so kann das Formular desselben nicht getrennt gedacht werden von einem Andachts- und Gesangbuch, welches gleichzeitig dem Volke in die Hände gegeben wird und an die kirchliche Liturgie sich anschließt . . .

Wenn es in Betreff desselben erlaubt ist, ein Paar Bemerkungen anzufügen, so wäre es einmal die: es möchte dasselbe neben dem Gebrauche für liturgische Zwecke auch die Stelle eines volksgemäßen Gebetbuchs vertreten können und den unmäßigen Schwarm zum Theil seichter und kahler, zum Theil unerleuchteter Bücher, dieser Art, welche uns die neuere Zeit und das fühlbarer gewordene Bedürniß nach einer Erbauung, welcher der öffentliche Cult als solcher nicht leistete, gebracht hat, zu verdrängen geeignet sein¹⁶⁷.

¹⁶⁶ Sehr viele Entwürfe wurden im Konstanzer Pastoral-Archiv veröffentlicht. Vgl. *Erwin Keller*, Die Konstanzer Liturgiereform, 106–112.

¹⁶⁷ Hirscher mochte ein Andachtsbuch weder im Stil der überschwenglichen Barockliteratur, noch in der „kahlen“ Art der extremen Aufklärer.

Dann: es möchte dasselbe um deswillen, aber auch aus Rücksicht auf einen zweckmäßigen Cultus überhaupt mit Liedern ja nicht (wie wir dessen Vorgänge haben¹⁶⁸) überladen sein. Die gebundene Schreibart mit ihren Reimleins, wo sie vorherrscht, eckelt an; und der Gesang soll eher die Würze des Gottesdienstes ausmachen, als der Hauptbestandtheil desselben sein . . . Namentlich wird die Einführung zweckmäßiger kirchlicher Melodien eine große Aufgabe bleiben. Was uns die neue Zeit in dieser Beziehung dargeboten, ist fern davon (mit wenigen Ausnahmen), Schreiber dieses anzusprechen, oder was sich derselbe unter Kirchengesang denkt, zu verwirklichen. Er denkt sich nämlich darunter etwas höchst Einfaches und Grandioses, etwas bei seiner Einfachheit und Großartigkeit zugleich höchst Ohrenfälliges und Melodisches . . . Das Unscheinbarste und Schlichteste ist hier das Kunstreichste. Was aber die neue Zeit, wie für Kirchenmusik überhaupt, so insbesondere für den Gesang gethan hat, kann im Allgemeinen auf Würde, Kraft und Innigkeit, sowie auf schlichte Ohrenfälligkeit keinen Anspruch machen¹⁶⁹.“

Auf *Bistumssynoden* sollte, wie andere Zeitfragen, auch das Problem der Kulturreform beraten und zu einem abschließenden Ergebnis gebracht werden¹⁷⁰. Schließlich macht Hirscher einen letzten Vorschlag: Man möge baldigst eine gediegene *Zeitschrift für Seelsorge* gründen, ähnlich der von Wessenberg begründeten, aber möglichst als gemeinsames Organ für alle oberrheinischen Bistümer, denn die Probleme seien überall ungefähr die gleichen, zudem sei es in einem einzigen Bistum allein fast unmöglich, eine Zeitschrift auf die Dauer durchzuhalten¹⁷¹. Leider ist dieser kluge und weitsichtige Gedanke – wie so vieles, was Hirschers regsamer und die pastoralen Notwendigkeiten klar sehender Geist den Zeitgenossen vorstellte – im Leeren verhallt. Kennzeichnend für ihn ist die Forderung nach „männlicher Freimüthigkeit“, was die geistige Grundhaltung einer solchen allgemeinen Zeitschrift betrifft. Tabus sollte es für sie nicht geben¹⁷².

¹⁶⁸ Das Konstanzer Gesangbuch von 1812 hatte einen sehr großen Liedteil mit teilweise wenig befriedigenden Texten und Melodien. Im ganzen war es jedoch eine beachtliche Leistung, wie auch Hirscher gelegentlich anerkennt.

¹⁶⁹ ThQ 10, 1828, 213–215.

¹⁷⁰ Die Wiedereinführung der Synoden hatte Hirscher schon 1823 dringend gefordert. Vgl. ThQ 5, 1823, 399–401. Zwar solle man sich von ihnen nicht zuviel versprechen, andererseits seien sie „in einem Zeitpunkt . . ., wo sich so Manches erst machen und neu in Gang gebracht werden soll“, doch außerordentlich wünschenswert. ThQ 10, 1828, 226 f.

¹⁷¹ Theologische Zeitschriften waren vorhanden, im nächsten Umkreis die Tübinger Theologische Quartalschrift, die Hirscher mitbegründet hat, und die Freiburger Zeitschrift für Theologie. ¹⁷² ThQ 10, 1828, 227 f.

Hirscher durfte erleben, daß in den folgenden Jahren drei Ordinariate der Oberrheinischen Kirchenprovinz – Freiburg, Limburg und Rottenburg – offiziell an eine wenigstens teilweise liturgische Neuordnung gingen. Wie weit sein eigenes Engagement dafür als Mitursache in Betracht kommt, läßt sich freilich nicht sagen. Daß etwas geschehen müsse, darüber war man sich in den Ordinariaten selbst zur Genüge im Klaren, man durfte nicht alles so weiter treiben lassen. Im Ordinariat *Rottenburg* war im Jahr 1830 der Entwurf zu einer neuen Gottesdienstordnung bereits fertiggestellt und der Regierung zur Genehmigung vorgelegt. Er war eine Kodifizierung der Reformtendenzen in gemäßigter Form. Infolge mehrfacher Einmischungen seitens des staatlichen Katholischen Kirchenrats, dem der bischöfliche Entwurf nicht weit genug ging, verzögerte sich der Erlaß der Gottesdienstordnung bis 1837. In der Grundstruktur ging sie auf Wessenbergs Allgemeine Gottesdienstordnung von 1809 zurück¹⁷³. Einige Teilreformen entsprachen Hirschers Vorschlägen (Predigt unter dem Amt, deutscher Meßgesang, Austeilung der Kommunion in der Messe, Einschränkung der Privatmessen u. a.). Sein großes Anliegen, Gebrauch der Muttersprache durch Priester und Volk und Neugestaltung des Meßordo, blieb freilich unverwirklicht. Er selbst hätte die Ausführung dieses weitgehenden Plans für durchaus möglich gehalten – vielleicht ging sein Optimismus hier doch zu weit. Selbst wenn eine Bistumssynode, wie Hirscher vorschlug, sich dafür entschieden hätte, wäre man doch in dieser wichtigen Angelegenheit nicht daran vorbeigekommen, die Billigung des Hl. Stuhles einzuholen, und mit einer solchen war kaum zu rechnen.

In *Freiburg* dachte man sowohl an eine neue Gottesdienstordnung wie an ein neues Diözesanrituale. Weihbischof *Dr. Burg* begann mit den Vorarbeiten zum Rituale bereits im Jahr 1829, nach dessen Weggang als Bischof von Mainz brachte sie Domkapitular *Dr. Demeter*, der spätere Erzbischof, 1835 zum Abschluß. Dieses erste Freiburger Rituale erfuhr in der Tübinger Quartalschrift eine im ganzen sehr positive Würdigung¹⁷⁴. Der Plan einer neuen Gottesdienstordnung wurde in Freiburg nicht ausgeführt – die nicht erfreulichen Vorgänge bei Einführung des Rituale dürften ein Grund dafür gewesen sein¹⁷⁵. Für das Bistum *Limburg* gab Bischof *Jakob Brand* ein deutsches Ri-

¹⁷³ Vgl. *August Hagen*, Geschichte der Diözese Rottenburg, a. a. O. 125–138. Die Beurteilung durch Hagen ist wohl zu negativ.

¹⁷⁴ Vgl. *Erwin Keller*, Das erste Freiburger Rituale von 1835, 49–51.

¹⁷⁵ Ebd. 53–69, 76–92 („Ritualstreit“).

tuale heraus, das weitgehend die Texte des von Winter bearbeiteten Werkes übernahm¹⁷⁶. Eine gewisse Genugtuung mag Hirscher über diese Maßnahmen wohl empfunden haben.

Nach dem Jahr 1828 verstummen allmählich die Mahnrufe zur Kulturreform. Was Hirscher dazu zu sagen hatte, war laut und umfassend genug ausgesprochen. Er war auch nun mit den großen Arbeiten zu den Schriftbetrachtungen, zur Katechetik und Christlichen Moral vollauf beschäftigt. Erst in dem zweiten Band der *„Erörterungen über die großen religiösen Fragen der Gegenwart“* (1847) nahm er das Thema Kulturreform in einigen Punkten wieder auf. Ein Abschnitt darin handelt *„Von der Sprache beim Gottesdienste“*¹⁷⁷. Wie bei ihm nicht anders zu erwarten, hält er auch hier den *Gottesdienst in deutscher Sprache* für angemessen und geboten:

„Der Gottesdienst und seine verschiedenen Handlungen sind eingesetzt, daß sich in ihnen die göttliche Gnade dem Menschen in sinnlich anschaulicher Weise mittheile. Die gottesdienstlichen Handlungen und ihre Gnaden werden dem Menschen gedeutet durch das begleitende Wort. Wenn Gott sonach in dem Gottesdienste dem Menschen nahez, welchen Wortes wird Er sich bedienen? Unfehlbar eines solchen, welches der Mensch versteht. Er wird zu dem Menschen in der Sprache des Menschen reden, dem Er sich mit seiner Gnade nahez. – Der Gottesdienst und seine Handlungen sind ferner von Christus eingesetzt und von der Kirche theilweise weiter ausgeführt, daß sich der Mensch hinwiederum Gott nahe, zu Gott rede und vor Ihm alle Gedanken, Empfindungen und Gesinnungen ausspreche . . . In welcher Sprache kann und wird er es thun? Unfehlbar in einer solchen, welche er versteht, d. i. in jener, die er die seinige nennt. In ihr allein ja kann er seine Gedanken und Empfindungen fassen und vor Gott aussprechen. – Endlich ist der Gottesdienst und seine verschiedenen Handlungen dazu vorhanden, daß sich durch die Symbole und Worte desselben dem Menschen jene übersinnlichen Wahrheiten, Thatsachen und Gnaden von außen her ankünden und nahelegen, welche den Gegenstand des Gottesdienstes bilden. Der Mensch soll erbaut werden. Welches Wort, d. h. welche Sprache kann nun aber dieses leisten? Offenbar nur jene Sprache, welche man versteht, sonach die eigene. Wenn wir mithin den Zweck alles Gottesdienstes und aller gottesdienstlichen Ver-

¹⁷⁶ Hier überwiegt das didaktische Moment, und die Abweichung vom *Rituale Romanum* ist sehr beträchtlich.

¹⁷⁷ *Erörterungen II* (1847) 137–143.

sammlungen ins Auge fassen, so kann darüber, daß der Gottesdienst in Deutschland in deutscher Sprache zu halten sei, kein Zweifel obwalten¹⁷⁸.“

Die Gedanken dieses Textes sind, wie gesagt, bekannt, neu ist höchstens, daß an die Stelle des früher verwendeten Ausdrucks „Gottesverehrung“ das Wort „Gottesdienst“ getreten ist – der frühere Horror vor diesem mißverständlichen Terminus ist offenbar gewichen. Was dagegen einigermaßen überrascht, ist die Feststellung, daß Hirscher im folgenden zur *lateinischen Kultsprache* nun plötzlich Worte toleranter Duldung findet:

„Wenn man bei dem Haupttheile des Cultus, d. i. bei der hl. Messe, ausschließend die lateinische Sprache gebraucht, so kann das beim ersten flachen Anblicke allerdings als ein großer Mißstand erscheinen, bei genauerer Erwägung jedoch stellt sich die Sache viel anders dar. Nachdem nämlich die Fertigkeit des Lesens eine allgemeine geworden ist, so hat und liest jeder, welcher der Messe anwohnt, sein deutsches Gebetbuch und begleitet so die hl. Handlung, deren Theile und Bedeutung ihm sehr wohl bekannt sind, in seiner Sprache mit seiner Andacht. Auf diese Weise findet zwar kein äußeres Gemeingebebet, kein Gemeingesang, keine zwischen Priester und Volk sich theilende Wechselandacht, überhaupt kein höheres Zusammenstehen und Zusammenstimmen in heiliger Erhebung statt, aber dennoch findet Gemein-Andacht statt, wenn auch dem Ohre nicht hörbar, doch im Geiste vollzogen . . . Die Gemeinschaft der Andacht besteht nicht bloß in der Gemeinschaft des lauten, sondern ebensowohl, ja vor allem in der Gemeinschaft des Seelen-Gebetes, welches die Versammelten an dem gemeinsamen Orte bei der gemeinsamen Todesfeier des Herrn gemeinsam verrichten¹⁷⁹.“

Die Überraschung steigert sich, wenn man im gleichen Text außerdem feststellt, daß Hirscher jetzt auch die üblichen Angemessenheitsgründe für die lateinische Kultsprache gelten läßt, ganz im Gegensatz zur früheren Einstellung in dieser Frage:

„Die Gegenwart Christi unter den Gläubigen, das Opfer und die Gnadenspendung desselben, die Gemeinschaft der Gläubigen mit Ihm, ist etwas Geheimnisvolles und Unausprechliches, und es ziemt den Gläubigen bei der Feier dieses Geheimnisses tiefe Ehrfurcht. Nun ist aber wohl nicht zu läugnen, daß eben der Gebrauch der lateinischen Sprache das Geheimnisvolle derselben ausprägen und (wenigstens

¹⁷⁸ Ebd. 137 f.

¹⁷⁹ Ebd. 138 f.

bei der großen Mehrzahl der Ungebildeten) die geziemende heilige Ehrfurcht unterstütze. Indem daher einerseits eine geistige, Verstand, Herz und Willen erhebende Mitfeier des heiligsten Geheimnisses auch beim Gebrauch der lateinischen Sprache durch geeignete Gebetbücher vermittelt wird, wird andererseits gleichzeitig durch den Gebrauch derselben Sprache das Gefühl des vorhandenen Mysteriums und die demselben gebührende Ehrfurcht erweckt und unterhalten. Allerdings sollte diese Ehrfurcht der Gläubigen bei der Feier des heiligsten Geheimnisses nicht sowohl durch die fremde Sprache als vielmehr durch das geistige Eindringen in das Geheimnis und durch die Beherzigung seines erhabenen Inhaltes bewirkt werden; aber für die überaus große Menge derjenigen, die da nicht eindringen, bleibt eine gewisse heilige Verhüllung immerhin von erhebendem, Ehrfurcht weckendem und daher wohlthätigem und wünschenswertem Einflusse¹⁸⁰."

Bedenkt man, mit welcher Entschiedenheit Hirscher früher den Gemeinschaftscharakter des Kultus betont und eine entsprechende Gottesdienstgestaltung für unerlässlich erklärt hat, bedenkt man weiter, daß er in allen früheren Äußerungen den Gebrauch der Muttersprache als klare Vorbedingung für einen besseren Kult gefordert hat, so stellt sich die Frage, ob Hirscher im Laufe der Jahre in diesen zwei entscheidend wichtigen Punkten tatsächlich seine Meinung geändert habe, beziehungsweise aus welchen Gründen er in diesen Punkten zu einer anderen Meinung gekommen ist. An der Tatsache einer gewissen Meinungsänderung besteht kein Zweifel. Es ist schon früher auf eine solche in Bezug auf die Benediktionen, Prozessionen und Wallfahrten hingewiesen worden¹⁸¹. Vielleicht liegt der Grund dafür, daß Hirscher in den „Erörterungen“ nicht mehr so unbedingt auf der äußeren Gemeinschaftlichkeit des Gottesdienstes besteht, in der inzwischen gewachsenen Vertrautheit mit dem religiösen Verhalten des Volkes. Die erbauliche Art, wie die schlichten Menschen aus dem Volk mit ihrem Gebetbuch in der Hand, ohne direkte Gemeinschaft mit dem Priester am Altar, ihre Messe mitbegingen, hat auf Hirscher offensichtlich großen Eindruck gemacht. Sodann war nicht zu verkennen, daß mit dem deutschen Volksgesang allein (oder doch in der Hauptsache) das Problem der echten Mitbeteiligung des Volkes nicht in befriedigender Weise zu lösen war. Längst nicht alle Gottesdienstteilnehmer sangen mit; es gab immer die zwei Gruppen der Mitsingenden und der für sich allein Betenden. So kam Hirscher zum Schluß, daß zwar der Idee

¹⁸⁰ Ebd 140

¹⁸¹ Vgl oben 352 ff.

nach „eine vom Priester geleitete hörbare Gemeinandacht angemessener“ sei, daß aber in Anbetracht der obwaltenden Umstände – „in der Wirklichkeit“ – auch die „Privatandacht“ durchaus ihre Vorzüge habe. Vielleicht ist es eine psychologisch richtige Behauptung, wenn Hirscher weiter sagt, oft habe das bloß vorgespochene und angehörte „Andachtswort“ nicht die gleiche tiefgehende Wirkung wie das in stiller Sammlung gelesene. Für ihn stellte sich nicht nur die Frage nach dem dem Wesen der Liturgie entsprechenden äußeren Vollzug, sondern auch die Frage, auf welche Weise der einzelne Gläubige bei den gegebenen Umständen zu einem möglichst großen inneren geistlichen Gewinn gelange. Ihm, dem das geistliche Wohl der gläubigen Menschen so sehr am Herzen lag, war offenbar klar geworden, daß mancher vieles für sein christliches Alltagsleben gewinnen könne, auch wenn der institutionalisierte Kult nicht den an sich richtigen Zielvorstellungen entsprach.

Diese Beobachtung mochte Hirscher auch zu der modifizierten Einstellung gegenüber dem Latein als Kultsprache bewogen haben. Das Argument der dadurch sich ergebenden „heiligen Ehrfurcht“ vor dem Mysterium des Kultus läßt er nun gelten – in der Meßschrift von 1823 hat er es entschieden zurückgewiesen¹⁸². Es ist nicht ausgeschlossen, daß in Hirschers jetzt wohlwollender Toleranz der lateinischen Kultsprache eine Reaktion auf den eben damals aufkommenden Deutschkatholizismus zu erblicken ist, zu dessen radikal vorgetragenen Forderungen auch das Postulat der rein deutschen Liturgie gehörte und mit dem er in keiner Weise in Verbindung gebracht werden wollte. Auf diesen bezieht sich wohl auch die Bemerkung Hirschers, „die ungestümsten Förderer der deutschen Liturgie seien vielfach die oberflächlichsten und beschränktesten Leute“¹⁸³.

Die erwähnten Zugeständnisse an die Vertreter des konservativen liturgischen Denkens haben jedoch *an Hirschers grundsätzlicher Einstellung nichts geändert*, wie er mit aller Deutlichkeit zu erkennen gibt, denn im gleichen Text bemerkt er: „Bei alledem muß die deut-

¹⁸² „Verum, inquit adversarii: eximiam populi in s. Mysteria hoc more gigni et sustentari reverentiam. Respondetur: aliam, quam quae recta cognitione fundatur, rei alicuius religiosae aestimationem nec exoptari debere nec promoveri. Posse quidem mysticam aliquam per Latinae linguae in liturgia usum procreari reverentiam; nullum autem inde solidae religiositatis fructum obtineri, sed obscuri potius depravati atque superstitiosi de s. coena conceptus periculum incurri.“ – In: *Missae genuinam notionem* 73.

¹⁸³ *Erörterungen* II, 141. Über den Deutschkatholizismus in Baden vgl. *Heinrich Maas*, *Geschichte der Katholischen Kirche im Großherzogthum Baden*, Freiburg 1891, 153–168.

sche Sprache, wie bereits oben gesagt worden ist, als das Natürliche und (die Sache ideal aufgefaßt) als das Nächstliegende angesehen werden. Eine Feier des hl. Abendmahles und überhaupt eines Gottesdienstes, bei welchem Priester und Volk zu einem großen Gemein- und Wechselacte verbunden sind, und worin alle, wie Ein Mann, sich mit vereinter Stimme zu Gott erheben, und die Andacht der großen Gesamtheit jeden einzelnen ergreift und mit sich fortreißt, ist vollkommen ausführbar wohl nur bei dem Gebrauch der Muttersprache. Allerdings aber setzt die Möglichkeit eines solchen idealen öffentlichen Gottesdienstes einen eigenen Bildungsgrad von seiten des Volkes und eine eigene Einleitung und Eingewöhnung desselben voraus; und es muß der Kirche anheimgegeben sein zu ermessen, ob je, oder wann diese Möglichkeit vorhanden sei¹⁸⁴.“

Man mußte demnach die weitere Entwicklung der Dinge in Ruhe abwarten. So sehr es richtig und nötig war, dafür zu wirken, daß die Erkenntnis der Dringlichkeit einer Kultreform sich immer mehr durchsetze, so mußten ebenso erst die erforderlichen Voraussetzungen dafür geschaffen sein. Was er bereits in der Frühschrift über die Messe erklärt hatte, daß es mit der bloßen Ersetzung der lateinischen Kultsprache durch die Muttersprache nicht getan sei, das spricht Hirscher abermals sehr deutlich in den „Erörterungen“ aus: „Ach, mit dem bloßen Deutsch-Beten des Liturgen ist noch nichts gethan. Wohl wirkt die Liturgie belebend auf das Volk, aber das Größere ist, daß das Volk, d. h. daß seine Andacht die Liturgie belebe. Hierzu aber, d. h. zu der Fähigkeit des Volkes, die liturgischen Gesänge und Gebete mit Salbung zu beten und zu singen, geht der Weg . . . nur durch viele mühsame Vorbereitung von Seite des Seelsorgers. Desgleichen vergessen die Lobredner der deutschen Liturgie ganz die viele Laugigkeit und das große Ungeschick so mancher Liturgen. Mögen sie erst, ehe sie von deutschem Gottesdienste so reiche Erbauung erwarten, dafür sorgen, daß wenigstens die eminente Zahl der Liturgen fromm und würdig zu functioniren wisse! Bei gar vielen kalten und leichtfertigen Geistlichen kann man sich des Gedankens nicht erwehren: Gottlob, daß diese leichtfertige Hudelei durch die fremde Sprache etwas verdeckt ist¹⁸⁵.“

¹⁸⁴ Erörterungen II, 140 f.

¹⁸⁵ Ebd. 141 f. – Schon in der Meßschrift von 1823 hieß es: „Postremo loco illud denique reprehendendum esse videtur, quod multi ex Missae germanicae introductione qua tantum fructum exspectarint, ac novam faciem terrae speraverint, si tantum latini sermonis usus ex ecclesia detrusus fuisset“; wenn kein „novus amor mysteriorumque divinarum vera cognitio“ Priester und Gläubige erfülle, hoffe man umsonst auf tiefehenden Nutzen durch Einführung der deutschen Liturgie. – Missae genuinam notionem 92.

Offenbar mit dem Blick auf gewisse freigeistige Kirchenreformer (Deutschkatholiken wie *Ronge* und sein Anhang) fügt Hirscher seiner zeitgeschichtlich orientierten Betrachtung noch die Worte bei: „Die protestantische Kirche hat durchaus deutsche Liturgie, sind darum ihre gottesdienstlichen Versammlungen besucht? Umgekehrt: mit der Zunahme des Indifferentismus und der Emancipation von der Kirche wurden ihre Tempel leerer und leerer. Richte man Alles nach den Forderungen gewisser Leute ein, entferne man, was ihren angeblich klassischen Geschmack beleidigt, merze man aus, was irgend nach Aberglauben zu riechen scheint, um deßwillen kommt nicht einer dieser Herren in die heilige Versammlung, denn sie sind sich selbst genug geworden, und da sie in ihrem Sinne weder arme Sünder noch schwache Menschen sind, so wäre es seltsam, sie da zu erwarten, wo man das Confiteor und das Kyrie eleison betet und den Versöhnungstod des Herrn feiert und in die Gemeinschaft des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes tritt¹⁸⁶.“

Wenn Hirscher der Ansicht war, es vorerst bei der Praxis der Benutzung privater Gebetbücher bei der Messe zu belassen und in Geduld einer kommenden Reform vorzuarbeiten, so mußte er andererseits doch das Ungenügende solcher Andachtsbücher mit Bedauern feststellen: „Kein Zweig der Literatur ist vielleicht mit unreiferen und schädlicheren Werken überfüllt als dieser. Daß doch ein Mann von voller christlicher Durchbildung diesen Zweig unserer theologischen Literatur einem strengen und umfassenden Gericht unerwärfe!“¹⁸⁷. Auch diese beiläufige Bemerkung zeigt, wie sehr Hirscher in Sachen des Kultus eine Wandlung zum Besseren herbeisehnte.

In einem weiteren Abschnitt „*Von dem Vortrag des liturgischen Wortes (Gebet und Gesang)*“ finden sich in gleicher Weise Gedanken, die der Erwähnung wert sind¹⁸⁸. Priester und Gemeinde müssen darauf achten, daß sie beim öffentlichen gemeinsamen Beten sich der Erhabenheit und Würde ihres Tuns bewußt sind und nicht „eifertiger, sichtbar gedankenloser und mechanischer Weise“ verfallen. Die Gebete „langsam, mit kurzen eingelegten Pausen, richtig und deutlich, mit Sammlung des Geistes und Zustimmung des Herzens vortragen . . . das muß gelernt, geübt, gewöhnt sein“¹⁸⁸. Ausführlich beschäftigt sich

¹⁸⁶ Erörterungen II, 143.

¹⁸⁷ Ebd. 143. – Auch die damals meist benutzten allgemeinen Andachtsbücher, das immer wieder von Herder aufgelegte alte Konstanzer Gesangbuch und das erste Freiburger Diözesangesangbuch von 1839, scheinen Hirscher nicht befriedigt zu haben.

¹⁸⁸ Erörterungen II, 144 f.

Hirscher erneut mit den Fragen des Kirchengesangs und der Kirchenmusik. Neben dem einstimmigen Volksgesang, um dessen Pflege man sich alle Mühe geben muß, hat der mehrstimmige Chorgesang im Gottesdienst legitimen Anspruch auf ebensolche Förderung: „Mag er daher den Dreieinigen Gott verherrlichen, wo und soweit er ausführbar ist. Nie jedoch wird er, da er nur das Werk von Wenigeren sein kann, den allgemeinen Gesang verdrängen, sondern bloß zuweilen als Abwechslung dienen dürfen“¹⁸⁹.

Auch besteht kein Grund, die *Instrumentalmusik* aus einem erneuerten Kult zu verbannen: „Es ist offenbar Geistesbeschränktheit, die Instrumente, ihren Klang und mächtigen Zusammenklang vom Cultus entfernen zu wollen . . . Es kommt nur darauf an, daß der beim Gottesdienst stattfindende Gebrauch von Instrumenten der Art sei, daß er dem Zwecke des Gottesdienstes wahrhaft diene. Die Hauptsache muß immer das Wort, sonach der Gesang sein; die Instrumente sollen dem Worte und den in demselben enthaltenen Gedanken und Gefühlen dienen“¹⁹⁰. Hirscher übt scharfe Kritik an der „unheiligen Instrumentalmusik, welche aller religiösen Weihe baar, vom Weltgeiste ausgegangen ist und dem Weltgeiste fröhnt, Kirche und Opernhaus identifizierend“. „Überherrschende Instrumentalmusik“, auch wenn sie würdigen Charakter an sich trägt, ist fehl am Platz, weil bei ihr „das Wort oder der hl. Text, d. i. der Gesang fast nur als Beiwerk erscheint“. Es gibt auch einen tadelnswerten „Mißbrauch der Orgel, wenn Organisten dem Ohre der Andächtigen nie eine Ruhe gönnen, sondern jeden Zwischenraum mit ihrer Dudelei ausfüllen zu müssen glauben“¹⁹¹. Hirscher wiederholt dann einige Gedanken, die er bereits früher, namentlich zur *Frage zeitgenössischer Kirchenmusik*, geäußert hat¹⁹²:

„In Absicht auf Kirchengesang und Kirchenmusik hat wohl Vieles zu geschehen, und es ist erfreulich, daß sich überall Stimmen dafür erheben¹⁹³. Immer aber, wo man das Bestehende als ungenügend erkennt und nach Neuem strebt, muß man sich vor Einseitigkeit hüten. So namentlich auch hier. Man bewahre, was man von altklassischem Kirchengesange hat; man suche wieder hervor, was einst wahrhaft Tüchtiges da war, aber durch die Unbild der Zeiten verdrängt wurde;

¹⁸⁹ Ebd. 146 f.

¹⁹⁰ Ebd. 148.

¹⁹¹ Ebd. 148 f.

¹⁹² Vgl. oben 389.

¹⁹³ Kaspar Ett in München und Karl Proske in Regensburg hatten eine kirchenmusikalische Erneuerung bereits erfolgreich in die Wege geleitet.

aber man nehme auch der Gegenwart nicht das Recht und den Beruf, Würdiges und aus unserer Zeit und Volkstümlichkeit Hervorgegangenes zu schaffen. Der Geist Gottes ist ein ewig bleibender, und es ist keine Zeit, wo Er sich nicht denen kund thäte, welche Ihn anflehen. Freilich gehören große und seltene Eigenschaften dazu, um hier etwas Tüchtiges zu schaffen: außer gründlichen Kenntnissen im Tongebiete tiefer Ernst, tiefes frommes Gemüth, heilige Phantasie und klassischer Geschmack, dann Unbeflecktheit von allem, was man je von profaner Musik gehört und geübt hat; und man kann fragen, wo wird man diese Eigenschaften, wo den Mann heiliger Tonschöpfungen finden? Allein, die Gaben kommen von Gott; wenn Er sie gibt, sind sie da: es wird nie an wahrhaft Berufenen fehlen... Wer ein einziges klassisches Volkslied setzt, ist ein großer Mann¹⁸⁴."

Das Eintreten Hirschers für eine zeitgenössische Kirchenmusik ist wohl zu beachten. Bei einem Mann, der auch sonst seiner Zeit durchaus aufgeschlossen gegenüberstand und nie in das bloße Verneinen der Moderne miteinstimmte, ist das sehr wohl verständlich. Offensichtlich war er mit der Tendenz der von *Ett* und *Proske* eingeleiteten Erneuerung der Kirchenmusik insofern nicht ganz einverstanden, als diese zu einseitig auf eine Wiederbelebung aus dem Geist der klassischen kirchlichen Polyphonie abzielte und sich für sie das Problem eines zeitgenössischen kirchlichen Musikschaffens gar nicht stellte. Ob man wohl je zu dem erstarrten Cäcilianismus mit seinen oft so bedeutungslosen „Schöpfungen“ gekommen wäre, wenn man, wie Hirscher mehr als einmal anriet, sich früher schon um Kirchenmusik aus dem Geist der Neuzeit gemüht hätte? Es rächt sich immer, wenn man auf Männer mit der „Prophetengabe“ nicht hört.

Statt Zustimmung hat Hirscher wegen seines Eintretens für Reformen in der Kirche *mannigfache Anfeindungen* erfahren. In den Jahren unmittelbar vor Abfassung der „Erörterungen“ war eine wüste Hetze gegen ihn inszeniert worden mit dem Ziel, seine Wahl zum Erzbischof von Freiburg nach Demeters Tod im Jahr 1842 zu hintertreiben. *Hubert Bastgen* hat diese unrühmlichen Vorgänge näher beleuchtet¹⁸⁵. Nicht zuletzt waren es seine liturgie-reformerischen Ansichten, die den Gegnern eine Handhabe zum Vorgehen gegen ihn boten. Unter den Beschuldigungen, die man in Rom gegen ihn erhob, stand „die deutsche Liturgie“ („*un culto germanico*“) einmal sogar an

¹⁸⁴ Erörterungen II, 150

¹⁸⁵ Beiträge zur Wahl des Erzbischofs Vicari. In: FDA 57, 1930, 290–343.

erster Stelle¹⁹⁶. Allgemein wurde Hirscher als „Mann leidenschaftlicher Neuerungssucht“ diskriminiert¹⁹⁷. Der Denunziant – Domkapitular *Kieser* – malte allen Ernstes die Gefahr eines Schismas an die Wand für den Fall, daß Hirscher (oder *Konrad Martin*) zum Erzbischof gewählt würde¹⁹⁸. Unter den zum Beweis für diese alarmierende These angeführten Anschuldigungen steht – diesmal an dritter Stelle – Hirschers liturgischer Reformeifer: „Egli è avverso alla lingua latina nel culto, come pure a tutta liturgia romana, nella quale sempre trova da criticare“ – so im Bericht des Schweizer Nuntius *Girolamo d'Andrea* vom 6. April 1842 an das Staatssekretariat in Rom¹⁹⁹. Sehr wurde Hirscher darin verübelt, daß er eine Trauung im Freiburger Münster nach einem von ihm verfaßten Formular gehalten habe. Ein Spezialbericht des gleichen Nuntius inkriminierte unterm 24. Juli 1842 heftig Hirschers Katechismus – Verfehlungen in Betreff des Kultus wurden darin allerdings nicht behauptet²⁰⁰.

Diese Diskriminierungen liefen über die Geheimdiplomatie, so daß sie Hirscher im einzelnen nicht bekannt wurden. Aber auch in der öffentlichen kirchlichen Presse wurde der Kampf gegen ihn geführt. Die Schweizer „Katholische Kirchenzeitung“ und das Augsburgere kirchliche Organ „Sion“ brachten heftige Angriffe gegen Hirscher, in denen seine liturgische „Reformsucht“ gleichfalls angeprangert wurde²⁰¹.

Hirscher war aber nicht der Mann, der sich durch solche Machenschaften in seinen Überzeugungen beirren ließ. Auch das Recht, in aller Öffentlichkeit für seine Ansichten einzutreten, ließ er sich nicht nehmen. Das Recht freier Meinungsäußerung gehörte nach seinen Vorstellungen wesentlich zur Aufgabe eines theologischen Lehrers. In Wahrnehmung dieses Rechtes erhob er in der aufsehenerregenden Reformschrift „*Die kirchlichen Zustände der Gegenwart*“ (1849) noch einmal laut seine Stimme. Die Revolution von 1848 zwang die bis dahin absolutistischen Staatsregierungen zu Konzessionen an das machtvoll sich anmeldende demokratische Denken und Wollen. Auch die Kirche konnte seiner Meinung nach an diesem neuen Zeitgeist nicht achtlos

¹⁹⁶ Ebd. 292 und 319.

¹⁹⁷ Ebd. 315.

¹⁹⁸ Domkapitular Konrad Martin gehörte zum Kreis um Wessenberg. Über seine Mitarbeit bei dessen Reformbemühungen vgl. *Erwin Keller*, Die Konstanzer Liturgiereform, 521 (Register).

¹⁹⁹ Bei *Hubert Bastgen*, 324.

²⁰⁰ Ebd. 336 f.

²⁰¹ Vgl. *Hubert Schiel*.

vorübergehen, wollte sie nicht als „antiquiert“ erscheinen. Reformen auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens sollten mithelfen, die ungleich schwieriger gewordene Arbeit der Kirche weiter mit Erfolg durchzuführen. Auch der *Kult* konnte von dem dringend nötigen Erneuerungswillen nicht ausgenommen werden, ja ihm mußte sich dieser Wille besonders zuwenden. So spielen die Fragen der Kultreform in der neuen Reformschrift abermals eine gewichtige Rolle. Leitvorstellung bei der Kultreform muß „die eigentliche Idee des Cultus als eines öffentlichen, gemeinsamen und gemeinerbaulichen Actes“ sein:

„Betreffend den Cult, habe ich in meinen ‚Erörterungen‘ den Gebrauch der lateinischen Sprache gegen einseitige und oberflächliche Tadler in Schutz genommen, und Alles, womit dieser Gebrauch als zulässig vertheidigt werden kann, beigebracht. Ich habe aber nicht geläugnet, daß sich die eigentliche Idee des Cultus als eines öffentlichen, gemeinsamen und gemeinerbauenden Actes doch nur bei dem Gebrauche der Muttersprache vollkommen verwirklichen lasse. Auch diese Angelegenheit muß und wird zur kirchlichen Verhandlung kommen. Die Laien werden dabei den Ausschlag geben. Wenn bei dem in Aussicht stehenden religiösen Aufschwung der höher gestellte Theil der Gesellschaft sich wieder lebendig in die kirchliche Gemeinschaft einreihen und die gottesdienstlichen Handlungen mit aufrichtiger Theilnahme mitfeiern will, so wird er die Muttersprache und angemessene liturgische Formulare verlangen, und sie werden ihm (dessen bin ich gewiß) nicht vorenthalten werden²⁰².“

Von einem deutlich erkennbaren Reformwillen der Kirche verspricht sich Hirscher zunächst eine Wiederbelebung des kirchlichen Interesses in den gebildeten Kreisen – für diese hat er auch seine „Erörterungen“ geschrieben²⁰³. Aus diesen Kreisen kam besonders das Verlangen nach Reformen, weniger aus dem einfachen Kirchenvolk. Aber daß „die Volksmassen“ sich hier nicht zu Worte melden, sich anscheinend vielmehr „bei ihrem lateinischen Cult wohl fühlen“, darf kein Grund dafür sein, die Kultreform aufzuschieben oder ganz zu unterlassen. Das Volk ist – darüber sollte man sich nicht täuschen –

²⁰² Die kirchlichen Zustände der Gegenwart (1849) 64 f.

²⁰³ Auf der Titelseite war vermerkt: „Den höheren und mittleren Ständen gewidmet.“ In diesen herrsche „mannigfache völlig irrthümliche Ansicht und Meinung über christliche und katholische Lehren und Institutionen, ja vielfach große Unwissenheit in diesen Dingen und auffallende Seichtigkeit“ – ebd. IV. (Vorwort). Nicht weniger mußte an die katholische akademische Jugend gedacht werden, die durch den modernen Zeitgeist mit den „hochklingenden Phrasen von Wissenschaft, Licht, Fortschritt“ in ihrem Glauben schwerstens gefährdet war.

„ein ganz unverlässiger Verehrer des dermaligen Gottesdienstes, denn es ist in demselben nicht heimisch. Hat es ihn nicht in Frankreich seiner Zeit weggeworfen, wie man nur eine Sache, die man nie wahrhaft sein eigen genannt und geliebt hat, wegzuwerfen pflegt?“²⁰⁴

Aufschluß darüber, ob im Kirchenvolk tatsächlich der Wunsch und das Bedürfnis nach einer Kulturreform vorhanden ist, müßte und könnte am besten auf einer auch von zahlreichen Laien besetzten Diözesansynode gewonnen werden – die Forderung auf Einberufung solcher Synoden mit Beteiligung der Laien ist ein Hauptanliegen in Hirschers Reformschrift von 1849²⁰⁵. Sollte sich herausstellen, daß eine Kulturreform als ein dringendes Zeitbedürfnis angesehen wird, dann dürfte man aber nicht bei „Halbheiten“ stehenbleiben. Solcher Halbheiten zählt Hirscher einige näher auf:

„Einmal nicht etwa bloß Übersetzungen der lateinischen Liturgie. Vieles in dieser ist gewiß unübertrefflich, aber nicht Alles. Dann nicht den vielbelobten Volksgesang! Allerdings auch Volksgesang. Aber ohne Vergleich mehr werth ist die Privatandacht jedes Einzelnen beim Gottesdienst als so ein üblicher Meßgesang²⁰⁶. . . Davon daß in ihnen die Meßidee klar hervortrete und in ihren Elementen durchgeführt erscheine, ist schon gar keine Rede. Die meisten von ihnen ließen sich auch als Vespergesänge gebrauchen . . . Eine andere Halbheit denkt an Beibehaltung des lateinischen Canons und läßt den Geistlichen etwa das Gloria, die Oration, das Evangelium und die Präfation deutsch singen. Allein, was soll damit gewonnen sein? Etwas weit Durchgreifenderes muß kommen, oder man lasse es beim Alten²⁰⁷.“

Hirscher wiederholt, daß gute Vorbereitung des Volkes und ernsthafter Wille im Klerus zur sorgfältigen Durchführung der Reform unerläßlich notwendig sind. Vom Klerus wird dabei „kräftiger Wille und bedeutende Anstrengung gefordert werden“. Zum Ausgleich könnte man dazu übergehen, statt der bisher meist sehr langen Predigten sich mit wesentlich kürzeren zu begnügen²⁰⁸.

Zur Zeit Hirschers stellte sich noch die Frage, was mit den *Bruderschaften* und den sogenannten *Nebenandachten* künftig geschehen solle. Diese Sondergottesdienste bestimmter Gruppen trugen für ihn

²⁰⁴ Die kirchlichen Zustände . . . , 65 f.

²⁰⁵ Ebd. 13–32.

²⁰⁶ Vgl. oben 402.

²⁰⁷ Die kirchlichen Zustände . . . , 66 f.

²⁰⁸ Ebd. 67.

„separatistischen Charakter an sich“. Wer wie er so bestimmt auf „gemeinsamen“ Gottesdienst drängte, auch in dem Sinn, daß Gottesdienst die ganze Gemeinde umfassen soll, stand Sondergruppierungen solcher Art skeptisch gegenüber. Zwar mußte man zugeben, „daß besondere locale Zustände und Bedürfnisse in einer Gemeinde die besseren Kräfte derselben zu einem engeren Zusammentritt veranlassen können und sollen“ – Hirscher sagt nicht, unter welchen näheren Umständen er dies gelten lassen würde –, „aber insgemein bilden sich Bruderschaften nicht aus einem besonderen örtlichen Bedürfnis, sondern ohne all solches Bedürfnis, bloß um neben dem Gemein-kirchlichen noch etwas Besonderes zu haben und sich dadurch auszuzeichnen“. Nicht selten entstehe dann „ein geistlicher Hochmuth, eine Überschätzung der Sonderleistungen und Sonderandachten und eine falsche Selbstzufriedenheit“. Man vergesse auch zu leicht, worin allein „das wirklich Auszeichnende“ für Christen zu suchen und zu finden sei, nämlich in der täglichen Selbstverleugnung, „in selbstvergessender Aufmerksamkeit und Leistung“ gegenüber den Mitmenschen, in der beharrlichen Treue und Gewissenhaftigkeit in Beruf und Arbeit. Die Kirche sollte „nicht zustimmen und es hinnehmen, wenn allerlei besondere Andachten und fromme Werke die Stelle der vorge-nannten Arbeit vertreten wollen“. Daß die Mitglieder der Bruderschaften an den Monatssonntagen die Sakramente empfangen, kann Hirscher nur gutheißen, aber die Seelsorge muß darauf bedacht sein, den öfteren Sakramentenempfang in der ganzen Gemeinde, nicht nur in gewissen Gruppen, durchzusetzen. Im übrigen ist er der Ansicht – und hier spricht der Moraltheologe in ihm –, daß „eben der Werth des Menschen keineswegs im geraden Verhältnisse mit der Zahl seiner Andachten stehe... Es gibt nur einen richtigen Maßstab über den Werth derer, die viel, und über den Werth derer, die weniger fromme Übungen halten, das ist die Frucht der wahren gottesfürchtigen Sittlichkeit, die sie bringen. Diesen Maßstab darf man dem Volk nie und nimmer verrücken“²⁰⁹.

Hirscher neigt demnach der Ansicht zu, daß man auf Bruderschaften künftig verzichten könne, ihnen jedenfalls keine besondere Förderung zukommen lassen solle. Würde man tatkräftig den übrigen Kult – nicht zuletzt Messe und Sakramentenempfang – sachgerecht erneuern und dem Volk näherbringen, so daß es mehr als bisher darin „heimisch“ würde, so wäre der Verlust der Bruderschaften als Preis

209 Ebd. 77–79.

dafür nicht zu hoch. Ähnlich dachte das Freiburger Ordinariat zehn Jahre früher im „Ritualstreit“ der Dreißiger Jahre, freilich ohne seinen Standpunkt voll durchsetzen zu können; an manchen Orten mußte man die Bruderschaften weiterbestehen lassen, obwohl deren religiöse Bedeutung von manchen Seelsorgern stark in Zweifel gezogen wurde²¹⁰.

Vereinfachung des Kultus, Beschränkung äußerer Glanzentfaltung auf ein erträgliches Maß, Weglassung mancher Heiligenfeste im liturgischen Kalender²¹¹ wären gleichfalls Beratungsgegenstände für eine künftige Reformsynode. Hinzukommen: „die Zeit der ersten Beicht und Communion, die Art der ersten Communionfeier, die Beförderung des Sakramente-Empfangs, die Beförderung der Generalbeichten, die Gleichförmigkeit in Behandlung der Büsser, die Reservatfälle, die Beichtconcourse, die Nebenmessen, die Privatmessen, das Opfertgehen, die Meßstipendien, die Stolgebühren, die Processionen und die gemeinerbauende Einrichtung derselben, das Aussetzen des Hochwürdigsten – namentlich während der Messe, das Umtragen der Heiligenbilder, der nachmittägige Gottesdienst und dessen Einrichtung, der Rosenkranz, die Segnungen verschiedener Gegenstände, die Segenertheilung mit Reliquien, das kirchliche Orgelspiel, die Kirchenmusik, der kirchliche Schmuck, insbesondere die in den Kirchen aufgestellten Gemälde und Heiligenbilder, die Kirchenbauten, die Wallfahrten, die Gebetsbücher des Volkes, die Hausandachten, die Controlle der Hausgenossen über den Kirchenbesuch“²¹².

Dieser lange Katalog von Reformobjekten läßt eindrucksvoll den weiten Umfang einer Kulturreform erkennen, wie Hirscher sie sich dachte. Die meisten der aufgezählten Punkte waren bereits in der katholischen Aufklärungszeit Gegenstand lebhaftester Diskussionen. In Hirschers Augen haben sie nichts an Bedeutung und Dringlichkeit verloren. Man sollte entschlossen daran gehen, sie neu zu überdenken und nach besseren Lösungen zu streben, wo Mängel und Mißstände bestehen. Es wäre falsch, Reformen nur deshalb zu unterlassen, weil sie

²¹⁰ Vgl. *Erwin Keller*, *Das erste Freiburger Rituale von 1835*, 74.

²¹¹ Niemand werde leugnen wollen, „die Heiligenverehrung nehme einen unverhältnißmäßigen und ungebührlichen Theil des öffentlichen Cultus ein“, man sehe nur nach, „in welchem Verhältnisse die Messen de ea zu jenen de Sanctis stehen. Ware es denn nicht an den in jeder Messe vorkommenden Memorien der Heiligen, denen noch je der Name des auf den Tag fallenden Heiligen beigefügt werden möchte, genug?“ – Die kirchlichen Zustände . . . 81.

²¹² Ebd. 83 f.

auch von radikalen freigeistigen Leuten (Deutschkirchler!) gefordert werden. Nach Reformen rufen ja auch „Leute, die der Kirche aufrichtig ergeben sind und sich auch durch Mängel an derselben nicht beirren lassen, dennoch aber manche Verbesserungen wünschen, theils damit den Gegnern die Gelegenheit zu Verunglimpfungen entzogen werde, theils damit die Kirche selbst mit desto ungetrübterem Segen wirke“²¹³. Hirscher wußte wohl, daß „ein sehr wohlgesinnter Theil des Clerus gegen Reformen“ und mit den bestehenden Verhältnissen auf dem Gebiet des Kultus einverstanden war; sie bildeten sich ein, „wie nett und erbaulich Alles sei, was da ist und geschieht“. Aber „die Gewohnheit ist eine gewaltige Macht und knechtet das Urtheil“. Eine umfassende Meinungsumfrage unter dem Klerus und dem Kirchenvolk – etwa auf einer Synode – würde zeigen, „wie allverbreitet und dringend die Reformforderung“ ist²¹⁴. Bischof und Klerus dürfen die Fragen der Kirchen- und Liturgiereform nicht im Alleingang lösen wollen. Die *Laien in der Kirche* nicht hören und nicht mitberaten und mitentscheiden lassen, wäre in der gewandelten Zeit verkehrt: „Wenn in allen diesen Stücken der Bischof und Clerus nicht von dem Laienstand aufrichtig und kräftig unterstützt wird, führen seine Beschlüsse nur halb oder gar nicht zum Ziele . . . Umsonst rechnet man auf kindlichen Gehorsam der Laien gegen die Beschlüsse der kirchlichen Oberen. Die Zeit dieses Gehorsams ist leider vorbei; und der Laie gehorcht zur Zeit jenen Anordnungen und Gesetzen, bei deren Erlaß er selbst mitgewirkt und von deren Begründetheit er sich überzeugt“²¹⁵.

Dieser neuerliche Aufruf Hirschers zu wirksamen Reformmaßnahmen im Bereich des ganzen kirchlichen Lebens, insbesondere auch auf dem Gebiet der Liturgie, erregte überall großes Aufsehen. Zustimmung fand er in der Öffentlichkeit so gut wie gar nicht, um so mehr erhob sich ein ganzer Chor von Protesten und Entrüstungsrufen²¹⁶.

²¹³ Ebd. 59.

²¹⁴ Ebd. 60 f.

²¹⁵ Ebd. 40 f. – Hirscher stand mit der Forderung nach Synoden mit Laienbeteiligung nicht allein. Im Rheinland richteten Binterim und eine Gruppe von 370 Geistlichen eine Adresse an Erzbischof Geissel mit dem Wunsch nach Diözesansynoden, in der ein Aufflackern demokratischen Geistes unverkennbar war. So wenig wie Hirscher, waren jene Appellanten Fortschrittler im üblichen Sinn, sondern drückten lediglich das Verlangen nach Mitbeteiligung im kirchlichen Bereich aus. Eine Anbahnung einer demokratischen Verfassung der Kirche wünscht gleichfalls eine Zuschrift in der Augsburger „Sion“, freilich mit einer Zielsetzung, die Hirscher in dieser Form sich nicht zu eigen machte, richtete sie sich doch „gegen die Tyrannei des absolutistisch-autokratischen Elements der Hierarchie über den niederen Klerus“ Vgl. *Hubert Becher*, *Der deutsche Primas*. Kolmar o. J., 232.

²¹⁶ Vgl. *Adolf Exeler*, 76–81.

Seine Schrift „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart“ wurde auf den Index gesetzt. Hirscher unterwarf sich im Gehorsam. „Mit welchem Recht es aber geschehen“, war ihm selbst nicht einleuchtend²¹⁷. Zu den in aller Öffentlichkeit gegen ihn erhobenen Vorwürfen und Anschuldigungen nahm er in einer eingehenden Erwiderung Stellung. Es war die Schrift „Antwort an die Gegner meiner Schrift: ‚Die kirchlichen Zustände der Gegenwart‘“ (1850).

Anstoß erregten vor allem Hirschers Ruf nach Synoden mit Laienbeteiligung und sein Eintreten für Reformen. Die Dritte Katholikenversammlung in Regensburg (1849) verwahrte sich feierlich gegen solche Postulate, da sie „eine Kirche der Zukunft in Aussicht stellen, vor welcher Gott das katholische Deutschland in Gnaden bewahren wolle“²¹⁸. Bischof *Klem* von Limburg verbot seinen Theologen den weiteren Besuch der Vorlesungen Hirschers²¹⁹, und Bischof *Räß* von Straßburg schrieb an Hirscher: „Ihre Reformationspläne sind dem Geiste nach ganz protestantisch“²²⁰. Hirschers guter Name und sein Ansehen als Mann der Kirche waren in weiten Kreisen mißkreditiert, selbst seine Hinnahme der römischen Verurteilung wurde als zweifelhaft bezeichnet. So versteht man die Erregung und die deutlich spürbare Gekränktheit in Hirschers Antwortschrift: „Ich frage, warum soll man, ohne die schwersten Verunglimpfungen zu erfahren und als unkatholisch denunciert zu werden, nichts mehr sagen dürfen, was der das Wort führenden Vorstellungsweise mißfällt?“²²¹ Zu den gegen

²¹⁷ Eine Aufhellung der Hintergründe der neuerlichen Indizierung Hirschers wäre im Interesse der geschichtlichen Forschung sehr wünschenswert, doch werden die Archivadokumente, die dazu einzusehen waren (ehemaliges Hl. Offizium), immer noch nicht zugänglich gemacht.

²¹⁸ Verhandlungen der 3. General-Versammlung des katholischen Vereines in Deutschland am 2., 3. und 4. Oktober 1849 zu Regensburg, Regensburg 1849, 214 f. – Der Wunsch jener Versammlung ging zwar für mehr als ein Jahrhundert in Erfüllung. In unseren Tagen aber begibt sich die Kirche in eine organisatorische Gestalt, die mehr und mehr dem Kirchenbild eines Hirscher entspricht. Vgl. die geplante Synode der deutschen Bistümer für 1972.

²¹⁹ Die Mitteilung dieses Verbots war in öffentlichen Presseorganen zu lesen. Der Bischof behauptete auf bloße Vermutung hin, Hirscher werde auch in seiner Vorlesung die „gänzlich unkirchlichen und höchst gefährlichen Grundsätze“ der Reformschrift zur Sprache bringen. Alban Stolz, damals Dekan der Theologischen Fakultät, setzte sich entschieden für Hirscher ein, „da nun die theologische Fakultät nicht gleichgültig es hingehen lassen kann, wenn eines ihrer Mitglieder durch eine falsche Vermuthung, die mit dem Ansehen der bischöflichen Würde öffentlich ausgesprochen ist, verdächtigt werde“. Wie aus dem Antwortschreiben des Bischofs von Limburg (16. Dezember 1849) hervorgeht, erfolgte das Kollegverbot hauptsächlich wegen der Indizierung Hirschers. – Universitätsarchiv Freiburg, Theolog. Fakultät.

²²⁰ Vgl. *Luzian Pfleger*, Bischof Andreas Raß und Johann Baptist von Hirscher, in: Hochland 23, 1925/26, 665.

²²¹ Antwort an die Gegner meiner Schrift. Die kirchlichen Zustände der Gegenwart. Tübingen 1850, 9.

ihn gerichteten öffentlichen Beschuldigungen faßte er seine Meinung in den Worten zusammen: „Wenn ich denn Ärgerniß gegeben habe, so war dasselbe nicht sowohl gegeben als genommen, genommen von Solchen, welche überhaupt keine abweichende Meinung neben sich dulden, oder sich in ihrem theologischen und kirchlichen Lebenskreis ruhig gebettet haben und darum eine Störung darin nicht vertragen. Das Ärgerniß, welches genommen worden, ward dann weiter verbreitet von Solchen, die weithin das Urtheil derer beherrschen, die eines eigenen Urtheils nicht fähig sind“²²².

Eine Zurücknahme der Reformideen – uns berühren jene über den Kult – kam für Hirscher nicht in Betracht: „Was ich hier gesagt habe, ist noch heute meine Ansicht. Noch heute glaube ich, daß mit dem Gottesdienst in der deutschen Sprache, wenn nicht erst viele Voraussetzungen erfüllt würden, nichts gewonnen wäre. Noch heute glaube ich, daß dennoch, wenn's gelänge, der Gottesdienst in deutscher Sprache das Natürliche und wahrhaft Gedeihliche wäre. Und noch heute weise ich es der Kirche zu, ob und wann zu letzterem die Zeit sei. Aber ablehnen muß ich, daß (wie man angedeutet hat) ein solches Beginnen gegen die Bestimmungen des Tridentinums laufe. Die Synode von Trient nämlich hat die Landessprache nicht überhaupt verboten . . ., vielmehr hat sie nur ausgesprochen, es habe nicht zuträglich geschehen . . . Darüber, ob nicht eine Zeit oder eine Nation sein könnte, wo der Gebrauch der Muttersprache zuträglich werden möchte, hat sie nicht entschieden, vielmehr diesfalls der Kirche der Zukunft freie Hand gelassen“²²³. Die Kirche hat auf dem Zweiten Vatikanum im Sinne Hirschers entschieden! Mit ihm war auch Franz A. Staudenmaier in dieser Sache ganz der gleichen Meinung²²⁴.

Betreffend die Bruderschaften sieht Hirscher gleichfalls keinen Grund, etwas zurückzunehmen. Er wiederholt, daß er sich „nur gegen

²²² Ebd. 10 f. – An anderer Stelle meint Hirscher: „Damit, d. h. mit solchem Terrorismus meint man der Kirche zu dienen? Hat es denn in der Kirche nie Gebrechen gegeben? Und kann es solche mithin nicht wieder geben? Wie, und man soll nicht davon reden dürfen? Und das sollte ihr frommen, daß man nicht davon redet?“ – Ebd. 56.

²²³ Ebd. 74 f.

²²⁴ In der Schrift „Die kirchliche Aufgabe der Gegenwart“ (1849) schrieb *Staudenmaier*: „Jede so sehr ausgebildete Sprache, die ohne Gefahr als dogmatische Sprache gebraucht wird, kann auch bei der Liturgie statt haben – und sie kann nicht nur, sondern soll überall wirklich statt haben, wo das Bedürfniß und die Sehnsucht nach ihm allgemein erwacht ist . . . Wir sind weit entfernt, die Vorzüge der lateinischen Sprache in Zweifel zu ziehen . . . Allein dieses Alles hindert doch nicht, an ihre Stelle eine andere Sprache treten zu lassen, und zwar die, in welcher jede gebildete Nation an die Gottheit sich wendet. Das Katholische ist hier nicht diese, sondern eine jede Sprache.“ 177 f.

solche Bruderschaften erklärt, hinter welchen kein sittlicher Ernst, sondern bloß eine Art aparter Frommthuerei ist“. Die Unterstellung, er sei wohl auch gegen die damals aufkommenden sozialen und caritativen kirchlichen Vereinigungen, weist er entschieden zurück: „Vereine also für verwahrloste Kinder, Anstalten zur Besserung Gefallener, Jungesellenbruderschaften zur Förderung der Jünglingsschaft, Handwerksgesellenvereine zur allseitigen Fortbildung und anständigen Erholung, Verbrüderungen vom hl. Franz Regis, Vinzenz von Paul zur Linderung und Hebung des Elendes usw. – wie kann man mir zumuthen, daß ich sie nicht wolle?“²²⁵

Hirscher bleibt auch dabei, daß es der Messen zu Ehren der Heiligen zuviele seien: „Daß das Opfer in den Messen de Sanctis nicht den Heiligen, sondern Gott dargebracht werde, weiß ich, aber darum können dieser Messen doch unverhältnismäßig viele sein. Es scheint mir nämlich nicht zweckmäßig, daß dieselbe Epistel und dasselbe Evangelium jährlich so oft, manches andere hl. Lesestück eben darum aber gar nicht vorkommt. Es dürfte dieses besonders ungeeignet erscheinen, wenn (wie es wohl sein sollte) Epistel und Evangelium dem Volke deutsch vorgelesen werden wollten“²²⁶. Zum Erweis seiner im übrigen völlig korrekten Auffassung des Heiligenkultus verweist Hirscher die Gegner auf das in den „Erörterungen“ und in der „Christlichen Moral“ Gesagte²²⁷.

In der Polemik gegen Hirscher wurde behauptet, was er mit seinen Reformen wolle, sei genau das, „was vor mehr als sechzig Jahren von dem Bischof von Ricci angestrebt und von der Synode zu Pistoia statuiert worden“; diese Synode „sei ganz eigentlich sein Ideal“. Mit großer Entrüstung wehrte er sich gegen diese in jeder Hinsicht unhaltbare und ihn schwerstens diffamierende Beschuldigung²²⁸. Der Unterschied war in der Tat für den objektiven Betrachter klar zu erkennen: Ricci und Pistoia faßten Beschlüsse, Hirscher regte lediglich Synoden an und machte Vorschläge zu Reformen. Pistoia war deutlich

²²⁵ Antwort an die Gegner . . . a. a. O. 88. – Als die Freiburger Theologiestudenten im Konvikt einen Studentenverein „Irenaa“ gründen wollten, sprach sich Hirscher im Dezember 1851 allerdings entschieden gegen diesen Plan aus, weil ein solcher Verein Spaltung in die Konviktskommunität trage. Vgl. Univ.-Archiv, Theolog. Fakultät, Sitzungsprotokolle 1825 ff.

²²⁶ Ebd. 90.

²²⁷ Vgl. Erörterungen II, 158–181. – Christl. Moral 51851, III, 96–99.

²²⁸ Antwort an die Gegner . . . a. a. O. 93–99.

²²⁹ Auch wenn radikale Tendenzen auf der Diözesansynode sich bemerkbar machen sollten – nach Lage der Dinge damals durchaus möglich –, bleibe „dem Bischof sein Veto“ Vgl. Die kirchlichen Zustände . . . a. a. O. 30.

gegen die römische Zentralgewalt gerichtet, Hirscher rührte die hierarchische Struktur der Kirche überhaupt nicht an²²⁹. Aber seit den unrühmlichen Vorgängen der Jahre 1842/43 stand er nun einmal im Geruch der Unkirchlichkeit und Romfeindlichkeit. Sein Ordinariatskollege Kieser hatte ihn damals rundweg „einen Feind alles dessen, was von Rom kommt“, genannt, und auch von anderer Seite war er dem Schweizer Nuntius als „ein geschworener Feind Roms“ dargestellt worden, der sich nicht gescheut habe, einem jungen Priester zu sagen: „Wäre ich jung wie Sie, so würde ich mit allen meinen Kräften gegen Rom arbeiten“²³⁰. Einen Beweis seiner Romfeindlichkeit wollte man auch in seinem Katechismus finden: „Pagina 177. Ubi conciliorum generalium inerrantia praedicatur, omnino reticetur auctoritas Romani Pontificis, de quo ut centro unitatis brevis fit mentio pagina 171“. So meldete ein vom Schweizer Nuntius bestellter Zensor des Freiburger Katechismus²³¹.

Hirschers Vorstoß mit dem Ziel, auf legalem Weg eine Kultreform in die Wege zu leiten, war gescheitert. Die Zensurierung seiner Reformschrift von 1849 war das unüberhörbare Nein der offiziellen Kirche zu seinen Reformplänen. Er sah das ein, in der Folgezeit kam er nicht mehr auf sie zurück. Dieses nun folgende Schweigen bedeutet aber sicher nicht, daß er seine Reformideen nicht mehr für richtig gehalten hätte. Seit über dreißig Jahren hat er sich mit ihnen beschäftigt. Die gewonnenen Erkenntnisse konnte er unmöglich als Irrtümer zur Seite legen. Die Zeit war offensichtlich noch nicht da, um das zu verwirklichen, was ihm vorschwebte. Man suchte vorerst das Heil der Kirche in der Restauration, nicht in der Zuwendung zu Reformen und nicht in der geistigen Auseinandersetzung mit der Zeit. Hirscher räumte ein, es könne sein, „daß mit dem Zeitgeist keinerlei Verständigung möglich sei“, aber man müsse erst einmal den Versuch dazu wagen, ehe man sich von der neuen Zeit zurückzieht. Hirscher bezog damit eine der herrschenden Richtung diametral entgegengesetzte Position. Seiner Ansicht nach sollten aber die verschiedenen Richtungen in Theologie und Kirche nebeneinander bestehen können, ohne daß die eine die andere „schulmeistere“²³². Diese Koexistenz wäre durch-

²³⁰ Vgl. *Hubert Bastgen*, 295 f.

²³¹ Ebd. 336.

²³² Für die Moraltheologie anerkannte Hirscher durchaus die Berechtigung verschiedener Auffassungs- und Darstellungsweisen; alle – „die scholastische, mystische und casuistische Weise“ – hätten ihren „eigenen Werth, und es sei Beschränktheit, wenn die eine die andere verfolge“. Vgl. *Christl. Moral*, 51851, I, XVIII (Vorwort).

aus möglich, vorausgesetzt, „daß wir einen Streit mit Milde und Ruhe führen, die Sache im Auge behalten und unnöthige Erbitterungen und Verletzungen der Person meiden“, daß man ferner aufhört, „gleich Arges vom anderen zu denken“, und daß man schließlich auf beiden Seiten sich an die Regel hält, „ein Schriftsteller sei aus sich selbst zu erklären“, d. h. aus seinem gesamten Schrifttum und niemals aus einzelnen Stellen, bei denen man Gefahr laufe, „nie die gesunde und unschuldige . . ., sondern die schlimme Deutung hervorzusuchen“. Man solle erkennen, „daß die Zeit dringend genug zum geschlossensten Zusammenhalt der Kräfte auffordert“²³³. Was Hirscher damals bereits wollte, war die Anerkennung eines Pluralismus in Theologie und Kirche.

Auf die Frage, warum er sich nicht der herrschenden Richtung der Neuscholastik und Restauration anschließe, sondern eine Reformbewegung in Gang bringen wolle, antwortete er mit dem Hinweis, daß die Restauration – er sprach von der „schroffen Strömung zu den mittelalterlichen Zuständen“ – viele Gebildete von sich stoße, die Gefahr eines Gettos bedeute und die Kirche in den Verdacht bringe, „sie sei antiquirt, ein Hemmniß der Neuzeit und eine Gehilfin der Dränger“. Eben darum müsse es die „Zeit-Aufgabe“ der Kirche sein, „die neuen Ideen“ (Freiheit und Würde des einzelnen, das demokratische Prinzip und die sozialen Forderungen) „zu reinigen, d. h. auf das Giltige zurückzuführen, insbesondere aber zu zeigen, wie das Christenthum diese Ideen auf die allein mögliche Weise verwirkliche“. Sich dieser „Zeit-Aufgabe“ entziehen, wäre kurzzeitig und gefährlich, handle es sich doch um Ideen, „von denen ich nicht glaube, daß sie je wieder ausgetrieben werden können“²³⁴. Aus solchen Erwägungen kam Hirscher zur Ansicht, man müsse mit der neuen Zeit und Welt ins

²³³ Antwort an die Gegner . . . a. a. O. 19 f. – Die Befürchtung, es könnte zwischen den verschiedenen Richtungen in der Kirche zu Spannungen, ja „Spaltungen“ kommen, hat Hirscher schon 1823 ausgesprochen: „Laßt uns aber eben darum, weil wir ausschließend, von Herzen und mit erleuchtetem Eifer der Sache des Herrn dienen wollen, alle Spaltungen meiden und in Eintracht zusammenwirken, daß die in Christus eröffnete Heils-Anstalt rein verkundet und in thatigem Glauben aufgefaßt werde. Wir leben in einer vielbewegten Zeit . . . Die Diener des Evangeliums sollen nicht wider einander sein: die Sache des Christenthums fordert in unseren Tagen ihr vereintes Wirken.“ Über das Verhältnis des Evangeliums zu der theolog. Scholastik (1823), 292. – Ähnlich sprach sich Hirscher auch zur Beendigung der Polemik mit den Protestanten aus: „In der That ist der Polemik in neuerer Zeit mehr als genug gewesen, und es wäre wohl an der Zeit, daß Alle, welche an positives Christenthum glauben, sich wechselseitig naherten und sich wider den gemeinsamen Feind – den Unglauben, die Sectirerei und die lieblose Streitsucht verbanden.“ Vgl. Erörterungen II (1847) IV.

²³⁴ Antwort an die Gegner . . . a. a. O. 11 f.

Gespräch kommen, ihre berechtigten Anliegen ernstnehmen und also Kirche nicht außerhalb, sondern mitten in der Welt sein. Mit Bedauern stellte er fest: „Nun denkt aber die derzeitige kirchliche Richtung nicht daran, sich mit der Neuzeit zu verständigen“²³⁵. Die Folge werde sein, daß man die Kirche „als Fremde, nicht als Mutter“ ansehen werde. Solche „Verständigung“ mit der Zeit setzte aber eine durchgreifende innerkirchliche Erneuerung voraus. Die Kultreform sah Hirscher als wesentlichen Teil dieser Erneuerung an. Darum hat er immer wieder so eindringlich nach ihr gerufen.

Im Verlauf dieser Untersuchung sind uns bereits mancherlei Äußerungen zum Fragenkreis Messe und Meßreform begegnet, aus denen Hirschers Ansichten zu einem guten Teil erkennbar wurden. Um ein abgerundetes Bild zu erhalten, ist es jedoch nötig, seine Frühschrift „Missae genuinam notionem . . .“, aus der schon öfter zitiert wurde, in einem eigenen Abschnitt genauer anzusehen.

M e s s e u n d M e ß r e f o r m

„Ich getraue mir wohl vor allen kirchlichen Obern zu behaupten, daß es . . . so mit der kathol. Messe nicht bleiben dürfe, wie es itzt ist“, schrieb Hirscher in der „Einleitung“ zu seinem Erstlingswerk „Missae genuinam notionem . . .“²³⁶. Er erinnert an ein Faktum der Französischen Revolution: „Die Franzosen haben vor einigen Jahren ihre Seelsorger vertrieben, ihre Kirchen geplündert, die heiligen Geräte zer schlagen, die Paramente öffentlich verbrannt, die Glocken von den Thürmen genommen und eingeschmolzen, der Vernunft Altäre erbaut und ihre alten Tempel auf Jahre verschlossen“²³⁷. Wie war solches möglich? Hirscher war sich gewiß darüber klar, daß sich hier auch der lange angestaute Groll auf das Ancien Régime, in das die Kirche unheilvoll verquickt war, entlud. Aber zeigte sich da nicht noch etwas anderes? Waren diese schrecklichen Kirchenschändungen nicht ein klarer Beweis dafür, daß dieses katholische Volk überhaupt nicht mehr wußte, was es an seiner Kirche, ihrem Kult, an der Messe zuallererst, besaß? Denn „wenn es je in den Geist dieser Handlung eingedrungen wäre, wenn es je dieselbe hätte feiern und in ihr alle großen christlichen Wahrheiten und Gesinnungen hätte erwecken und aussprechen

²³⁵ Ebd. 12.

²³⁶ Miss. gen. not. 98 f.

²³⁷ Ebd. 99.

lernen“, dann hätte es niemals seine Messe derart „mit Füßen treten“ und wie einen „Rock“ behandeln können, „den man heute ablegt und morgen wieder anzieht“²³⁸.

Es wäre eine große Täuschung, wenn man glaubte, in Deutschland stünde es mit der „Einbürgerung“ der Messe im Volk besser:

„Ist dieser Cult in Deutschland oder in anderen Ländern nun aber fruchtbarer? Wer kann es beweisen? Was läßt sich irgend im Äußeren für ein Unterschied abnehmen zwischen einem deutschen und einem französischen Katholiken, wenn er der Messe beiwohnet? . . . Wenn heute über Deutschland wie vormals über Frankreich ein frivoler Geist hereinbräche, könnte er unter anderem nicht auch dieses Institut mit Leichtigkeit verdächtigen, durch groben und feinen Witz lächerlich machen und herabwürdigen? Und zwar aus keiner anderen Ursache, als weil unser Volk bei der Feier desselben doch eigentlich nur anwohnet, also gleichsam von Außen stehen bleibt, und dieselbe mehr in Folge einer langen Gewohnheit mitmacht, als in ihrem Wesen ergreift und sein religiöses Leben in ihr niederlegt, erweckt und ausspricht? Wer kann das Gegentheil beweisen?“²³⁹

Eine Täuschung wäre es, die Schuld für diesen erschreckenden Mangel an Verständnis der Messe dem Kirchenvolk allein zuzuschieben. Man muß die Ursache dafür auch in der gegenwärtigen „Einrichtung“ der Messe sehen. Solange diese fortbesteht, kann die Messe „nie wahres Eigenthum“ des Volkes werden, kann man nicht mit „einer wahrhaftigen Einbürgerung“ derselben rechnen, „ein Umstand, den natürlich das Volk selbst nicht kennt, und über den wir uns gern (wie vordem die französische Geistlichkeit) täuschen“.

Aus solchen *pastoralen Erwägungen* kam Hirscher zum Entschluß, seine Meßschrift zu konzipieren und der Öffentlichkeit zu übergeben. Er hat sie lateinisch abgefaßt, weil er „wünschte, daß sie dem einen und anderen Ausländer bekannt würde“. Es war ihm daran gelegen, daß man seine Gedanken auch höheren Ortes, „namentlich bei ausländischen Kirchenvorstehern“ zur Kenntnis nehme – offenbar dachte er dabei auch an die römischen Instanzen.

In seinen „Neuen Beiträgen zur Bildung des Geistlichen“ hatte sich auch *J. M. Sailer* mit dem Problem der Meßreform beschäftigt. Die Gedanken des großen Lehrers, der ihm von seinem einstigen Prinzipal und Sailer Schüler *Johann Bestlin* in Röhlingen nahe gebracht worden

²³⁸ Ebd. 100.

²³⁹ Ebd. 101.

war, waren Hirscher zweifellos nicht unbekannt. Sailer war keineswegs gegen eine Meßreform, doch war dies seiner Meinung nach ein überaus schwieriges Unternehmen, an das sich nur ein Mann wagen könnte, der mit dem nötigen „historisch-kritischen Verstand“ ebenso eine tiefe kirchliche Gläubigkeit verband: „Sollte sich der historisch-kritische Verstand mit einem frommen Gemüthe vereinigen können, und das große Eine der Messe aus dem Gemüthe, das Besondere aus der Geschichte mit männlicher Nüchternheit beurtheilen wollen: so würde sich eine Darstellung der Messe ergeben, die den Bedürfnissen der Religion und denen des Begriffs vollkommen entspräche. Vielleicht, daß dies Wort irgend ein träumendes Genie wecke, daß es aufwacht und das große Werk vollbringt“²⁴⁰. Wir wissen nicht, ob auch dieses Wort des verehrten Meisters den jungen Tübinger Professor zu seinem Versuch anspornte – möglich ist es. Was Sailer für einen solchen Versuch verlangte, war Hirscher jedenfalls zu eigen: Historisch-kritischer Verstand und eine lebendige Gläubigkeit. Beides tritt in seiner Meßschrift deutlich zu Tage.

Wie der Titel der Schrift sagt, sind es *zwei Hauptfragen*, die beantwortet werden sollen: 1. Welches ist die ursprüngliche Idee der Messe? 2. Welches ist die dieser Idee entsprechende richtige Art ihres Vollzugs? Das Hauptgewicht wird zweifellos auf die Beantwortung der ersten Frage gelegt. Was Hirscher dabei zu sagen hat, ist das eigentlich Neue an seiner Schrift. Die Antworten auf die zweite Frage enthalten wohl auch neue Gedanken, doch finden sich die Grundgedanken bereits auch in der zeitgenössischen Pastoraltheologie ausgesprochen.

I. Die ursprüngliche Idee – genuina notio – der Messe

Wer diese erkennen will, muß die dafür in Betracht kommenden ältesten Quellen hören: „Interrogantes, quid Missa catholica sit, ne utiquam compendia theologica, sed historiam audimus“²⁴¹. Die spätere theologische Spekulation befaßt sich nicht mit der spezifischen Frage nach der biblischen Grundidee der Messe, darum scheidet sie für Hirschers Betrachtungsweise aus, ohne daß er irgendwo ein Wort gegen die spekulative Meßtheorie sagt. Ihm liegt daran, zu zeigen, „quid (missa) ab initio fuerit, et nunc etiam esse debeat“²⁴².

²⁴⁰ Neue Beiträge 1811, II, 194 f.

²⁴¹ Miss. gen. not. 61.

²⁴² Ebd. 61.

Ausgangspunkt muß der in vierfacher Überlieferung vorliegende Einsetzungsbericht sein, der Aufschluß darüber gibt, was Christus bei der Einsetzung getan und was er für die Zukunft der Kirche gewollt hat. Über Sinn und Bedeutung der eigentlichen Einsetzungsworte besteht zwischen der katholischen und den reformatorischen Kirchen weitgehende Meinungsverschiedenheit. Übereinstimmung besteht jedoch darin, daß Christus mit den Worten „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ den dauernden Nachvollzug der Abendmahlshandlung angeordnet hat. Die authentische Interpretation dieser Anordnung findet man bei Paulus: „Quotiescunque manducabitis panem hunc et calicem bibetis, mortem Domini annuntiabitis, donec veniat“ (1 Kor 11,26).

Daß in der Messe des Todes Christi gedacht, sein Tod „verkündet“ wird, war in der Kirchenlehre zu jeder Zeit festgehalten: „Sed quantum haec annuntiatio, si scripturam audiamus, involvat atque in se contineat, non pari modo ab omnibus agnitus fuit nec hodie passim agnoscitur“²⁴³. Und doch ist eine genaue Kenntnis alles dessen, was der Tod Christi bedeutet und in sich schließt, für das richtige Messerverständnis von entscheidender Bedeutung. Darum muß „S. scriptura et antiquitate ducibus“²⁴⁴ diese Kenntnis neu gewonnen und dann aber auch für den praktischen Vollzug der Messe ausgewertet werden.

Es sind die großen Heilswahrheiten und Heilstatsachen des christlichen Glaubens, die im Tode Christi „verkündet“ und in der Meßfeier immer wieder ins Gedächtnis gerufen werden. Dies im einzelnen aufzuweisen, ist Hirschers sorgfältige Bemühung auf den Seiten 10 bis 60 seiner Meßschrift. Es würde zu weit führen, wollten wir hier ins einzelne gehen, doch die Kerngedanken dieser *Theologie des Todes Christi* – man darf wohl von einer solchen wenigstens im Grundriß sprechen – müssen vorgeführt werden. Hirscher selbst hat diese Kernsätze seiner Tod-Christi-Theologie in einer um die gleiche Zeit verfaßten Schrift kurz und prägnant in folgender Weise formuliert:

„Dieser Tod (Christi) ist nicht etwa eine alte, erbauliche Begebenheit, die sich an dem Stifter des Christentums ereignet hat; er ist vielmehr der beharrende Mittelpunkt des gesamten Erlösungswerkes: die bleibende Manifestation der Grundwahrheiten der christlichen Heilsordnung und die fürdauernde Eröffnung der großen Segnungen derselben – aufgestellt unter uns zu ewigen Zeiten, daß er allen, die

²⁴³ Ebd 9.

²⁴⁴ Ebd 9

auf ihn schauen, Zeugnis, Denkmal, Predigt und Mittheilung des Heils sei, das Gott in seinem Sohne geschenkt hat.

Dieser Tod – aufgestellt vor dem Menschengeschlechte zu ewigen Zeiten – überweist nämlich die Welt von ihrer Sünde. Er steht, ein bleibendes Zeugnis unter uns, gegen dieselbe. – Er verkündet von Geschlecht zu Geschlecht die Majestät und Heiligkeit des Willens des himmlischen Vaters, dem auch der Eingeborene gehorsamet bis zum Tode des Kreuzes.

Er zeugt ohn' Ende für die objektive Realität der ewigen Gerechtigkeit, die in dem Gewissen aller Geister einen Richterstuhl hat und durch alle Himmel herrschet, daß sie im Vater sei und bleibe. – Er überführt die Menschen, daß sie nicht hatten, womit sie ihre Schulden bezahlen konnten, noch haben, womit sie bezahlen können, und bewegt sie, demuthvoll und reuig an ihre Brust zu schlagen.

Er steht da, ein ewiges Denkmal, ein allverständliches Zeugnis der Liebe des Einen Guten – ausgestellt an alle, die an den Sohn glauben und ihn, den Einzigen, für das Heil der Menschen dahingegeben und am Kreuze bluten und sterben sehen. Und als die große bleibende Freuden-Botschaft an die Sünder aller Zeiten, daß keiner, der an diesen Sohn glaubt, ins Gericht komme. Daß von nun an ein Reich der Vergebung und Heiligung errichtet sei und fürdauernd Verzeihung und Gnade zu Theil werde jedem, der mit Reue und Glauben auf den Tod desselben schaut. – Und daß jener Sohn – der Heilige –, welcher aus freier Wahl für die Sünder das Leben gelassen und dem Vater bis zum schmerzlichsten Tode gehorsamet hat, um deßwillen zum Fürsten dieses Reiches und zum Richter der Lebendigen und Toten gesetzt worden.

Dieser Tod ist daher zugleich die ewige dringende Einladung und Mahnung, an dem Reiche der Gnade Theil zu nehmen, und das glänzendste Vorbild des Gehorsams gegen Gott und der Liebe gegen die Menschen, dem sich alle nachbilden müssen, die diesem Fürsten des Reiches der Vergebung und Heiligung angehören wollen.

Er ist ein helles Licht in dem Dunkel menschlicher Fragen über die Leiden der Erde. Durch sie geht der Weg zur Herrlichkeit – und eine kräftige Beruhigung bei dem Drucke derselben. Der Schüler fordert es nicht besser denn sein Meister. – Er bezeuget ohne Unterlaß, daß wir einen Herrn und Mittler haben, welcher, da er selbst das Bitterste litt, mit uns Geduld und Erbarmen zu tragen weiß, und macht unser Zutrauen zu ihm leicht und vollkommen.

Er ist der ewige Ruf ins Universum: Tod, wo ist dein Sieg? Der getötete Herr ist der Erstgeborene der Auferstandenen. Auch wir werden auferstehen. – Er ist der unvergängliche Trost für alle, hinter welchen das Böse, das sie im Leben gestiftet, zurückbleibt und der Seele Angst bereitet. Der Gekreuzigte ist nun der Regent der Welt und der Mittler, welcher ihr hinterlassenes Böses austilgen kann und will.

Er ist die über jeden Zweifel erhabene Bürgschaft, ausgestellt von dem Vater, daß alles, was Jesus auf Erden gelehrt und getan hat, sein, des Vaters Auftrag gewesen sei. Das nämlich hat dieser durch die dem Tode Jesu Christi gefolgte Auferweckung desselben vor der Welt bezeugt. – Endlich ist er die bestimmte, tatsächliche Erklärung an alle Welt, daß es Gottes freier und gnadenvoller Ratschluß sei, wodurch er die Menschen von Sünde und Tod errettet. Dieser Tod zeugt wider alles Sich-selbst-Rühmen der Menschen und widersteht so der hartnäckigsten Seite des menschlichen Egoismus.²⁴⁵

Für das tiefere Messeverständnis kommt, so meint Hirscher, alles darauf an, daß diese unerschöpfliche Heilsfülle des Todes Christi den Gläubigen lebendig nahe gebracht wird. Hier liegt eine Hauptaufgabe für Katechese und Predigt: „Darum sind wir der Meinung, eben weil die Weisheit Gottes den Tod Jesu Christi mit allen Theilen der Erlösungs-Anstalt in solche wesentliche und mannigfaltige Beziehungen gebracht hat; und weil nichts den Menschen für diese Anstalt so dringend ansprechen kann als er: daß die Katecheten ihre Zöglinge nicht vertraut genug mit dem Geiste dieser göttlichen That machen können, und daß darin von dem Vorgange und dem Beispiele der Apostel insgemein viel zu sehr und zum großen Nachtheil des praktischen Christenthums abgewichen werde. Unendlich besser müßte es gewiß mit den religiösen und sittlichen Ansichten, Gefühlen und Gesinnungen des Volkes stehen, wenn es auch nur diesen Einen Tod des eingebornen Sohnes Gottes am Kreuze für das Heil der Sünder nach seiner vollen Bedeutung zu fassen, in allen Beziehungen zu würdigen und im Glauben gegenwärtig zu behalten gelernt hätte“²⁴⁶. Wie der Katechet hier praktisch vorgehen kann, zeigt Hirscher eingehender in seiner „Katechetik“²⁴⁷.

Ebenso wesentlich gehört zur genuinen Meßidee der *Öffentlichkeits- und Gemeinschaftscharakter* der heiligen Handlung. Sämtliche Litur-

²⁴⁵ Über das Verhältnis des Evangeliums zu der theologischen Scholastik (1823) 30–33.

²⁴⁶ Ebd. 33 f. ²⁴⁷ Katechetik 41840, 563–576.

gien, auch die Römische, lassen diesen für die liturgische Praxis besonders wichtigen Aspekt deutlich in Erscheinung treten: „*Multa enim (prout nullum Missale Romanum vel obiter perlustrantem fugiet) Sacerdos in Missa cum populo alternans orat et praedicat; reliqua vero numero plurali agit et sic precatur, ut se populi congregati in illis duces gerat*“²⁴⁸. Wer behauptet, es sei unwichtig, ob die Gläubigen in der Messe gemeinsam oder privat für sich beten, verkennt das Wesen derselben, denn „*ss.coena in id instituta est, ut omnia Christi membra, quae uno invisibili capite junguntur et communi religione ligantur, eandem unitatem communi etiam actu manifestantes communi voce et actione communem Patrem adorent, communem Dominum praedicant, communem fidem annuntient, mutuam charitatem spondeant, communem spem prodant, promissionum commune pignus accipiant, et communi se invicem devotione in s. mentis directione adjuvent atque corroborent*“²⁴⁹.

So unabdingbar der Gemeinschaftscharakter der Messe auch ist, er darf andererseits nicht dazu führen, daß dem persönlichen Beten des einzelnen kein Raum mehr gelassen wird. Darauf hebt Hirscher, der wie kaum einer die Bedürfnisse der Menschenseele kannte, stark ab: „*Unusquisque fidelium enim individuas causas spirituales habet, nihilque magis videtur rei conveniens, quam communem, quae in s. mensa colitur, religionis christianae veritatem et gratiam privatis etiam indigentibus vitaeque rationibus relationibusque privata devotione applicari*“²⁵⁰.

Dem Gemeinschaftscharakter der Meßfeier wird aber durch gemeinsames Beten (und Singen) allein nicht Genüge getan, es muß der gemeinsame Genuß der eucharistischen Speise hinzukommen. Das zeigen wiederum eindeutig alle alten Liturgien: „*Primis temporibus, institutum Domini nostri, prouti traditum erat, sancte custodientes unaquaque vice, quotquot praesentes erant, ss. cibum sumserunt. Deficientem postmodum hanc consuetudinem ss. patres dure increpaverunt et diversorum Conciliorum Canones regumque leges in integrum restaurare omni nervo adnisi sunt*“²⁵¹. Hirscher erwähnt hier ausdrücklich die entsprechende Anweisung des Konzils von Trient²⁵².

Soviel zu den einzelnen Aspekten der „Meß-Idee“ Hirschers. Mit

²⁴⁸ Miss. gen. not. 65.

²⁴⁹ Ebd. 66.

²⁵⁰ Ebd. 67.

²⁵¹ Ebd. 78 f.

²⁵² Ebd. 79.

ihr bewegte er sich ganz in die Richtung der heute vom Lehramt der Kirche anerkannten Anschauungen. Er selbst hielt sie für richtig und lehrte sie weiter, auch als seine Meßschrift indiziert war. So ist sie sowohl in der „Katechetik“²⁵³ wie in den „Erörterungen“²⁵⁴ noch anzutreffen. Über Einzelheiten, so meinte er, könne man sicher verschiedener Ansicht sein; am Grundsätzlichen seiner Meß-Idee gedenke er jedoch festzuhalten und dafür zu arbeiten, daß diese „allgemeiner gekannt und gebilligt“ werde²⁵⁵.

II. „Die rechte Art und Weise, die Messe zu feiern“

So heißt der zweite Teil im Titel der Meßschrift („missae . . . celebrandae rectam methodum eruere“). Es ging Hirscher jetzt um die praktischen Fragen einer umfassenden Reform der Meßfeier. Eine solche mußte erfolgen, wenn Hirscher auch klar erkannt hatte, daß „lebendiger Glaube“ an das, was in der Messe geschieht, noch weit wichtiger war: „Das Interesse an den heiligen Handlungen muß aus dem lebendigen Glauben an den Inhalt derselben kommen. Was ja gefeiert wird, ist Wahrheit und Ernst“²⁵⁶. Was in der Zeit Wessenbergs für eine erneuerte Meßfeiergestaltung gearbeitet worden war, findet Hirschers Anerkennung, aber es war nicht das, was er unter einer Meßreform verstand²⁵⁷.

Was Hirscher an erster Stelle forderte, waren *neue Meßformulare*, in denen die volle Heilsbedeutung des Opfertodes Christi einprägsam den Gläubigen vor Augen geführt wird. Zwar könne man nicht behaupten, daß in den bisherigen Meßtexten dieses Moment übersehen sei, doch „in Missae formula bene composita requirimus, ut omnino ex idea Eucharistiae dominante et clara profluxerit ordineque bene praemeditato disposita sit“²⁵⁸. Diese wohldurchdachte Akzentuierung der Meßformulare auf den Tod Christi hin besagt jedoch nicht, daß

²⁵³ Vgl. Anmerkung 247.

²⁵⁴ Erörterungen II (1847), 50–60.

²⁵⁵ Miss. gen. not. 107.

²⁵⁶ Ebd. 98.

²⁵⁷ Ebd. 89–92. – Die Unvollkommenheit der Meßfeierreform im Konstanzer Gesangbuch von 1812 hatte bereits *Lukas Meyer*, ein Ex-St. Blasianer und der beste liturgische Denker im Wessenberg-Kreis, klar erkannt. Hauptmangel war der Umstand, daß der Priester immer noch für sich die Messe lateinisch las und das Volk mit deutschen Liedern und Texten ihn dabei begleitete. Aber schon das war ein Fortschritt, gemessen an der bis dahin üblichen Meßfeiergestaltung. Vgl. *Erwin Keller*, Die Konstanzer Liturgieform, 477 ff.

²⁵⁸ Miss. gen. not. 68.

Modifikationen im Hinblick auf das Kirchenjahr mit seinen Festen zu verschwinden hätten.

Selbstverständlich müssen die *neuen Meßtexte in der Muttersprache* abgefaßt werden, und zwar so, daß es zu einem lebendigen gemeinsamen Vollzug der Feier kommt. Zwei beigefügte Formulare zeigen, wie Hirscher sich diese neue Meßfeier dachte²⁵⁹. Er betrachtete diese Formulare lediglich als „eine Veranschaulichung der Meß-Idee, die ich dargelegt habe“, als „eine Anschauung von dem, was ich eigentlich wollte, und was sich weiter von der Hand eines geschickteren liturgischen Schriftstellers unter Grundlegung der angegebenen Idee erwarten ließe“²⁶⁰. Das erste Formular hielt sich mehr an den bisherigen Meßordo, das zweite war eine freiere Bearbeitung. Beide waren so angelegt, daß sie durch Texte zu den jeweiligen Festen ergänzt werden konnten. Hirscher war der Ansicht, einige wenige Meßordo-Formulare würden genügen: „Man glaubt zwar, daß man durch die Neuheit der Formulare die Aufmerksamkeit der Christen unterhalten und ihrem religiösen Schlandrian vorbeugen müsse; allein die Aufmerksamkeit bei religiösen Handlungen, die sich auf den Reiz der Abwechslung in den gebrauchten Formularen gründet, . . . scheint wenig eigentlichen Werth zu haben; ihr gebriecht es offenbar an Ernst und Tiefe“²⁶¹. Dagegen sollte sorgfältig auf die Eigentümlichkeit dieser oder jener Zeit oder Festlichkeit Bezug genommen werden, wodurch das allgemeine Formular „zum Formular dieser Zeit oder dieses Tages wird“²⁶².

Ausführlich behandelt Hirscher sodann das Problem der Muttersprache in der Liturgie. Die lateinische Kultsprache versperre dem Volk den Zugang zur verständnisvollen Mitfeier: „Vituperamus igitur hunc exterarum in cultu nostro linguae usum pro viribus nostris, atque si unquam Eucharistiae celebrationi vitam redire velimus, eliminandum esse atque proscribendum statuimus“²⁶³. Im übrigen sind es die gleichen Argumente für die deutsche und gegen die lateinische Kultsprache, die Hirscher auch andernorts vorgebracht hat²⁶⁴.

Eine Reform der Meßfeier muß schließlich dazu führen, daß wieder möglichst viele Gläubige auch *am eucharistischen Mahl teilnehmen*.

259 Ebd. 108–129 (erstes Formular), 129–144 (zweites Formular)

260 Ebd. 95 f.

261 Ebd. 97 f.

262 Ebd. 96 f.

263 Ebd. 69.

264 Vgl. oben 390.

Hirscher verkennt nicht, daß die Erreichung dieses Zieles nicht leicht sein wird, aber die entgegenstehenden Schwierigkeiten seien keineswegs unüberwindlich. Man müsse zuallererst einmal dazu übergehen, die Kommunion innerhalb der Meßfeier auszuteilen²⁶⁵. Sodann müßte der Seelsorgsklerus sich zu weit größerem Eifer in der Verwaltung des Bußsakramentes bereit finden und in Katechese und Predigt den gläubigen Sinn des Volkes für den großen geistlichen Segen des öfteren Kommunionempfangs erwecken und lebendig erhalten: „Nulli profecto festivae aut dominicali Missae tunc communicantes decrunt“²⁶⁶. Die Zahl der Kommunizierenden würde sich ferner unschwer dadurch bedeutend vermehren lassen, wenn man endlich von der üblich gewordenen Praxis abginge, vor jedem Empfang der Kommunion die Ablegung einer Beichte zu fordern. Das Konzil von Trient habe ausdrücklich erklärt, dazu seien nur verpflichtet, „quos conscientia peccati mortalis gravat“, allen übrigen gestattet das Konzil den Kommunionempfang ohne vorausgehende Beichte. Darüber lehre man das Volk ausführlich und eindringlich, man verfallt aber nicht in den Fehler, denen, die nicht kommunizieren, die reale Möglichkeit zu bestreiten, aus dem eucharistischen Opfer gleichfalls mannigfache Gnaden zum Heil ihrer Seelen zu empfangen²⁶⁷. Hirscher denkt übrigens bereits in seiner frühen Meßschrift an die Einführung öffentlicher allgemeiner Bußakte innerhalb der Messe als Ersatz der Privatbeichte für alle, die sich keiner schweren Sünde bewußt sind, vielmehr „labe quotidiana, sine qua vita esse non potest, laborant“; der Großteil unserer Gläubigen gehört, so glaubt Hirscher, zu dieser Kategorie von Sündern. Auch solche öffentlichen Bußakte würden zweifellos mithelfen, das schwer zu verantwortende Übel der zu seltenen Kommunion allmählich zu beseitigen²⁶⁸.

²⁶⁵ Bemühungen Wessenbergs und seiner Mitarbeiter mit diesem Ziel hatten nur da und dort einigen Erfolg. Vgl. *Erwin Keller*, Die Konstanzer Liturgiereform, 224 ff.

²⁶⁶ *Miss. gen. not.* 80.

²⁶⁷ *Ebd.* 81 f.

²⁶⁸ *Ebd.* 84. – Wie ein Erlaß des Erzb. Ordinariats Freiburg vom 27. März 1846 an das Dekanat Villingen zeigt, legte man in der Kirchenbehörde hinsichtlich der öfteren Kommunion noch einen sehr strengen Maßstab an. Diejenigen, die oft, vielleicht gar täglich zu kommunizieren wünschen, habe der Pfarrer „zur gebührenden, an den größten Heiligen sich findenden hl. Schüchternheit zu ermahnen“, ferner „dringend auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche alles Auffallende und auf „öffentliche Selbstausszeichnung berechnete Frommsyn für die Demuth und somit auf die Gottgefälligkeit mit sich fuhr“. Dann folgt die strikte Anweisung: „Die hl. Communion ist demselben Glaubigen bei jeder Beicht nur einmal, und nach geschעהner Beicht, zu erteilen. Nur an den hochsten auf einander folgenden Festen, wie an Weihnachten, Ostern, Pfingsten, oder an andern hl. Zeiten, wenn gerade ein Sonn- und Festtag unmittelbar nacheinander folgen, mag die hl. Communion an beiden

Daß in allen sonntäglichen Meßfeiern die Wort-Gottes-Verkündigung einen festen Platz bekommen muß, davon war bereits früher die Rede²⁶⁹. Erwähnt muß noch werden, was Hirscher zur *Kelchkommunion* der Gläubigen meinte. Er war der Ansicht, daß man in irgendeiner Form zu dieser zurückkehren müsse: „Es kann nämlich niemand beweisen, daß man von der Einsetzung des Herrn (ohne Noth und in ordentlicher Versammlung) abweichen dürfe. Vielmehr hat ‚der Kelch des Bundes‘ mit dem Geist der ganzen Feier einen solchen Zusammenhang, daß dieser ohne jenen, wie mir scheint, nicht ganz begriffen noch ganz ausgedrückt und empfangen werden kann“²⁷⁰.

Hirscher sah für seine erneute Meßfeier auch schon die *Zelebration versus populum* vor: „Ich habe mir den Priester während der heiligen Handlung größtentheils gegen das Volk gekehrt und in der Mitte desselben gedacht. Diese Veränderung in seiner bisherigen Stellung wird, wenn man die Messe populärer machen will, nothwendig sein“²⁷¹. Aber auch für den Kirchenbau ergaben sich Konsequenzen: „Natürlich zieht dieselbe (Meßreform) auch eine Veränderung in dem Bau und der Stellung der Altäre nach sich. Außerdem fällt in die Augen, daß zu große Versammlungen und Tempel dem christlichen Kult nicht zuträglich und darum nicht erwünscht seien“²⁷².

Der hier gebotene summarische Überblick über den reichen Inhalt der Meßschrift Hirschers dürfte gezeigt haben, daß es sich bei dieser um eine in hohem Maße beachtenswerte Arbeit handelt. Sie überragt bei weitem alles, was zum Thema Messe und Meßreform etwa im Konstanzer Pastoral-Archiv zu finden ist. Auch Sailers geistreiche Ausführungen zur Messe in den „Neuen Beiträgen zur Bildung der Geistlichen“ halten den Vergleich mit Hirschers Abhandlung nicht

Tagen, aber nur demuthig-frommen Seelen, von ihrem Beichtvater ausnahmsweise gestattet werden“ – Erzb. Archiv Freiburg, Generalia Eucharistie, Bescheide, Vol. I. – Auf Hirscher geht dieser Erlaß kaum zurück. Offenbar unter Anspielung auf diesen Erlaß schrieb er: „Wir wollen die demuthvolle Schuchternheit, welche aus Ehrfurcht von zu häufigem Hinzutritt wegbleibt, nicht tadeln; wir wollen ebenso wenig einen unbescheidenen, vielleicht sogar von einiger Ostentation nicht freien Zugang billigen; aber bei alledem bleibt wahr, daß der Abendmahlsgenuß umso häufiger sein werde, je lebendiger das christliche Leben ist; und umgekehrt, daß das christliche Leben desto geförderter sein wird, je häufiger ein würdiger Abendmahlsgenuß Statt findet.“ Christl Moral 51851, II, 117. – In der Geschichte der eucharistischen Bewegung der Erzdiözese Freiburg nimmt Hirschers Namen zweifellos einen Ehrenplatz ein.

²⁶⁹ Vgl. oben 340 ff.

²⁷⁰ Miss. gen. not. 106.

²⁷¹ Ebd. 105.

²⁷² Ebd. 105.

aus²⁷³. Der junge Tübinger Pastoraltheologe hat hier einen von der bisherigen Meßopferlehre bewußt abweichenden neuen Weg der Darstellung beschritten. Leitmotiv war für ihn die Rückkehr zu den ersten und maßgebenden Quellen. Er hat sich systematisch zuallererst an den neutestamentlichen Quellen orientiert. Ein Bibeltheologe von Rang tritt uns bereits in dieser frühen Schrift entgegen. Zu den Aussagen der Schrift kommen sehr viele Belege aus der Literatur der Kirchenväter hinzu, von Augustinus, Cyrill von Jerusalem, Justinus, Eusebius, Cyprian, Chrysostomus, Hieronymus, Irenäus, Ignatius, Clemens Alexandrinus, Tertullian, Origenes, Cyrillus Alexandrinus²⁷⁴. In reicher Fülle werden auch die alten Liturgien herangezogen: Die Liturgie von Konstantinopel, die Malabarische, die Koptische, die Mozarabische, die Syrische, die Gallikanische, die Jakobusliturgie und selbstverständlich auch die Römische Liturgie. Gelegentlich kommen auch spätere Autoren wie *Durandus*, Kardinal *Bona*, *Edmond Martène*, *Martin Gerbert*, *Joseph Bingham* zu Wort. An entscheidenden Stellen erscheint die einschlägige Lehre des Trienter Konzils.

III. Zur Indizierung der Meßschrift Hirschers

Die Reformschrift über die Messe war ein Wagnis. Aber man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß Hirscher dieses Wagnis mit seinen möglichen Konsequenzen bewußt auf sich nahm. Seine Schrift sollte zur Stellungnahme herausfordern, auch und gerade die Instanzen der Amtskirche. Das Provokatorische an ihr war unüberhörbar: „Was ich von meiner gegenwärtigen Arbeit hoffe? – Möchte es nur geschehen, daß meine Idee unbefangen von jenen Stellen geprüft und abgeurtheilt würde, denen Prüfung und Aburtheilung derselben amtlich zukömmt“, schreibt er in der deutschen „Einleitung“ und setzt dazu, „wenn ich den kirchlichen Behörden solche Prüfung zumuthe“, dann wegen der außerordentlichen „Wichtigkeit“ der Sache.

Am 23. Januar 1823 wurde Hirschers Schrift auf den Index gesetzt. Hatte er mit einer kirchenamtlichen Bestätigung seiner Reformgedanken gerechnet? Er konnte auf eine solche kaum hoffen – erst vor wenigen Jahren hatte ja Rom in der „Causa Wessenberg“ unter anderem auch an liturgischen Neuerungen des Konstanzer Generalvikars Anstoß genommen²⁷⁵. Es war wenig wahrscheinlich, daß die römi-

²⁷³ Neue Beiträge 1811, II, 146–200.

²⁷⁴ Aufgezählt nach der Reihenfolge der Vaterzitate in der Meßschrift.

²⁷⁵ Vgl. *Erwin Keller*, Die Konstanzer Liturgiereform, 514 f.

schen Behörden ihre Haltung geändert und mehr Verständnis für Anliegen, wie Hirscher sie vortrug, gewonnen haben würden. Die Zensurierung zeigte dies mit aller Deutlichkeit. Zum mindesten sollte damit gesagt sein, daß man in Rom nicht wünschte, daß die Hirscher'sche Auffassung von Messe und Meßreform weiter verbreitet würde. Nach den Vorstellungen des Hl. Offiziums sollte offenbar an Lehre und Praxis bezüglich der Messe nichts geändert werden.

Da das Archiv des Hl. Offiziums für die historische Forschung immer noch verschlossen bleibt (warum eigentlich?), kann über die näheren Umstände der Indizierung Hirschers nichts Genaues gesagt werden. Wir wissen nichts über den Personenkreis, der sie betrieben hat, ebenso nichts Authentisches über die einzelnen sachlichen Beanstandungen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß *Andreas Räß* und *Nikolaus Weis* am Vorgehen gegen Hirscher beteiligt waren. Diese hatten 1821 den Mainzer „Katholik“ ins Leben gerufen, dessen streng konservative theologische Richtung zu neuen Ideen, wie Hirscher sie entwickelt hatte, in schroffem Gegensatz stand. Diese beiden Theologen gaben 1821 auch die „Entwürfe zu einem vollständigen katechetischen Unterricht“, das Werk eines französischen Autors, in deutscher Übersetzung heraus, gegen das Hirscher aus sachlichen und pädagogischen Gründen sich mit großer Entschiedenheit wandte²⁷⁶. Nicht zuletzt übte Hirscher scharfe Kritik an der Meßopferlehre des erwähnten Katechismuswerkes. Es ist eine Vermutung, die einiges für sich hat, daß Räß und Weis aus ihrer ganz anderen theologischen Denkart heraus geglaubt haben könnten, gegen Hirschers neue Ideen vorgehen zu müssen.

Engelbert Krebs meinte, Hirschers Schrift verrate „mangelndes Verständnis für das Wesen der hl. Messe als Opfer“, und deswegen sei sie der kirchlichen Zensur verfallen²⁷⁷. Nur aus den Indizierungsakten wäre zu ersehen, ob man tatsächlich aus diesem Grund Hirschers Schrift verboten hat. Was den Vorwurf selbst betrifft, so ist zu beachten, daß es Hirschers spezifisches Anliegen war, nachzuweisen, daß mit der Charakterisierung der Messe als Opfer längst nicht alles gesagt ist, und daß nach dem Ausweis der Schrift und ältesten Liturgien die „genuina notio“ der Messe viel eher in ihrem Mahlcharakter zu er-

²⁷⁶ In seiner Schrift „Über das Verhältnis des Evangeliums zu der theolog. Scholastik“ (1823). Er hielt lange Erörterungen etwa über den Begriff der Transsubstantiation, wie sie in den „Entwürfen“ standen, in Katechese und Predigt für unnötig, ja schädlich, weil sie vom Wesentlichen ablenken. Ebd. 121 f.

²⁷⁷ *Engelbert Krebs*, Johann B. Hirscher, 253.

blicken ist. Die einseitige Hervorhebung des Opfercharakters war nach Hirscher ein bedauerlicher Irrtum, aus ihm ist nicht zuletzt die seit langem üblich gewordene Praxis entstanden, den Kommunionempfang zu einem von der Messe losgelösten eigenen Akt der Privatfrömmigkeit zu machen. Hirscher schrieb: „Illi ergo errore aliquo videntur obnoxii, qui illam (sc. missam) sacrificium appellantes . . . omnem eius notionem exhausisse praesumant“²⁷⁸. Den Opfercharakter der Messe hat Hirscher nirgends bestritten, ausdrücklich erwähnt er die entsprechende Lehre des Konzils von Trient (Sessio XXII. Cap. 2) und bezeichnet völlig korrekt die Messe als „incruentam reiterationem“ des Kreuzesopfers. Aber was in ihrem äußeren Erscheinungsbild, in ihrem konkret-praktischen Vollzug vorzüglich zu Tage tritt, ist eben ihr Charakter als Herrenmahl: „Bene missam nostram Domini nostri coenam esse (esseque debere) concludimus – ad nostra usque tempora continuatam, publicam, ordinariam, omnibus diebus dominicis et festis ornari solitam“²⁷⁹. Auf diesen Tatbestand wollte Hirscher nachdrücklich hingewiesen haben. Wenn die mit der Prüfung seiner Schrift beauftragten Stellen hierin eine Gefährdung oder gar Verletzung des katholischen Dogmas gesehen haben sollten, so wären sie einem klaren Mißverständnis der spezifischen Thematik Hirschers zum Opfer gefallen. Ihr doktrinärer Immobilismus hinderte sie offenbar daran, dieser Thematik mit der nötigen verständnisvollen Aufgeschlossenheit zu folgen.

Ein Grund für die Indizierung Hirschers könnte auch sein Postulat nach einer radikalen Totalrevision der überkommenen Meßfeier gewesen sein. Wollte man zu verstehen geben, daß man in Rom zu einer solchen Reform niemals die Hand bieten werde und daß man Hoffnungen und Erwartungen dieser Art aufzugeben habe? Gerade in dieser Hinsicht muß die Zensurierung seiner Ideen für Hirscher besonders enttäuschend gewesen sein, weil er des festen Glaubens war, ein umgearbeitetes Römisches Missale könne nicht mehr lange auf sich warten lassen, weil die Mängel des bestehenden zu offenkundig seien²⁸⁰. Sehr wahrscheinlich haben auch die zwei der Schrift beige-

²⁷⁸ Miss. gen. not. 63.

²⁷⁹ Ebd. 62.

²⁸⁰ In einer Rezension zu „Die hl Messe an Sonn- und Festtagen, aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt“. Kempton, o. J. und Verf. In: ThQ 3, 1821, 346–349. – Für eine Totalrevision des Missale sprach sich grundsätzlich auch Joh. M. Sailer aus: „Wenn die deutsche Sprache in die ganze Meßanstalt eingeführt werden soll, so wird wenigstens die Vernunft so lange nicht dazu rathen können, bis das ganze Meßbuch unter den Augen der Kirchengenossen revidirt und neu bearbeitet, bis alle Mängel, die nicht etwa die Tadelsucht

fügten neuen deutschen Meßformulare in Rom Anstoß erregt. Die Indizierung sollte wohl auch eine Warnung an alle sein, die zu Experimenten mit diesen Formularen geneigt waren.

Es ist möglich, daß auch der *moraltheologische Exkurs* Hirschers über die Todsünde im Zusammenhang mit der öfteren Kommunion Mißfallen erregt hat. Was verstand das Konzil von Trient unter schwerer Sünde, wenn es bestimmte, daß bei allen, „quos conscientia peccati mortalis gravat, quantum etiam se contritos existiment, habita copia confessoris, necessario praemittendam esse confessionem sacramentalem“²⁸¹? Hirscher neigte der Ansicht des hl. Augustinus zu: „Si peccata tanta non sunt, ut excommunicandus quisquam homo iudicetur, non se debet a quotidiana medicina corporis dominici separare“²⁸². Exkommuniziert wurde in der alten Kirche aber lediglich, wer ein peccatum capitale begangen oder wer gegen den Glauben so sich vergangen hatte, daß „foedus baptismale directe violabatur“²⁸³. Daraus zog Hirscher den Schluß, daß alle ohne vorhergehende Beichte kommunizieren dürfen, „qui peccata mortalium nota non insignita commiserunt, dummodo non habeant de cetero peccandi voluntatem et sincere de illis doleant“²⁸⁴. Hirscher geht auf Einzelheiten nicht ein, aber man wird ihn wohl so verstehen müssen, daß er einige Sünden, die von der damals herrschenden Kasuistik in die Kategorie der Todsünden eingereiht wurden, für „quotidiana“ hielt, besonders wenn der allgemeine sittliche Zustand des einzelnen in Ordnung war. Sollte die Zensurierung auch dieser moraltheologischen Überlegung gelten?²⁸⁵

Hirschers Meßschrift hat trotz Indizierung später immer wieder einmal lobende Erwähnung gefunden. So wird sie von *Jakob Fluck*

erdichtet, sondern auch der richtige Blick des religiösen Gemüthes als Mangel anerkennen mußte, wirklich erganzt sein werden.“ Neue Beiträge a. a. O. 273. Sailer wünschte, daß die Bischöfe in dieser Sache aktiver werden sollten und sagte dazu: „Man hat den Bischöfen lange genug, und wohl nicht ohne Grund, vorgeworfen, daß sie zu wenig thun für die Belebung des öffentlichen Cultus. Wenn sie nun, aus dem Schlummer erwachend, allerlei Versuche machen, ein Leben in die toten Glieder des Clerus und durch ihn in die tote Masse des Volkes zu bringen, so wird man sie zum Lohne für ihre Thatigkeit nicht verketzern sollen, nachdem man sie, zum Lohne für ihre Unthätigkeit, lange genug mit Verachtung gestraft hat.“ Ebd. 281.

²⁸¹ Miss. gen. not. 81.

²⁸² Ebd. 81.

²⁸³ Ebd. 83.

²⁸⁴ Ebd. 83.

²⁸⁵ Zur Sundenlehre Hirschers vgl. *Adolf Exeler*, 56 ff., 192 ff., 267 ff.

unter die hervorragenden Darstellungen der Messe gezählt²⁸⁶ und Josef Kössing, der Seminarregens von St. Peter, kommt in seinen „Liturgischen Vorlesungen über die heilige Messe“ mehrmals auf sie zu sprechen²⁸⁷.

Andererseits war die indizierte Schrift später auch ein willkommenes Mittel, um gegen Hirscher vorzugehen, als sein Name als möglicher Nachfolger für Erzbischof Ignaz Demeter (1842) und zwei Jahre später als Kandidat für Rottenburg genannt wurde²⁸⁸.

Es war das vom traditionellen abweichende Theologieverständnis, das Hirschers Meßschrift zum Verhängnis wurde. Theologie, nicht zuletzt Pastoraltheologie, mußte auch eine kritische Wissenschaft sein: „Daß die Theologie nur die Bestätigung des Faktischen und die Begründung der Praxis, womöglich das ‚Status quo‘ zu liefern und zu erbringen habe“²⁸⁹, konnte ihm unmöglich einleuchten. Er sah damals schon seine Aufgabe als Theologe vor allem darin, „den Glauben zu verlebendigen, zu erneuern, mit neuen Impulsen zu füllen, den Glauben glaubwürdig und gegenwärtig zu machen und den in ihm gegebenen Zukunftshorizont zu eröffnen“²⁹⁰. Ein solches Theologieverständnis hatte es bei der damals herrschenden theologischen Richtung nicht leicht, auch Hirschers zweite Indizierung (1849) hatte letztlich in seinem nonkonformistischen Verständnis der Glaubenswissenschaft ihren Grund.

Heute wissen wir: Die weitere Entwicklung der Dinge in Bezug auf Liturgie und Liturgiereform bis in unsere Zeit hinein hat Hirscher in vollem Umfang recht gegeben und seine Richter von einst ins Unrecht gesetzt. Auf Übereinstimmungen bestimmter liturgischer Anschauungen Hirschers mit den heute allgemein in der Kirche anerkannten ist bereits hingewiesen worden²⁹¹. Wie sehr seine Meßidee und seine Postulate zu einer umfassenden Meßfeierreform heute von der Kirche übernommen und zum größten Teil nach langem Zögern verwirklicht wurden, bedarf keiner weiteren Erläuterung, gerade diese Übereinstimmung liegt ja klar erkennbar auf der Hand.

Die Indizierung der Meßschrift Hirschers war – so muß man heute sagen – ein objektiver Irrtum. Sie gehört in die „Historia calamitatum und der verpaßten Gelegenheiten“, als welche Karl Rahner die

²⁸⁶ Jakob Fluck, *Katholische Liturgik*, Regensburg 1853, I, 146.

²⁸⁷ Besonders 52 ff.

²⁸⁸ Vgl. Erwin Keller, Johann B. Hirscher, in: *Wegbereiter heutiger Theologie*, 77, 79.

²⁸⁹ Vgl. Heinrich Fries, *Herausforderter Glaube*. München 1968, 88.

²⁹⁰ Ebd. 88.

²⁹¹ Vgl. oben 364.

Geschichte des ehemaligen Hl. Offiziums bezeichnet hat²⁹². „Auf eine sehr sterile und fast bloß repressive Weise“²⁹³ wurde hier eine Stimme zum Schweigen gebracht, auf die zu hören zweifellos ein pastoraler Gewinn bedeutet hätte. Wahrlich „eine verpaßte Gelegenheit“!

Reform der Beichtpraxis und des Ablasswesens

Beichte und Beichtpraxis gehörten zu den in der katholischen Aufklärung wohl am meisten diskutierten Themen. Auch im Kreis um Wessenberg spielten diese Fragen eine große Rolle²⁹⁴. Während man hier vor allem die pastoralen Aspekte in Betracht zog, befaßte sich Johann Sebastian Drey mit der Beicht unter dem dogmengeschichtlichen Gesichtspunkt. Drey's Schrift wurde indiziert²⁹⁵. Hirscher selbst hat sich während der ganzen Zeit seiner Lehrtätigkeit immer wieder dem Fragenkomplex Beicht und – damit zusammenhängend – Ablasswesen beschäftigt, in erster Linie als Moral- und Pastoraltheologe, aber auch insofern, als beide auch in den liturgischen Bereich hineinreichten. Bei der Themenstellung dieser Untersuchung interessiert uns vor allem, was Hirscher zu einer allseits als notwendig erkannten Reform der üblichen Beichtpraxis und des traditionellen Ablasswesens zu sagen hatte, wobei seine dogmatischen und allgemein seelsorglichen Anschauungen über Beicht und Ablass allerdings nicht ganz außer Acht bleiben können, weil beide Betrachtungsweisen, die dogmatisch-pastorale und die liturgische, innerlich zusammenhängen.

I. Reform der Beichtpraxis

Was Hirschers Kritik an der bestehenden Beichtpraxis besonders herausfordert, ist die Tatsache, daß hier eine, wie er glaubte, verhängnisvolle Schwerpunktsverlagerung stattgefunden hatte: Statt Sinn und Zweck des Bußsakraments in der Erzielung echter Sinnesänderung und Bekehrung zu sehen, war es zu einer Art Absolutionsmechanismus

²⁹² In seiner Rede auf der 1. Sitzung der Papstlichen Internationalen Theologenkommission am 6. Oktober 1969 in Rom. Vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8. 4. 1970, Nr. 81, 12.

²⁹³ Ebd.

²⁹⁴ Vgl. *Erwin Keller*, Die Konstanzer Liturgiereform, 308–315.

²⁹⁵ Titel der Schrift: *Dissertatio historico-theologica originem ac vicissitudines exomologeseos in Ecclesia catholica ex documentis ecclesiasticis illustrans*, 1815. Drey neigte dazu, in der Beicht eher eine kirchliche Einrichtung als eine unmittelbar göttliche Stiftung zu sehen. Nach August Hagen, *Geschichte der Diözese Rottenburg*, 208, standen hinter der Indizierung Weihbischof Zirkel von Würzburg, Geistl. Rat Felder in Waltershofen, Abt Speckle (früher in St. Peter) und Abt Oxle in Salem.

degradiert. Die Absolution zu empfangen, darauf ist bei sehr vielen das Hauptaugenmerk gerichtet, nicht aber auf die anstrengende Bemühung um Sinnesänderung und sittlich-religiöse Besserung: „So blickt der gemeine Mann auf den Beichtvater. Auf diesen, nicht auf das eigene Herz, ist sein Auge gespannt. Ob der ihn absolvirt oder nicht, das ist sein Maßstab; und hat er absolvirt, so hat er absolvirt. Daß und wie das opus operatum und die Besserung des Sinnes und Wandels zusammenhänge, werden immer viele nicht begreifen wollen und der Absolution als solcher mehr vertrauen als sie sollten“²⁹⁶.

So oft Hirscher auf das „Beichtinstitut“ zu sprechen kam, kehrt bei ihm diese zentrale Forderung nach echter Bußgesinnung und wahrem Willen zur Bekehrung wieder. Man begegnet ihr bereits im ersten Jahrgang der Theologischen Quartalschrift (1819)²⁹⁷, und mehr als dreißig Jahre später liest man sie in gleicher Weise in der letzten Auflage der „Christlichen Moral“²⁹⁸. Sehr wahrscheinlich war es Hirschers Lehrer in Freiburg, der Moraltheologe *F. G. Wancker*, der in dieser Hinsicht entscheidenden Einfluß auf ihn genommen hat²⁹⁹. Daß dieser „Einsatz für eine echt christliche, dem Evangelium voll entsprechende Botschaft von der Bekehrung“³⁰⁰ für Hirscher ein zentrales moraltheologisches und seelsorgliches Anliegen war, zeigt klar der Umstand, daß wir sie auch in der Reformschrift „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart“ (1849) vorfinden, in der Schrift, in der Hirscher noch einmal alles zusammenfaßt, was ihn an Sorge um das Wohl der Kirche bis ins Innerste seines Herzens bewegt hat. Hier lesen wir: „Das Volk in den weitesten Kreisen betrachtet die spezielle Beicht als den eigentlichen Weg zur Sündenvergebung, und soviel man ihm auch sagt, daß Bekehrung die erste und notwendigste Bedingung der Sündenvergebung sei, so ist das alles doch nicht im Stande, die eingewurzelte bequeme Ansicht, die Beicht sei diese Bedingung, zu zerstören. . . Wenn es dann die Absolution erhalten, was fehlt noch weiter? . . . Was ist das schon für ein Bußsakt, welcher in einer Stunde, ja kürzer abgethan wird? Da fehlt schon von vornherein aller Begriff von Buße. Dann, indem man bei der Frage über erhaltene oder zu

²⁹⁶ In der Abhandlung „Öffentliche Beichten werden in Vorschlag gebracht“, ThQ 3, 1821, 690 f.

²⁹⁷ In Hirschers Rezension der Christl. Moral von Joh. M. Sailer. ThQ 1, 1819, 268 f.

²⁹⁸ Hier bringt Hirscher ausführlich „Die Lehre von der Bekehrung“, Christl. Moral 51851, II, 424–569. Ein Abschnitt ist überschrieben: „Der Bekehrungs- und Rechtfertigungsact kirchlich ausgeführt im hl. Sakrament der Buße.“ Ebd. 551 ff.

²⁹⁹ So meint *Adolf Exeler*, 37.

³⁰⁰ Ebd.

erhoffende Rechtfertigung nicht seinen Seelenzustand und dessen Erneuerung, sondern die priesterliche Absolution ansieht und letztere entscheiden läßt, wie ganz und gar äußerlich wird man! wie abgewandt von allem Sinn für Bekehrung, wenn auf Zeiten, Tage, Orte oder Priester lauernd, wann, wo oder von denen man die Lossprechung erhalten möge!“³⁰¹

Man mag darüber streiten, ob Hirscher hier vielleicht doch einen zu strengen Maßstab angelegt und von der großen Masse der gewöhnlichen Pönitenten etwas zuviel erwartet habe, grundsätzlich versteht man sein Unbehagen über die übliche Beichtpraxis und deren geringe Früchte in religiös-sittlicher Hinsicht. Er überlegte sogar, „daß das viele, und mehr und minder gewohnheitsmäßige Beichten dem Ernst des Actes schade“, so daß man erwägen könnte, „das Beichten mehr auf jene Zustände, in denen es dogmatisch geboten ist“, zu beschränken, denn dann „würde die große Bedeutung desselben als eines Actes der völligen Lebensumwandlung mehr hervortreten, und von dem Sünder nicht, wo es eben Brauch und Gewohnheit mit sich bringt, sondern wo ihn Krisen der Seele dazu treiben, vorgenommen werden. Das regelmäßig wiederkehrende Beichten bringt die Vorstellung mit sich, es sei eine Anstalt, nicht in der der Sünder einen für sein ganzes Leben entscheidenden Bekehrungsact vornehmen müsse, sondern in der man periodisch seine bösen Werke bekenne und sich vergeben lasse“³⁰².

Hirschers Überlegungen gehen nun der Frage nach, wie man die offenkundigen Mängel der bestehenden Beichtpraxis beheben könne. Selbstverständlich müssen Katechese, Christenlehre und Predigt sich bemühen, schiefe Vorstellungen über das Bußsakrament zu berichtigen und die Grundforderung nach Sinneswandlung und Bekehrung in den Mittelpunkt zu rücken, wie Hirscher selbst es in seinen berühmten Fastenbetrachtungen getan hat³⁰³. Aber darüber hinaus sollte geprüft werden, ob Öffentliche Bußandachten vielleicht ein Mittel wären, den Mängeln der bisherigen Beichtpraxis wirksam zu begegnen. Mit dieser Frage wandte sich Hirscher an die Öffentlichkeit in seiner Abhandlung

„*Öffentliche Beichten werden in Vorschlag gebracht*“³⁰⁴.

³⁰¹ Die kirchlichen Zustände der Gegenwart (1849), 70 f.

³⁰² Ebd. 71.

³⁰³ Betrachtungen über sämtliche Evangelien der Fasten mit Einschluß der Leidensgeschichte für Seelsorger und jeden christlichen Leser, 11829, 81848.

³⁰⁴ In: ThQ 3, 1821, 682–699.

Hirscher legt zunächst Wert auf die Feststellung, daß er mit seinem Vorschlag den Weiterbestand der Ohrenbeichte nicht antasten will, „denn nicht leicht möchte sich manches Gute, das aus ihr hervorgeht, auf eine andere Weise erzielen lassen“; andererseits aber gibt es „Gesichtspunkte, unter denen eine öffentliche Beicht entschiedene Vorzüge vor der Ohrenbeicht zu haben scheint“. Beide also haben ihre je eigenen Vorzüge, woraus Hirscher glaubt folgern zu können, „daß keine ausschließend sich behaupten dürfe, und daß es am gedeihlichsten sei, wenn man beide miteinander verbinde und nebeneinander benütze“³⁰⁵.

Eine andere Feststellung ist diese: Hirscher denkt sich die Öffentlichen Beichten als sakramentale Akte, bei denen einer größeren Gruppe von Pönitenten gleichzeitig die Absolution erteilt wird. Das geht aus der Abhandlung klar hervor – Näheres wird noch aufgezeigt werden. Über die theologische Zulässigkeit einer solchen Absolution äußert sich Hirscher nicht; es scheint, daß er die Kirche für befugt hält, eine Absolution solcher Art für gültig zu erklären. Daß darüber hinaus die vorgeschlagene Öffentliche Beicht ihre Problematik in sich birgt, weiß Hirscher zur Genüge. Wenn er sie trotzdem ernsthaft zur Diskussion stellt, dann der unverkennbaren Vorzüge wegen, die er in der Abhandlung eingehend darstellt.

Wenn Sinneswandlung, Bekehrung, als Frucht des Bußsakramentes sich einstellen soll, dann bedarf es dazu einer viel gründlicheren Selbsterkenntnis, einer viel tiefergehenden Gewissensforschung, einer klareren „Einsicht in die Verdammllichkeit des eigenen moralischen Zustandes überhaupt und einzelner Vergehen insbesondere“, als dies alles bei den gewöhnlichen Privatbeichten der meisten Pönitenten anzutreffen ist. Das gleiche gilt von der Reue und dem Willen zu echter Lebensbesserung; bei vielen Beichtenden hat man den Eindruck, daß beide nicht sehr tief gehen. Wohl wäre es Pflicht der Beichtväter, bei ihren Pönitenten diese gründliche Selbsterkenntnis und diese klare Einsicht in den eigenen sittlichen Zustand herbeizuführen, wie es gleichfalls deren Pflicht wäre, auf eine lebendige Reue und aufrichtige Willensentschlüsse zu dauerhafter Besserung hinzuarbeiten: „Aber wenn man sich auch einen wackeren Beichtvater denkt, wo mag er die Zeit hernehmen (wenn er nur vierzig, ja nur zwanzig oder auch nur zehn Beichtende an einem Sonntage hat), dieselben in sich selbst hineinzuführen und ihnen zur Kenntnis ihres Herzens und der täglichen Ge-

³⁰⁵ Ebd. 683.

schichte desselben zu verhelfen? – Mag er immerhin seine Beichtkinder durch und durch kennen und ihrer mangelhaften Anklage, um sie beurtheilen zu können, gar nicht einmal bedürfen: Was hilft das ihnen? Das wäre wohl gut, wenn sie sich selbst auch kennten; aber wie vermag er seine Einsicht auf vierzig oder auch nur auf zehn mit sich selbst gar wenig bekannte Menschen . . . je im Verlauf von ein paar Stunden zu übertragen?³⁰⁶

Ferner: „Was ist es, was selbst der brave Beichtvater für Reue und Leid all dieser Beichtkinder zu thun pflegt? Sind es nicht einige wenige Worte der Erbauung, die er zu ihnen spricht, mehr eigentlich, um ihrer Erwartung zu entsprechen und sie nicht leer ziehen zu lassen, als wirklich viel zu wirken? Ist er nicht eher froh, daß sie auf ordentlichem Wege sind und ihm gestatten, bald zu einem anderen Beichtkinde sich zu wenden, als daß er sich mit ihnen beschäftigen wollte? Und dennoch bedürften viele aus ihnen einer Anregung und Leitung zur Reue im allgemeinen gar sehr, ja manchmal bei weitem mehr, als man gemeinlich denkt. Für alle aber wäre sie wenigstens heilsam³⁰⁷.“

Vorausgesetzt, daß die Öffentlichen Beichten an Hand einer wirklich guten, für diesen Zweck eigens und sehr sorgfältig ausgearbeiteten *Beicht-Agende* gehalten werden, müßte es möglich sein, den erwähnten Mängeln wirksam zu begegnen. Für die Gewissenerforschung wäre ein Formular zu wünschen, „welches das Herz des Menschen so anschaulich entfaltet, seine Krümmungen so sicher verfolgt, seine verschiedenen moralischen Zustände so scharf zeichnet und den Menschen so unwiderstehlich in sich selbst hineinführt, daß auch die Unachtsamsten, die Leichtfertigen, die Lauesten und Verdorbenen auf sich aufmerksam werden, sich selbst finden und sich selbst auf Wegen antreffen müssen, die sie vordem vielleicht kaum geahnt hatten“³⁰⁸. Die Agende müßte ferner Texte enthalten, in denen „so zweckmäßig auf Reue hingearbeitet würde, daß ihr kein nur auch einigermaßen gutgesinnter Mensch beiwohnen könnte, ohne gerührt und durch Reue hindurch zu kräftigen Vorsätzen geleitet zu werden. Wie leicht ließen sich in diesem öffentlichen und gemeinsamen Acte Dinge sagen und auf eine Weise sagen, welche und wie sie auch der brave Beichtvater schwerlich vorzubringen im Stand sein wird! Und wie herrlich wäre da die Zeit angewendet, die über etlichen Phrasen, welche in der

³⁰⁶ Fbd. 685.

³⁰⁷ Ebd. 689.

³⁰⁸ Ebd. 686.

Ohrenbeicht jedem einzelnen aus den Besseren hingeboten werden, ziemlich nutzlos vergeudet wird“³⁰⁹.

Die Öffentliche Beicht würde demnach den Pönitenten klar zum Bewußtsein bringen, daß beim Empfang des Bußsakraments der Wille zur Sinneswandlung und Besserung des Lebens das entscheidende Moment ist. Die Erteilung der Absolution erschiene nicht mehr als das in erster Linie zu erstrebende Ziel, auf das der Blick des Pönitenten zu ausschließlich gerichtet ist: „Wenn nämlich der Glaube an die Gültigkeit einer öffentlichen, d. h. über die ganze Versammlung ausgesprochenen Absolution verbreitet würde, so müßte sich eben dadurch der Blick des einzelnen mehr von der Absolution als solcher hinweg, und auf das eigene Herz wenden. Jeder nämlich fühlte sogleich, daß diese Absolution nicht ausschließend ihm (diesem Individuum) ertheilt worden sei, und ihm folglich nur unter der Bedingung gelten könne, wenn er sich derselben empfänglich gemacht habe. Und so müßten dann auch diejenigen, welche zur Ohrenbeicht angehalten würden oder sich selbst dazu anhielten, fühlen, daß sie nicht wegen der besonderen Kraft der Privat-Absolution, sondern um ihres bedenklichen moralischen Zustandes willen, oder wegen einem besonderen subjektiven Bedürfnisse, sich der Ohrenbeicht bedienen mußten oder bedient haben, und daß die Privat-Absolution nicht ohne weiteres ihre Angelegenheit berichtigte.“³¹⁰ Aus diesem Text geht hervor, daß Hirscher sich die Öffentlichen Beichten durchaus als sakramentale Akte dachte.

Ebenso entschieden betont der Verfasser aber auch, daß es allezeit Pönitenten geben wird, für die die Öffentlichen Beichten nicht in Betracht kommen können, für die vielmehr die Privatbeicht anzuraten, ja zu fordern ist. Jeder Seelsorger weiß, „daß es manche Sünder gebe, bei welchen eine individuelle Behandlung vielleicht durchaus notwendig, auf jeden Fall aber sehr nützlich ist, wenn sie auf dem Wege der Belehrung und Ermahnung zur Reue kommen sollen. Und für solche ist denn die Ohrenbeicht ein segensreiches Institut“³¹¹. In der Meßschrift, wo die Öffentlichen Beichten kurz erwähnt und empfohlen werden, wird der Personenkreis, für den die Ohrenbeicht zu fordern ist, mit den Worten umschrieben: „Non dicimus hoc de peccatoribus notabili delicto gravatis vel in crisi morali constitutis“³¹². Jedenfalls wäre Hirscher gründlich mißverstanden,

³⁰⁹ Ebd. 690.

³¹⁰ Ebd. 691.

³¹¹ Ebd. 688.

³¹² Miss. gen. not. 84.

wollte man ihn wegen seiner Empfehlung der Öffentlichen Beichten der Beförderung des religiös-sittlichen Laxismus bezichtigen – im Gegenteil glaubt er, mit der Öffentlichen Beicht der Seelsorge ein zusätzliches Mittel an die Hand zu geben, um der Oberflächlichkeit im Kampf gegen die Sünde wirksam zu begegnen. Hirscher wäre wirklich der letzte gewesen, der je die Hand dazu geboten haben würde, auf diesem Gebiet eine Aufweichung zu betreiben. Darum will er die Öffentliche Beicht als Regelfall eingeschränkt wissen „auf die gesammte Großzahl derjenigen, deren Herz sich bei all ihren Fehlern doch mehr oder weniger zum Guten neigt“³¹³, oder wie es in der Meßschrift heißt, auf die weitaus überwiegende Zahl derjenigen, „qui labæ quotidiana, sine qua vita esse non potest, laborant“³¹⁴. Würde die Öffentliche Beicht gut vorbereitet und an Hand einer gediegenen Agende sorgfältig durchgeführt, so könnte sie für diese zahlreichen Gläubigen unter Umständen mehr Frucht zeitigen als eine flüchtige Ohrenbeicht bei einem großen Beichtkonkurs.

Man muß auch, sagt Hirscher weiter, an die denken, die vor der Ohrenbeicht insgeheim Angst oder gegen diese eine heftige Abneigung verspüren. Vielleicht kommen sie einmal im Jahr zur Beicht, aber nicht wenige sind es, die dabei aus Scheu oder sonst einem Grund ein nur sehr summarisches Bekenntnis ablegen, wenn nicht gar schwerere Verfehlungen verschweigen: „Was kann der Beichtvater, vor dem sie sich als gesetzliche Leute darstellen, mit ihnen anfangen? Was kann er zu ihrer Besserung Großes wirken? . . . Für solche nun, welche sich der Ohrenbeicht nicht freiwillig unterwerfen, wäre die Öffentliche Beicht, welcher sie sich weder entziehen könnten noch würden, von entschiedenem Vorzug“, einmal weil ihnen dabei wirklich ins Gewissen geredet werden könnte und sie „unvermeidlich auf alle jene Punkte, welche ihnen der Geistliche privat vorgehalten und eingeschärft haben würde“, gestoßen würden. Bei manchem könnte sodann auf diese Weise die Disposition zu einer guten Privatbeicht geschaffen werden: „Wie leicht möchte es dann geschehen, daß Leute, welche die Ohrenbeicht in ihrem ganzen Leben umgangen haben würden, durch die Öffentliche Beicht zuerst zur Besinnung gebracht, sich nun von ihr hinweg zur Ohrenbeicht begäben?“³¹⁵ Auch denen, die jährlich ein- oder zweimal ihre Beicht im allgemeinen gut ablegen, könnte in der Zwischenzeit die Teilnahme an einer Öffentlichen Beicht nur zum

³¹³ Öffentliche Beichten . . . ThQ 3, 1821, 689.

³¹⁴ Miss. gen. not. 84.

³¹⁵ Öffentliche Beichten . . . ThQ 3, 1821, 693.

Segen gereichen, sind es doch „Leute, bei denen man im allgemeinen voraussetzen muß, daß sie mit ihrem Gewissen nicht gerne Rechnung halten . . . Sollte es diesen allen nicht heilsam sein, wenn sie öfters im Jahr einem öffentlichen Beichtakt beiwohnen und dadurch Gelegenheit, ja Aufforderung finden könnten, ihr Verhältnis zu Gott und der Ewigkeit von Zeit zu Zeit ernsthaft durchzudenken und zu Herzen zu nehmen?“³¹⁶

Zweifellos sind das Argumente, die sich hören lassen können; sie kommen aus einem großen pastoralen Verantwortungsbewußtsein und sind Ausdruck des alten Axioms „*Sacramenta propter homines*“. Auch dem weiteren Argument, daß die Öffentlichen Beichten den damals so seltenen Kommunionempfang wirksam fördern würden, wohnt unwiderlegliche Überzeugungskraft inne. Wir wissen, wie sehr Hirscher gerade um die öftere Kommunion aller Gläubigen bemüht war und wundern uns darum nicht, daß er auch im Zusammenhang mit der Öffentlichen Beicht wieder ausdrücklich darauf zu sprechen kommt: „Bedenkt man nun alles, was bisher gesagt worden, namentlich wie die Öffentliche Beicht gar manchen entschieden zuträglicher werden zu können scheine als ihnen die Ohrenbeicht ist, sollte in Erwägung dessen nicht auch auf den Umstand gerne Rücksicht genommen werden wollen, daß dem häufigeren und gemeinsamen Genuß des heil. Abendmahls durch Einführung der Öffentlichen Beicht entschieden Vorschub geschähe und dadurch dieses Institut selbst dem Geiste seines Stifters näher gerückt würde? – Gewiß ist, daß man das öftere Communiciren durch nichts mehr befördern könnte als dadurch, daß man (unter gewissen Beschränkungen, welche zugunsten der Ohrenbeicht bestehen müßten) einen öffentlichen Beichtakt als eine hinreichende Vorbereitung zum Empfang des heil. Sakramentes erklärte . . . Die Natur dieses Vermächtnisses unseres Heilandes und die von unserer Praxis so sehr abweichende Sitte der ersten Christen sprechen zu laut für jenen Vortheil, als daß man Anstand nehmen könnte, ihn durch eine (unter näheren Bestimmungen einzuführende) Öffentliche Beicht dem Christen zugänglicher zu machen. Es empfiehlt sich also dieselbe auch aus dem Gesichtspunkt einer häufigeren Communion“³¹⁷.

Auf die Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung seiner Idee in der Praxis in den Weg stellen, ging Hirscher nicht mit der gleichen Ausführlichkeit ein, mit der er die Argumente zugunsten der Öffent-

³¹⁶ Ebd. 693 f.

³¹⁷ Ebd. 694 f.

lichen Beicht dargestellt hat. Daß man einiges gegen sie einwenden würde, war ihm klar, aber unüberwindlich schienen ihm die Hindernisse nicht zu sein, wenn man nur einmal die Idee als solche in ihrer Bedeutung richtig erkannt hatte. Der Einwand, „daß von Stund an, wo eine Öffentliche Beichte genügen könnte, um zum heil. Tische zugelassen zu werden, die Ohrenbeicht zerfallen, dem Leichtsinn das Thor geöffnet und der Gläubige versucht werden würde, sich das Gericht hineinzuessen“³¹⁸, mußte ernst genommen werden. Ebenso konnte befürchtet werden, „daß im Fall nur gewisse gröbere Vergehen privat gebeichtet werden müssen, jedermann diese Beicht schon aus dem Grund scheuen müßte, weil der, welcher sich ihr unterzöge, als ein großer Sünder angesehen würde“³¹⁹. Es müßte aber, so meint Hirscher dazu, möglich sein, Mittel und Wege zu finden, durch welche die erwähnten Besorgnisse weitgehend beseitigt werden können:

„Damit nämlich der Leichtsinnige seinen Leichtsinn und seine Frevelhaftigkeit nicht höher treibe als bisher, so braucht man nur das Gebot, einmal jährlich zu beichten, stehen zu lassen. Dann kann im schlimmsten Fall nichts Schlimmeres als bisher, wohl aber etwas Besseres geschehen“³²⁰, zum mindesten bei den nur einmal im Jahr Beichtenden. Bei der Würdigung der Vorschläge Hirschers muß diese Bestimmung, an der jährlichen Pflichtbeicht, wie bisher als Ohrenbeicht gedacht, festzuhalten, wohl beachtet werden, genau so auch der wiederholte Hinweis auf die Notwendigkeit der Privatbeicht, je nach moralischem Zustand des einzelnen Gläubigen. Überhaupt möchte Hirscher den Zutritt zur Privatbeicht in keiner Weise erschweren oder in Mißkredit bringen – jedem soll es frei stehen, nach seinem Gutdünken zu handeln. Dem Einwurf, wer weiterhin zur Privatbeichte gehe, setze sich „dem Verdacht einer besonderen Sündigkeit“ aus, antwortet Hirscher mit dem Hinweis, „daß es auch auffallend sei, wenn ein Mensch sehr lang im Beichtstuhl aufgehalten wird . . . Dennoch beklagt sich niemand darüber, daß er nun zum Sünder gestempelt sei“³²¹. Zudem werden immer Gläubige sich privat mit irgendeiner Frage oder zwecks Beratung an den Beichtvater wenden wollen. Es kommt hier alles auf die rechte Art und Weise an, die Öffentliche Beicht dem Volk nahe zu bringen. Überhaupt muß oberstes Ziel sein, beiden Arten von Beichten ihr Recht zukommen zu lassen, „daß jede

³¹⁸ Ebd. 696.

³¹⁹ Ebd.

³²⁰ Ebd.

³²¹ Ebd.

an ihrem Ort gelte, beide nebeneinander bestehen und zur Besserung des Menschen gemeinschaftlich wirken“³²².

Zweifellos liegen Hirschers Reformvorschlag die allerbesten Motive zugrunde. Doch war er zur Zeit der Abfassung der Abhandlung (1821) doch noch zu wenig mit der Seelsorgspraxis vertraut, gerade die Buß- und Beichtpraxis ist ja ein besonders kompliziertes Gebiet. Bestand nicht die Gefahr, daß durch die Öffentlichen Beichten die auch von Hirscher als unter Umständen für notwendig erklärte Privatbeicht zurückgehen, ja von manchen überhaupt umgangen würde? War der Sinn und Segen der persönlichen Selbstanklage im Beichtstuhl nicht unterschätzt worden? Wie stand es mit der Zulässigkeit der allgemeinen Absolution? War nicht übersehen, daß gerade von der Absolution bei der Ohrenbeicht eine besonders befreiende und tröstende Wirkung ausging? Und wie sollte das Nebeneinander von öffentlicher und privater Beicht pastoral richtig geordnet werden? Solche und ähnliche Fragen fanden in Hirschers Abhandlung nicht die genügende Klärung.

Hirscher mag das nicht Ausgereifte seines Reformvorschlages selbst empfunden haben. Nicht zuletzt werden es aber die Einwände seines Lehrers und Kollegen Johann Seb. Drey gewesen sein, die ihn später zu einer nicht unbedeutenden Modifizierung seiner Idee veranlaßt haben³²³.

Diese Modifizierung zeigt sich schon in der Terminologie. In der „Katechetik“ ist nicht mehr von Öffentlichen Beichten, sondern nur noch von Öffentlichen Bußakten die Rede, von gemeinsamen, vom Priester geleiteten Vorbereitungsakten – Gewissenserforschung, Reue und Vorsatz –, auf die dann die private Anklage im Beichtstuhl und die Absolution folgt³²⁴. Auf diese gemeinsamen Bußakte legte Hirscher allerdings auch jetzt noch großen Wert angesichts der „unsäglichen Flüchtigkeit- und Oberflächlichkeit, womit großentheils unsere Privatbeichten verrichtet werden“; hier müsse bei der Jugend und bei den Erwachsenen „nachgeholfen werden, daß namentlich die Gewissenserforschung, die Reue und der Vorsatz nach einem ausführlichen und gründlichen Formulare gemeinsam mögen vorgenommen werden, damit jedem von außenher (durch das öffentliche Formular) jene Leitung und Anregung hierin zu Theil werde, die er laut der Erfahrung

³²² Ebd. 698.

³²³ Die Kritik Dreys, in: ThQ 9, 1827, 494–525.

³²⁴ Katechetik 41840, 596 f.

sich selbst weder gibt noch geben kann“³²⁵. Hier handelt es sich nicht mehr um sakramentale Akte, sondern um die Erzielung einer möglichst guten Disposition zum Empfang des Bußsakraments.

Noch einmal, in der Reformschrift „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart“ (1849) fordert Hirscher die Einführung allgemeiner Bußakte, auch hier aus keinem anderen Grunde, als damit dem einzelnen Pönitenten seelsorglich zu helfen³²⁶. Als seine Gegner ihm vorwarfen, damit bereite er insgeheim die protestantische allgemeine Beicht vor, verwies er energisch auf sein Schrifttum, in dem er immer wieder von der Notwendigkeit und dem Segen der Spezialbeicht gesprochen hatte³²⁷. Er ließ sich nicht von der Überzeugung abbringen, ein solcher öffentlicher Bußakt wäre „für das gemeine Volk und wohl auch für die Gebildeten etwas unendlich Gutes“ und bedauerte, daß es noch keine brauchbaren Formulare dafür gebe³²⁸. Schade, daß Hirscher selbst kein solches Formular ausgearbeitet hat! Es könnte heute, wo allem Anschein nach die Öffentlichen Bußfeiern Eingang in die Kirche finden, zweifellos gute Dienste tun.

Mit jenen Neuerern, die in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts sich ausdrücklich mit einem bloß allgemeinen Sündenbekenntnis begnügten, ein spezielles nicht nur für unnötig erklärten, sondern ein solches sogar zurückwiesen, hatte Hirscher nichts zu tun. Auf ihn konnten sie sich in keiner Weise berufen. Wenn nicht alles täuscht, war er der Verfasser des Ordinariaterlasses vom 1. 10. 1840, der sich scharf gegen solche unstatthafte Praxis wandte³²⁹. Auch ein weiterer Erlaß des Freiburger Ordinariates vom 12. April 1844, worin allen Seelsorgern zur Pflicht gemacht wurde, häufigere Beichtgelegenheit zu bieten, war ganz im Sinne Hirschers, wie schon aus seiner frühen Meßschrift zu ersehen ist³³⁰. Und sowohl in der „Christlichen Moral“ wie in der „Katechetik“ tritt er entschieden für die öftere Beicht ein³³¹, nur eben sollte es eine den Menschen tiefer er-

³²⁵ Ebd. 597 f.

³²⁶ Die kirchlichen Zustände, 72 f.

³²⁷ Antwort an die Gegner meiner Schrift . . ., 85.

³²⁸ Ebd. 86.

³²⁹ Archiv Erzb. Ord. Freiburg, Generalia/Bußsakrament, Vol. I, 1840–1944.

³³⁰ Ebd. Generalia/Eucharistie, Vol. I, 1814–1959.

³³¹ „Soviel ist gewiß, daß ein oftmaliger Empfang stets nützen, nie schaden kann. Ebenso ist gewiß, daß wir (unserer selbstischen und sinnlichen Natur folgend) an einem öfteren Empfange nicht Lust haben, darum uns zum Empfange antreiben müssen. Auch ist gewiß, daß die überhandnehmende Seltenheit dieses Empfanges, wo solche eintritt, ein Zeichen ist, große sirtliche Lauigkeit und stets sich mehrendes Lauwerden verkündend und Priester und Volk schwer anklagend.“ Christl. Moral 51851, II, 120.

greifende Handlung sein – darum sein Ruf nach Öffentlichen Bußakten.

II. Revision des Ablasswesens

Gegen übertriebene Anpreisungen der Ablässe und theologische Schiefheiten bei ihrer Begründung hatte sich Hirscher schon in seiner frühen Reformschrift „Über das Verhältnis des Evangeliums zu der theologischen Scholastik“ (1823) gewandt. Er fand es falsch, daß man den Ablass zu sehr aus seinem richtigen Zusammenhang – der Lebensbesserung und Bekehrung – herausgerissen und zu einem mehr oder weniger selbständigen religiösen Akt gemacht hatte³³².

Die Frage erschien ihm so wichtig, daß er ihr eine eigene Schrift widmete, die er immer wieder neu herausgab³³³. Es ging ihm dabei um eine Revision des gesamten Ablasswesens, wobei er sich mehrfach auf das Konzil von Trient berief, das bestimmt hatte, ein wachsames Auge gegenüber Mißbräuchen zu haben, wie sie leicht aus falschen Auffassungen, Unwissenheit und Aberglauben entstehen können³³⁴. Eine erste Revisionsmaßnahme müßte die zahlenmäßige Reduzierung der Ablässe sein. Auch dafür konnte sich Hirscher auf das Konzil von Trient berufen: „Es soll nach Maßgabe der alten kirchlichen Sitte in der Erteilung derselben ein bestimmtes Maß gehalten werden, damit durch zu große Freigebigkeit nicht die kirchliche Zucht entkräftet werde“³³⁵. Dementsprechend meinte Hirscher: „Man wird vor allem fordern müssen, daß die Ablässe nicht vergeudet werden, das heißt in solcher Menge und mit solcher Leichtigkeit gespendet werden, als sich mit dem Ernste, womit die Kirche auf Buße, auf Abscheu vor begangenem Unrecht, auf Achtung gegen christliche Sitte, auf Ehrfurcht vor der Unverletzlichkeit des göttlichen Gesetzes, auf Schuldbewußtsein und Furcht vor den verdienten Strafen dringen soll, nicht vereinbaren läßt. Die Kirche darf nicht leichtsinnig lösen, wo sie binden muß; sie darf nicht sorglos Nachsicht und Vergebung verkünden, wo es ihre

³³² Kritisch setzte sich Hirscher mit der Lehre vom Gnadenschatz auseinander, der sich aus den Verdiensten der Heiligen bildet und über den die Kirche als Verwalterin gesetzt ist. Während er in der Frühzeit diese Lehrmeinung sich nicht zu eigen machte, wenigstens nicht in der Form, wie sie in dem mehrfach erwähnten französischen Katechismuswerk enthalten war, vgl. *Über das Verhältnis des Evangeliums . . .*, 135 f., findet er sie später als einen durchaus berechtigten Gedanken, vgl. *Erörterungen*, II, 103 f.

³³³ *Ansichten vom Jubiläum*, Tübingen 1826. 21829 unter dem Titel „Katholische Lehre vom Ablass“ nach Inhalt und Form stark umgearbeitet. ©1855 (abermals umgearbeitet).

³³⁴ Concilium Trident, Sessio XXV.

³³⁵ Ebd.

Pflicht ist, die Gläubigen vielmehr zu einem werktätigen und andauernden Bußeifer anzuhalten“³³⁶. Zu große Ablassbewilligungen bringen die Gefahr mit sich, statt den christlichen Bußegeist zu befördern, diesen in Wirklichkeit zu vermindern oder, wie das Konzil von Trient sagte, die kirchliche Zucht zu entkräften.

Bei der Erneuerung des Ablasswesens sollte ferner darauf geachtet werden, Ablässe mit bedeutenden kirchlichen Ereignissen zu verbinden, sie also nicht gleichsam zu alltäglichen Gewohnheitsakten zu machen: „Man wird von den Kirchenvorstehern weiter fordern müssen, daß sie Ablässe nur aus solchen Veranlassungen und Gründen erteilen, wodurch dieselben hinlänglich gerechtfertigt werden“ – als Beispiel erwähnt Hirscher die Jubiläumsablässe³³⁷.

Unterricht und Predigt müssen eindringlich jeweils „auf die wesentlichen und ewigen Bedingungen hinweisen, von welchen die Gültigkeit und Kraft aller Ablässe überhaupt und für jeden einzelnen, der sie empfangen will, abhängen“. Hirscher ist entschieden dagegen, daß man als Vorbedingungen zur Gewinnung von Ablässen immer nur Empfang der Sakramente, Verrichtung bestimmter Gebete oder Kirchenbesuche vorschreibt – hier fehlt eine entscheidende Vorbedingung: der ernsthafte Wille zur Sinnesänderung und zur entschiedenen Abkehr von der Sünde, der nach der Beicht in Erscheinung treten muß. Man muß dem Volk die falsche Meinung nehmen, als ob ihm Ablässe diese schwere Arbeit der Selbstheiligung abnehmen könnten³³⁸.

Bei der Ablassrevision sollte endlich auch Schluß gemacht werden mit der Unterscheidung zwischen vollkommenen und unvollkommenen Ablässen. Historisch gesehen war diese Unterscheidung in der alten Bußpraxis am Platz. Aber man sieht nur schwer ein, „wie heute vielen Tausenden und Millionen, deren moralische Beschaffenheit, sittliches Bedürfnis und Verschulden gegen die göttliche Ordnung unbekannt sind, ohne Unterschied vollkommene Ablässe im alten Sinn der Kirche angeboten werden mögen“ . . . „Wie bei allen Formen, die auf eine ganz veränderte Zeit übertragen werden, etwas Unpassendes vorkommen muß, so auch hier. Es wäre demnach zu wünschen, daß, wenn Ablässe erteilt werden wollen, diese unbestimmt lauten und Gültigkeit und Wirkung derselben an die Befähigung der Gläubigen, an die Bekehrung überhaupt, namentlich an den beharrlich erprobten

³³⁶ Katholische Lehre vom Ablass 1835, 63 f.

³³⁷ Ebd. 65.

³³⁸ Ebd. 67 f.

Eifer in Vergütung gestifteter Ärgernisse und zugefügter Beschädigungen sowie an die gewissenhafte fortgesetzte Sorgfalt in Besiegung böser Gewohnheiten und Erlangung tugendhafter Fertigkeiten geknüpft werden möchte³³⁹. Auch hier will Hirscher vor der Überbewertung der Ablässe und einer mit dieser einhergehenden Unterschätzung christlichen Bußgeistes warnen – eine Warnung, die man ähnlich auch in Wessenbergs Hirtenbrief zur Feier des Jubeljahres 1825 findet³⁴⁰.

Um die Jahrhundertmitte war mit der zunehmenden kirchlichen Restauration auch das Ablaßwesen wieder erstarkt – für Hirscher ein Grund, seine alten Bedenken gegen eine zu verschwenderische Ablaßgewährung abermals zum Ausdruck zu bringen³⁴¹. Mit den „Aufklärungen“, die sich damals in radikalen Kleruskreisen über die Ablässe lustig machten, wollte er nicht im geringsten gemeinsame Sache machen; er konnte sich aber auch nicht mit den neuen Lobrednern der Ablässe und Veranstaltern großer Ablaßfeste identifizieren. Die abwägende Vorsicht, mit der Hirscher sein ganzes Leben hindurch dem Problem des Ablasses gegenüberstand, kam im Grunde aus seinem eigenen großen religiös-sittlichen Ethos und – damit zusammenhängend – aus der Erkenntnis, daß „Selbstanstrengung“ in der mannigfachsten Weise eine Grundforderung an jeden Christen ist. In Ausführungen, die heute noch des Bedenkens wert sind, handelt er ausführlich von dieser „Selbstanstrengung“ in der „Christlichen Moral“³⁴². Bei der herrschenden Ablaßpraxis und angesichts der im Volk damit verbundenen falschen Vorstellungen kam solche „Selbstanstrengung“ entschieden zu kurz, wenn man nicht immer wieder die richtigen Maßstäbe setzte. Wie mit manchen anderen Reformideen ist Hirscher auch mit seinem Ruf nach Ablaßrevision damals nicht durchgedrungen. Dafür konnte er mit Genugtuung feststellen, daß man ihn heute besser versteht und die Ablaßpraxis heute ziemlich in der Weise erneuert und umgestaltet worden ist, wie er sie gewollt hat³⁴³.

³³⁹ Ebd. 68 f.

³⁴⁰ Auch für Wessenberg war der Ablaß ein zu leichtes und die sittliche Energie des einzelnen zu wenig anspruchsvolles Heilmittel.

³⁴¹ Kirchliche Zustände der Gegenwart (1849), 75–79.

³⁴² Christl. Moral 51851, II, 174–277.

³⁴³ Vgl. „Neuordnung des Ablaßwesens“, in: Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg 1967, Stück 15, 77 f.

S c h l u ß b e t r a c h t u n g

In Johann B. Hirscher sind wir einem für die Sache der Liturgie leidenschaftlich engagierten Theologen begegnet. Die Impulse dazu hat er aus der katholischen Aufklärung empfangen. Doch schon als junger Lehrer der Pastoral ist er in einer Weise in die Heilsbedeutung der Liturgie eingedrungen, wie man dies bei den Vertretern dieser mächtigen innerkirchlichen Bewegung kaum antreffen wird. Als es zu seiner Zeit darum ging, nach den Verheerungen der Säkularisation und dem Zusammenbruch der bisherigen organisatorischen Ordnung der Kirche das religiöse Leben im Volk zu befestigen und zu vertiefen, „mit dem Christenthum wahrhaft zu durchsäuern“, wie Hirscher sagte³⁴⁴, da erschien ihm „Verlebendigung der Sakramente“, das heißt Ausschöpfung der im Kultus der Kirche verborgenen Kräfte weit wichtiger als die Erringung neuen äußeren kirchlichen Glanzes und kirchenpolitischer Machtpositionen³⁴⁵.

Hirscher hat seine weit über die Anschauungen der Aufklärung hinausreichenden liturgischen Einsichten nicht systematisch zu einer eigentlichen Liturgik zusammengefaßt. Man findet sie vielmehr eingearbeitet in größere Themenkreise, vor allem in seine „Katechetik“ und „Christliche Moral“; aber auch in anderen Abhandlungen sowie in einzelnen Buchrezensionen begegnen wir mancherlei Überlegungen zum Kultus der Kirche. Sein Beitrag zu diesem Thema ist nach Inhalt und Umfang eine beachtliche Leistung, freilich nicht von dem Rang und der Bedeutung, die ihm auf dem Gebiet der Moral und Katechetik zukommen. Doch reicht seine intensive Bemühung um die Liturgie zweifellos aus, um ihm für immer in der Geschichte der liturgischen Bewegung unseres Sprachraumes einen ehrenvollen Platz zu sichern. Seine Meßschrift gehört zu den bedeutenderen Arbeiten, die es über dieses zentrale Heilsgeheimnis gibt.

Hirscher besaß bei aller religiösen Innerlichkeit eine große Nähe zum Leben, einen ausgesprochenen Sinn für das Praktische, ein Gespür für den richtigen Ablauf der Lebensvollzüge. Aus dieser geistigen Veranlagung heraus mußte er sich fast zwangsläufig mehr der liturgischen Praxis und damit ihrer Reform als der Theorie des Kultus zuwenden. Auch hier kamen die konkreten Anstöße aus der katholischen Aufklärung. In einer verwirrenden Fülle hatte diese die mannigfachsten

³⁴⁴ Über das Verhältnis des Evangeliums zu der theolog. Scholastik (1823), 293.

³⁴⁵ Vgl. Anmerkung 51.

Ideen zur Verbesserung der Liturgie diskutiert und ausprobiert. Vieles davon war unreif und einseitig, mehr von unerleuchteter Neuerungs-sucht als von liturgiegerechtem Erneuerungswillen hervorgebracht. Hirscher war kritisch genug, um hier die Spreu vom Weizen zu unterscheiden. Auf der anderen Seite zögerte er nicht, einige Hauptanliegen der damals angestrebten Liturgiereform sich gänzlich zu eigen zu machen. Es waren dies, wie wir sahen, die aktive Teilnahme des Volkes am Kult, die muttersprachliche Gestaltung des Gottesdienstes, die Predigt in der Form der Homilie, die Erneuerung der Beichtpraxis, die Reduzierung der paraliturgischen Volksfrömmigkeit, u. a.

Das Eigenartige bei Hirscher ist, daß er zu diesen Kultreformen aufrief auch noch in einer Zeit, da die innerkirchliche Entwicklung längst den Weg zur Restauration eingeschlagen hatte, auch auf dem Gebiet des Kultus. Er war aber zutiefst davon überzeugt, daß in den von ihm verfochtenen Reformideen nicht nur nichts Irriges oder gar Schädliches, sondern im Gegenteil viel Wahres und Heilsames enthalten war. Er hat zweifellos tiefer und weiter gesehen als jene, die ihn wegen seiner Reformideen der Unkirchlichkeit bezichtigt haben. Wenn Hirscher noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts an seinen Ideen festhielt, dann nicht, weil er ein Unbelehrbarer, ein eigenwilliger Nonkonformist war, sondern weil er aus Gewissensgründen nicht anders konnte – Gewissen aber ist „das Gefühl des Gebundenseins an das, was der Mensch als den Willen Gottes mit ihm oder als die ihm gewordene Aufgabe und Stellung in der Welt erkennt“³⁴⁶.

Es wurde schon kurz erwähnt, daß Hirschers liturgische Reformvorschläge nicht isoliert zu betrachten sind, sondern als wesentlicher Teil eines größeren, das ganze kirchliche Leben umfassenden Reformprogramms verstanden sein wollen³⁴⁷. Auf diesen Sachverhalt muß nochmals eigens hingewiesen werden. Nur auf einem Gebiet, etwa dem des Kultus, Reformen durchzuführen, wäre nach Hirscher wenig sinnvoll gewesen. Die neue Zeit verlangte von der Kirche mehr, wenn sie nicht als antiquiert abgetan werden sollte. Diesem weitschauenden Aufruf an die Kirche stand man damals verständnislos gegenüber – das war die Tragik in Hirschers unermüdlichem Wirken. Offenbar waren die innerkirchlichen Voraussetzungen zur Verwirklichung seiner Reformpläne noch nicht gegeben. Es blieb unserer Zeit vorbehalten, eine Kirchenreform in Gang zu bringen, die in vielen Punkten ganz

³⁴⁶ Vgl. *Christl. Moral* 51851, I, 192.

³⁴⁷ Vgl. oben

den Vorstellungen Hirschers entspricht³⁴⁸. Nicht zuletzt gilt diese Feststellung, um es zu wiederholen, von seinen Bemühungen um den Kult der Kirche und seine umfassende zeitgemäße Erneuerung. So gesehen, können Hirschers Gedanken und Vorschläge eine Hilfe an die Kirche von heute sein, ihre Gegenwartsprobleme zu lösen und damit einen Weg in ihre Zukunft zu bahnen.

(Die Feier beginnt mit dem Gesang: „*Komm heiliger Geist!*“ Nach dem Schluß desselben folgt eine kurze Stille¹. Hierauf bethet der Priester die offene Schuld knieend, wie folgt:)

- Priester Ich armer Sünder bekenne vor Gott und vor euch, liebe Brüder! daß ich oft und schwer gesündigt habe in Gedanken, Worten und Werken. O meine Schuld! – meine Schuld! – ach meine schwere Schuld! *-*
(Nach einer Pause)
Darum bitte ich euch, ihr Brüder! flehet für mich zu Gott, unserm Herrn!²
- Volk Es erbarme sich deiner der allmächtige Gott; er erlasse dir deine Sünden, und führe dich zum ewigen Leben!
- Priester Amen.
- Volk Ich armer Sünder – bekenne vor Gott – und dir, o Priester – daß ich oft und schwer gesündigt habe – in Gedanken – Worten – Werken und Unterlassung des Guten. – O meine Schuld – meine Schuld – ach meine schwere Schuld! –
(Nach einer Pause)
Ich bitte darum die Heiligen des Himmels – und dich, o Priester! – flehet für mich – zu Gott, unserm Herrn!*
- Priester Es erbarme sich euer der allmächtige Gott; er vergebe euch eure Sünden; und geleite euch zum ewigen Leben!
- Volk Amen.
- Priester Vergebung unserer Sünden, und Nachlassung unserer Missethaten verleihe uns der allmächtige und allbarmherzige Gott!
- Volk Amen.
- Priester Herr erbarme dich unser!
- Volk Herr erbarme dich unser!
- Priester Christus erbarme dich unser!

³⁴⁸ Texte zur allgemeinen Kirchenreform, in: Wegbereiter heutiger Theologie, Johann B. Hirscher, 1969.

¹ Dazu bemerkt Hirscher: „In omnibus liturgiis Spiritus sancti occurrit invocatio, ut veniens proposita elementa panis et vini sanctificet atque corpus et sanguinem faciat Domini Jesu Christi . . .“ Miss. gen. not. 50.

² Die „offene Schuld“ (Confiteor) ist in ähnlicher Weise gekürzt wie heute.

³ Die Gedankenstriche bezeichnen die Pausen, welche zur Vermeidung alles verwirrteten und durch einander geworfenen Gebetes allezeit eingelegt werden müssen, wo das gesammte Volk einfällt.

Volk Christus erbarme dich unser!
 Priester Herr erbarme dich unser!
 Volk Herr erbarme dich unser!³
 Priester Gott! erbarmungsreicher! Wir stehen demuthvoll vor dir, zu vollziehen die Anordnung deines Sohnes, unsers Herrn Jesu Christi. Sieh uns gnädig an!
 Volk Amen.⁴
 Priester Vernehmet die Worte des Evangeliums⁵, die geschrieben stehen bei . . .
 Volk Die Worte der Wahrheit, die Jesus mit seinem Blute besiegelt hat.
 Priester (liest.)
 (Nach der Lesung Gesang:)
 Das ist dein Wort, Herr Jesu Christ!
 Der du von Gott gekommen bist.
 Der Himmel wird, die Erde wird vergehn.
 Dein Wort allein bleibt unvergänglich stehn.
 Wir glauben!
 Wir glauben!
 Wir glauben!

(Hierauf wird das Glaubensbekenntniß⁶ gemeinschaftlich abgelegt. Nach Endigung desselben fugt der Geistliche die biblische Stelle, über die er vortragen will, dem Bekenntnisse noch bei; und das Volk antwortet: „ich glaube!“)

Priester So laßt uns dieses Wort des Evangeliums und unsers Glaubens näher betrachten und beherzigen!

(Hierauf setzt sich das Volk, und der Vortrag des Predigers beginnt. Nach demselben spricht der)

Priester Erwäget itzt, und nehmet zu Herzen, was ihr gehört habet!

(Alsdann folgt Stille⁷. Der Priester geht an den Altar, wo Brod und Wein schon aufgestellt sind. Er setzt daselbst die heil. Handlung fort, mit dem Gruße:)

Priester Der Herr sey mit euch!

Volk Und mit deinem Geiste!

Priester Laßt uns bethen! – Jesus Christus! du hast das heil. Abendmahl eingesetzt, daß wir es allzeit halten, und uns als die Deinigen dabei beweisen sollen: gieb, daß wir es nun recht begehcn, und Gott durch dich verherrlichen mögen!

* Volk Amen.

Priester Du stiftetest es zum Gedächtnisse deines Todes – als ein ewiges Denkmal deines Gehorsams gegen deinen himmlischen Vater bis

³ Die Kyrie-Rufe wie in unserer revidierten Messe.

⁴ Hier wurde wohl ein Text kommen, der den Gedanken des jeweiligen Festes (oder der Jahreszeit) zum Ausdruck bringt.

⁵ Warum Hirscher keine Epistellesung bringt, sagt er nicht; vielleicht glaubte er, zwei Lesungen wären für das einfache Volk zuviel. Sicher wird man hier anderer Meinung sein müssen.

⁶ Das Glaubensbekenntnis an dieser Stelle ist sicher auch sinnvoll.

⁷ Das Bedenken der Predigt in der Stille verdient Beachtung.

zum Tode des Kreuzes. – Wer ist also der Eine, dem sich alle Creatur in Anbethung neiget; dessen Wille heilig gehalten werden muß von allen Wesen zu allen Zeiten? – Wem bewies sich auch Jesus Christus gehorsam bis zum Tode; ja bis zum Tode des Kreuzes?

Volk Dir, du alleiniger Gott! – du Heiliger! – du Allmächtiger!

Priester Ihm sey Anbethung!

Einiger, ewiger Gott! heiliger Vater! Der Himmel ist dein Thron; die Erde der Schemel deiner Füße; die ganze Welt das Werk deiner Hände. Du sprichst: es werde! und es ist. Du hauchst es an; und es lebt. Du nimmst den Odem weg; und es zerfällt. Deine Hand reicht, dein Aug von End zu Ende. Mit deinem Finger weisest du den Sternen ihre Bahn, der Sonne ihren Lauf; wie Schaaf e ihrem Hirten folgen sie. Dem Meere höhlest du die Tiefe aus; sein Beet dem Strom, dem Sturme zeichnest du den Gang. Du willst; so sprosset jedes Kraut. Du willst; so dorrt die Wurzel.

Was ist der Mensch? Was ist der Mächtige der Erde? Was ist der Stolz der Nationen? Was ist ein glorreich Heer? – Graß sind sie allzumal. Die Sonne kömmt; es welkt.

Was ist der Weise dieser Erde; was ist der Kluge; was ist der Bösewicht um Mitternacht? – Thorheit ist der Menschen Pralerei; Morgennebel sind ihre Anschläge; schnell entlarvest du den Frevler, Gott!

Einer ist, und alles ist durch ihn. Einer ist, und alles bethet vor ihm an. Cherubim und Seraphim, Thronen und Mächte, und alle Chöre der seligen Geister. Vor ihm bethet der Eingeborne Jesus Christus: Vater, nicht mein Wille geschehe, sondern der deine; und er ist gehorsam bis zum Tode des Kreuzes. – Ihm, dem ewigen, einigen Gott, sey Anbethung!

Volk Und der ist die Liebe; – der ist unser Vater.⁸

Priester Unser Vater! – So sehr hast du die Welt geliebt, daß du deinen eingebornen Sohn hingabst, damit Jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe. Nicht daß du die Welt verurtheilest, hast du deinen Sohn gesandt, sondern daß die Welt durch ihn gerettet werde.

Brüder! Gott giebt seinen einzigen Sohn in den Tod, daß wir gerettet werden:

erhebt euch zum Preise, zum Danke!

Volk Preis ihm, und Dank ihm!

(Im Tone der Praefation:)

Priester Preis ihm und Dank, dem unendlichen gütigen Vater, – der uns, die wir seine Feinde waren, liebte, – der den einzigen – theuren Sohn zu unserer Rettung sandte, – und ihn unermesslicher Liebe voll für die Undankbaren hingab zum Tod des Kreuzes. – Ihm

⁸ Gebete zur Gabenbereitung fehlen – sicher ein Mangel im vorliegenden Formular.

⁹ Dieser hymnische Lobpreis auf die Majestas des Herrn ist an sich schon – aber manche werden ihn wohl ein wenig als Fremdkörper an dieser Stelle empfinden.

danke mit Jubel jede menschliche Seele; – ihn erhebe Dankdurchglüht das Lied der Heiligen; – zu ihm blicke freudig preisend die Schaar im Herrn Entschlafener; – seinen Namen erzähle ein Mensch dem andern von Geschlecht zu Geschlechte. – Sein Wille ist heilig, seine Anstalten gnädig und überaus barmherzig; – Segen träuft auf seine Creatur, und Seligkeit harret seiner Geschöpfe; – Seinen Willen thun heißt Liebe üben, und ihn durch Liebe verherrlichen. –

Darum werde sein Name geheiligt; – sein Wille an allen Orten vollzogen; – seine Liebe durch alle Menschen sichtbar; – und mit dem Wonneruf der unsterblichen Geister vereinige sich unser dankerfülltes Rufen:

Volk Heilig – Heilig – Heilig, – unaussprechlich heilig – bist du o Gott der Heerschaaren! – Alle Welt ist deiner Herrlichkeit – deiner Liebe voll. – Jesus Christus, ein ewiger Zeuge deiner Gnade.

Priester Abermal, liebe Brüder! Wir feyern das Abendmahl unsers Herrn – das Gedächtniß seines Todes. Unser Herr nemlich nahm in der Nacht, eh er verrathen wurde, nach dem Essen das Brod in seine heiligen und ehrwürdigen Hände; erhob seine Augen zu dir, Gott! seinem allmächtigen Vater; dankte dir, segnete und brach es, und gab es seinen Jüngern, und sprach: nehmet und esset davon alle: dieß ist mein Leib!

Volk der für euch dahingegeben wird.
Amen.¹⁰

(Indem der Priester die Worte spricht: „Jesus Christus nahm u.s.w.“ nimmt er das Brod in seine Hände, und in Folge des Inhaltes der weiteren Worte: blickt er gegen Himmel, segnet dasselbe, und halt es vor den Augen der Gemeinde empor, wenn er spricht: „dieß ist mein Leib!“ Hierauf folgt Stille. Glockengeläut allein wird gehört. – Auf gleiche Weise wird es unten bei der Weihe des heil. Kelches gehalten.)

Priester Auf gleiche Weise nahm Jesus nach der Mahlzeit den Kelch in seine heiligen Hände, dankte, gab ihn seinen Jüngern, und sprach: trinket alle daraus,
denn dieses ist mein Blut;
das Blut des neuen Bundes,
welches für Viele vergossen wird
zur Vergebung der Sünden.
So oft ihr dieses thut; thut es zu meinem Andenken.

Volk Amen.¹⁰

Priester Gebenedeit sey, der da kömmt im Namen des Herrn; der für uns gestorben ist – unser Erlöser, unser Mittler, unser Vollender!

Volk Gebenedeit sey Jesus Christus unser Heiland!

Priester Wir kannten ihn nicht; wir liebten ihn nicht; wir bathen ihn nicht: dennoch läßt er sein Leben für uns. Wir können ihm nichts dafür geben; es ist nichts an uns, als Armuth und Sünde: doch stirbt er für uns. Niemand nöthigte ihn; er geht zum Tode, weil er

¹⁰ Man beachte das „Amen“ des Volkes nach der Konsekration des Brotes und Weines

will. Er sucht nicht Ehre; er hat sie von Ewigkeit. Er sucht nicht Gewinn; denn sein ist die Welt. Er sucht nur uns, die Gefallenen, die Unglücklichen.¹¹

Sehet an die Liebe Jesu Christi! Nehmet zu Herzen die Liebe des Sohnes, der sein Leben dahingiebt, daß er den Willen des Vaters vollziehe, und die Menschen erlöse!

Volk O Heiliger – o Liebewürdigster!

Priester Darum hat ihm aber auch Gott einen Namen gegeben, vor dem sich alle Kniee beugen derer, die im Himmel, und auf Erden, und unter der Erde sind. Darum hat er ihn zum Haupt gesetzt und zum Regenten über uns alle. – So hat sich Jesus Christus eine Gemeinde erworben. Wir sind Glieder seiner Gemeinde, und sein. Durch den Tod der Liebe ist er zum Vater eingegangen. Ihm sind wir geschenkt. Er ist unser heiliger Vormann. Er wird uns durch seinen heiligen Geist reinigen. Durch ihn haben wir Gnade vor Gott, und die Zuversicht des ewigen Lebens. Ja, dein sind wir, Herr Jesu Christ! dein wollen wir seyn, und bleiben! – (Pause.)

Sind wir aber auch wirklich dein? –

Sind die dein, welche deine Liebe verläugnen in ihrem Wandel?

Volk Sie sind nicht dein.

Priester Welche der Hoffart des Lebens, den Genüssen dieser Welt dienen, und den Gütern der Erde?

Volk Sie sind nicht dein.

Priester Welche Gott nicht aus ganzer Seele lieben, und dem Nächsten das nicht thun, was sie wollen, daß man ihnen thue?

Sie sind nicht dein.¹²

Volk Jesus Christus! du Mensch gewordener, du demüthiger, du leidender, du sterbender! du liebevoller, du hülfreicher, du Segenspendender, du Fürst des Lebens!

Priester Vernimm unser Rufen bey dem Mahle deines Todes:

Zermalme unser steinernes Herz itzt, wenn wir dich den Lieblichen im Geiste anschauen, daß es Barmherzigkeit empfinde, und wohlthue!

Zerstöre unser genußsüchtig Herz itzt, da wir im Geiste dich, den aus Liebe Blutenden anschauen, daß es sich selbst überwinde, sich versage, entbehre, und leide!

Vernichte unsern Dünkel, unsere Hoffart und Eitelkeit itzt, da wir dich anschauen, der aus Liebe Knechtsgestalt angenommen hat, und sich an den Pfahl der Schande aufhängen ließ; und lehre uns andern dienen, und unsere Eigenliebe aufopfern!

Durch die Liebe, mit der du uns bis zum Tode geliebt hast; durch den Gehorsam gegen deinen himmlischen Vater, in welchem du zum Kreutze giengst – bist du unser Haupt und Priester geworden: o theurer Erlöser! gieb, daß wir dir dem Haupte, und Priester

¹¹ Gebet nach der Wandlung beganne wohl besser mit „Sehet an die Liebe des Sohnes . . .“

¹² Die Fragen wirken störend – konnten wegfallen.

- angehören durch den Geist eben dieser Liebe, und desselben Gehorsams!
- Volk Amen.
- Priester Laßt uns den Geist der Liebe erwecken, und kund thun, da wir den Tod der Liebe verkünden! – Stehend vor unserm Herrn; durch ihn geführt vor Gott: laßt uns lieben; und bethen: für den Oberhirten der Kirche, für die Bischöfe, Priester, und Diakonen, daß sie die göttliche Lehre recht erkennen, heilsam verkünden, und durch frommen Wandel Gott und unsern Heiland verherrlichen.
(Kleine Pause.)
- Priester Laßt uns bethen für die Regenten, Obrigkeiten und Vorgesetzte, daß sie das wahre Wohl ihrer Untergebenen erkennen, und befördern, den Trotz der Bösen bezähmen, und allem Guten Schutz und Vorschub geben!
(Pause wie oben)
- Priester Laßt uns bethen für unsere Feinde und Beleidiger.
(Pause.)
- Priester Bethet für alle Arme, Kranke, Presthafte, Verfolgte, Betrübte und Elende; für Wittwen und Waisen! – Gelobet vor dem Herrn, daß ihr ihnen beyspringen wollet!
(Pause.)
- Priester Laßt uns bethen für die zarten Kinder! Verheisset dem Herrn sie vor dem Bösen zu bewahren, und im Guten zu erhalten!
(Pause.)
- Priester Laßt uns bethen für die Jünglinge und Jungfrauen! Heilig bleibe, und ihrem Erlöser geweiht ihre Seele; unbefleckt – ein Tempel des heiligen Geistes, ihr Leib!
(Pause.)
- Priester Bethet für die Eltern und Hausvorgesetzte; für die Dienstbothen und alle andern Glieder der Familien! Jedes gelobe dem Herrn die Pflichten seines Standes!
(Pause.)
- Priester Bethet einer für den andern, und empfehlet euch wechselseitig der Gnade Gottes!
(Pause.)
- Priester Gedenket freudig der Heiligen des Himmels, die auf Erden gelebt, gekämpft, und glorreich gesiegt haben. Der Herr sey gepriesen um ihrer willen!
(Pause.)
- Priester Gedenket der Verstorbenen! Dank den Wohlthätern unter ihnen! Vergebung denen, die uns Böses thaten. Gnade und Friede über alle!
(Pause.)¹³
- Priester Wer weiß, wie bald auch unsere letzte Stunde schlägt!
(Gesang.)

¹³ An dieser Stelle können weitere Bitten in besonderen Anliegen der Gemeinde, der einzelnen und der Gesamtkirche angefügt werden

- Erster Chor Sie schlägt . . . wer bin ich großer Gott,
Daß ich vor dir erscheine?
- Zweyter Chor Du kennst der Missethaten Zahl,
Der Schulden ganze Größe.
- Erster Chor Wer bin ich Gott! Ach durch und durch
Beflecket und zerschlagen!
- Zweyter Chor Du kennst das arme schwache Herz,
Du kennst der Sünden Menge.
- Erster Chor Verdammung meinem Aergerniß,
Verwerfung meinen Werken!
- Zweyter Chor Sie wuchern Sündezeugend fort,
Sind schleichend Gift, und morden.
- Erster Chor Die Stunde schlägt . . . wach auf, wach auf
Du schwer befleckt Gewissen!
- Zweyter Chor Ach meine Schuld! ach meine Schuld! –
Zerschlagen weint die Seele.
- Erster Chor Wer heilt, und hebt, und tröstet dich,
Wer deckt der Seele Mängel?
- Zweyter Chor Wer setzt dem Aergerniß sein Ziel?
Und tilgt der Schulden Schwere?¹⁴
- Priester Jesus Christus! der für uns gelitten hat am Kreuze, und gestorben
(ein- ist; der aber lebt und unser Fürsprecher sitzt beym Vater; der
fallend) lebt – und regiert, bis er alle Sünde überwunden hat.
Christ! durchforsche dein Herz; lege die Hand auf deine Brust;
frage dich und antworte dir vor Gott, und deinem gegenwärtigen
Heiland:
Widersage ich dem bösen Feinde, all seinem Rath und all seiner
That?
Widersage ich der Hoffart des Lebens?
der Begierlichkeit des Fleisches? und
dem Geize nach irdischen Gütern?
Widersage ich wahrhaft, von Herzen, von Grund meines Herzens?
Volk Ich widersage – Gott helfe mir!
- Priester Liebe ich Jesum Christum den Herrn? Will ich seine Gebothe voll-
ziehen; in seine Fußstapfen treten, seine Liebe im Gemüthe tra-
gen; seinen Wandel im Leben nachahmen? – verzeihen, dulden,
schonen, tragen, helfen, rathen, dienen und wirken; und Gott
verherrlichen, und seinen Namen heiligen?
- Volk Ich will – Gott helfe mir!
- Priester Nun ist uns Jesus Christus unser Versöhner, unser Mittler und
Vollender.
Ich sehe an o Heiland dein Blut, das für uns vergossen worden; ich
sehe dich wie einen Sünder behandelt, und rufe gläubig: Lamm
Gottes, du nimmst die Strafen unserer Sünden hin!
- Volk Lamm Gottes, du nimmst die Strafen unserer Sünden hin.
- Priester Wir sind dein. Ich sehe dich den Mittler und Bürgen unser Aller.
Du sitzt bey Gott. Gott selbst liebt uns nun, weil wir dein sind.

¹⁴ Der Gesang der beiden Chöre ist unliturgisch.

- Er sieht nicht die sündige Creatur an; er sieht den Jünger seines heiligen, gehorsamen und vielgeliebten Sohnes.
- Volk Um deiner willen Herr Jesu Christ! sieht Gott uns Sünder gnädig an.
- Priester Mitleidvoller Heiland, versucht in allen Mühllichkeiten und Leiden des Lebens, geneigt mit uns Erbarmen und Mitleid zu haben – sieh gnädig an unsere Noth, unser widerspenstig Herz, und unsere Schwachheit!
- Volk Sieh gnädig an unsere Noth – unser widerspenstig Herz – und unsere Schwachheit.
- Priester Und habe Gedult mit uns!
- Volk O Herr! Gedult!
- Priester Ich sehe dich im Geiste, Herr Jesu Christ! den eine zeitlang Erniedrigten; dem nun aber gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden. – Mächtiges Haupt deiner Gläubigen! Du wirst unsere Sünden austilgen; du wirst uns zum Ziele führen; du kannst, du willst und wirst uns rein machen, und vollenden.
- Volk Du kannst – du willst – du wirst uns rein machen, und vollenden.
- Priester Du kannst, du willst, und wirst das Böse, so wir gethan, in seinem Gange aufhalten, und die Folgen unserer Sünden endlich vertilgen.
- Volk Du kannst – du willst – und wirst diese Bürde – von unserer Seele hinwegnehmen.
- Priester Hallelujah! dem, welchem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden; der unsere Sünden hinwegnimmt, unsere Missethaten austilgt, und das Uebel so wir gestiftet, ausrottet – der unser Vormann, Mittler, Bürge, und Vollender sitzt beym Vater – ihm sey Preiß und Liebe in Ewigkeit!
- Volk Amen! – Preiß und Liebe in Ewigkeit!
- Priester Unsere Begnadigung, und unsere freudige Hoffnung ist Gottes hohes Geschenk, und Christi theures Werk.
- Volk Unser Werk nicht; – Christi Werk – und Gottes unerschöpfliche Gnade.
- Priester Hochgelobt sey Gott, der Vater, die Liebe! und der, welcher über die Gläubigen herrscht, und wieder kömmt in seinem Namen.
- Volk Amen!
- Priester Großer Führer und Vollender der Deinigen, Jesus Christus!
Gegenwärtiger, lebendiger, allzeit wirkender! Laß uns deine Gegenwart, deines Geistes Wirkung, den Segen deiner unsichtbaren Führung erfahren, itzt, da wir den heiligen Geheimnissen nahen, in denen du uns deine heilige Gemeinschaft in deinem Geiste hinterlegt, und einen Bund der Wiedergeburt und des himmlischen Sinnes gestiftet hast.
Keiner nahe sich ungeprüft! –
Aber die gläubig und demüthig Hinzutretenden berühre mit deinem Geiste; erfülle mit deiner Gegenwart; ziehe mächtig an dich!
Ergreife den Lauen! Zerschneide sein Herz mit Reue; durchdringe seine Seele mit ersten kräftigen Vorsätzen!

Dem irdischgesinnten gieb Kunde von dem Glück des Glaubens; von der Wonne der himmlischen Liebe; von der Ruhe der christlichen Hoffnung! Laß ihn einen Blick thun in dein Reich, das er nicht kennt!

Reich' dem Kämpfer gegen das Böse, und der des Feindes nicht los werden kann, deine Gnade – die mächtige, die ermutigende! Erhebe ihn, und laß ihn freudig werden in deiner Nähe!

Den Pilger hieniden, der mühsam wandert – noch immer stirbt der Sünde Stachel nicht in ihm; und viele Seufzer muß er noch zum Himmel senden: – laß ihn wieder einmal den Frieden seiner Heimat ahnen, und den Trost fühlen der nahenden Erlösung!

Laß die geängstete – die redliche aber um des Vergangenen willen betrübte Seele neben dem tiefen Abscheu über das Geschehene auch die Zuversicht der Begnadigung erfahren! – Sprich zu ihr: sey getrost Tochter! deine Sünden sind dir vergeben! – Löse sie auf in jubelnden Dank und in freudige Hoffnung auf dich, ihren ewigen und untrüglichen Sachwalter!

Tröste die, welche von der Last dieses Lebens niedergebeugt sind! Mach den Kranken von innen wohl; mach die Armen und Presthaften von innen reich – voll Trost und Ergebung! – du Richter, du Vergelter!

Wohne mit der ganzen Fülle himmlischen Sinnes – himmlischen Muthes und himmlischer Ergebung in allen stillen und reinen Seelen – besonders in den Jünglingen und Jungfrauen! – Sie sind dein. – Laß sie's freudig erfahren, daß sie es sind! – Stärke sie, daß sie es bleiben! Erhalte sie dir!

Jesus Christus! Unsichtbarer, Gegenwärtiger! durch dessen Geist und Kraft die Seele allein sich zum Vater schwingt, wohne in deinen Geheiligten, daß sie sich selbst verläugnen; daß diese Welt vor ihren Augen versinke; daß nicht mehr sie leben, sondern du in ihnen!

Lebensfürst, Todtenwecker, Speise des ewigen Lebens! wann dann endlich unsere letzte Stunde schlägt, so rufe uns, und laß uns seyn – geliebter Herr und Hirt! wo du bist!¹⁵

Volk Mit Demuth sprechen wir: – sieh an deine Gläubigen! – Uns geschehe nach deinem Wort!¹⁶

(Izt empfangen die Kommunikanten das heil. Abendmahl. Die heil. Hostie wird mit dem Wort: „*der Leib des Herrn!*“ der Kelch mit dem Wort: „*das Blut des Herrn!*“ gereicht. Der Kommunikant spricht jedesmal: „*amen!*“¹⁷ Während dem Akt der Austheilung herrscht Stille. Nach der Kommunion:)

Volk Vater unser – der du bist in dem Himmel – geheiligt werde dein Name – zukomme uns dein Reich – dein Wille geschehe wie im

¹⁵ Die auf den Empfang der Kommunion vorbereitenden Gebete, beginnend nach dem zweimaligen (!) „Lamm Gottes“, ziehen sich zu sehr in die Länge. Hier entfernt sich das Formular wohl am weitesten vom Missale Romanum.

¹⁶ Nach den vielfachen Beteuerungen der eigenen Unwürdigkeit in den vorangegangenen Texten erscheint das sonst übliche „Herr, ich bin nicht würdig . . .“ nicht mehr nötig.

¹⁷ Die Austeilungsformeln wie heute üblich!

Himmel, so auch auf Erden: – Gieb uns heute unser tägliches Brod – und vergieb uns unsere Schulden – wie auch wir vergeben unsern Schuldigern: – Führe uns nicht in Versuchung – sondern erlöse uns von dem Uebel, amen.¹⁸

(Gesang.)¹⁹

Ich bin dein; von dir kann nichts mich scheiden.

Nein! mein Herz wird ewig dir erglühn.

Alle Welt mit allen ihren Freuden –

Kann dir meine Liebe nie entziehn.

Izt hinaus mit neuem Muth ins Leben!

Lieb, o Seele! lieb, wie Gott dich liebt!

Schonen mußst du, tragen, rathen, geben,

Mußt erfreuen, wo ein Aug' sich trübt.

Ernst! – gekämpft! – Nie laß das Glück dir rauben,

Das die Brust dir wonnig izt entzückt!

Gott mit dir! – Und du in Gott im Glauben!

Und bewahr im Herzen unverrückt:

„Wie es geh; es steht in Gottes Händen!

Hast du nur an deinem Heiland Theil!

Alles steht bei ihm; er wird es wenden!

Er regiert; das Ende ist dein Heil!“

(Segen.)

Priester Der Herr sey mit euch!

Volk Und mit deinem Geiste!

Priester Der Herr wache über euch; seine Gnade bleibe in euch; sein Geist wirke in euch; sein Segen geleite euch!

Kommet guten Gewissens wieder zum Tische des Herrn zurück!

Es segne euch der allmächtige Gott: Vater, Sohn und Geist!

Volk Amen.

Priester Nun gehet im Frieden!²⁰

¹⁸ Das „Vater unser“ an dieser Stelle motiviert Hirscher mit dem Hinweis, daß „dieses Gebeth – genau besehen – wirklich den ganzen Sinn der heil. Handlung enthält“. Miss. gen. not 127.

¹⁹ Der Gemeindegeseang soll wohl die Postcommunio ersetzen.

²⁰ Auf die glücklich erweiterte Segensformel folgt, wie im heutigen Meßritus, die Entlassung.

Geglückte und weniger geglückte Partien stehen in diesem deutschen Meßformular nebeneinander. Zwei Absichten sind deutlich erkennbar: Einmal die Heilsfülle des Todes Christi zu schildern entsprechend der Grundkonzeption der Meß-Idee Hirschers und dann das Bestreben, die Meßfeier zu einer Gemeinschaftshandlung von Priester und Volk zu machen und hierfür Texte zu schaffen, die möglichst stark auf Verlebendigung der subjektiven Religiosität der Gläubigen ausgerichtet sind. Die Messe sollte zum religiösen Erlebnis werden. Weil sie das in der bisherigen Form für sehr viele nicht war, nicht sein konnte wegen der fremden Sprache und der Scheidewand zwischen Priester und Volk, darum machte Hirscher seinen Versuch, der alles in allem eine beachtenswerte volksliturgische Leistung darstellt.



BASTIAN, ANTON. 1690-1759. Verherrlichung der Hostie. Öl auf Leinwand: 103 cm breit, 106 cm hoch.
Bez.: Ant.: Bastian, fecit. 1734 Marisburgensis. Ehemals Basel, Privatbesitz, jetzt Meersburg.

Ein unbekanntes Gemälde von Anton Bastian

Im 10. Band der dritten Folge des Freiburger Diözesan-Archivs, 1958, widmete Adolf Kastner einem wenig bekannten Meersburger Maler eine archivalische Studie unter dem Titel „Anton Bastian (1690–1759), ein unbekannter Barockmaler und seine Sippe“. Anhand des Lib. Bapt. I. p. 595 des Pfarr-Archivs in Meersburg konnte er nachweisen, daß die Familie Bastian gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges aus dem Wallonischen zugewandert war und daß der Großvater des Malers, Philipp Bastian, 1640 seinen ersten Sohn in Meersburg taufen ließ und bereits 1651 daselbst Bürger wurde. Dessen viertes Kind, Mathias (1652–1719), vermählte sich mit Ursula Benz aus Hagnau und wurde der Vater des am 2. Juli 1690 getauften Antonius, über den sich das vielbändige Künstlerlexikon von Thieme-Becker gänzlich ausschweigt.

Joseph Klein dagegen teilte schon 1928 im Birnauer Kalender auf Seite 152 mit, daß Anton Bastian um 1730 die Malereien und Texte in der Bibliothek des Zisterzienserklosters Salem für 121 Gulden und 54 Kreuzer Entgelt ausführte. In seinem Führer von „Salem“ erwähnte er im 2. Teil, 1927, S. 114 bloß, daß unter Abt Anselm II. neben anderen Künstlern auch Anton Bastian, Maler in Meersburg, arbeitete. Da die Malereien in der Bibliothek indessen, wie Kastner aussagt, „größtenteils verschwanden, als Joh. Georg Wieland die Bibliothek restaurierte und die Galerie angebracht wurde“ und nur ein einziges signiertes Ölgemälde seiner Hand von Dr. Reinhard Frauenfelder in Schaffhausen in der St.-Konradskapelle in Wiechs bei Steisslingen im Kreis Stockach nachgewiesen werden konnte, mag es wünschenswert sein, an dieser Stelle auf ein Ölbild in Basler Privatbesitz aufmerksam zu machen. Es handelt sich um ein Altarblatt, gemalt auf Leinwand, in einem zeitgemäßen Holzrahmen, das rechts unten die Signatur aufweist: „Ant. Bastian. fecit. 1734 Marisburgensis“. Es mißt etwa 103 cm in der Breite und 163 cm in der Höhe. Die Komposition zeigt in Wolken den heiligen Benedikt mit Pedum und

zerbrochenem Becher, wie er zur Tafel hinblickt, die ein Apostel (Thomas?) in Händen hält. Auf ihr ist der Anfang des apostolischen Glaubensbekenntnisses zu lesen. Im Schatten dieses Gottesmannes erscheint, nur in Halbfigur sichtbar, der Apostel Matthias mit dem Zeichen seines Martyriums, dem Beil, in der Linken. Über einem Postament von drei Stufen thront, auch sie in Wolken, die heilige Katharina von Alexandrien, in der Rechten den Palmzweig, auf dem Haupte ein Krönlein. Zwei aufgeschlagene Bücher zu Füßen deuten ihre Gelehrsamkeit an. Sie blickt nach oben, zeigt aber mit der Linken auf die Hostie über dem Kelch neben ihr und scheint zu disputieren, dieweil ein Engelputto ihre Attribute, Schwert und Rad, hütet. Auf den Stufen rechts unten kniet die heilige Barbara, auch sie mit Palmzweig und Krone, aufblickend zum Engelknaben, der ihren Kelch zur Schau trägt und sie über das Wunder der selbststrahlenden Hostie staunen läßt. Über ihrem Kopf schwebt ein Cherubpaar, und rechts hinter ihr geben die Wolken den Blick auf ihren Turm frei. Das Schwert ihres Leidens liegt auf der obersten Stufe vor ihrem gebeugten Knie. In der vorderen Ecke links duckt sich der besiegte Teufel. Weder Engel noch Heilige sind durch Nimben ausgezeichnet. Die barocke Komposition wirkt in Form und Farbe gewandt und im Sinne der triumphalen, inhaltlichen Aussage wohlüberlegt. Die lichte Erscheinung der Hostie ist nahezu in die Bildmitte gerückt. Um sie, das heißt um das Geheimnis der Transsubstantiation, scheinen Gespräch und Andacht der Heiligen zu kreisen.

Die zum Teil etwas flüchtige Malweise läßt vermuten, daß Anton Bastian an Großmalerei von Wand und Decken geschult war oder sich von ihr inspirieren ließ. Eigenartig sind seine eckigen Faltenbrüche, die durch ihre Schatten oft wie Schriftzeichen anmuten. Die drei Grundfarben, Rot und Blau bei Barbara, hell Ockergelb bei Katharina, werden im blauroten Mantel des Credo-haltenden Apostels aufgelichtet. Die dunklen Töne der Kutte Benedikts, des Teufels und des Wolkenenschattens hinter Barbara und unter Matthias drängen dem Rande zu. Sie dämpfen die Buntheit und festigen rahmend den Bildbau, dem der dreigestufte Podest die Basis verschafft. Um die Elevation der Hostie herum wird eine Erregung sichtbar, ausgehend von der heiligen Barbara, über zu Katharina und Benedikt und hin zum Credo als Höhepunkt. Den Kreis beschließen Matthias und die beiden Cherubim.

Dieses gut erhaltene Gemälde beweist, daß Anton Bastian die barocke Form- und Bildsprache beherrschte und daß es sich lohnen

könnte, ihn besser zu kennen. Es wäre zu wünschen, daß dieses Altarbild nach seiner Geburtsstadt Meersburg zurückfände, um dort Zeugnis vom Werk eines Meersburger Künstlers abzulegen, der mit der von Kastner mitgeteilten Beischrift im Liber Defunctorum III. des Pfarr-Archivs geehrt wurde: „D(ominus) Ant. Bastian, Prior et membrum Laudabilis Senatus exterioris, vir laudabilissimae et pacatissimae vitae“, als er am 28. August 1759 starb und auf dem Friedhof vor dem Tore beigesetzt wurde.

Margarete Pfister-Burkhalter

Die Brautpforte am Säckinger Münster Bis 1600 fanden in Säckingen die Trauungen vor dem Eingang zur Kirche statt

Bei einer Fachsitzung des Alemannischen Instituts im Februar 1969 referierte Professor Dr. Arens, Mainz, u. a. über den mittelalterlichen Brauch, die Eheschließungen nicht vor dem Altar, sondern an der Kirchentüre vorzunehmen, und über die im Zusammenhang damit stehenden „Brautportale“ mit dem auf ihre Funktion hinweisenden Figureschmuck. Diese Ausführungen erinnerten den Schreiber dieser Zeilen an gewisse auffallende Formulierungen in den frühesten Eheeinträgen der Säckinger Kirchenbücher, die mit dem Jahr 1595 beginnen. Sie gaben Veranlassung, das älteste Ehebuch einmal daraufhin durchzusehen, ob hier Hinweise auf diesen Brauch zu finden seien.

Man weiß z. B. von den Bistümern Augsburg, Freising oder Salzburg, wie lange dort dieser Brauch in Übung war, wogegen für das Bistum Konstanz bis jetzt, wie erwähnt wurde, noch kein konkretes Zeugnis bekannt ist, wie lange hier in einzelnen Pfarreien Trauungen unter oder vor dem Kirchenportal stattfanden.

In Säckingen scheinen nun die Eheeinträge in den ersten Jahren ab 1595 darauf hinzuweisen, daß auch hier zu dieser Zeit der alte Brauch noch geübt wurde. Es mögen als Beispiele für alle anderen ähnlich lautenden Formulierungen nur einige der in deutscher Sprache niedergeschriebenen Einträge angeführt werden. So heißt es etwa:

„Anno 1595 den 3.ten julii sind im stand der heiligen ehe solemnisiert vnd vor dem angesicht der heiligen kirchen confirmiert vnd eingesegnet worden“ . . . NN.

oder:

„den 11.ten junii Anno 95 haben sich begeben in den stand der heiligen ehe vnd sind nach christlicher ordnung eingeführt vnd solemnisiert worden . . .“.

ferner:

„Anno 1557 den 27. ten Meyen sind eelichen zu kirch vnd strasz gangen wie auch ordenlicher weis zusammen geben worden . . .“.

Ebenso:

„den 22.ten junii Anno 97 ist nach ordnung vnd brauch der heiligen römischen kirchen solemnisiert vnd eingeführt worden . . .“.

Der letzte Eintrag dieser Art lautet:

„Anno 1600 auf den 25.ten junii haben nach christlicher catholischer insatzung ihre eeliche versprechung mit öffentlichem kirchgang bestetigten und intronisieren lassen . . .“.

Wenn es hier z. B. heißt: „vor dem angesicht der heiligen kirchen konfirmiert und eingesegnet worden“, oder ein andermal: „ist . . . solemnisiert und eingeführt worden“, ist es naheliegend, sich dabei die Eheschließung am Portal und die danach folgende feierliche Einführung der Eheleute in die Kirche vorzustellen.

Nun müssen wir dem Pfarrer Peter Steuri, der im August 1600 auf die Pfarrei Säckingen investiert wurde, dankbar sein, daß er uns den eindeutigen Beweis dafür liefert, daß es tatsächlich so gewesen ist. Sein erster Eheeintrag vom 6. September 1600 beurkundet die Vermählung des damaligen Schultheißen Joachim Gedtlemer. Er lautet kurz und bündig: „(matrimonium inierunt) Joachim Gedtlemer, Schulthesz, vnd Anna Joackhin, beide von Seckingen.“ Darunter aber schreibt der Pfarrer den aufschlußreichen Vermerk: „et id primo coram altari in ipsa ecclesia. Erat enim ad hoc usque ad foras ecclesiae.“ Der neue Pfarrherr hat also in Säckingen den bisherigen Brauch der Eheschließung vor dem Kircheneingang abgeschafft, und seit September 1600 wurden die Trauungen auch hier in der Kirche vor dem Altar vorgenommen.

Vielleicht geben diese Ausführungen Anlaß, auch in anderen Pfarreien, deren Kirchenbücher noch in das 16. Jahrhundert zurückreichen, einmal die Einträge nachzuprüfen, ob sich Ähnliches feststellen läßt, um auch für den Bereich des Konstanzer Bistums eine umfassendere Dokumentation zu gewinnen, wie lange hier die Eheschließungen an den Kirchenportalen stattfanden.

Nun erhebt sich noch die Frage, welches Portal des Säckinger Münsters als „Brautpforte“ diente. Bekanntlich war das Fridolinsmünster in Säckingen keine Pfarrkirche, sondern die Stiftskirche der alten Frauenabtei. Das große Hauptportal des Münsters, an das man zunächst denken möchte, kommt daher nicht in Betracht. Das Münster diente erst ab 1700 zugleich als Pfarrkirche mit einem besonderen, für den Pfarrgottesdienst bestimmten Altar. Vorher bestand eine eigene Pfarrkapelle, die seit 1416, als die neben dem Münster stehende Pfarrkirche abgebrochen worden war, direkt an das Münster angebaut

war, und zwar auf der Nordseite gegenüber dem Pfarrhaus. 1699 wurde bei der Barockisierung des Münsters an Stelle dieser Pfarrkapelle das Oktogon der nördlichen Seitenkapelle errichtet. Darum steht heute noch in dieser Kapelle der Taufstein, der bereits 1659 noch in der alten Pfarrkapelle hier erstellt worden ist. Die Kapelle führt daher die Bezeichnung „Taufkapelle“.

Das jetzige nördliche Seitenportal des Münsters gegenüber dem Pfarrhaus, das sowohl in das Kirchenschiff wie in diese Taufkapelle hineinführt, war früher auch der Eingang zur Pfarrkapelle. Dieses Portal müssen wir als die einstige Brautpforte ansehen. Dieser Eingang hat einen quadratischen Vorraum, von dem aus die Türen in die Kirche und in die Seitenkapelle gehen. Nun läßt sich eine auffallende Ausstattung dieses Vorraums auch erklären. An der Westwand steht eine überlebensgroße Figurengruppe der hl. Familie, Maria und Joseph, den dazwischen stehenden Jesusknaben an der Hand führend. Der Standort dieser Gruppe schien immer etwas unmotiviert. Sie kam einem als irgendwie in einen Nebenraum abgestellt vor. Nachdem wir aber nun diesen Eingang als die einstige Brautpforte feststellen können, erhält diese Figurengruppe an diesem Ort ihren tieferen und wohlbegründeten Sinn. Hier war die hl. Familie am Platze als Vorbild für die Brautleute, deren Ehebund hier eingesegnet wurde. Die heutige Figurengruppe ist aus stilistischen Gründen in die 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts zu datieren, also in die Zeit, da die Pfarrkapelle noch stand. Sie entstand jedoch wohl erst nach 1600, als hier keine Eheschließungen mehr stattfanden. Aber es ist ohne weiteres möglich, daß diese Plastik eine ältere Darstellung der hl. Familie an diesem Ort ersetzte, denn warum sollte gerade hier eine solche Gruppe erst später neu aufgestellt worden sein, wo sie keine Beziehung mehr zur einstigen Funktion dieses Raumes gehabt hätte. Nur im Zusammenhang mit der Bedeutung dieses Raumes als Brautpforte hat seine Ausstattung mit der großfigurigen Darstellung der hl. Familie ihren tiefen, heute bereits aus unserem Bewußtsein entschwundenen Symbolgehalt.

Fridolin Jehle

Buchbesprechungen

Franz Kirchheimer: Das Alter des Silberbergbaus im südlichen Schwarzwald.
Kricheldorf-Verlag, Freiburg i. Br. 1971. 35 S., mit 17 Abb., 14,80 DM.

Untersucht wird in der vorliegenden Arbeit der Silberbergbau im Münstertal, in der Gegend von Sulzburg und Badenweiler. Die Auswahl dieser Bergbaustandorte hat nahegelegen, da erstmals bereits im Jahre 1028 in einer Schenkungsurkunde des Kaisers Konrad II. dortgelegene Silbergruben erwähnt werden.

Besonderes Interesse verdient dabei die vom Verfasser – Prof. Kirchheimer ist Präsident des Geolog. Landesamtes – angewandte Untersuchungsmethode: die mineralogische Analyse des Mörtels von alten Bauwerken. Die in Frage stehenden silberhaltigen Erze sind in den Erzgängen vermengt mit anderen Mineralien, sog. Gangarten – hier besonders Baryt und Fluorit –, von denen sie mittels Pochen und Waschen geschieden werden. Die dabei anfallenden Pochwerksabgänge fanden in den sandarmen Bergbauegenden bevorzugt als Zuschlag zum Mörtel Verwendung. Lassen sich nun solche Gangarten und etwaige Erzteilchen im Mörtel benachbarter Bauwerke bekannten Alters nachweisen, so vermögen sie einen sicheren Hinweis auf das Mindestalter des in Frage stehenden Bergbaus zu geben. Neben der mineralogischen Mörtel-Analyse findet noch die Radiocarbon-Datierung von Holzresten aus alten Grubenbauen Anwendung.

Der Verfasser gelangt auf diesen Wegen im Einzelnen zu den folgenden neuen Erkenntnissen über den mittelalterlichen und römischen Bergbau im Südschwarzwald.

Auf ein höheres Alter des 1028 für Sulzburg beurkundeten Silberbergbaus lassen Pochwerksabgänge im Mörtel der ältesten Bauteile der 993 geweihten Kirche St. Cyriak in Sulzburg schließen, die sich mit Sicherheit den Waschhallen benachbarter Gruben zuweisen lassen.

Auch der Silberbergbau im Münstertal reicht in das 10. Jh. zurück. Belegt wird dies durch eine vom Feuerstein beeinflusste Erzstufe der Grube Teufelsgrund; die Radiocarbon-Datierung von in ihr enthaltenen Buchenholzkohlenresten sowie die Tiefe des Fundortes bei Berücksichtigung des mit der Feuersteintechnik möglichen jährlichen Vortriebs lassen einen Beginn des dortigen Bergbaus für die Zeit kurz nach 900 rekonstruieren. Für einen römischen Bergbau an beiden Standorten gibt es entgegen anders lautenden Vermutungen keine schlüssigen Beweise.

Für die Römerzeit kann der Verfasser hingegen bei Badenweiler Bergbau nachweisen. Im römischen Verputz von aus dem 3. Jh. stammenden Bauteilen der römischen Badruine finden sich Gangarten, die mit Sicherheit

montaner Provenienz sind. Ihre eingehende und sorgfältig beschriebene Untersuchung ermöglicht dem Verfasser eine Rekonstruktion der Lage der Gruben im benachbarten Quarzriff. Allerdings dürfte der römische Bergbau bei Badenweiler hauptsächlich auf die Gewinnung von Blei und Glasurz für die Töpferei gerichtet gewesen sein, während im Mittelalter Blei – erklärlich aus der damaligen Wertrelation Silber/Blei – lediglich bei der Silbergewinnung anfallendes Koppelprodukt war.

Der Verfasser gelangte mit seiner Methode mithin zu neuen, interessanten Erkenntnissen über den Bergbau im Südschwarzwald, was eine Empfehlung einer engeren Zusammenarbeit zwischen den auf dem Gebiete der Landesgeschichte tätigen Forschern mit den erdwissenschaftlichen Disziplinen nur zu unterstreichen vermag.

Von Interesse für die Montan-Numismatik sind die Hinweise bei Besprechung der für ihr Münzsilber bis weit ins 19. Jh. hinein bekannten, ehemals dem Kloster St. Trudpert gehörigen Grube Teufelsgrund.

Besonders hingewiesen werden muß noch auf die überaus umfangreichen und detaillierten Anmerkungen, welche die mit zahlreichen instruktiven Bildern ausgestattete Arbeit zu einer für Landeskundler, Wirtschaftshistoriker, Archäologen und Numismatiker gleichermaßen interessanten Publikation machen.

Axel Rolf Arzt

J. Brückner: Der Wald im Feldberggebiet. Eine wald- und forstgeschichtliche Untersuchung des Südschwarzwaldes. Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Nr. 28. 128 S., 9 Abb., 4 Tab. Bühl/Baden 1970.

Die vorliegende Dissertation ist in dem von K. Mantel geleiteten Forstgeschichtlichen Institut der Universität Freiburg entstanden. Im Untertitel kommt die Absicht zum Ausdruck, wald- und forstgeschichtliche Probleme zu erfassen; insofern paßt die Arbeit gut in die Tradition des Alemannischen Instituts. In einer Vorbemerkung hat K. Mantel auf benachbarte wald- und forstgeschichtliche Untersuchungen hingewiesen. Kap. 1 bietet eine Einleitung über die allgemeinen geographisch-landeskundlichen Verhältnisse am Feldberg, Kap. 2 setzt sich mit den ursprünglichen, d. h. natürlichen Waldverhältnissen am Feldberg auseinander. Es werden v. a. die Ergebnisse der pollenanalytischen Untersuchungen referiert, daneben die Analysen der Meilerkohlen durch K. Müller aus den 40er Jahren. Das Schwergewicht der historischen Kapitel 3 und 4 ruht, wie überhaupt in der Mantelschen Schule, auf der Zeit des forstlichen Merkantilismus. Der Verfasser hat sie durch Archivalien aus Karlsruhe, Donaueschingen und St. Paul in Kärnten erhellt, besondere Aufmerksamkeit widmet er dem Holzverbrauch des Montanwesens und der Brennholzflößerei. Hinsichtlich der Zeit des späten Mittelalters wie auch der Industrialisierung bezeugt Brückner erhebliche methodische Unsicherheit. Die Dissertation von H. Ott über St. Blasien aus dem Jahre 1963 mit dem ergänzenden Atlasband von 1969 hat er gar nicht bemerkt, obwohl das „Waldamt“ von St. Blasien einen beachtlichen Teil des Feldbergs verwaltete. Stattdessen wird auf Sekundärliteratur zurückgegriffen, die meist nicht von Historikern stammt. Noch seltsamer berührt, daß der Verfasser auch die forstgeschichtliche Litera-

tur über Baden im 19. Jahrhundert nicht erwähnt. Die Habilitationsschrift von K. Hasel, die an der Forstwissenschaftlichen Fakultät Freiburg entstand, kennt er ebensowenig wie die Arbeit von Scheufele in der Schriftenreihe der Landesforstverwaltung von Baden-Württemberg. So gerät das 19. Jahrhundert unter den einseitigen Blickwinkel des menschlichen Einflusses auf die natürliche Bestockung des Feldberggebietes. Darüber werden allerdings die badischen, kommunalen und fürstenbergischen Forsteinrichtungswerke befragt, aber eben ohne Bezug zur badischen Gesamtentwicklung. Da Verf. diese nicht recht zu erfassen mochte, ist er am Ende des 4. Kapitels auf das Problem der Fichtenverbreitung zurückgekehrt und hat sich die Frage gestellt, ob die Klimaverschlechterung nach 1550 oder der Mensch die Fichte im hohen Schwarzwald zum Siege geführt habe. Im Anschluß an die Arbeit von Hausburg in den „Mitteilungen des Vereins für Forstliche Standortskunde“ hat sich Brückner der These zugewandt, daß der menschliche Einfluß auf die Waldzusammensetzung in der Neuzeit das Vorrücken der Fichte im Schwarzwald entschied. Dies ist m. E. plausibel, für Forstleute und Geographen sowie für Heimatforscher und Freunde des Schwarzwaldes überhaupt erscheint die vorliegende Monographie als nützliche Zusammenfassung über Wald und Forstwirtschaft im Feldberggebiet, die das Sammelwerk von K. Müller aus dem Jahre 1948 ergänzt. Der Historiker hingegen wird betonen müssen, daß der Feldberg in früheren Jahrhunderten letztlich doch nur ein markanter Grenzpunkt war, von dem keine geschichtlichen Impulse ausgegangen sind. Die Geschichte des Feldberggebietes ist eigentlich nur die Geschichte der Wirtschaft und Gesellschaft seines Umlandes.

Heinrich Rubner

Herrad von Landsberg: Der Paradiesgarten der Herrad von Landsberg. Ein Zeugnis mittelalterlicher Kultur- und Geistesgeschichte im Elsaß. Ausgewählt und erläutert von **Maria Heinsius**. Alsatia-Verlag, Colmar-Paris-Freiburg i. Br. 1968. 29 Textseiten und 41 ganzseitige Bildtafeln. Leinen 8,- DM, brosch. 5,60 DM.

Mit dem vorliegenden Buche ist endlich wieder ein Werk zugänglich gemacht, das ebenso bedeutsam ist für die Kulturgeschichte wie für die Bildungsgeschichte des christlichen Mittelalters und speziell des oberrheinischen Landes. Die kostbare Handschrift aus dem 12. Jahrhundert war beim Brand von Straßburg 1870 vernichtet worden; dank einer 1830 hergestellten und in der französischen Nationalbibliothek aufbewahrten Kopie konnte 1899 im Auftrage der Gesellschaft zur Erhaltung der historischen Denkmäler des Elsaß ein großer Teil der Miniaturen, freilich z. T. nur als Umrisszeichnungen, wiederhergestellt werden. Diese Ausgabe von Straub und Keller ist jedoch der breiten Öffentlichkeit kaum zugänglich. So ist es Frau Dr. Maria Heinsius ganz besonders zu danken, daß sie 1944 in einem handlichen Werk Tafeln aus dem „Hortus“ zusammengestellt und erläutert und im Jahr 1968 eine Neuauflage des vergriffenen Bändchens besorgt hat.

Der etwa um 1175 abgeschlossene „Hortus deliciarum“ (Wonnegarten) ist von seiner Verfasserin, der Äbtissin Herrad von Landsberg, als ein Lehr- und Erbauungsbuch für die Novizen und Stiftsfrauen ihres Klosters auf

dem Odilienberg i. Elsaß geschaffen worden. Er brachte mit seinen 324 Pergamentblättern in Bild und Text alles für die klösterliche Bildung Bedeutsame aus der Bibel, den Kirchenvätern und zeitgenössischen theolog. Schriftstellern vor Auge und Sinn: ein grandioser Vorläufer des *Orbis Pictus*! Ein *orbis religiosus* und *theologicus* und zugleich ein lebendiges Bilderbuch des gesamten Wissens seiner Zeit: So ist z. B. die Erschaffung der Welt zugleich ein Schaubuch des naturkundlichen Wissens; Szenen aus dem alten Testament geben Anlaß zu geographischen Belehrungen; die Darstellung der Gleichnisse Jesu gibt Einblick in das bäuerliche und handwerkliche Leben; allegorische Darstellungen zeigen in Gewändern, Haltung und Handlung Ausschnitte aus der Kultur der Zeit (z. B. Kampf der Tugenden und des Lasters als Ritterkampf) oder aus dem tradierten Bildungsgut der Antike (7 freie Künste).

Herrad transportiert die religiösen Stoffe in das Leben ihrer Zeit und gibt so der Heilsgeschichte wie den religiösen Wahrheiten und sittlichen Geboten Leben und Farbe, damit Unmittelbarkeit und Überzeugungskraft – also all das, was auch heute das gute Anschauungsbild auszeichnen soll. Was Klaus Schaller (Päd. Rundschau 1961 Heft 1/2) vom modernen Anschauungsbild verlangt, nämlich, daß es neben dem Was (*quid*) auch das Zuwas (*ad quid*) einer jeden Sache sichtbar zu machen habe und daß es mit der *scientia* zugleich die *conscientia*, also mit dem Wissen die Haltung ansprechen und bilden müsse, das ist in diesem Schaubuch des 12. Jahrhunderts auf eine selbstverständlich schlichte, künstlerisch feinsinnige Weise verwirklicht.

Der „*Hortus deliciarum*“ stellt einen Anfang und zugleich einen Höhepunkt in der Realisierung des didaktischen Prinzips der Anschauung dar, ein hervorragendes Zeugnis mittelalterlichen christlichen Bildungsstandes und Bildungsverständnisses.

Die ursprüngliche Farbigkeit der Tafeln kann freilich nur erahnt werden. Die Ausgabe im *Alsatia*-Verlag bringt die ausgewählten 41 Bilder nur in schwarz-weiß. Die Bilder sind mit dem originalen lateinisch/deutschen Spruchbändern und mit zusätzlichen Bildunterschriften in französisch und deutsch versehen. Eine Einführung in die Geschichte des Klosters Hohenburg auf dem Odilienberg im Elsaß, in das Leben der Herrad von Landsberg und in ihr Werk, dazu die Beschreibung der einzelnen Bildtafeln eröffnen den Zugang zu den einzigartigen Miniaturen.

Erwähnenswert bleibt noch, daß zugleich eine französische und eine deutsche Ausgabe erscheint. Diese Tatsache darf als eindrucksvoller Hinweis auf die gemeinsamen Wurzeln französischer und deutscher Kultur, aber auch auf gemeinsame Interessen der Gegenwart gewertet werden.

Emmy Rühm-Constantin

Medard Barth: Die Verehrung des heiligen Josef im Elsaß vom Mittelalter bis auf die Gegenwart. Éditions de la Société d'Histoire de l'Église d'Alsace, 67-Haguenau. XII u. 298 S., Bilderanhang 64 S. mit 69 Bildern.

Dem hochverdienten Altmeister elsässischer Kirchengeschichte, Prof. Medard Barth, der uns ein unentbehrliches Handbuch der elsässischen Kirchen im

Mittelalter geschenkt hat, verdanken wir in dem vorliegenden Werk eine willkommene Darstellung der Verehrungsgeschichte des heiligen Josef im Elsaß. Nach einem Überblick über die mittelalterliche Entwicklung in der gesamten Kirche, die nach geringen Anfängen ein allmähliches Erwachen des Kultes zeigt, gefördert von den Franziskanern, einer heiligen Birgitta von Schweden, besonders aber durch Gerson, aufgenommen in der spätmittelalterlichen Verehrung der heiligen Sippe, legt B. die Zeugnisse des Elsasses vor, die vom Gesamtbild nicht wesentlich abweichen. So ist hier eine erste Spur in Kalendar und Martyrologien vereinzelt seit etwa dem Jahre 1000 zu finden. Eine klare Gestalt gewinnt die Josefsverehrung erst im Ausgang des 15. Jahrhunderts, als in den Bistümern Basel, Straßburg (1504) und Speyer (1507) das Josefsfest eingeführt wird. Treibende Kraft ist vor allem Geiler von Kaysersberg, der sich ausdrücklich an Gerson anschließt. Ein Offizium schuf Wimpfeling. Jetzt bilden sich einzelne Bruderschaften, besonders der Zimmerleute; auch wird St. Josef Bergwerkspatron. In der Kunst erscheint nun Josef gelegentlich aus Gruppenzusammenhängen herausgelöst. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts trägt zum erstenmal ein Klösterlein (in Hagenau) den Namen Josefs. Ein wirklicher Durchbruch vollzieht sich aber erst in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, vor allem unter Führung der Jesuiten. Die Herrscher (letztlich von Theresa von Avilla beeinflusst) nehmen das von der ganzen Kirche in die Wege geleitete Anliegen der Josefsverehrung auf. Auch Ludwig XIV. macht 1661 den Josefstag zum Feiertag, was in der Diözese Straßburg 1677 durchgeführt wird. Nun mehren sich, steigend im 18. Jahrhundert, die Patronate von einzelnen Kirchen und Kapellen und von Altären (etwa 70). Josef wird jetzt in breitesten Kreisen Namenspatron. Volkstümlich wird Josef besonders als Sterbepatron. Die Josefsverehrung war nun schon so sehr im Volke verwurzelt, daß die Streichung des Feiertages und die Erschütterungen der Revolution nicht viel verändert haben. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts war der Höhepunkt der Verehrung erreicht. Gerade im Elsaß trug auch ein viel verbreitetes Buch dazu bei, „Der Monat des heiligen Josef“, von Ludwig Cazeaux, zum erstenmal 1859 erschienen. Seit 1879 beginnen nun Josefspfarreien in städtischen Arbeitervierteln zu entstehen. Der Bau von Josefskirchen setzt sich bis in die allerjüngsten Jahre fort. Viele caritative Häuser und Anstalten treten unter das Josefspatronat, besonders unter dem Einfluß der Niederbronner Schwestern. In St. Marx bildet sich eine Kongregation der St.-Josefs-Schwestern, deren rechtsrheinischer Zweig 1920 als getrennte Kongregation mit dem Mutterhaus in St. Trudpert konstituiert wird. Von diesen Josefschwestern geht erneut ein Impuls zur Verehrung Josefs als Patron der Sterbenden in der Form von Bruderschaften aus. Seit 1881 erscheint ein eigener Josefskalendar. Auch die Kunst hat nun gerade dem werktätigen Menschen die Gestalt Josefs nahezubringen versucht, ohne daß die Verbindung mit der heiligen Familie, die im späten 19. Jahrhundert erneut und in neuen Bezügen auftrat, gelockert worden wäre. Der Verfasser hat in seinem Buch ein Exempel geschaffen, wie von Land zu Land gerade die Geschichte der Josefsverehrung aufgearbeitet werden sollte. Es liegt nahe, ein solches Desiderat besonders für die Erzdiözese Freiburg auszusprechen, die dem Elsaß unmittelbar benachbart ist und deren mittleren Teile (Ortenau) bis 1801 zur Diözese Straßburg gehört haben.

Wolfgang Müller

Germania Benedictina, II. Band: Die Benediktinerklöster in Bayern von Josef Hemmerle. 416 S. mit Register, 6 beigegebenen Karten und einer Vierfarbtafel, Kommissionsverlag Winfried Werk, Augsburg, in Leinen 58,- DM.

Die Bayerische Benediktiner-Akademie München, in Verbindung mit dem Abt-Herwegen-Institut Maria Laach, hat sich zu einem sehr verdienstlichen Unternehmen entschlossen, der Herausgabe einer Germania Benedictina, in der über die einzelnen deutschen und die benachbarten deutschsprachigen Länder hinweg jeweils die Benediktinerklöster in Kürze dargestellt werden. P. Aegidius Kolb OSB, Ottobeuren, hat die Hauptredaktion übernommen. Zunächst denkt man nur an eine Darstellung der Männerklöster. Nach einer sehr knappen Darstellung der Geschichte folgt die Liste der Äbte (Pröpste), die Literatur, Hinweis auf Archivalien, historische Handschriften, Ansichten und Pläne, Wappen, Münzen. Das Unternehmen, dessen erster Band die Geschichte benediktinischer Verbände bringen wird, konnte auf Grund der umfangreichen Vorarbeiten, die Staatsarchivdirektor Josef Hemmerle schon geleistet hatte und die nur durch Mitarbeiter für Franken und im Bereich der Numismatik und der Heraldik ergänzt werden mußten, nun rasch den Band über die bayerischen Klöster vorlegen, der jeden Benützer davon überzeugen wird, ein wie brauchbares Hilfsmittel diese Germania Benedictina sein wird. Man wird einmal diese Bände als unentbehrlich immer wieder zu Rate ziehen. Es werden die neuesten und alle kritischen Erörterungen im Bereich der frühen Klostersgeschichte berücksichtigt und auch die verschiedenen Reformbestrebungen der Frühzeit oder auch des 15. Jahrhunderts beachtet – gelegentlich könnte vielleicht eine baugeschichtliche Verbindung in der Form eines „Hirsauer Baustils“ noch vorsichtiger als Möglichkeit einer Verbindung mit der hirsaischen Reform behandelt werden. Eindrücklich begegnet der vielfache Kampf mit eigenem, gelegentlich besonders durch das festgehaltene Adelsprinzip verschuldetem Niedergang, der nicht selten schon Ende des 15. Jahrhunderts oder gar im Reformationsjahrhundert an den Rand der Existenz führte. Fast 10 Prozent der nunmehr im bayerischen Bereich liegenden Klöster kommen so in die Hand anderer Orden (besonders der Jesuiten!), ganz wenige erleben eine Umwandlung in ein weltliches Stift. Imponierend ist der Wiederaufstieg des Benediktinertums in der Barockzeit, dem auch die Bereitschaft zu zeitgemäßer Wissenschaft in den Jahrzehnten der Aufklärung zugezählt werden darf. Einzig in Deutschland war die Neuerweckung des Benediktinertums, wenn auch nun abgestellt auf Arbeit in Gymnasien oder später im Bereich der Missionen, in Bayern, die mit Recht auch eindrucklich zur Sprache kommt. Dankbar ist man für eine ausreichende Berücksichtigung der Bau- und Kunstgeschichte eines jeden Klosters, auch in jenen Fällen, in denen die Säkularisation völlig verständnislos vieles zerstört oder verschleudert hat. Nur bei Schäftlarn ist die Baugeschichte ein wenig zu kurz gekommen. Gelegentlich sähe man auch gerne einen Hinweis auf mit einem Kloster verbundenen Volksbrauch. Trotz dem ausgezeichneten Satz und gutem Schriftbild ist natürlich da oder dort ein kleiner Druckfehler eingeschlichen: so lies S. 46 Z. 26: Johannes XXIII. statt XXII.; S. 72 Z. 8 lies spätrömisch statt spätromanisch; S. 88 Z. 11 lies Professoren statt Professoren; S. 125 Z. 23 lies Innozenz II. statt III.; S. 236 ist die

erste und die zweite Zeile vertauscht; S. 248 Z. 14 lies Innozenz III. statt II.; S. 287 Z. 17 lies: die Kirchen der Klosterpfarreien statt die Klosterpfarreien. – Es besteht gute Hoffnung, daß die Germania Benedictina zügig vorankommt: Die Themen für den Band: Die Klöster in Baden-Württemberg, dessen Erscheinen die Leser unserer Zeitschrift besonders begrüßen werden, sind an die Bearbeiter schon verteilt. Wolfgang Müller

Gerhard Silberer: Pestalozzi und die Anfänge einer zentralen staatlichen Lehrerbildung im deutschen Südwesten. Diss. phil. Heidelberg, 1968 (Rotaprint-Verfahren).

Zwei Fakten begründen und rechtfertigen die Wahl des Themas: das bisherige Fehlen einer Gesamtdarstellung über die Entwicklung der badischen Lehrerseminare in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf der einen Seite und auf der anderen der Abschluß der kritischen Gesamtausgabe des literarischen Werkes und der Briefe Pestalozzis (1964 bzw. 1966). Entgegen den Erwartungen, die der Titel nahelegt, nimmt die Behandlung des Pestalozzischen Einflusses den geringeren Raum ein (etwa $\frac{1}{3}$ der 376 Seiten). Das Hauptthema des Buches ist die Entstehung einer zentralen Lehrerbildung im jungen badischen Staat (nur das ist im Titel mit „im deutschen Südwesten“ gemeint). Sie wird hier zum ersten Mal als vollständig in den aus minutiösen Details zusammengeführten Entwicklungslinien und -stadien vorgestellt.

Die Schwierigkeit der Doppelaufgabe zeigt sich nicht nur in dem angedeuteten Mißverhältnis zwischen Titel und Inhalt – sie belastet auch die Durchführung der Arbeit. Das reiche Material, das der Verfasser mit außerordentlicher Akribie und Spürsinn aus Akten, Briefen, Berichten und literarischen Zeugnissen erhebt, wird teils chronologisch, teils thematisch geordnet, wobei nicht immer der gewählte Akzent dem Entstehen eines Gesamtbildes förderlich ist. Gelegentlich wird der Autor von seinen Funden an die Peripherie seines Themas gedrängt, ja manchmal sogar darüber hinaus, wie etwa in den Sentenzen zur späteren Bischofszeit des Seminardirektors Demeter (S. 205 ff.).

Das Verdienst des Buches liegt in den vielen reizvollen Details, die es zu beiden Themen zum ersten Mal in solcher Fülle zusammenträgt. Die Entwicklung der badischen Lehrerseminare in Karlsruhe und Baden-Baden/Rastatt/Ettingen, ihre Struktur und Ausbildungsweise, die soziale und regionale Herkunft der Seminaristen, die weltanschauliche und pädagogische Konzeption der Organisatoren und der Leiter dieser Anstalten ebenso wie die politischen und kirchenpolitischen Hintergründe der Seminargeschichte werden in vielen Einzelzügen aufgedeckt.

In der Darstellung der Pestalozzi-Rezeption wird deutlich – was in der Pestalozzi-Literatur sich häufig zeigt – daß der Haupteinfluß des großen Schweizer Pädagogen in seiner persönlichen Ausstrahlungskraft und seiner pädagogischen Grundhaltung lag, während seine Schriften und auch sein praktisches Werk in den verschiedensten Richtungen Annahme oder Ablehnung hervorriefen und zu Fehlinterpretationen Anlaß gaben. Die Tragik der letzten Yverdoner Jahre spiegelt sich in den Berichten und Erfahrungs-

gen der badischen Besucher. Besonders bedeutsam erscheint der Bericht des „Abgesandten“ Lodomus, Prof. der neuen Techn. Hochschule Karlsruhe. Ihn hat der Besuch bei Pestalozzi zu dem Vorschlag einer überkonfessionellen Lehrerausbildung angeregt – im Jahre 1810 wahrlich ein kühner Gedanke, auch in dem Baden, das 58 Jahre danach als eines der ersten Länder die simultane Schule geschaffen hat!

Im allgemeinen ist der Verfasser um sachliche Berichterstattung und Interpretation des Materials bemüht. Indessen verwundert den Leser das in den berichteten Fakten nicht begründete sehr negative Urteil über B. G. A. Holdermann, den Nachfolger Demeters in der Leitung des Rastatter Seminars. Zu wenig herausgearbeitet scheint uns der Beitrag I. H. v. Wessenbergs. Auf S. 302 betont der Autor selbst, daß Wessenberg „für die Förderung der Lehrerbildung und für die Rezeption Pestalozzis zur Schlüsselfigur des katholischen Oberlandes“ wurde; aber für dieses interessante Urteil sucht man die belegenden Fakten im Buche vergebens. Kurze Résumés am Ende der einzelnen Kapitel hätten das Voranschreiten in der Behandlung des Themas für den Leser leichter greifbar machen können.

Das Buch ist in einem leider sehr anstrengend zu lesenden Verfahren gedruckt. Den 376 Seiten des Textes folgen die Wiedergabe einiger Gutachten der Seminardirektoren Nabholz und Stern, 21 Seiten Quellen- und Literaturangaben sowie 19 Seiten Schaubilder zu den statistischen Angaben des Buches. Ein Personen- und Stichwortregister fehlt. Die reichen Quellen- und Literaturangaben werden für jede künftige historisch-pädagogische Arbeit über den südwestdeutschen Raum außerordentlich hilfreich sein.

Emmy Rühm-Constantin

Ferdinand Albert Graf: Südwestdeutsche Schulreform im 19. Jahrhundert.

Der Einfluß I. H. Wessenbergs auf die Gestaltung des Schulwesens (1802–1827). Verlag Anton Hain, Meisenheim am Glan, 1968.

Die Freiburger Dissertation von Ferdinand Albert Graf stellt eine wertvolle Erweiterung der Wessenberg-Literatur dar; ihre Bedeutung erhält sie durch die Konzentration in der Themenstellung und in der Quellenwahl. Das Thema ist allerdings nur aus dem Untertitel des Buches zu ersehen, es ist die Erforschung des Wessenbergschen Einflusses auf das Bildungswesen und auf die pädagogische Praxis im Bistum Konstanz, insbesondere im neugegründeten Lande Baden. Seine wichtigste Quelle findet der Verfasser in dem „Archiv für die Pastorkonferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz“, er versteht es, aus dieser Zeitschrift reiches Material für seine Fragestellung zu erheben.

Bei der bewußten Eingrenzung der Forschung auf die Jahre 1802–1827 muß der in den ersten beiden Abschnitten gezeichnete Aufriß von Wessenbergs Einstellung zu anthropologischen, pädagogischen und politischen Grundfragen fragmentarisch bleiben. Die Absicht des Verfassers ist hier vor allem, Wessenberg gegenüber dem Vorwurf eines „dogmatischen Aufklärers“ (so etwa bei Gröber und bei Stiefvater) zu rehabilitieren und ihn als einen vielseitigen, eklektisch vorgehenden Pragmatiker auszuwei-

sen. Durch das Abstecken eines aktuellen erziehungswissenschaftlichen Fragehorizontes hätten die Befunde ergiebiger eingeordnet und interpretiert werden können. Aber die Darstellung der theoretischen Position Wessenbergs ist für den Verfasser nur der weniger bedeutsame Hintergrund für sein Hauptthema, das im dritten, dem umfangreichsten Kapitel eine fundierte Bearbeitung findet. Hier gibt der Verfasser nicht nur einen detailreichen Einblick in Wessenbergs Volksbildungspläne und seine praktischen Anregungen und Maßnahmen. Er prüft auch, wo; wie und wie weit die Erlasse und Anordnungen realisiert wurden und zieht dabei mit beachtenswertem Spürsinn vielfältige Quellen heran (z. B. Bibliothekskatalog von Überlingen S. 69, Briefe). Wir erhalten so für den Bereich der Erwachsenenbildung wie für den der Jugend- bzw. Schulbildung ein recht deutliches Bild von den Ideen und Bemühungen des Bistumsverwesers wie von den tatsächlichen Zuständen in der Konstanzer Diözese der Jahre 1802 bis 1827, dem Jahre der Auflösung des Fürstbistums.

In dem Kapitel „Erwachsenenbildung“ stellt der Verfasser die Bemühungen Wessenbergs um die Ausbildung und Fortbildung der Priester und der Lehrer für ihre pädagogischen Aufgaben sowie um eine Erziehung der Eltern und die allgemeine Hebung der Volkskultur vor. Die Belege erweisen überzeugend, wie klar Wessenberg die Bedeutung dieser vier Aufgabenbereiche erkennt, wie scharfsinnig er die Verhältnisse beurteilt und wie konkret – freilich im Stil der Zeit oft patriarchalisch-diktatorisch – er Hinweise und Anordnungen gibt.

Eindrucksvoll bestätigt sich aus den Quellen, wie sehr vor kaum mehr als 150 Jahren die Volksbildung auf die Fürsorge und Mitarbeit der Geistlichen angewiesen war, aber auch wie ernst die Kirchenbehörde – d. h. hier der Verweser des Bistums, Wessenberg – diese Pflicht nahm. Daß solche freiwillig und mit großem Einsatz wahrgenommenen Pflichten auch als Rechte verstanden wurden und daß später die Emanzipation des Volksschullehrerstandes mit vielen Härten und vielem Unverständnis auf beiden Seiten belastet war, erscheint als eine fast natürliche Folge solcher historischer Fakten im Beginn des 19. Jahrhunderts.

In einem weiteren Kapitel wird über die Aktivität Wessenbergs im Bereich der Jugenderziehung und des Schulwesens berichtet. Alle zu seiner Zeit aktuellen Aufgaben nahm er in Angriff und förderte sie durch Erlaß und Rat, durch Kritik und Lob. Es sind dies: Gründung von Schulen, insbesondere Einführung der Sommerschule, d. h. des ganzjährigen Unterrichts auf dem Lande. Errichtung von Industrieschulen; Förderung der Mädchenerziehung, und zwar in allen Ständen; Sorge für das Niveau der Gymnasien und Neugründungen von Gymnasien an den der Säkularisierung entgangenen Klöstern; Unterstützung von „bedürftigen und hoffnungsvollen“ Schülern durch Stipendien, didaktische und pädagogische Förderung und Sicherung des Schulerfolges; Erneuerung des Religionsunterrichts auf der Grundlage der Bibel und eines neuen Katechismus in einfacher, volksnaher Sprache ohne „scholastische Redensarten und dunkle Bilder“; die Unterstützung bzw. Neugründung von Schulen und Heimen für Blinde, Taubstumme und für verwaarloste Jugendliche.

Am Schluß der Arbeit faßt der Autor die Organisationsformen, in denen Wessenbergs volkserzieherische Aktivität die Mitarbeit seines Klerus ge-

wann, im Überblick zusammen. Neben Visitationen, Konferenzen, dem persönlichen Briefwechsel und der individuellen Zuweisung von Aufgaben nennt er als hervorragendes Mittel der Kommunikation zwischen Behörde und Klerus und zwischen den Mitgliedern der Konferenzen die Hauptquelle seiner Untersuchung, das „Archiv für die Pastorkonferenzen in den Landkapiteln des Bistums Konstanz“.

Das Buch umfaßt 127 Seiten Text (dessen Lektüre leider durch eine ungewöhnlich große Zahl von Druckfehlern gestört wird), dazu ein 17seitiges Verzeichnis der wichtigsten Aufsätze des „Archivs für die Pastorkonferenzen...“ und zweier zugehöriger Monatsschriften, des weiteren einige bisher unveröffentlichte Briefe und einen von seinem Sekretär geschriebenen Lebenslauf Wessenbergs (14 Seiten) und 10 Seiten Literaturangaben. Emmy Rühm-Constantin

Fridolin Jehle: Wehr. Eine Ortsgeschichte mit Beiträgen von Erich F. Hampisch und Dr. Ludwig Schnitzler, hrsg. von der Stadt Wehr (Baden). Im Verlag der Stadt Wehr (Baden). 592 S., 3 farbige Tafeln, 169 Fotos und 1 Karte, 49 Strichzeichnungen im Text von Helene Manßhardt. 1969.

Es ist nicht immer eine Freude, sich mit den vielfach entstandenen und entstehenden Ortsgeschichten zu beschäftigen. Dr. Fridolin Jehles Buch über Wehr ist aber von vorbildlicher und ausgezeichneten Qualität: es verbindet eine umfassende Kenntnis des örtlichen Quellenmaterials, das der intensiven Verbindung mit dem nahen Basel wegen auch häufig dort zu erheben war, mit einer guten Kenntnis der allgemeinen Entwicklung in politischem und wirtschaftlichem Bereich und weiß das lokal Gegebene von daher in der richtigen Weise einzubauen und verständlich zu machen. Im Urteil ist J. vorsichtig und behutsam und läßt sich dadurch auch nicht verleiten, seinem Objekt Bedeutungen zuzuschreiben, die ihm nicht zukommen. Es gab einmal eine größere Herrschaft Wehr, zu der auch Schwörstadt, der westliche Hotzenwald und Todmoos zählten; gerade diese Randgebiete gliederten sich aus. Wenn diese Herrschaft im 14. Jahrhundert „Grafschaft“ hieß, hatte dies mit alten Grafschaftsbegriffen nichts mehr zu tun. Der Minnesänger Walter von Klingen, Freund Rudolfs von Habsburg, gründete nicht nur das Städtchen Klingnau, sondern auch die Kirche in Todmoos, das Kloster Sion und ein Frauenkloster in Wehr, das bald darauf als Kloster Klingental nach Kleinbasel verlegt wurde. Die alte Martinspfarre von Wehr, diesen Dominikanerinnen incorporiert, blieb eine ständige Brücke nach der nahen Bischofsstadt. Als in den Auseinandersetzungen um eine Klosterreform der Großteil des Konvents einen Ausweichplatz suchte, war Wehr wieder für zwei Jahre (1480–1482) Herberge der Nonnen, die, ihre Rückkehr durchsetzend, nun künftig in der leichteren Form der Augustinerinnen klösterliches Leben realisierten. Der Reformation widerstand ein Teil des Konvents bis zum Tod der letzten Klosterfrau 1557. Mit dem dann an die Stadt Basel fallenden Besitz kam auch die Pfarrei in die Hände der Reformierten, die aber, trotz des konfessionellen Unterschiedes ihre Obsorge nicht vernachlässigten. Bei Neubesetzung der Pfarrei erfolgte durch die Ortsherrschaft der Herren, seit 1668 Freiherrn von Schönau-Wehr als Lehensinhaber der österreichischen Herrschaft, eine Emp-

fehlung, später eine Präsentation nach Basel. 1818 wurde die Pfarrei von Basel als Zehntherrn abgelöst auf Betreiben der Schönau-Wehrschen Standesherrschaft. Die nächsten Hotzenwaldorte, die noch seit der Zeit der Besiedlung zur Pfarrei gehörten, waren schon 1787 in nähere Pfarrkirchen umgepfarrt worden. Schon im Mittelalter war Wehr ein Ort der Eisengewinnung; das aufblühende Eisenwerk stand im späten 17. Jahrhundert in scharfer Konkurrenz zu den neu entstandenen Hüttenwerken von Hausen und von Albruck. Das Wehrer Werk wurde 1819 staatlich und erlag 1860 der leistungsfähigeren Konkurrenz der auf Steinkohlenbasis arbeitenden Erze- werke. Doch eröffnete seit 1835 die Textilindustrie Betriebe in Wehr, so daß die aufstrebende Gemeinde, die seit der Eingliederung in den badi- schen Staat die Grenzen gegen das markgräfliche untere Wiesental über- wand, mit Recht schon des intensiv ausgebauten gewerblichen Lebens wegen, nach dem Status einer Stadt strebte. Was 1810 mißlang, hat endlich das Jahr 1950 gebracht. – Dieses schöne Buch, das auch mit allen erwünschten Listen (auch der Series parochorum) und Register ausgestat- tet ist, hat natürlich auch einige unbedeutende Versehen: so lies S. 78 in der 25. Zeile Gegensatz statt Grundsatz; S. 103 im 2. Abschnitt Zeile 13 1556 statt 1356; S. 130 2. Abschnitt 10. Zeile Freiberg statt Freiburg; S. 420 Anm. 19 28 statt 128 und S. 464 in der fünftletzten Zeile Heuzehnt statt Hauzchnt; zu S. 494: Schuldis war Prälat, nicht Domkapitular; S. 99: bei den jüngeren Kindern des 1431 verstorbenen Albrecht von Schönau ist das Sternchen, das Geburtsdatum einführt, durch das Kreuzchen für das Todesdatum zu ersetzen.

Wolfgang Müller

Robert Hensle: Erfeld, eine Gemeinde des Baulandes (1244–1964). Eine kulturgeschichtliche und heimatkundliche Betrachtung des oberen Erftales. Bürgermeisteramt Erfeld, Ingeb., 215 S., 20 Bilder.

Nicht weit von der Stelle, von der aus die Wasser sich besinnen, ob sie der Tauber, über die Seckach der Jagst oder als Erf direkt dem Main zufließen sollen, etwa in der Mitte zwischen den Kreisstädten Buchen und Tauber- bischofsheim, liegt das Dorf Erfeld. Seit zwei Jahrzehnten hat diese Landgemeinde, die im Gegensatz zu den umliegenden Dörfern noch am Anerbenrecht festhält und damit eine allzugroße Zersplitterung ihres Ackerlandes vermied, betont heimatlichen Geist durch Veranstaltungen und Feste zur Anschauung zu bringen verstanden. Nun hat ein Familienvater aus Mannheim, der in der Zeit der Evakuierung der zerstörten Großstädte mit den Seinen in Erfeld Zuflucht fand, in einer sehr sorgfältigen Weise eine Darstellung der Geschichte und der Verhältnisse Erfelds vorgelegt, die alle Anerkennung verdient. Zwar betont der Verfasser, daß er nicht als Fachmann hätte an diese Arbeit gehen können; er hat aber so viel Umsicht entwickelt und sich auch von Fachleuten, namentlich von Dr. Walter- Amorbach, Rat geholt, daß ein recht gediegenes Werk entstanden ist, für dessen Darlegung sich die Gemeinde dankbar einsetzte. – Auch Erfeld gehört von früh an in das Feld unmittelbarer Strahlkraft des Klosters Amorbach. 18 ihm zugehörige Güter waren in diesem zunächst noch recht kleinen Ort. Er war nicht Pfarrei, sondern Filiale von Bretzingen. Dem

vorgelegten Material nach hatte aber die Erfelder Kapelle schon seit 1581 ein Beerdigungsrecht und offenbar auch ein Taufrecht, auf das das Datum des Taufsteines (1588) hinweist. 1725 wurde eine Kaplanei in Bretzingen für Erfeld gestiftet, an deren Fundierung sich die Matrix mit $\frac{2}{5}$, die Filia aber mit $\frac{3}{5}$ beteiligte. 1734 kam es auch zu einem Neubau der Fialkirche: die heutige Dorfkirche, die neuerdings erweitert wurde. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erhielt dieses Gotteshaus eine Orgel, 1771 den Kreuzweg, ein Frömmigkeitsgeschichtlich bezeichnendes Datum. 1869 wurde Erfeld Pfarrei, wobei die Gemeinde eine große Belastung auf sich nahm. Die Vielzahl der Bildstöcke (17) und der Feldkreuze (8) ist für das Frankenland charakteristisch; zwei Kapellen stehen im Umkreis des Dorfes, von anderen sind noch Fundamente erhalten. Erfreulich sind die genauen Angaben des Verfassers über die örtliche Zusammensetzung des „Würzbüschels“ zum 15. VIII. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts kommen erste Nachrichten über Lehrer und ein primitives Schulhaus, aber noch 100 Jahre später beginnen erst die Bemühungen um die Sommerschule; bis dahin bleiben Schulversäumnisse ungestraft und war daher die Schulpflicht noch wenig wirksam. – Es sind dem Verfasser natürlicherweise kleine Ungenauigkeiten und Versehen unterlaufen: so zählt man den Türkenlouis nicht unter die Befreier Wiens 1683 (S. 40) – er wurde erst danach gegen die Türken erfolgreich; zur napoleonischen Zeit verzichtete der Bischof von Worms nicht auf die rechtsrheinischen Gebiete (S. 102), sondern das gesamte Wormser Bistum wurde aufgelöst; die nach einem Todesfall üblichen Seelenämter bezeichnet man nicht als „gestiftet“ (S. 195): gestiftet ist je nachdem (durch Hinterlegung eines entsprechenden Stiftungsbetrages, von dessen Zinsen die Gebühren getragen wurden) ein immer wieder zu feiernder Jahrtag; S. 38 lies als Jahr der Eroberung Konstantinopels nicht 451, sondern 1453. Das im Bretzinger Pfarrbetrieb 1600 als Termin genannte „goldene Fasten“ (S. 79) ist als Quatember zu interpretieren.

Wolfang Müller

Jahresbericht 1969

Die Ausgabe dieses Bandes hat sich durch die besonderen Schwierigkeiten der Redaktionsarbeit, die durch die notwendige Kommentierung der vorgelegten Berichte der KZ-Priester gekennzeichnet ist, verzögert. Trotzdem sei der Jahresbericht auf 1969 beschränkt, obwohl er auch schon für 1970 vorgelegt werden könnte, der aber dem nächsten Band zukommt.

Eine außerordentliche Versammlung konnte am 21. April 1969 in Säckingen stattfinden, die eine eigene Note dadurch empfing, daß sie als eine Gemeinschaftsveranstaltung des Kirchengeschichtlichen Vereins und des Verbandes der katholischen Historiker der Schweiz organisiert war. Vormittags führte der Zürcher Kunsthistoriker Prof. Dr. Reinle durch das neu renovierte Münster und den Münsterschatz. Beobachtungen an Ort und Stelle gaben Anlaß, sich in einer Eingabe an die zuständigen Stellen mit der Bitte zu wenden, sich intensiv um den Schutz alter Bauten in nächster Nähe des Münsters anzunehmen. Am Nachmittag referierte Dr. Fridolin Jehle, Säckingen, dessen Fleiß die ersten Bände einer Geschichte der Stadt Säckingen zu verdanken ist (zunächst herausgegeben als Archivausgabe, vorliegend in den wissenschaftlichen Bibliotheken, bis jetzt erschienen: St. Fridolin, sein Werk und seine Verehrung, 1968; Die Geschichte des Stiftes Säckingen Bd. I 1969), über „Grundprobleme der Säckinger Stiftsgeschichte“ und Staatsarchivar Dr. Georg Boner, Aarau, über „Die Pfarreien des Stiftes Säckingen“.

Eine zweite außerordentliche Versammlung fand am 9. Oktober 1969 in Mannheim statt. Der Fachmann für mittelhessische Kirchengeschichte, Universitätsprofessor Dr. Anton Philipp Brück, Mainz, sprach über „Das Bistum Worms im 16., 17. und 18. Jahrhundert“ und verwertete neue Quellen, um die äußerst kritische Situation dieses Bistums, in dessen Gebiet auch ein Heidelberg und ein Mannheim lag, in der Zeit nach der Reformation zu schildern. Wir dürfen hoffen, dieses Referat als Aufsatz in unserer Zeitschrift zur Verfügung gestellt zu bekommen.

Die jährliche Generalversammlung für 1969 fand am 20. Januar 1970 statt. Auf Grund umfangreicher Aktenpublikationen jüngster

Zeit konnte Universitätsprofessor Dr. Clemens Bauer referieren über „Altes und Neues zum Reichskonkordat“. Das lange von der Kurie gehegte Anliegen wurde von Papen aufgegriffen, von Hitler aus innen- und außenpolitischen Gründen begrüßt. Nach im Verborgenen geführten Verhandlungen wurde schließlich auch der deutsche Episkopat mit der Frage befaßt. Als dessen Vertreter wirkte Erzbischof Gröber bei den erneut durch Forderungen des Reichsinnenministers verschärften Besprechungen mit, die nur mühsam zu einem Abschluß kamen. Am Ende wollte jede Seite zunächst einmal Zeit gewinnen.

Der Kirchengeschichtliche Verein hat im Berichtsjahr verschiedene Mitglieder durch den Tod verloren, von denen einige besonders mit unserem Arbeitsgebiet verbunden waren: Pfarrer i. R. Ernst Bernauer in Meersburg, Pfarrer i. R. Anton Brutscher in Sinzheim, Universitätsprofessor Dr. Otto Stegmüller in Freiburg, Ordinarius für Religionsgeschichte, der wie kaum ein anderer seiner Kollegen seine wissenschaftlichen Interessen auch im Bereich der Diözesangeschichte ansetzte, so in den Fragen spätmittelalterlicher Frömmigkeit, der Verehrung eines Bernhards von Baden oder speziell örtlicher Probleme – so durfte man von ihm die Herausgabe einer verlässigen Geschichte seiner Heimat Wintersdorf erhoffen, was sein früher Tod leider verhindert hat –, Pfarrer i. R. Karl Reichert in Kirchhofen, Domkapitular Prälat Dr. Franz Vetter in Freiburg, der nicht nur ein regelmäßiger Besucher unserer Jahresversammlung war, sondern auch in allen Gesprächen, die man mit ihm führen konnte, die Aufgeschlossenheit für diözesangeschichtliche Thematik offenbarte, Pfarrer i. R. Alois Siegel in Reute, ein hervorragender Kenner im Gebiet der religiösen Volkskunde, die so sehr der Pflege und Aufhellung bedarf, und schließlich Pfarrer i. R. Joseph Stephan in Rinschheim, dessen fleißige historische Arbeiten im Gebiet der badisch-fränkischen Lande unvergessen bleiben werden.

Die immer und immer wieder laut werdende Klage über allzusehr schwindendes Interesse an den geschichtlichen Werten der Vergangenheit läßt um so mehr den Dank an alle formulieren, die zum Gelingen dessen beihelfen, was sich der Kirchengeschichtliche Verein der Erzdiözese Freiburg als Ziel gesetzt hat: allen Mitarbeitern, allen Mitgliedern und Freunden, besonders aber auch der Kirchenbehörde, dem Kultusministerium und dem Werbefunk für die uns so notwendigen finanziellen Zuschüsse.

Wolfgang Müller

Kassenbericht 1969

(31. Dezember 1969)

Einnahmen:

Mitgliedsbeiträge	DM 15 176,—
Erlös aus dem Kommissionsverkauf vom FDA	„ 1 016,50
Zuschuß vom Erzb. Ordinariat	„ 6 000,—
Zuschuß vom Kultusministerium Stuttgart	„ 2 000,—
Verkauf alter Bände vom FDA	„ 95,—
Zinsen	„ 84,06
	<u>DM 24 371,56</u>

Ausgaben:

Restzahlung für den Druck vom 88. Band vom FDA	DM 9 586,30
Anzahlung für den Satz des 89. Bandes vom FDA	„ 6 687,18
Honorare für den 88. Band vom FDA	„ 4 869,50
Referentenhonorare zu Tagungen	„ 480,—
Kosten für Porti, Verpackung zum Versand des 88. Bandes und Telefongebühren	„ 1 650,89
Druckkosten für Einlagen	„ 255,55
Auswärtige Tagungen in Säckingen und Mannheim	„ 184,80
Adremaarbeiten	„ 45,—
Inserate zu den Tagungen	„ 160,95
Eintragungen im Einwohnerbuch Freiburg	„ 43,—
Mitgliedsbeitrag für German. Nationalmuseum	„ 15,—
Verschiedene kleiner Kosten	„ 42,34
	<u>DM 24 020,51</u>

Kassenbestand am 3. Dezember 1968	DM 736,85
Einnahmen 1969	„ 24 371,56
	<u>DM 25 108,41</u>
Ausgaben 1969	„ 24 020,51
Kassenbestand am 31. Dezember 1969	„ 1 087,90

Mitgliederstand am 3. Dezember 1968	1174
Zugang 1969	7
	<u>1181</u>
Abgang durch Tod 1	
Abgang durch Wegzug 2	
Abgang durch Austritt 1	4
Mitgliederstand am 31. Dezember 1969	<u>1177</u>

Paul Kern

